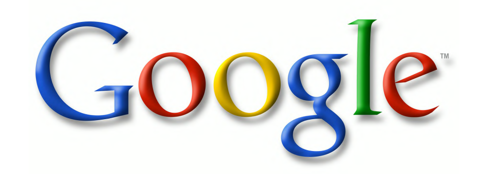
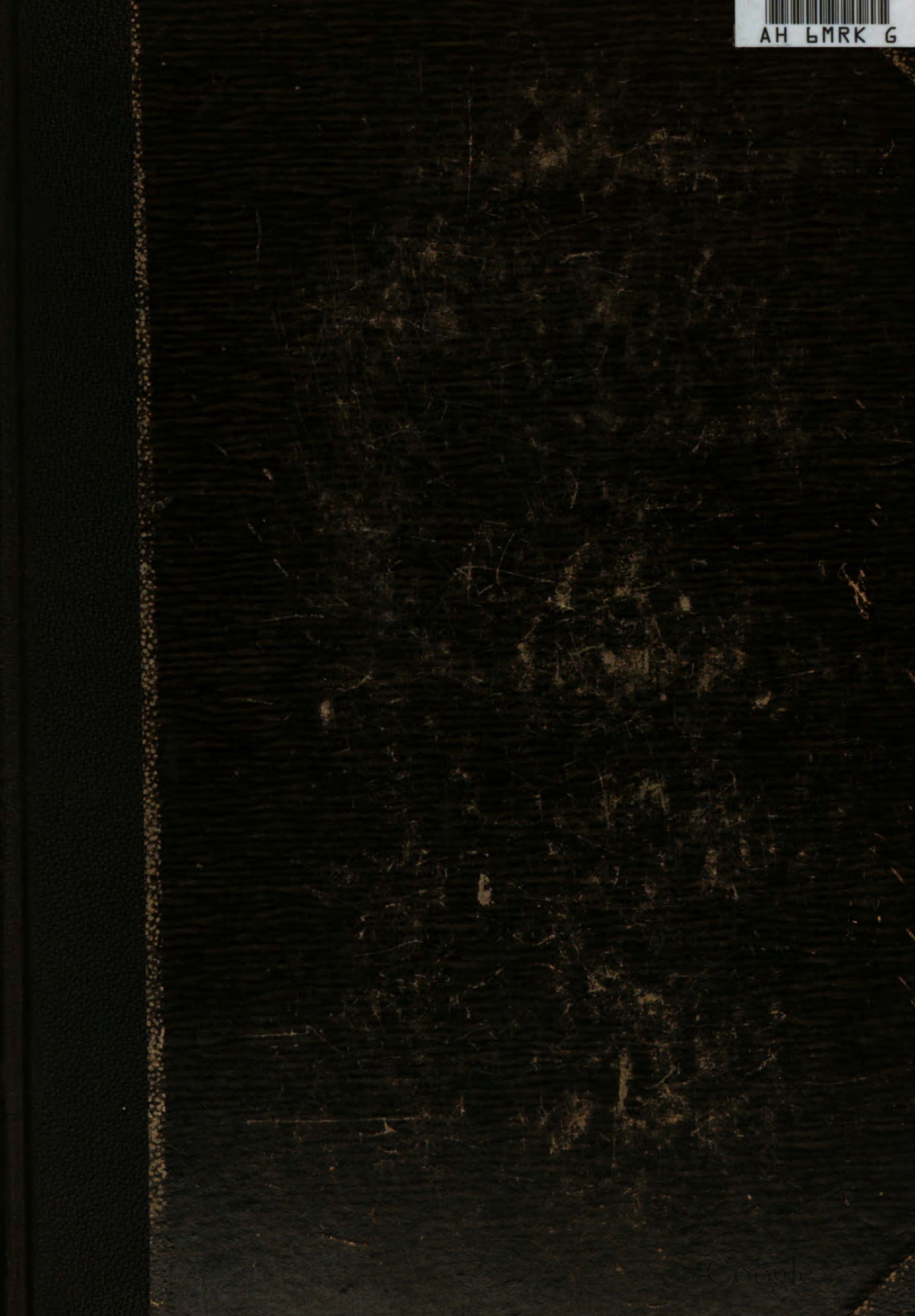
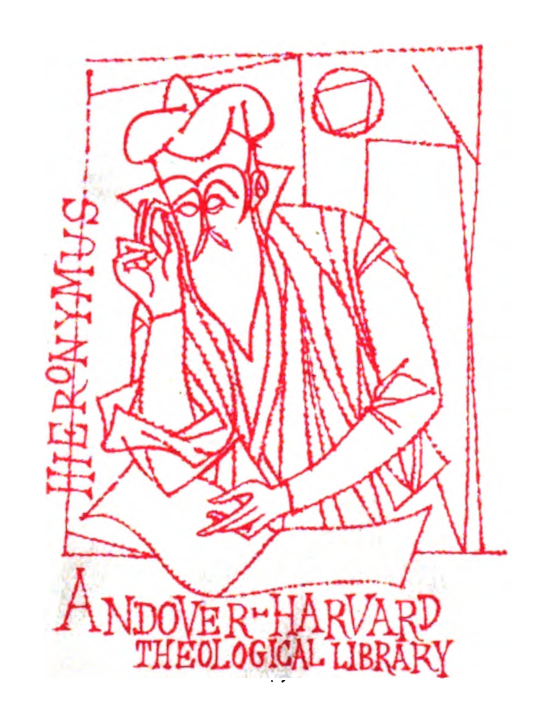
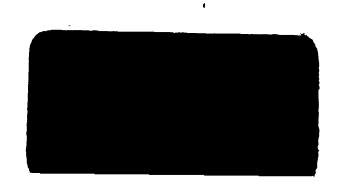





HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY



Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:

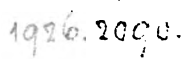
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittenberg oder Basel, an meine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit.

Oecolampad an Luther.

Basel.
Buchdruckerei J. Frehner.
1898.



Inhalts-Verzeichnis.

1. Reden, Betrachtungen und Erzählungen.

2. Kirchenpolitisches und Sociales.

3. Litterarisches und kleinere Mitteilungen.

4. Gedichte und Aphorismen.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 1. Samstag, 1. Januar 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. **A. Altherr** in Basel, Pfr. **H. Andres** in Bern, Pfr. **W. Bion** in Zürich,
Pfr. **O. Brändli** in Basel, Pfr. **A. Steiger** in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. **Oecolampad an Luther.**

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt **2 Fr.** für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Neujahrslied.

Ernste Mittnachtglocken schallen
In den Landen weit und breit;
Eine Blüte ist gefallen
Von dem Baum der Ewigkeit.
Und ein Schifflein ist gelandet
Und erloschen ist ein Licht,
Manche Hoffnung ist gestrandet,
Aber Gottes Liebe nicht.

Nah und näher zu dem Grabe
Führet uns so Jahr um Jahr;
Ach, wie bald, wie bald ich habe
Müden Fuß und graues Haar!
Hat dein Herz ein Glück gefunden,
Weißt du nicht, ob's morgen bricht;
Wechseln kann die Gunst der Stunden,
Aber Gottes Liebe nicht.

Schwebst du nun, aus ewigen Auen,
Neues Jahr, der Erde zu,
Singen wir mit Gottvertrauen:
Sei uns recht willkommen du!
Können wir auch nicht entwirren,
Was das Schicksal doch uns flicht;
Nur getrost, der Mensch kann irren,
Aber Gottes Liebe nicht.

G. Steiger.

Die Gaben des neuen Jahres.

Was wird uns das Jahr 1898 bringen?

Erstens bringt uns das neue Jahr zweiundfünfzig Arbeitswochen. Sie sind ein Geschenk des Himmels, nicht zur Last und zur Qual uns gegeben, sondern zur Freude und zum Segen. Wir wollen sie ausfüllen mit dem Fleiß unseres Kopfes und unserer Hände. So werden wir am nächsten Altjahrabend zwar keine Millionäre, aber innerlich gesunde und zufriedene Menschen sein. Denn die Arbeit bäckt unser Brot, webt unser Hemd und unsern Rock, zimmert unser Stübchen und das Bett und den Tisch und den Stuhl darin und das

selbsterworbene Brot ist so schmackhaft und der selbstverdiente Rock sitzt so nobel und im eigenen Bett schläft sich so ruhig. Die Arbeit bewahrt unsere Seele vor unnützen Sorgen, Langerweile, Launen, Leidenschaften und Lastern, und gewöhnt unser Herz an die Tugenden der Selbstbeherrschung, der Ordnungsliebe, der Pflichttreue, der Gewissenhaftigkeit, der zähen Ausdauer, der unermüdlichen Geduld und endlich gibt sie uns das stolze Gefühl, nützliche Glieder der Gemeinde, des Vaterlandes, der Menschheit und Gottes Werkzeuge und Mitarbeiter zu sein. Heil jedem, der in den zweiundfünfzig Arbeitswochen seine Pflicht thut. Wer aber aus Hochmut den Arbeiter oder aus Trägheit die Arbeit verachtet, der denke an den ersten Napoleon: als dieser eines Tages auf den Boulevards von Paris einem schwerbepackten Arbeiter begegnete, wich er ihm freundlich aus und sagte zu ihm: Respekt vor der Last! Mußt du zu Grabe, ehe die zweiundfünfzig Arbeitswochen zu Ende sind, so wird ein guter Freund an deinem Grabe sagen: du hast gewirkt, so lange es für dich Tag war; deine Werke folgen dir nach.

Zweitens bringt uns das neue Jahr zweiundfünfzig Sonntage und einige Festtage. Sie sind ein Geschenk des Himmels, nicht zur Selbstquälerei und nicht zur Ausgelassenheit uns gegeben, sondern zur Reinigung und Stärkung Leibes und der Seele. An diesen Tagen soll unsere Losung sein: „Schau in dich! schau um dich! schau über dich!“ Wir sollen sie ausfüllen mit guten Gedanken, mit heiligen Entschlüssen, mit aufrichtigen Gebeten, mit Worten und Werken des Friedens und der Versöhnung, mit Thaten der Freundlichkeit, des Mitleids und des Erbarmens und vor allem mit der Pflege edlen Familienlebens. Hört ihr die Kirchenglocken läuten? Seht ihr den grünen Wald blinken und winken? Achtet ihr der Kinder, die am Sonntag ihres Vaters, ihrer Mutter wieder einmal so recht von Herzen froh werden möchten? Ach so viele wissen nicht, was sie am Sonntag haben und treten ihren größten Wohlthäter zweiundfünfzig Mal im Jahre mit Füßen, treten mit Füßen ihren eigenen Leib, ihre eigene Seele. Heil jedem, der an diesen zweiundfünfzig Sonntagen sich selbst, seinen Gott und seine Brüder wiederfindet. Und der Sonntage perlenfunkelndes Diadem sind die Festtage. Am Charfreitag lernen wir unser Kreuz in Geduld tragen — wer hat solches nicht nötig? An Ostern schwingt sich unser Glaube an den Sieg der Wahrheit wie auf Adlersflügeln empor — wer will ohne diesen Glauben bestehen im Kampfe des Lebens? An Pfingsten flehen wir um die Gabe aller Gaben, um den heiligen Geist — soll ein anderer Geist deine Seele erfüllen und regieren? Am Bettag erinnern wir uns, was wir am Vaterlande haben und was wir ihm schuldig sind — bist du so arm an innerem Leben, daß dir nicht einmal die Heimat etwas ist? Und an Weihnachten endlich tauchen wir in einen goldenen Strom von Licht und Liebe, der die Seele läutert und sie in einen Gottesgarten wandelt, darinnen alles blüht, was wahrhaft ist und ehrbar, was gerecht und rein, was lieblich ist und wohllautet, jegliche Tugend und jegliches Lob — möchtest du ein Bettler ohne Weihnachten sein? Sinkst du aber zu Grabe noch vor dem nächsten Weihnachtsfeste, noch ehe der Kranz der zweiundfünfzig Sonntage des Jahres 1898 geschlossen ist, so fahre in Frieden von dannen — deine Augen haben Gottes Heil geschaut.

Drittens bringt uns das neue Jahr, was jedes Jahr uns bringt: gewöhnliche Erlebnisse, wie sie alle Tage uns widerfahren, außerordentliche Erlebnisse, wie sie nur selten unsere Seele mit frohem Jubel oder mit tiefem Leid erfüllen. Aber was immer Gewöhnliches und Außergewöhnliches uns widerfahren mag, es begegnet uns nichts wider die Ordnung Gottes, es be-

gegnet uns nur, was Gott will. Wer schon vierzig und mehrmal dem Geläute der Altjahrabendglocken gelauscht hat, den können des Lebens wechselnde Freud- und Leidgeschicke nicht mehr dauernd irren und verwirren. Wenn das neue Jahr anbricht, so betet er: gib mir o Gott, ein festes Herz! Gott gibt es ihm und fröhlich zieht er auch im neuen Jahr seine Straße.

Huldreich Zwingli, von Dr. R. Stähelin.

Es gereicht uns zu besonderer Freude, heute am 1. Januar, dem Geburtstag Huldreich Zwinglis, das Erscheinen des vierten Halbbandes der von Professor Dr. R. Stähelin verfaßten Biographie des schweizerischen Reformators anzeigen zu können. Das ganze von der Verlagsbuchhandlung Benno Schwabe in Basel würdig ausgestattete Werk ist nun abgeschlossen, ein gut fundamentiertes und edel gemeißeltes Denkmal des Propheten von Zürich, der ein christlicher Charakter und zugleich einer der besten Eidgenossen aller Zeiten war. Es wäre zu wünschen, daß nicht bloß Pfarrer, Geschichtsfreunde und theologisch gebildete Laien, sondern auch unsere Staatsmänner und zwar nicht bloß die protestantischen, sondern auch die katholischen, das Werk Stähelins studierten, sie könnten viel daraus lernen.

Der vorliegende abschließende Halbband bringt zunächst die Darstellung des Abendmahlsstreites zwischen Luther und Zwingli, um dann in zehn weiteren Kapiteln die Thätigkeit des letzteren als schweizerischen Reformators, seine politischen Kämpfe und seinen Tod bei Kappel zu schildern. Unsere Leser werden uns Dank wissen, wenn wir zwei Abschnitte aus dem Schlußkapitel „Zwinglis geschichtliche Nachwirkungen" hier mitteilen:

„Als Prophet", so schreibt Stähelin, „lebte Zwingli nach der Schilderung Bullingers in der Erinnerung seiner Schüler fort, aber als ein Prophet, dem wie den Gottesmännern in Israel der Eifer für die Ehre Gottes mit demjenigen für die Wohlfahrt und die sittliche Erneuerung des Vaterlandes in engster Verbindung stand und der keine andere Reformation der Kirche anerkennen wollte als eine solche, durch die zugleich das sittliche und sociale Leben des Volkes von der erneuernden und heiligenden Kraft des Evangeliums durchdrungen und umgestaltet werden sollte. Was ihm schon als Pfarrer zu Glarus als die einzige Rettung des darniederliegenden Vaterlandes erschienen war, das war durch seine kirchlichen Reformbestrebungen wohl erweitert und vertieft, aber nicht verdrängt worden und blieb in dieser religiösen Vertiefung das Ziel, in dessen Verfolgung er sein Leben dem Vaterland zum Opfer gebracht hat. Er ist gestorben, wie derselbe Bullinger bei der Erzählung seines Todes in seiner Reformationsgeschichte kurz zusammenfassend sagt, weil er dem Worte Gottes in der ganzen Eidgenossenschaft freie Bahn machen und die Abstellung der Pensionen durchsetzen wollte. Es war nicht seine Absicht, wie ihm Luther vorgeworfen hat, die evangelische Lehre durch die Gewalt die Waffen seinen katholischen Volksgenossen aufzuzwingen. Was er von ihnen verlangte, war nur, daß in ihrem Gebiet und in den gemeinsam verwalteten Unterthanenländern die Predigt des Evangeliums freigegeben und die, welche sich zu ihr bekannten, nicht mehr verfolgt werden sollten, und daß die Quelle der sittlichen Korruption, in der er mit Recht ein wesentliches Hindernis für die Annahme dieser Predigt erblickte, durch das Verbot der fremden Pensionen und Kriegsdienste verstopft werden sollte. Er hat sein Ziel nicht erreicht.

Die kriegerische Politik, durch die er es meinte verfolgen zu müssen, hat nicht nur ihm selbst den frühzeitigen Untergang, sondern auch seinem Werke schwere und nicht wieder zu ersetzende Einbußen gebracht, und der Heroismus des Glaubens, wie ihn Luther übte, abgesehen davon, daß er das wahrhaft prophetische Ideal in noch reinerer Weise zur Darstellung brachte, hat sich auch in den Erfolgen größer erwiesen als der Heroismus der That, zu dem sich Zwingli auf Grund seiner eigentümlichen Verbindung religiöser und politischer Ziele berufen glaubte. Aber die hohen patriotischen Ideen, für die er kämpfte und in den Tod ging, sind wirksam geblieben. Sind auch manche derselben erst im 19. Jahrhundert zur Anerkennung und Durchführung gelangt, so haben doch schon vorher die neuen sittlichen Forderungen, die er im Gegensatz zu der die Zeit beherrschenden macchiavellischen Politik an die Leiter des Staats stellte, in der fortgesetzten Bekämpfung der Pensionen und der auswärtigen Kriegsdienste, sowie in den mannigfachen Bestrebungen zur Hebung des sittlichen Lebens, der Schule und der allgemeinen Wohlfahrt kräftigen Widerhall gefunden. Seine Reformation hat besonders in Zürich und in den sich anschließenden Städten eine Veredlung der Lebensauffassung, eine Hebung und Läuterung des Pflichtgefühls bei den Obrigkeiten wie bei den Unterthanen und eine Regsamkeit des wissenschaftlichen Strebens hervorgerufen, die sie auf den verschiedensten Gebieten, der Staatswissenschaft, der Schule, der häuslichen und der öffentlichen Sitte zum Ausgangspunkt einer neuen und höheren Entwicklung gemacht haben, und man wird von manchen der von Zwingli gegebenen Anregungen sagen müssen, daß sie auch für die Gegenwart ein noch unerreichtes Ideal christlicher Gemeinschaftsordnung und Volkserziehung aufgestellt haben."

Den schönen Schlußstein aber bilden folgende Worte Stähelins:

„Und wenn man sich fragt, was Zürich nach der erschütternden Niederlage, die nicht nur auf die Feinde, sondern auch auf manche Freunde den Eindruck eines Gottesgerichtes machte, dennoch die Kraft gab, ohne Wanken an dem von Zwingli verkündigten Glauben festzuhalten, so kann die Antwort doch nur darin liegen, daß dieser Glaube in seiner die Seelen rettenden Kraft sowohl durch den Eindruck von Zwinglis Persönlichkeit, wie durch die überzeugende Macht seiner Belehrung zu fest in den Herzen gepflanzt worden war, als daß ihn auch der schwerste Sturm wieder hätte entwurzeln können. Ja gerade die Art, mit der Zwingli in der schwersten Krisis seinen Glauben bewährte, konnte der Wahrheit seiner Lehre in den Augen seiner Gemeinde nur zur Bestätigung dienen. Ohne ein Wort der Anklage gegen Andere, aber auch ohne eine Spur eigener Unsicherheit und Verzagtheit sah man ihn dem Tode entgegengehen, auch auf dem Schlachtfeld noch mitten im Untergang seiner politischen Pläne und Hoffnungen die Seinen tröstend und ermutigend und an dem fröhlichen Vertrauen festhaltend, daß Gott ihn in den Kampf gestellt habe und daß er auch in Zukunft sein Werk erhalten werde. So wurde gerade sein Tod trotz allen seinen Schrecken das sicherste Siegel für die von ihm verkündigte evangelische Wahrheit. Er zeigte deutlicher als der größte Erfolg nach außen die innere Unabhängigkeit seines in Gott gegründeten Glaubens von den damit verbundenen politischen Bestrebungen und konnte den Eindruck des Prophetischen nur befestigen, den er während seines Lebens durch sein geistesmächtiges Wort und Wirken gemacht hatte. Er brachte an ihm selbst zur Erfüllung, was er wenige Monate vorher in seiner Auslegung des 38. Kapitels des Jeremia über die Kennzeichen und Aussichten des prophetischen Berufes gesagt hatte: „Wenn der Fuhrmann zum Ziele kommen

will, darf er nicht darauf achten, wie viele von seinen Werkzeugen auf der Reise zu Grunde gehen. Wir sind Gottes Werkzeuge; es gibt keines derselben, das nicht geschädigt, gebrochen oder ermüdet wird. Trotzdem führt der himmlische Wagenlenker den Rat, den er sich vorgenommen, durch solche Mittel zum Ziel, auch wenn wir gebrochen werden und für die Welt zu Grunde gehen. Darum darf es uns nicht verdrießen, wenn wir bei der Herstellung des wahren Christentums auf Mühe und Arbeit stoßen. Wird uns nichts vergönnt, den Ausgang zu schauen, so wollen wir denken, daß uns nicht anderes widerfährt, als denen, die auf dem Schlachtfeld kämpfen. Hier erwerben die den Sieg, die entweder fallen oder selbst kämpfen, nicht die Zuschauer. Wir sollen uns darum nicht grämen, wenn wir auch die Herstellung selbst nicht mehr schauen dürfen. Es ist einer, der uns sieht und uns belohnt. Es wird solche geben, die sich ihrer auf Erden freuen werden, während wir im Himmel den himmlischen Frieden erlangt haben."

Wochenschau.

Geld! Für Geld! Um Geld! Das ist die Losung auf Erden. Sie steht unsichtbar auf den Flaggen der deutschen, russischen und englischen Kriegsschiffe, die nach China unterwegs sind. Das Reich der Mitte wird nun in die Mitte genommen wie ein Kohlblatt, an welchem drei Kaninchen zu beißen anfangen. Und wer wollte den deutschen Kaiser tadeln, daß er seinen Bruder Heinrich mit einer Flotte nach dem gelben Meer schickt? Er thut es ja in guten Treuen für sein Deutschland, das, wo andere nehmen, nicht bloß zuschauen soll. Er hat ganz recht. Nachdem Rußland eine Bahn durch Sibirien zu bauen angefangen, um auf derselben die Schätze Chinas heimführen zu können, nachdem England seine breite Hand schon lange auf Indien gelegt hat, denkt jetzt der deutsche Kaiser, es sei Zeit, daß auch sein Volk sich rühre und dieses Volk wird es ihm danken. Eine andere Frage ist, ob die drei niedlichen Tierchen, welche jetzt das Kohlblatt anbeißen, sich im Frieden mit einander vertragen und während der Mahlzeit nicht über einander herfallen. Es komme wie es muß. Nur sollte niemand heucheln und thun, als ob es sich bei diesem Beutezug um die zwei katholischen Missionare handle, welche in China ermordet wurden. Wenn in diesem Lande mit seinen 450 Millionen Einwohnern nicht ungeheure Reichtümer vorhanden wären, die Europa zu gut kommen sollen, so hätten tausend Missionare ermordet werden können, ohne daß ein einziges Schiff seine Anker gelichtet. Man sah es ja in Armenien und Griechenland, wie gleichgültig das Christenblut den Monarchen ist. Aber was vorderhand ein bloßes Geldgeschäft und nach strengem Recht ein Raub ist, das wird durch Gottes Walten zuletzt doch auch der Kultur und dem Evangelium zu gut kommen. Wenn die Kanonen geredet haben und der Pflug den Acker zubereitet hat, werden auch die Säemänner nach China kommen und dort guten Samen streuen. Es ging noch immer so.

Geld! Für Geld! Um Geld! ist die Losung auf Erden. In Frankreich spielt sich eine herzzerreißende Geschichte ab. Ein jüdischer Offizier ist wegen Landesverrats kriegsgerichtlich verurteilt und auf eine Insel mit tötlichem Klima verbannt worden, wo er die Seele voll Marter langsam dahinstirbt, während Weib und Kinder in Paris vor Jammer vergehen. Nun erklärt ein französischer Protestant namens Scheurer-Kestner, der Vize-Präsident

des Senats, er habe die Beweise in seiner Hand, daß Dreyfus unschuldig ist, denn das Blatt Papier, das ihn des Verrates anklagte, ist gefälscht und sehr wahrscheinlich von einem seiner Feinde, namens Esterhazy, geschrieben. Nun geschieht das Unglaubliche. Die antisemitische Presse sucht mit Drohungen eine genaue Untersuchung zu hintertreiben. Mit ihr verbindet sich das eitle Franzosenvolk und nennt Scheurer-Kestner von den Juden bestochen. Die Pariser Studenten geberden sich wie betrunkene Affen und bringen dem, der das Unrecht aufdecken will, Katzenmusiken. Jeder, der dem Juden Dreyfus zu seinem Recht helfen will, wird beschimpft. Unter den Beschimpften ist auch Zola. Die berühmte französische Zeitung, der „Figaro", trieb zuerst wacker zur Untersuchung, aber jetzt macht sie aus Furcht, Abonnenten zu verlieren, Kehrtum. Und nun ist noch sehr ungewiß, ob das Recht wirklich an den Tag komme, weil das Volk der Franzosen wieder einmal einen Verräter haben will und es über einen Juden hergeht. Das ist für Frankreich schlimmer als ein verlorener Krieg, denn es geht hier nicht um ein Stück seines Landes, sondern um seine Ehre, die ihm mehr wert sein sollte als Elsaß-Lothringen. Aber das merken die ehrsüchtigen Franzosen nicht und ein Blatt wie der Figaro ändert die Meinung, weil ihm eine Einbuße an Geld droht.

Geld! Für Geld! Um Geld! ist die Losung auf Erden. In Genf brachten die Socialisten einen Antrag auf Trennung von Kirche und Staat vor den dortigen Großen Rat. Laut demselben sollte das Kultusbudget gestrichen und das Kirchengut zum Bau und Unterhalt eines Invaliden-Asyls verwendet werden. Unterstützt wurden die Socialisten von den römischen Katholiken, weil die Genfer Landeskirche protestantisch und altkatholisch ist. Aber zuerst wies der Große Rat das Projekt ab und hernach am 19. Dezember auch das Volk mit 7755 gegen 3299 Stimmen. Der Sieg wäre sehr schön, wenn man annehmen dürfte, bei den 7755 habe nur die Liebe zur Kirche den Ausschlag gegeben, aber es hat gewiß ebensosehr auch die Rechnung mitgewirkt, daß bei einer Trennung die Pfarrer aus dem Sack der Gemeindeglieder besoldet werden müßten. Indessen hat die Verwerfung doch auch ein inneres Recht, denn die Pflege des religiösen Lebens ist für ein Gemeinwesen von größerer Bedeutung als gemeinhin angenommen wird. Das dafür aufgewendete Geld wird in Genf und anderswo nicht weniger gut angelegt sein als das, welches für die Beleuchtung der Straßen, den Jugendunterricht und die öffentliche Sicherheit ausgegeben wird. Nach erfolgter Trennung würde das Geld in der religiösen Propaganda eine noch viel größere Rolle spielen als jetzt und das wäre gewiß nicht vom Guten. Es ist besser, daß von Staatswegen eine Anstalt vorhanden ist, in welcher alle Gottes Wort haben können, ohne sich vor einem Komitee bedanken und verbeugen zu müssen, das aus ein paar reichen Herren und Damen besteht. Gerade die Socialisten sollten das in erster Linie verstehen.

Pfarrer J. Miville †.

Am 27. Dezember 1897 verschied in Basel, fast 86 Jahre alt, der Senior der hiesigen Geistlichen, der 45 Jahre lang als Pfarrer zu St. Peter gewirkt und seit zehn Jahren im Ruhestand gelebt hat. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, deren äußerer Beruf mit ihrer Anlage und Begabung vollkommen zusammenstimmt. Wer ihm begegnete, der sah es ihm an was er

war, er verriet in Aussehen und Haltung, wie in Wort und Ton sofort den Pfarrer. Eine stattliche, wohlthuende Erscheinung, ein seelenvolles Organ, eine natürliche Beredsamkeit, Menschenfreundlichkeit und fester Glaube waren die Mittel, durch die er mächtig auf die Menschen wirkte, eine große seelsorgerliche Thätigkeit entfaltete und vor zwanzig Jahren der beliebteste Prediger in unserer Stadt war. Das Einbrechen der freisinnigen Richtung in die Kirche sah er nicht gern, er trat ihr überall in und außer dem Amte entgegen, fest und gelegentlich sogar derb, aber seine Bildung und sein gutes Herz oder vielmehr das Christliche an seinem Wesen bewahrte ihn davor, jemals ungeberdig zu thun; anders gerichtete Amtsbrüder hatten sich über ihn nicht zu beklagen. Wenn er fragte: Wie geht es Ihnen? lief es einem warm über's Herz und wir glauben, es sei ihm ernst gewesen, wenn er sein „Gott segne Sie“ auch zu ihm Fernestehenden sagte. Ich bewahre eine persönliche Erinnerung an ihn. Es was im Oktober 1874. Ich hatte mein Amt zu St. Leonhard noch nicht angetreten und ging zum ersten Mal in die hiesige Pastoralgesellschaft. Ein Kollege aus dem kleinen Basel traktierte das Wort Jesu „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben“ und setzte auseinander, die Christen in Basel haben bei der letzten Pfarrwahl am 28. Juni 1874 nicht recht gebetet, sonst wäre nicht das furchtbare Unglück passiert, daß ein Reformer gewählt wurde! Herr Pfarrer Miville, der hinter mir saß, fand wahrscheinlich, es sei eine etwas sonderbare Begrüßung für den Gewählten und sagte mir halblaut ins Ohr: „Si miend's nid ibel näh, er weiß nid, daß Sie do sind!“ Dem freundlichen Mahner bin ich für den guten Rat, den ich noch oft brauchen konnte, immer dankbar geblieben.

Gleichnisreden

aus „Jakob und Heirl“ von Jeremias Gotthelf.

1. Warum nicht, sagte Hans Jakobli und machte (verliebte) Augen dazu, daß man Cigarren daran hätte anzünden können.

2. Potz Türk, wenn man in den letzten zehn Jahren alle sturmen Köpfe in der Eidgenossenschaft hätte in eine Kasse thun können, unser Herrgott hätte den Himmel um ein Beträchtliches weiter hinauf machen müssen, sie wären ihm sonst bis vor die Füße gekommen.

3. Menschenfurcht ist der wahre Erbfeind der Menschen, der Türk der Christen, der Grund, warum man sich Christus und alles Guten schämt und dem Teufel nachzottelt durch Dick und Dünn.

4. Das Gespräch spuckte doch in manchem Gehirn herum und länger als eine Laxirig im Leibe.

5. Wenn den Weibern der Schnabel aufgeht — das ist ein See, welcher, wenn man ihn am Abend beim Tropfen abläßt, bei Sonnenaufgang schon wieder platsch voll ist.

6. Ihre Männer würden ihnen das Fell gerben, bis man Feuereimer daraus machen könnte.

7. Die Betten waren so miserabel, daß leicht eine hoffärtige Sau sich nicht darein gelegt hätte.

8. Es war als glaubten die Leute, im nächsten Winter werde es Dublonen schneien und darauf das tausendjährige Reich anfangen, wo man Tag und Nacht tanze nach himmlischen Baßgeigen.

9. Die Leute zogen hoffärtig auf, viele glänzten wie saftige Speckseiten über gelindem Feuer.

10. Er war ein solcher Sauertopf und doppelter Unflat, daß man bloß mit dem Gesicht den Rhein für ein ganzes Jahr total hätte vergiften können.

11. Es gibt Eltern, die ihren Kindern das Leben zu einer Pein machen, so daß ihnen das Diensthaus Egyptens wie ein halbes Paradies erscheinen würde.

12. Anna Marei macht ein Gesicht wie der Papst und gibt nicht drei Worte für einen Batzen.

13. Hans Jakob gehörte zu den Arbeitern, die exakt waren wie eine Sonnenuhr.

14. Es gab Finanzminister, die sich Plätzen am Hirni absinnten.

15. Wenn sie genug haben, so gehen sie über den Bach; es mahnt mich an die Blutsauger, die fallen auch ab, wenn sie sich vollgesogen.

16. Es ist mit dem Geld eine kuriose Sache, wenn man es am nötigsten hat ist keins zu finden; es ist mit ihm wie mit den Elstern im Juni, wo sie auch sämtlich verschwunden sind und kein Mensch weiß wohin.

17. Was das Gevatter-Bitten Hans Jakob für Schweiß kostete — er hätte ringer zwei Kindbetten selbst ausgestanden.

18. Kathri stichelte manchmal, daß man es mit dem Pelzhandschuh greifen konnte.

19. Sie waren nicht selbstsüchtig, ihr Maul, überhaupt ihr Fleisch war nicht ihr Herrgott.

20. Vernarrten Witwern kann ihre Narrheit Tage bereiten, gegen welche das Fegfeuer eine Kilbi ist.

21. Da kommen ihm die Gedanken hageldick, wenn sein Kopf ein Erdäpfelplätz wäre und seine Gedanken Erdäpfelstauden, kriegte er Vorrat auf viele Jahre.

22. Der Seidenherr in Basel wettert und blitzt, daß es dem Rhein übel wird und er kaum bei Basel vorbei darf, aus Angst, es verschlucke ihn der weitgeöffnete Schlund.

23. Er stellte sich vor, wie in einen heißen Ofen Krätzige kriechen und nach einem Schwitzbad von der Krätze frei werden sollen, so sei die Kirche auch ein Schwitzbad für die Sünder, wo sie den sündlichen Stoff ausschwitzen.

24. Der Lauf der Jahre ist der wahre Fortbildungskurs und Gott der Direktor, der ihn leitet.

25. Kathrinli schoß Anne Marei einen Blick zu, der durch einen eisernen Laden gegangen wäre.

26. Sie that zimperlicher, hochmütiger als nie, ging wie auf Stelzen und als ob sie mit der Nase ein Loch in den Himmel stupfen wollte.

27. Nicht wie die Radikalen in Frankfurt oder Bern, denen die Worte aus dem Maul laufen wie das Wasser aus der Brunnenröhre.

28. Das Geld weiherte sich allmählich, wie man im Bernbiet beim Wässern sagt, wenn nicht alles Wasser wieder abläuft, sondern stehen bleibt.

29. Die Basler haben ihre Nase zwischen Frankreich und Deutschland und ihre Finger in allen Weltteilen, und wo sie einmal die haben, bringt man sie mit keinem Lieb mehr weg.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 2. Samstag, 8. Januar 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Von der Geduld.

(Jak. I, 2—4).

Eine erfahrene Mutter schrieb ihrer in der Ferne weilenden, mit mannigfachen Sorgen beladenen Tochter, einen tröstlichen und ermunternden Neujahrsbrief, der manches gute Rezept für ein glückliches und zufriedenes Leben enthielt. Eines dieser Rezepte lautete: „Hüte deine Seele vor Ungeduld und alle Morgen bete zu Gott um Geduld; du wirst sie auch im neuen Jahr nötig haben wie das tägliche Brot.“ Diese Mutter kann der Hausarzt vieler Leute sein.

Hüte deine Seele vor Ungeduld! Die Ungeduld stammt aus dem Kleinglauben, aus einem Mangel an Vertrauen zu Gott, zu den Menschen, zu uns selbst. Sie macht uns nervös und aufgeregt bei der Arbeit und hindert dadurch den ruhigen Fortgang und das rechte Gelingen derselben; sie bringt uns aus der Fassung, aus dem schönen inneren Gleichgewicht bei den Unannehmlichkeiten, selbst den geringfügigsten, die der Alltag mit sich bringt wie der Sommer die Mücken und beraubt uns der Fähigkeit, sie unbeachtet zu lassen oder mit gutem Humor über sie Meister zu werden; sie versetzt uns in den Tagen des Schmerzes und der Krankheit in eine verzagte, mürrische und undankbare Stimmung, verzögert mehr als einmal die rasche Genesung und verbittert das Sterben; sie verunmöglicht einen freundlichen, verträglichen Verkehr mit den Menschen um uns her und reißt uns hin zu Geberden, Worten und Thaten, denen die Reue auf dem Fuße folgt. „Ungeduld wird oft zur Schuld!“

Was thut der Ungeduldige? Weil die Eiche nicht auf den ersten oder zweiten Streich fällt, wirft er die Axt bei Seite, räsonniert über das harte, knorrige Holz und das stumpfe Eisen und den Baum läßt er stehen; weil das Gesumme einer Fliege, die am Fenster ihr Liedlein singt, sein Mittagsschläfchen stört, schlägt er mit zorniger Faust die Scheibe ein und aus Aerger über ein Härchen in der Feder, leert er das volle Tintenfaß über den ins Reine geschriebenen Aufsatz; weil die Mixtur, die der Hausdoktor verschrieben, nicht

gleich nach den ersten Theelöffeln die Schmerzen gestillt hat, läuft er zu einem andern, zu einem dritten und vierten Arzt und zuletzt zum Quacksalber, der ihm sein Geld nimmt und das Uebel läßt; weil der Knabe mit einer Unart nicht gleich nach den ersten Verweisen aufhört, stellt er den „Schlingel", den „Strick", den „Strolch" vor die Thüre und nun sollen die Herren in der Pension oder in der Besserungsanstalt zusehen, wie sie mit dem Burschen fertig werden und weil die junge unerfahrene Magd am zweiten Tag den Braten verbrennt und am dritten das Feuer im Stubenofen ausgehen läßt, kündet er ihr auf Ende des Monats den Dienst. „Ungeduld wird oft zur Schuld!" Hüte deine Seele vor Ungeduld!

Und bete alle Morgen um Geduld! Die Geduld hat ihren Quell und zwar einen unversieglichen im rechtschaffenen Glauben, im Vertrauen auf Gott. Paul Gerhard, der die Schrecken des dreißigjährigen Krieges geschaut und am eigenen Fleisch und Blut gespürt hat, und in seinem Leben ein großes Kapital von Geduld brauchte, sagt es uns:

Geduld ist Gottes Gabe
Und seines Geistes Gut;
Er schenkt sie uns zum Stabe
Sobald er in uns ruht.
Der edle werte Gast
Erlöst uns von dem Zagen
Und hilft uns treulich tragen
Die größte Bürd' und Last.

Die Geduld ist unsere treue Gehilfin bei der Arbeit, die uns kleine und große Schwierigkeiten überwinden lehrt, nach anfänglichen Mißerfolgen den Schweiß uns von der Stirne trocknet und uns neue Wege und Auswege zeigt; sie lacht uns aus mit dem gutmütigen Lachen eines Freundes, wenn uns wegen der Spinne am Weg und der frechen Fliege auf unserer Nasenspitze und der versalzenen Suppe das Zornäderchen schwellen will und befreit uns mit einem munteren Scherzwort von dem Gefühle der Unlust; sie erinnert uns, daß wir wie die guten und gesunden so auch die bösen und kranken Tage wie Hiob aus Gottes Hand annehmen müssen, gibt uns Vertrauen zu dem Arzt, daß er sein möglichstes thut und erfüllt uns mit Dankbarkeit gegen die Hand, die uns das Kissen zurecht rückt, die Mixtur uns eingibt, das Fieber mißt und einige Blumenkinder, liebliche Boten der nie endenden Liebe Gottes, auf den Krankentisch uns stellt; und endlich gibt uns die Geduld auch die Fähigkeit, einerseits an die Besserung der Menschen zu glauben und uns anderseits in die Menschen zu schicken, die wir nicht ändern können, die so wie sie sind, getragen und ertragen werden müssen.

Was thut der Geduldige? Er ermüdet nicht bei der Arbeit und wenn es die Eiche zu fällen tausend Streiche braucht, so gibt er ihr tausend; er hört dem Gesumme der Fliege zu und denkt, auch dies Geschöpflein Gottes will seine Freude haben und er schläft über solcher Mitfreude ruhig ein; er wärmt sich in trüben Tagen an der goldenen Sonne vergangener schöner Tage, trinkt die bitterste Mixtur als wär's ein Gläslein guten stärkenden Landweins, und wenn alle Menschenkunst nichts hilft, so tröstet er sich: unser Wissen ist Stückwerk, wir sind Staub und Asche, des Herrn Wille geschehe; und wenn ihm die Menschen Mühe machen und ihn auf harte Proben stellen, so kommt ihm zu Sinn, daß dieses Mühemachen ein gegenseitiges ist und er wandert im

Geiste nach Weinsberg, wo Justinus Kerner, der Dichter, auf den Grabstein seiner Frau das Wort geschrieben hat: „Sie hat mich zwar nicht getragen, aber ertragen; das war ein schwereres Gewicht, als ich mag sagen.“ Bete alle Morgen zu Gott um Geduld!

Wir wissen es wohl, daß tausende von der Geduld nichts wollen und sie eine knechtselige Tugend schelten. Die wissen nicht, was Geduld ist. Sie nennen sie eine Tugend der Schwachen und ist doch eine Hauptkraft der Starken. Der ist schwach, der keine Geduld hat. Die Geduld ist unermüdliche Arbeit und bringt die herrlichsten Werke fertig. Die Geduld ist gelassenes Ertragen der kleinen unabänderlichen „Mückenstiche“, ohne die es unter dieser auch Mücken=erzeugenden Sonne nicht abgeht. Geduld ist tapferes Ueberwinden und Ertragen aller Leiden, die das Leben uns auferlegt und endlich ist die Geduld der nie rastende Kampf wider alles Thörichte, Unwahre, Schlechte und Gemeine, für alles Vernünftige, Wahre, Gute und Edle in der Menschenwelt, ein Kampf, der aber nicht aus Haß gegen die Menschen, sondern aus Liebe zu ihnen geführt wird. Lasset uns laufen in Geduld in den Kampf, der uns verordnet ist. Wer recht kämpft, wird gekrönt.

Geduld ist meine Bitte,
Die ich sehr oft und viel
Aus dieser Leibeshütte
Zu dir, Herr, schicken will.
Kommt dann der letzte Zug,
So gib durch deine Hände
Auch ein geduldig Ende:
So hab' ich alles genug.

Albert Bitzius, ein Vorbild freier Frömmigkeit.

Ein Vortrag.

I.

Unsere positiven Mitchristen sind in mancher Hinsicht sehr viel eifriger und geschickter als wir Liberale. Jeden ihrer hervorragenden Glaubens=genossen lassen sie, sobald er gestorben ist, in einer Biographie auferstehen, und die Bücher werden gelesen, sie wirken. Hingegen unsere Helden lassen wir ruhen, obschon manch ein Lebensbild derselben für die Sache des freien Christentums mehr wirken könnte, als unser Wort. Diese Ueberzeugung leitete mich bei der Wahl meines Themas. Und etwas anderes. Wenn Leute aus verschiedenen Ländern einander besuchen, so bringen sie gern zum Geschenk von ihren heimischen Produkten, womöglich eine Specialität ihres Landes und Volkes mit. Bitzius ist das, ein echter Berner, ein scharf ausgeprägter Schweizer Charakter und eine Specialität seines Vaterlandes. Obschon er weiter nichts war als ein bernischer Dorfpfarrer und später Regierungsrat, ist in ihm doch ein gut Stück schweizerischer Kirchen= und Kulturgeschichte verkörpert. Seine Eigenart kann freilich nicht nach jedermanns Geschmack sein, die Schweizer sind überhaupt mehr durch herbes und derbes Wesen als durch Höflichkeit bekannt, aber die liberalen Christen aller Länder wird der Mann

anmuten, sie werden in ihm manches Charakteristische, ja eine ideale Verkörperung des liberalen Christentums erkennen.

Im Roman „Herzog Bernhard" von Hans Blum, kommt ein Pfarrer Walter Helvetikus von Twann am Bielersee vor. Der Dichter beschreibt ihn als einen hochgewachsenen Mann mit herrlichem Kopf und blondem Lockenhaar, die blauen Augen tief schauend und forschend, um den feingeschnittenen Mund ein stets heiteres Lächeln. Von diesem Helvetikus sagt Hans Blum, er sei „einer jener Menschenfischer im Sinn des Evangeliums gewesen, die ihre Netze auswerfen, um aus der Tiefe des menschlichen Herzens Perlen zu fördern." Dieser Helvetikus handelt edel und spricht ungewöhnlich knapp und tief. In einem Gespräch mit Herzog Bernhard erklärt er diesem, was Propheten sind: Saget, es seien Menschen, denen das Leben und Behagen dieser Welt nicht genügt, auch nicht Gesetz, Gewohnheit und Sitte, auch nicht der Gottesdienst mit seinen ständigen Formen, ja nicht einmal das geschriebene Bibelwort; Menschen, die nach neuen Offenbarungen sich sehnen und auch wirklich solche haben; Menschen, die nicht an künstlichen Kanälen leben und abgestandenes Wasser daraus trinken, sondern im Frührot aufsteigen zur allerersten Quelle und aus dieser, kalt und frisch wie sie hervorsprudelt, mit der hohlen Hand schöpfen. Diese Quelle aber ist Gott. — Und dem sterbenden Herzog Rohan aus Frankreich sagt Helvetikus über den Tod folgendes: „Vieledler, Ihr lerntet hienieden einen Gott kennen, der nie fertig machte, sondern stets neue Wege aufthat; der nie etwas verloren gab, in dessen Hände nie etwas, auch nicht das Kleinste, umsonst war. Meint Ihr, dieser Gott werde für den Menschen, sobald dieser veratmet hat, auf einmal ein anderer sein? Der Gott des Lebens auf einmal der schweigende König eines ungeheuren Gräberfeldes? Nein, so denken wir nicht. Der lebendige Gott ist im Jenseits gerade so gut wie im Diesseits, er ist auch auf der schmalen Brücke zwischen Diesseits und Jenseits, im Sterben Euch gegenwärtig. Wir wissen nicht, wo unsere Toten sind, aber in Gott leben sie alle. Unverloren! Unverloren!"

Dieser Helvetikus im Roman ist Albert Bitzius, mit dem Hans Blum innig befreundet war; das Wort über die Propheten und den Tod ist wörtlich seinen hinterlassenen Predigten entnommen.

Mit diesen Predigten ging es merkwürdig. Bitzius selber hätte sie, auch wenn er alt geworden wäre, nie herausgegeben, aus Bescheidenheit. Auch galt er in seinem Leben nicht gerade als hervorragender Redner, und niemand ahnte, daß er uns in dieser Hinsicht Schätze hinterlassen würde. Als nach seinem am 20. September 1882 erfolgten Tode die Witwe mit den Kindern umzog in eine neue Wohnung, suchte ein Verehrer, namens Dr. Balmer, der hernach einen biographischen Versuch herausgab, nach interessanten Papieren des Verstorbenen. Auf dem Hausflur stand eine umfangreiche Kiste, in welcher sich Haufen über Haufen eng und sauber geschriebene, wohlgeordnete Manuskripte befanden. Könnte das nicht ein wertvoller Fund sein? Doch ein Blick überzeugte Dr. Balmer, daß es Predigten waren. Ach, nur Predigten! dachte er und ging vorüber. Aber als zwei Freunde des Verstorbenen, Gymnasiallehrer Hegg und der Theologieprofessor Ed. Langhans, über die Kiste mit ihren 1200 sauber geschriebenen Heftchen gingen, wurde ihnen zu Mut wie den Schatzgräbern. Sie hatten wirklich einen Schatz entdeckt. Der erste Band Predigten, den sie im November 1883 herausgaben, war in drei Monaten vergriffen, jetzt erscheint die vierte Auflage. Die Freunde gaben einen zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten Band heraus, und die Zahl der Leser wuchs

und ihre Freude stieg mit jedem Band. Die Bitzius-Predigten sind nun von kompetenten Beurteilern als einzigartige und klassische Leistung in der christlichen Predigtliteratur anerkannt. Auf Grund dieser Predigten erklären Leute von orthodoxester Richtung, Bitzius sei ihnen jetzt nicht mehr fremd und abstoßend wie früher, sie haben ihn jetzt lieb gewonnen. Professor Hilty, der Verfasser des „Glück", sagt in seinem politischen Jahrbuch 1887, „Bitzius war seinem innersten Wesen nach einer der berufenen Propheten seines Volkes." Was er von den Propheten schrieb, gilt Wort für Wort von ihm selber: im Frührot steigt er zur allerersten Quelle auf. Unkirchliche, denen seine Predigten zukamen, erklärten sich von ihnen aufs tiefste ergriffen. Konzentrierte Nahrung für Geist nnd Herz. Eine junge Witwe, durch den Verlust ihres Mannes in große Trauer versetzt, schrieb dem Herausgeber Hegg: „Bitzius weiß alles, nichts, was in den Herzen vorgeht, ist ihm verborgen." Ein Unglücklicher, den Verhältnisse und eigene Schuld ins Zuchthaus brachten, gestand: „Bitzius' Betrachtungen haben meine Seele vor Verzweiflung gerettet."

Und was das merkwürdigste ist: Bitzius war nichts als ein schweizerischer Dorfpfarrer; er hatte am Sonntag keine große Stadtgemeinde vor sich, die ihn zu den höchsten Leistungen begeistern konnte; an unscheinbarer Stelle, unter Verhältnissen, durch welche tausend andere entmutigt worden wären, vor einem Trüpplein Dorfbewohner hat er seine 1200 Predigten gehalten; für sie hat er Woche um Woche seine höchste Kraft angespannt und in der Nacht vor dem Sonntag selten über drei Stunden geschlafen, oft in den Kleidern sich aufs Bett geworfen, um vor der Sonne wieder aufzustehen. Als ich ihm einst meine Bewunderung darüber äußerte, sagte er in seiner drastischen Art: „Weißt Du, ich empfange jeden Samstag auf meiner Stube zwei Besuche, den ersten macht mir der Satan, den zweiten der Herr Jesus. Der schadenfrohe und giftige Satan sagt: es ist morgen wieder alles mögliche los in Twann und Biel, plag dich nicht für die Handvoll Leute, die zur Kirche kommen! Ich kehre ihm den Rücken. Dann kommt der rechte Herr und sagt zu mir: Bitzi, Du weißt, daß ich auch nicht viel Leute zusammenbrachte, es sind zuletzt noch ihrer wenige gewesen, aber den Wenigen gab ich mein Herz und mein ganzes Leben! Dann schaue ich dem teuren Herrn in die Augen und verspreche ihm, es auch so zu machen."

Das ist eine großartige Gewissenhaftigkeit und auf diese lassen Sie uns Albert Bitzius jetzt näher ansehen und nachweisen, daß er durch diese Gewissenhaftigkeit ein leuchtendes Vorbild freier Frömmigkeit ist.

(Fortsetzung folgt.)

Wochenschau.

Ein Basler Theologe, der einen **Roman** schreibt, ist seit DeWette nicht mehr dagewesen. Herr Lic. Dr. K. Bernoulli, dessen Schrift jüngst in unserm Blatt besprochen wurde, nennt sich zwar auf dem Titel des Romans nicht*, aber im Buch weist er so deutlich auf sich hin, daß man sieht, er wolle erkannt werden. Und er darf es wollen, denn der Roman verheißt ihm als Schriftsteller eine schöne, vielleicht sogar große Zukunft.

Der Held des Romans, Lukas Heland, verliebt sich in ein ungewöhnliches Mädchen, das er auf einer Reise antrifft. Man weiß nicht recht, warum

* Lukas Heland, Roman von Ernst Kilchner. Mohr, Freiburg und Tübingen. Fr. 5. 60.

sich Helene seiner Werbung entzieht, aber er bleibt ihr in allen Qualen einer hoffnungslosen Liebe innerlich treu. Als Pfarrer von Rudiswyl hätte er prächtige Gelegenheit, Hedwig, die reiche Fabrikantentochter zu heiraten, seine sterbende Mutter spricht es als ihren letzten Wunsch aus, daß er es thun möchte, es fällt ihm aber nicht ein. In der Entfernung von Helene gräbt sie sich nur immer tiefer in sein Herz ein, ihr gehört sein Leben, und ohne Hoffnung, sie je wiederzusehen, lebt er innerlichst verbunden mit ihr, bis ganz unerwartet die Verbindung sich doch macht und die berühmte Sängerin den Theologen heiratet.

Aber unterdessen ist Heland vom Pfarramt zurückgetreten und damit kommen wir zur Theologie des Romans. Er ist nämlich durch die Schule der wissenschaftlichen Bibelkritik gegangen, die man früher ungläubig, später freisinnig nannte und die heute sich selber die historische nennt. Sein Lehrer, Professor Thomas, wird im Roman wie ein halber Abgott zitiert und ein Kolleg über zwei Kapitel der Genesis ausführlich mitgeteilt, es enthält jedoch nur das, was wir vor 30 Jahren schon gehört haben. Mit seinen freisinnigen Ansichten verbindet Heland im Pfarramt ein überaus reiches persönliches Innenleben, wahren religiösen Feinsinn und Tiefsinn. Nicht nur ist er pflichttreu, er versteht auch unkirchliche Menschen, wie den Arzt und Fabrikherrn von Rudiswyl, er geht Dingen und Menschen radikal auf die Wurzel, er zeigt Mut im Kampf gegen unsittliches Wesen und bekämpft es mit großem Takt, überhaupt ist er ein prächtiger Mensch, der die Religion als inneres Geschehen erlebt und auch bei der Person Christi auf ihren innersten Kern kommt. Man hat das Gefühl, hier werde das Pfarramt wieder einmal ideal erfaßt, prophetenhaft, nicht handwerksmäßig betrieben. Aber kaum hat der Leser das gedacht, so wirft Heland den Kirchenrock weg. Stieß er auf Schwierigkeiten in der Gemeinde? Durchaus nicht, sie fühlt seine überlegene Art und läßt sich von ihr mitnehmen. Oder fällt die orthodoxe Meute über ihn her mit Verdächtigen? Es ist nicht der Rede wert. In einer Versammlung von Theologen, denen Heland seine wissenschaftlichen Ansichten klarlegt, seufzt einer, ein anderer schüttelt den Kopf, ein dritter hält eine maßvolle Gegenrede, und das genügt schon, daß Heland totblaß wird vor Erregung und vom Pfarramt zurücktritt. Es ist so eng und dunkel bei euch, ruft er.

Das ist kein Grund auszutreten, möchte man sagen, aber für Lukas Heland Grund genug. Er ist ein fein- und tieffühlender Mensch, eine Dichternatur, der alles Irdische sich in ein Gleichnis des Ewigen umsetzt; was er im Leben schaut, und er hat Tiefblick für alles, das wirkt bei ihm nach Innen, er lebt in der Musik, ist kunstverständig und kunstselig, aber ein Held ist er nicht. Obschon er die Bibel gelesen und erfüllt ist von dem was Propeten und Apostel schönstes geschrieben haben — als Prophet und Apostel kämpfen mag er durchaus nicht. Das sittliche Pathos, der Zorn über die Ungerechtigkeit in der Welt und Erbarmen mit den Mißhandelten fehlt ihm. Alles ist ihm als ästhetisierendem, Göthe'schen Menschen höchst interessant, aber ihn jammert des Volkes nicht. Darum mag er kein Pfarrer sein und er hat trotz seines persönlichen Erlebens der Religion eigentlich recht. Vollends ein freisinniger Pfarrer, der liebloses Heruntermachen ausstehen muß, mag der Aristokrat nicht sein. Der kirchliche Betrieb des Christentums ist ihm verdächtig, er fürchtet dabei das Christentum zu verlieren, daher geht er weg. Es ist eine wunderschöne Stelle, wie er seinem Nachfolger im Amt, dem hausbackigen Traugott Müller, den Kasten mit den kirchlichen Utensilien, den

Bechern und Platten nebst dem breiten Messer zum Zerlegen des Abendmahlsbrotes zeigt. Und wie glücklich der gute Herr Traugott Müller darüber ist! Er hat ja nun ein Amt und wird in Hedwig bald eine reiche Frau haben. Damit ist seine Sehnsucht gestillt. Diese Stelle ist einen Gottfried Keller wert. Der Sinn, der sich durch den ganzen Roman hindurch zieht, läßt sich in das Wort zusammenfassen: Man kann Gott in der Seele erleben und von Christus das Höchste halten, ohne an der Kirche Freude zu haben und sich wohl in ihr zu fühlen, denn am wohlsten ist es und am besten geht es in der Kirche dem Herrn Traugott Müller, dessen Sehnsucht mit einer Pfarre und einer Frau gestillt ist.

Somit wiederholt Herr Bernoulli in seinem Roman nur das, was er in seiner wissenschaftlichen Schrift vorgebracht hat. Feine und geistvolle Menschen von der Art eines Lukas Heland, geben sich keine Mühe, Wissenschaft und Religion zu versöhnen, indem sie in der Kirche verbleiben und das Kreuz der Apostel und Propeten tragen, sondern sie ziehen aus von ihr und überlassen sie Herrn Traugott Müller und seinem Anhang. Wir aber möchten im Gegenteil sagen: es ist Niemand fein und geistvoll, fromm und tiefsinnig genug für den rechten Dienst in der Kirche, freilich muß er dabei von denen aus der Beschneidung viel leiden und wer das nicht kann, der gehe.

Der Roman ist geistvoll und steht turmhoch über der Schundware, die aus deutschen Fabriken unsere Feuilletons und Zeitschriften überschwemmt.. Er zeugt von feiner Beobachtung der Natur und des Menschen, von reicher theologischer und allgemein wissenschaftlicher Bildung; einzelne Strömungen des modernen Geisteslebens, unkirchlicher Freisinn und geistesträge Kirchlichkeit, Atheismus und Aberglaube sind in einzelnen Figuren trefflich charakterisiert. Den höchsten Wert hat das Buch aber für uns durch die Ehrlichkeit, denn alle Ehrlichkeit ist aus Gott. Und daß es ein Basler Theologe aus orthodoxer Familie ist, der ehrlich mit den Schwierigkeiten ringt, welche die Wissenschaft einem Pfarrer aufbindet, das erhöht für uns die Bedeutung des Buches. Wenn der Verfasser nur mit derselben Ehrlichkeit, wie er die Bibel und kirchliches Dogma studiert hat, auch die freisinnige Theologie, z. B. Biedermann, Schweizer, Lang und Bitzius prüfen wollte, dann müßte er einsehen, wie grundfalsch es ist, daß die Freisinnigen „in Christus nur den aufgeklärten, liebenswürdigen, aber unpraktischen Sittenlehrer“ sehen. Er würde dann verstehen, warum sie in der Kirche bleiben und es nicht machen wie Lukas Heland.

* * *

Wie ein bischöflicher Ehedispens (Erlaubnis zum Eingehen einer gemischten Ehe) **aussieht.**

(Für alle vertrauensseligen Gemüter heilsam zu lesen.)

N. N.

Durch Gottes Barmherzigkeit und des apostolischen Stuhles Gnade Bischof von . . . . . (Schweiz).

Gruß und Segen im Herrn!

Eine uns von Seite des in Christo geliebten J. von M. eingereichte Bittschrift besagt, daß er die Absicht habe, mit der Nichtkatholikin W. von B. die Ehe einzugehen, und weil die verschiedenen Konfessionen ein Hindernis bilden, um Erlaubnis dazu bitte. Wir erteilen nun, kraft der Vollmacht, die

uns vom heiligen Stuhl ausdrücklich durch einen apostolischen Brief erteilt worden ist, was das Hindernis der verschiedenen Konfessionen betrifft, dem obgenannten katholischen Bekenner diese Erlaubnis, unter der Bedingung jedoch, daß beide Vermählten vor ihrem eigenen Pfarrer das eidliche Versprechen ablegen, die Nachkommenschaft beiderlei Geschlechts, welche von ihnen erzeugt würde, ganz und gar im katholischen Glauben zu erziehen, und daß die nichtkatholische Vermählte die Verpflichtung beifüge, den Vermählten und die Kinder in der freien Ausübung des katholischen Glaubens nicht zu hindern. Der hochwürdige Geistliche endlich lasse es sich angelegen sein, dem katholischen Bekenner wirkungsvoll ans Herz zu legen, welche schwere Verpflichtung er hat, mit allen Kräften, besonders durch Beispiel und Zuspruch, die Bekehrung der Nichtkatholikin herbeizuführen.

Gegeben u. s. w. Unterschrift.

Taxe: Fünf Franken.

Vom Büchertisch.

Grabesstreiter. Eine Sagen-Tragödie von Arnold Ott. Luzern. Verlag von H. Keller. 1898. 73 S.

Emicho, ein christlicher Ritter am Rhein, ist als Teilnehmer am ersten Kreuzzug nach Jerusalem gezogen. Seine Braut Gertrud, die er am Hochzeitstage verlassen, wartet seit langen Jahren von Sehnsucht verzehrt auf seine Heimkehr. Da kommt Adalgott, ein Pilger, der Trauernden zu melden, daß ihr Gatte in der Nähe sei und seine Gertrud, wie er sie verlassen, im Brautschmuck in der Schloßkapelle erwarte. Emicho ist wirklich den Pforten der Heimat nahe, aber unten am Ufer des Rheins bietet Richhildis, die Rheinfürstin — es ist Johannisnacht — alle Elfen, Nixen und Erdgeister auf, um den heimkehrenden Kreuzfahrer zu verwirren und ihn in die Fluten des Stromes zu locken. Das gelingt, Emicho versinkt im Wellengrabe und wird dann als Leiche in die Schloßkapelle getragen. Die frohen Hochzeitslieder, die hier erklingen, brechen jäh ab und Gertrud sinkt an der Leiche ihres Bräutigams tot zusammen. Die drei in einer außerordentlich gehobenen Sprache geschriebenen Szenen schließen mit den Worten Adalgotts:

Senkt sie hinab in ein gemeinsam Grab
Zur irdischen Trauung! — In sein Paradies
Nimmt Gott die Seelen, die für ihn gelitten
Und um ein Grab den heißen Kampf gestritten.
Durch Sturm und Dunkel gehen Gottes Wege,
Doch führen sie hinan. Er trat zu Nichts
Die Liebesbrände dieser Nacht der Bangnis
Und trug die Funken in die Welt des Lichts.

Das auf der Bühne ohne Zweifel wirkungsvolle Drama will uns, wenn wir den Dichter recht verstanden haben, besagen, daß selbst der fromme Kreuzfahrer, der das Grab des Heilandes befreien half, den Lockungen der Sinnlichkeit erliegen kann. Oder sind Emicho und Gertrud nur schuldlose Opfer eines unerbittlichen Schicksals? Der Dichter sage es uns. O. B.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 3. Samstag, 15. Januar 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige G[illegible]
Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere P[illegible] ist
allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an[illegible]

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

In stiller Nacht.

In stiller Nacht, bevor noch ganz
Mein Geist vom Schlaf umfangen ist,
Umgaukelt mich im Zaubertanz
Was längst, ach längst vergangen ist:
Die Lust, das Leid
Der Jugendzeit,
Was Liebe mir versprochen,
Wie mich mit Glück
Durchstrahlt ein Blick
Aus Augen — jetzt gebrochen.
Da sehnt mein Geist sich, eh er ganz
Vom Schlaf der Nacht umfangen ist,
Zu schauen in erneutem Glanz
Was längst, ach längst vergangen ist.

Er sieht der Freunde Bild und denkt:
Wir hielten uns vergebens fest;
Ihr wurdet in die Gruft gesenkt
Und mußtet fort vom Lebensfest!
Dann treibt's wie Hast
Mich letzten Gast
Vom leergeword'nen Saale
Hinaus zu flieh'n
Und hinzuzieh'n
An ihre Totenmale;
Dann sehnt mein Geist sich, eh er ganz
Vom Schlaf der Nacht umfangen ist
Zu schau'n im Auferstehungsglanz
Was längst, ach längst vergangen ist.

Wilhelm Jordan, nach dem Englischen des Thomas Moore.

Albert Bitzius, ein Vorbild freier Frömmigkeit.

Ein Vortrag.

II.

Sie kennen in Deutschland den schweizerischen Schriftsteller, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf zwischen 1836 und 1854 eine Menge Erzählungen aus dem bernischen Volksleben schrieb, den Bauernspiegel, Leiden und Freuden eines Schulmeisters, Uli der Knecht und Uli der Pächter, Geld und Geist, Wie Annabäbi Jowäger haushaltet, Käthi die Großmutter und viele andere, Erzählungen, von denen ein Kenner gesagt hat, sie zeugen

von einem Dichtergenie, das zwar nicht kunstvoll arbeitete, aber mit einem Reichtum an dichterischer Kraft, aus dem leicht zehn Dichter geschaffen werden könnten. Der Sohn dieses Jeremias Gotthelf ist unser Albert Bitzius, geb. am 6. November 1835.

Das erste, was in die Augen springt, ist der große Unterschied, ja Gegensatz zwischen Vater und Sohn. Der Vater ein Dichter und der Sohn ein praktischer Reformer. Der Vater bei allem Rationalismus doch stark konservativ, auf der Bibel und der Kirche fußend, als dem Fundament der Volkswohlfahrt, der Sohn mit dem gründlichsten theologischen Wissen ausgerüstet, scheidend zwischen ewiger Wahrheit und vergänglicher Zeitvorstellung, brechend mit Ueberlieferungen und ein Neues pflügend. Der Vater je länger je mehr ein erbitterter Gegner des politischen und des kirchlichen Radikalismus, kämpfend gegen die Berufung Ed. Zellers nach Bern, aus Furcht, daß dem Freisinn der Socialismus und Kommunismus auf dem Fuße folgen werde; der Sohn, Führer des politischen Radikalismus und voller Zuversicht, daß in der gewaltigen Gährung der Arbeitermassen ein sittlicher Fortschritt der Menschheit, ein besseres Christentum sich ankündige. Welch ein Unterschied, ja Gegensatz. Und doch! An ihrer Wurzel gefaßt sind der konservativ gerichtete Vater und der radikal gerichtete Sohn einander überaus ähnlich, ja gleich. Beide in einem seltenen Maß kritisch nnd willensstark. Beide mit einer wundervollen Offenheit das Herz auf der Zunge tragend. Beide absolut furchtlos vor irdischen Majestäten, heißen sie König oder Volksmehrheit. Beide von tiefster Religiosität zum sittlichen Handeln getrieben, zur Hingabe für ihr Volk, das sie von ganzer Seele lieben, besonders für die Armen und Geringen.

Was für eine Erziehung gab der Vater dem Sohne? Wir besitzen von der Hand der Schwester des jungen Bitzius wertvolle Erinnerungen an ihren Bruder. Sie schreibt darin unter anderem: „Die tägliche Sorge um den schwächlichen Knaben und sein weiches Gemüt machte ihn zum Liebling der Mutter, während der Vater mit scharfem Blick im Knaben zwar „einen ganzen Kerl“, aber auch Anlagen erkannte, die in Zaum und Zügel gehalten werden mußten.“ Der Vater schrieb an seinen Freund Amtsrichter Burkhalter: Sowie sich in ihm eine bedeutende Kraft des Willens entwickelt, bedarf er einer noch bedeutenderen, um die seine in Ordnung zu halten; es kommt ihm wohl, daß ich noch etwas listiger bin als er! — Als der Knabe sieben Jahre alt geworden, übergab ihn der Vater, damit er nicht durch mütterliche Zärtlichkeit verzogen werde, einer Pensionsanstalt in Burgdorf, die damals unter Ferdinand Fröbels trefflicher Leitung in hoher Achtung stand. Diesen reiflich überlegten Entschluß führte er mit unbeugsamen Willen durch, trotz Thränen und Bitten der Mutter, die den Knaben ohne ihre Liebe verloren glaubte. Der arme Kleine wußte sich anfangs in diese Trennung gar nicht zu finden. Merkwürdig scheu und unbeholfen strich er zaghaft den Wänden nach, wenn er etwa zu spät in den großen Speisesaal eintrat und war allemal froh, wenn er an seinem Platz geborgen war. Die ersten Tage weinte er fast ununterbrochen, und als er zum ersten Besuch nach Hause kam, klagte er der Mutter schluchzend, wie seine Kameraden ihn verspotteten wegen seiner Sehnsucht nach ihr — und wenn i de briegge, so necke si mi no meh! Und du, Albertli, was machsch de de? fragte mit nassen Augen die Mutter. — Wieder briegge! war die klägliche Antwort. Mit ernster Besorgnis sah der Vater diesem Treiben zu. Als der Kleine abends nach Burgdorf zurückkehrte, begleitete er ihn eine Strecke weit. „Los“, sagte er, „du gsesch, wie d' Muetter brieggет,

wenn d' so tuesch, so mueß i di wieder heinäh und de git's nüt us dir. Nimm di z'sämme!"

Es war eine nach unserem Gefühl außerordentlich harte Maßnahme des Vaters, aber so groß war schon die Willenskraft des Knaben, daß er sein Versprechen unverbrüchlich hielt und der Mutter fortan keine Thräne mehr zeigte. Diese Selbstüberwindung um deswillen, das sein muß, hat später den Mann ausgezeichnet.

Noch etwas vom Knaben. Die Schwester sagt von ihm, das gewaltsame Niederhalten seiner Gefühle habe nicht bloß Licht-, sondern auch Schattenseiten gehabt. Da er mit dem Mundwerk besser umzugehen wußte, als mit der Faust, so rächte er sich für Spott und Unbill mit der Zunge. Er galt deshalb in Burgdorf für ein „böses Maul", und es ging auch zu Hause zwischen dem heftigen Vater und dem widersprechenden Sohn nicht immer ganz friedlich zu, so daß die Mutter oft für ihren Liebling zitterte. Die Schwester bemerkt auch über den Gymnasiasten, eine rückhaltslose Offenheit sei ihm eigen gewesen; er sagte zu jeder Zeit und an jedem Ort, was er gerade über Menschen und Verhältnisse auf dem Herzen hatte, und ging darin wohl oft weiter, als er selbst glaubte. Erst später wurde er etwas vorsichtiger, und wenn er über jemand losziehen wollte, so fragte er meist vorher: „Oder isch er ech öppe verwandt?" — War dieses offene Herausgehen mit der Sprache, auch wo es gegen alle Regeln der Klugheit verstieß, nicht auch eine Art Gewissenhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit des Kindes, das meint, man müsse genau so reden, wie man denkt, und man dürfe alles sagen, was man denkt? Daraus ist später der Mann geworden, der wie ein lebendiges Gericht unter seinem Volk, in seiner Gemeinde und unter den Freunden stand, immer das Herz auf der Zunge, aber kein böses, sondern ein gutes Herz.

Der Knabe war in Burgdorf erstarkt und dankte dem Vater, daß er ihn dorthin gebracht. Während der ganzen Gymnasialzeit in Bern erfreute er den Vater mit den glänzendsten Zeugnissen. Auch in den Augen der Schwester war der hochgewachsene, blondlockige Jüngling das Ideal eines Studenten, von seinen Kommilitonen vornan gestellt und in schwerer Konfliktszeit Centralpräsident des schweizerischen Zofingervereins. Die Schwester meint freilich, er habe zu Zeiten etwa hohe Begriffe von seiner Würde gehabt und nach Hause gekommen gern gefragt, ob keine Depeschen für ihn angekommen seien. Aber auch sie gibt zu, daß er sich bei aller Fröhlichkeit sittlich tadellos gehalten. Sie sagt: „Die hohe Achtung, die er seiner Mutter zollte, war gewiß auch der Quell und Hintergrund seines ritterlich rücksichtsvollen Benehmens gegen das weibliche Geschlecht. Hier wie überall machte er durchaus keinen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering; die feinste Dame grüßte er mit der nämlichen Artigkeit wie die unbeachtete Nähterin, und wenn er aufstand, um einer armen Frau einen Sitz anzubieten, so geschah dies gewiß mit mehr echter Liebenswürdigkeit, als wenn er einer Fürstin gegenüber gestanden wäre. Hingegen die Einladung, in eine Societät einzutreten, in welcher Berner Herren und Berner Damen Komödie spielten, Bilder darstellten, tanzten und Pfänder herausküßten, beantwortete er sehr ironisch: „Ich würde mich mit Feuer in diese Societät hineinstürzen, wenn ich es ohne sie nicht besser machen könnte." Als der Student eine Fußreise durch das Welschland machte und ein Genfer Banquier, der mit ihm in Gesellschaft zusammentraf, es nicht unterlassen konnte, auf Jeremias Gotthelf und seinen Sohn einen Toast auszubringen, berichtete es der Sohn der Mutter mit den

Worten: „Nachdem ich in meines Vaters Namen gedankt, blieb ich stumm wie ein Fisch. Nicht, daß der Toast gegenüber mir als eine Taktlosigkeit erschienen und mich verletzt hätte, sondern weil ich jeden Toast aus dem Grund meines Herzens hasse, als im Essen störend und sonst gezwungen und steif.“

Man sagt bekanntlich, wie ein Sohn sich der Mutter gegenüber verhalte, das entscheide über seinen sittlichen Wert, und auch diese Probe hat der junge Bitzius bestanden. Denn als ihm, dem 19jährigen Jüngling, im Oktober 1854 sein berühmter Vater plötzlich durch den Tod entrissen wurde, war er seiner Mutter alles. Er berichtete ihr von Woche zu Woche, was mit ihm an Leib und Seele vorging. In seiner Vikarszeit lief er Nächte hindurch, um sie ein paar Stunden zu sehen, ohne eine Amtspflicht versäumen zu müssen. Während des Studienjahres 1861, das er auf Fußreisen durch Deutschland und in Berlin zubrachte, empfing sie Woche für Woche einen Bericht von ihm, der neben allen Aeußerlichkeiten auch das Innerlichste nicht verbarg, auch nicht die Krisis, die er in seinem Glauben durchmachte. Die strenggläubige Mutter blieb mit dem freisinnigen Sohn durch die allerinnigste Liebe verbunden, und als sie ihn an ihr Totenbett kommen ließ, nahm sie freundlich und liebevoll Abschied von ihm, ohne ihm Vorstellungen zu machen oder gar ein Versprechen von ihm erzwingen zu wollen. Sie war des vollen Vertrauens, daß ihr Sohn nichts Unrechtes thun könne. Vom verstorbenen Vater sagte der Sohn so offen als fromm: „Ich kann nur Gott danken, daß er ihn damals hinwegnahm, ehe noch mein Verhältnis zu ihm, das durch seine unermüdliche Güte ein äußerst herzliches gewesen war, getrübt worden ist; denn ich fürchte, es möchte durch meine politischen und religiösen Ansichten, die ich immer mit aller Offenheit auszukramen die Gewohnheit hatte, mein Vater im Innersten verletzt worden sein, aber er möchte infolge seiner Ehrfurcht vor individuell freier Entwicklung dennoch es nicht über sich gebracht haben, auf mich einen geistigen Druck auszuüben.“

Der Sohn sprach sonst wenig vom Vater, aber als er, ein Mann geworden, einst in der Nacht an Lützelflüh vorüber kam, fixierte er seine Empfindungen in folgenden Versen:

In tiefer lichter Nacht einst lenkten meine Füße
Vorbei am Heimatdorf, wo schlummert selig, süße
Des Vaters Leib gar still im Grab, darauf der Stein
Zu Thale strahlt im Mondenglanz, so weiß, so rein.

Empor zum Grab, empor! zu ruhen dort, zu beten.
Die Stätte hast du längst, so lang nicht mehr betreten,
Doch nein, vorbei! es ruft die Pflicht so groß,
Und wandern, wandern mußt du stets noch ruhelos.

Sei denn gegrüßt von fern, du meines Vaters Seele,
Gebettet längst zur Ruh in mitternächt'ger Höhle,
Zur Ruhe wohl, zum Tode nicht, du lebst, du lebst,
Ich fühl's, wie du mit deinem Geist mein Herz durchbebst.

Du lebst, wo ich auch sei, ob fern ob nah ich wohne,
Du schwebst zu Häupten mir, schwebst über deinem Sohne.
Mein Schutzgeist du! Nimm meine Hand und leite mich.
Die Liebe bleibt, ich trag in meinem Herzen dich.

Ja, es ruft die Pflicht so groß. Sagen wir jetzt ein Wort von des Mannes Wirken, vom kirchlichen und staatlichen Reformer.

(Fortsetzung folgt.)

Versteckte Hiebe und fragliche Autoritäten.

Das neueste Basler Jahrbuch enthält unter anderm ein sehr interessantes und anziehend geschriebenes Lebensbild des berühmten Basler Professors Jakob Burckhardt, aus der Feder von Hans Trog, Redaktor der „Allg. Schweizerzeitung". Dieser kommt darin auch kurz auf die Stellung Burckhardts zu Christentum und Kirche zu sprechen und schreibt über diesen Punkt: „Am kirchlichen Leben beteiligte er sich nicht; doch hat er, aller Halbheit im tiefsten Herzen abgeneigt, der Reformrichtung eine gründliche Abneigung gewidmet, und wenn ihm etwas an Gottfried Keller herzliche Freude bereitet hat, so war es dessen Novelle vom verlorenen Lachen: diese Schilderung sei ewig wahr."

Wir bedauern es aufrichtig, schon im Hinblick auf den von uns hochverehrten Basler Gelehrten, daß sein Jahrbuch-Biograph es nicht lassen konnte, mit derselben Feder, mit welcher er das Lebensbild dieses Mannes zeichnete, in einer so wenig taktvollen Weise sein Gift gegen eine ihm persönlich nicht genehme kirchliche Richtung auszuspritzen und einen Hieb zu führen, den die Vertreter dieser Richtung nicht ohne weiteres hinnehmen können. Eine Halbheit nennt Herr Tr. kurzweg die Reformrichtung. Was gibt ihm das Recht dazu? Kennt er die Werke ihrer wissenschaftlichen Vertreter, eines Biedermann und Alexander Schweizer, eines Lipsius und Pfleiderer oder die mehr populären Darstellungen unseres Standpunktes von einem Heinrich Lang u. a.? Wenn nicht, dann ist es etwas wie Leichtfertigkeit, eine von so tiefgründigen Denkern vertretene Weltanschauung und religiöse Richtung in solcher Weise zu apostrophieren und vom hohen Roß herunter mit einem Wort abzuurteilen — wenn ja, dann sage uns Herr Tr., wo da die Halbheit ist und inwiefern die andern nicht-reformerischen Richtungen das Lob der Ganzheit und logischen Konsequenz verdienen! Er sage es uns, er *selber* fechte gegen uns mit seinen eigenen Waffen und auf seine eigene Rechnung, nicht so, daß er versteckte Hiebe führt und sich durch den Namen eines großen Toten deckt, eines Toten, der sich in seinem Leben von diesen Kämpfen fernhielt und auch nachträglich nicht hätte hineingezogen werden sollen.

Wie im Basler Jahrbuch von Herrn Tr., so wird im Centralblatt des Zofingervereins von einem jungen Basler J. Burckhardts religiös-kirchliche Stellung zur Sprache gebracht, in einem Artikel, den das ultramontane „Basler Volksblatt" bereits für die Interessen des Katholizismus ausgebeutet hat. Darin heißt es ebenfalls: „Ueber die Reformtheologie konnte man aus seinem Munde Urteile zu hören bekommen, deren Wiedergabe den Vertretern derselben nicht angenehm sein dürfte."

Diese hämische Bemerkung verrät, obwohl von etwas grüner Seite stammend, dieselbe Süffisance in religiös-kirchlichen Dingen, wie die Auslassung des Herrn Tr. und steht mit dieser auch insofern auf gleicher Linie, als sie wie diese deutlich die Absicht durchblicken läßt, in J. Burckhardt eine Autorität gegen die Reformrichtung ins Feld zu führen, ihn also zu einer Autorität stempeln zu wollen auf einem Gebiet, wo er keine ist und keine sein kann. Jakob Burckhardt war ein ganz hervorragender Gelehrter und Kunst-

kenner, ein geistvoller Aesthetiker, eine künstlerisch angelegte Natur. Gelehrte, Aesthetiker, Künstlernaturen sind aber selten Reformatoren oder auch nur Politiker und Parteikämpfer. Sie fühlen sich in der Regel bei den Parteikämpfen nicht wohl, sie sehen dadurch nur ihre saubern Kreise, ihre Welt der Harmonie und Schönheit gestört; es fehlt ihnen dafür die Ader, der Geschmack, das aktive Pathos, das Verständnis, oft auch der Mut. So war es auch bei Jakob Burckhardt. Es wäre kleinlich, ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen. Wir wollen ihm dankbar sein für das, was er geleistet hat und gewesen ist und ihn nicht tadeln, wenn er auch seine Schranke hatte. Diese Schranke aber hatte er, sie liegt unmittelbar neben seiner Stärke, in seiner künstlerischen Natur und Weltauffassung und tritt besonders deutlich hervor in seiner einseitigen Beurteilung der Reformation, religiös-fortschrittlicher Bewegungen überhaupt, — wie wir neuestens hören, auch der heutigen Reform.

Ein solches Urteil als irgendwie maßgebend hinzustellen, — das ist darum nicht gescheidter, als wenn man die Bismarck'sche Politik nach den oft etwas barocken Ansichten des Aesthetikers Vischer beurteilen oder gewisse Bemerkungen Göthe's über die Republik gegen diese geltend machen wollte. Ein Spaßvogel meinte einst, er gleiche in zwei Dingen dem Göthe, erstens habe er es gerne behaglich und zweitens sei er ein schlechter Patriot. Das war ein Witz. Wie man aber neuestens die kirchliche Haltung Burckhardts zu Gunsten der konservativen und zu Ungunsten der freisinnigen Richtung ausbeuten will, — das ist nicht ein Witz, sondern Ernst und eben darum einfach lächerlich. Nehme man sich den Mann in seinen wirklich vorbildlichen Seiten zum Vorbild; aber verleite man doch niemand zu jener Nachtreterei, die in dem Schiller'schen Wort persifliert ist: „Wie er räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt!"

Was dann die von unsern Gegnern schon hundertmal mit Schadenfreude angerufene Novelle von Gottfried Keller „Das verlorene Lachen" betrifft, so möchten wir es sehr bezweifeln, daß Jakob Burckhardt an derselben vor allem der darin enthaltenen Persiflage wegen seine herzliche Freude gehabt habe, was wohl für solche Leute, bei denen die Parteiverbissenheit den ästhetischen Geschmack überwiegt, aber eben darum bei ihm nicht zutrifft.

Im übrigen sollten gerade Anhänger der konservativen Richtung mit der Berufung auf Gottfried Kellers Schriften etwas vorsichtiger sein, da ja bekanntlich in diesem Arsenal zum größern Teil ganz andere Waffen stehen, die für sie nicht brauchbar sind. Wir könnten gleich eine ganze Anzahl solcher Stellen anführen, wir wollen es nicht thun, wir wollen auch nicht nach Aussprüchen Jakob Burckhardts forschen, „deren Wiedergabe" gewissen Leuten ebenfalls „nicht angenehm sein dürfte", aber das sagen wir: wenn nachgerade jeder meint, er müsse an uns Reformern sein Mütchen kühlen und durch gehässige Aeußerungen in den Augen gewisser Kreise seine Gesinnungstüchtigkeit beweisen, wenn jeder Junge sich seine Sporen verdienen will, indem er unserer Richtung eines steckt, so sind wir nicht gesonnen, uns solches fortwährend gefallen zu lassen, und es könnte uns gelegentlich die Lust anwandeln, eine gewisse hämische und verbissene Opposition auf ihre innere Wahrheit zu prüfen und sie nach der Natur zu zeichnen.

Wochenschau.

Am 3. Januar fand in der Rembertikirche in Bremen eine Gedächtnisfeier für den am 29. Dezember verstorbenen Pfarrer Kradolfer statt, großartige Teilnahme aus der Gemeinde und aus der ganzen Stadt, erhebender Chor- und Gemeindegesang, Reden und Gebete. In langem Zuge wurde dann die Leiche nach dem Rhiensberger Friedhof geführt, wo jeder der anwesenden Geistlichen am offenen Grab einen Bibelspruch sagte.

Wir entnehmen dem „Deutschen Protestantenblatt" folgendes: „Kradolfer war der Sohn eines Lehrers zu Stammheim, Kt. Zürich, geboren 1835. Mit 11 Jahren kam er auf die Lateinschule in Dießenhofen, 1852 auf das Zürcher Gymnasium. Hier beeinflußte ihn Biedermann, dessen dogmatischen Anschauungen ihm zusagten und dem er im Vorwort zu Biedermanns Aufsätzen ein klassisches Denkmal gesetzt hat. Nachdem er auf den Hochschulen von Zürich und Berlin studiert, wurde er 1861 zweiter Pfarrer am Neumünster in Zürich, vom 13. August 1865 an bis 1897 war er Pastor der Rembertigemeinde in Bremen. In dieser vorherrschend aus den obern Zehntausend bestehenden Gemeinde, gewann er Einfluß und Verehrung in solch hohem Maß, wie wohl noch selten oder nie ein Schweizerpfarrer im Ausland. Und was mehr heißen will: er verdiente sie durch seinen tiefen Geist und seine durchgeistigte Persönlichkeit.

Hören wir was seine Bremer Kollegen über ihn aussagen: „Als er vor bald 33 Jahren hieher kam und durch die dichtgefüllte Kirche schritt, ging ein Flüstern durch die Reihen: Wie zart, wie schwach ist unser neuer Prediger! Damals hätte niemand gedacht, daß dieser Mann mit solcher Stärke des Geistes, mit solcher Hingabe an seinen Beruf, mit solcher Aufopferung des Willens 32 Jahre lang hier wirken würde. Ruhig und einfach ging eine zeitlang der gleichmäßige, schlichte Gang seiner Rede dahin, dann auf einmal war es als ob der Himmel sich öffnete . . . seine Worte rissen uns mit sich fort. Nicht das Blendwerk einer zersetzenden Polemik, sondern ein aufgeklärtes, mildes und duldsames Christentum wollte er fördern. Ich habe nie einen konzentrierteren Geist und einen in sich abgeschlosseneren Charakter kennen gelernt. Daraus vor allem ist es zu erklären, daß er eine solche Macht übte über andere Seelen, daß er in beiden Lagern der protestantischen Kirche viele Freunde hatte und daß sein Wort auch bei denen, welche dogmatisch seine Gegner waren, als gewichtig galt. Seine Sorge für die Gemeinde hatte, wenn ich so sagen darf, etwas Mütterliches an sich; wie denn eine gute Mutter nicht ihr Wesen jedem Kinde aufdrängen will, sondern für jedes Kind Verständnis bewahrt und Raum in ihrer Liebe hat. Er konnte trösten wie einen seine Mutter tröstet. Man hatte den Eindruck, den reinen Ton eines edlen Instruments zu vernehmen. Dabei hat die goldene Liebe zur Wahrheit, die unsern Freund stets beseelte, sich gefreut, wenn ihm die reine Luft der Wahrhaftigkeit entgegentrat. Der wesentliche Grundgedanke seines Lebens ist am besten in der Vorrede zu den „Freundesworten" ausgedrückt, die er einst aus dem fernen Süden vom Krankenbett an seine Gemeinde richtete: Sein Buch werde ein Zeugnis davon sein, wie mit dem freiesten religiösen Standpunkte ein freudiges Wirken im Dienste einer wahrhaft christlichen Gemeinde sehr wohl vereinbar sei. Das war's, was er erstrebte und erreichte. Die reifste Frucht seines ebenso freien wie frommen Geistes liegt in seiner zweiten Predigtsammlung „Auf der Lebenshöhe" vor. Seine mild versöhn-

liche Richtung befähigte ihn auch für sein praktisches Wirken im Dienst der Humanität. In der Neustadt erhebt sich das „Rote Kreuz“, zu dem er mit Andern den Grundstein gelegt hat. Die Gemeindepflege von St. Remberti ist ein Lieblingskind seines Geistes gewesen. Wenige Tage vor seiner letzten Krankheit rüstete er sich noch zur Weihnachtsfeier im „Seemannsheim“, zu welchem er die Anregung gegeben.

Ein glücklicher, gottbegnadeter Mensch, dieser unser abgeschiedener Freund! Er hat mit der so viel geschmähten freisinnigen Zürcher Richtung hoch oben im deutschen Norden vor tausenden und abertausenden gebildeter Christen durch Wort und That beweisen dürfen, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen. Und nach gethaner Arbeit durfte er von Strömen des Vertrauens, der Liebe und Verehrung umgeben, inmitten eines glücklichen Familienlebens, ohne daß sein Auge dunkel wurde, bei immer heller leuchtendem Geiste sanft abscheiden. Wahrlich, dich hat Gott geliebt, du teurer Freund! und weil du viele zur Gerechtigkeit gewiesen!, lebst du noch, obwohl gestorben.

Vom Büchertisch.

Veranstaltung und Verlauf der Pestalozzifeier in Basel 1895/96. Auf Ansuchen des Vorstandes der freiwilligen Schulsynode von Baselstadt dargestellt von Dr. Franz Fäh. — Heinrich Pestalozzi. Rede an der Pestalozzifeier vom 11. Januar 1896 von Dr. X. Wetterwald. Basel, Birkhäuser 1897.

Wer die Pestalozzitage des Jahres 1896 in Basel mit Verstand und Herz miterlebt hat, wird dafür dankbar sein, daß Herr Schulinspektor Dr. Franz Fäh im Auftrage der Schulsynode den Verlauf der verschiedenen Feiern mit seiner gewissenhaften und gewandten Feder zu einem schönen Gesamtbilde zusammengeschlossen hat. Es ist eine Festchronik höheren Styles, die einem spätern Geschlechte Kunde davon geben wird, daß das Basel vom Ende des 19. Jahrhunderts dem edlen Herzen wie der geistigen Aussaat Vater Pestalozzis die verdiente Ehrung zu teil werden ließ. — Den zweiten Teil dieser Festschrift bildet die von Dr. X. Wetterwald vor den Schulbehörden und der Lehrerschaft von Baselstadt in der Martinskirche gehaltene Festrede, die nicht bloß von den damaligen Zuhörern sondern auch von den Laien unter den Pestalozzifreunden gern wird gelesen werden. Sie verdient es. O. B.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 4. Samstag, 22. Januar 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Sprüche der Erfahrung.

Je leichter der Mensch zu überreden ist, desto schwerer ist er zu überzeugen.

Ein Helfer in der Not ist mehr wert als zehn Nothelfer.

Gutes und Böses liegen nicht meilenweit auseinander; Steckköpfigkeit und Charakterfestigkeit; Mitleid und Verachtung; leichter Sinn und Leichtsinn.

Den Juden war es verboten, Rind und Pferd nebeneinander zu spannen; den Christen sollte es das Gewissen sagen, daß man nicht Menschenkinder, Hunde und Papageien miteinander abrichtet.

Am verächtlichsten sind diejenigen Menschen, die gelegentlich anständig „sein können", die es aber nicht über sich bringen, dem Guten im Herzen Einlaß zu verschaffen.

Wer den Ausdruck: „Zu meiner Zeit" im Munde führt, der hat die glücklichsten Tage hinter sich.

Die Schlauheit macht aus dem Batzen einen Gulden, der Gute macht mit dem Gulden einen Glücklichen.

Je weniger Religion einer hat, desto leidenschaftlicher schwatzt er von Konfession und Kirchenformen.

Eine Leiter, die Menschen tragen soll, muß auf festem Grunde stehen; das gilt besonders von der Himmelsleiter.

Des Lehrers Amt ist werktäglich, das des Pfarrers sonntäglich; beiden ist Gottes Sonne unentbehrlich.

Das Leben ist ein Drama; erst die Lösung läßt entscheiden, ob es gut oder wertlos ist.

Geh' mit Knaben um, so scheinst du gescheidt; geh' mit Männern um, so wirst du gescheidt; gehen die Gescheidten selber gern mit dir um, so bist du ihresgleichen.

Nicht nur die geistig Produktiven sind selten, sondern auch solche, die eine geistige Produktion zu würdigen wissen.

Feindschaft entspringt nicht nur aus gegenseitigem Mißverständnis, sondern gar oft auch, wenn einer zu gut verstanden, das heißt: durchschaut wird.

Der „letzte Wille" ist meistens ein Kind des unerbittlichen Müssens.

Albert Bitzius, ein Vorbild freier Frömmigkeit.

Ein Vortrag.

III.

Durch die protestantischen Kirchen unserer kleinen Schweiz ging vor 30 Jahren eine lebhafte Bewegung, bei der es sich darum handelte, ob diejenigen, welche in der Schule Lessings, Schleiermachers und der wissenschaftlichen Bibelkritik zur Ueberzeugung gekommen waren, man könne ein Christ sein, ohne an die evangelischen Wundergeschichten und die paulinische Versöhnungslehre zu glauben, — ob diese sog. Liberalen ihre Ueberzeugung für sich behalten müssen oder sie vor der Gemeinde offen bekennen dürfen; ob ein protestantischer Pfarrer ebenso gut wie die Reformatoren seine aus der Bibel geschöpfte Ueberzeugung der überlieferten Kirchenlehre entgegensetzen dürfe oder sich unter diese zu beugen habe; ob die Lehre, wie sie durch die Konzilien der ersten sechs Jahrhunderte fixiert worden ist, allgemein verbindlich bleiben müsse oder umgebildet werden dürfe; ob unzähligen Gliedern unserer protestantischen Kirche es ermöglicht werden solle, mit gutem Gewissen an Predigt und Sakramenten teil zu nehmen oder ob ihnen dies verleitet werden soll. Heinrich Lang und die Mitarbeiter seiner „Zeitstimmen" kämpften gegen die Verbindlichkeit des Apostolikums, für die Freiheit, bei welcher auch die Liberalen neben den Orthodoxen volles Bürgerrecht in der Kirche erhalten sollten. Von Zürich, der Zwinglistadt, aus ging die Bewegung mehr oder weniger stürmisch durch alle kantonalen Kirchen, bis in allen der Bekenntniszwang fiel und der freisinnigen Richtung freie Bahn geschaffen, wenigstens die Existenzberechtigung erobert war.

In diese Bewegung hat Albert Bitzius nicht frühe eingegriffen. Er that von 1861—63 in zwei Berner Dörfern still seine Vikariatsdienste und bewältigte von 1863—67 als deutscher Pfarrer des St. Immerthales an der Grenze Frankreichs eine riesige Arbeit, ohne von sich reden zu machen. Originell war er. Die Welschen des St. Immerthales nannten ihn, da er statt des feierlichen Cylinders eine Kappe trug und wegen seines jovialen Wesens, den „deutschen Studenten". Er hätte gern einem armen Schullehrer zu einer besseren Besoldung verholfen und wußte nicht, wie anfangen, da sagte er ihm: „Ihr wißt, ich bewohne einzig ein großes Haus und benutze nur zwei Zimmer davon, den Rest offeriere ich Euch, kommt zu mir und verfügt darüber". So ersparte Lehrer Pfister den Hauszins. Dieser Lehrer wurde des Pfarrers intimer Freund und hat mir ein ganzes Heft voll Er-

innerungen aus ihrem Zusammenleben im Manuskript zugestellt. Durch eine Menge kleiner Züge erscheint der junge Pfarrer Bitzius darin als ein ganz seltener Mensch, der jede Not und Beschwerde des armen Uhrenmacher-Volkes mit ihm teilte. Er war wirklich christlich-social. Eine fatale Vorliebe hatte er zu den Courses forcées, d. h. wenn er in der Gegend von Biel eine Pastoralgesellschaft oder bei Bern seine Mutter besuchte, lief er dutzende Mal in der Nacht, selbst bei Regen und Schneegestöber, den Weg von Biel nach Courtelary (24 Kilometer), ohne in einer Herberge einkehren zu können. Im Februar 1865 kam er morgens 3 Uhr zu Haus an, halbtot vor Hunger und Müdigkeit. Der Lehrer hatte vergessen den Schlüssel stecken zu lassen am Küchenkasten, worin sich leckeres Brot und Fleisch befand. Bitzius konnte sich aber nicht entschließen, den Freund im Schlaf zu stören, und begnügte sich mit ein paar Kartoffeln, die er samt der Schale verschlang. „Ach“, sagt Pfister, „er schonte, so lange ich ihn kannte, andere immer viel zu sehr und sich selbst viel zu wenig!“

Und doch hielten die Sektenprediger im St. Immerthal ihn für den leibhaftigen Gottseibeiuns und wichen ihm auf der Straße scheu aus. Sie warfen ihm Unglauben vor, „und doch“, sagt Pfister, „habe ich noch nirgends so viel Gottvertrauen gesehen, wie bei ihm“. Ungläubig hieß er, weil er nach jahrelangen inneren Kämpfen, die er mit seinem intimsten Freund Eduard Langhans teilte, zum Entschluß kam, ganz auf Gott zu vertrauen und ganz dem Volk zu vertrauen, der Gemeinde an heiliger Stätte ganz genau alles zu sagen, wie es ihm in der Seele lag. Und dann trat der Dreißigjährige bei zwei Anlässen fest auf den Plan.

Den ersten Anlaß bildete der Seminarstreit in Münchenbuchsee. Als Religionslehrer am Seminar gab sein Freund Eduard Langhans 1866 ein Büchlein heraus, worin Entstehung und Inhalt der biblischen Schriften so dargestellt war, wie es sich ernster wissenschaftlicher Forschung ergibt. Die Darstellung war voll Pietät, mit der größten Liebe zum religiösen Inhalt der Bibel erfüllt. Dennoch saß die bernische Kirchensynode über den Verfasser zu Gericht und fällte ein ganz vertracktes Urteil, eines jener Urteile, in denen es im Vordersatz heißt: wir sind zwar auch für freie Forschung — und dann im Nachsatz: aber der freie Forscher muß weg! und das ganze eine jämmerliche Zweideutigkeit ist. Das trieb Bitzius auf den Kampfplatz. Er gründete den kirchlichen Reformverein und die „Reformblätter aus der bernischen Kirche“. Langhans wurde vom bernischen Großen Rate in seiner Stelle geschützt und 12 Jahre später konnte ihn Bitzius als Kirchendirektor an die Berner Hochschule befördern.

Den andern Anlaß bot abermals die bernische Kirchensynode. Bitzius und zwanzig andere Berner Pfarrer, die in der Kirche nichts bekennen wollten, was sie nicht glaubten, gelangten an die Synode mit dem Verlangen, sie vom Gebrauch des Apostolikums zu entbinden. Die aus halben und ganzen Gegnern bestehende Synode wollte aber die Gelegenheit benützen, um die Bittsteller zu demütigen und unmöglich zu machen. Zuerst erließ sie einen Hirtenbrief an die Gemeinden, voll versteckter Warnungen vor den Neuerern, später erließ sie das ausdrückliche Verbot, es dürfe vorderhand kein Pfarrer bei der Taufe das alte Bekenntnis weglassen und durch ein anderes ersetzen. Da erhob Bitzius die Fahne des Aufruhrs und schrieb am 3. Juli 1871 an den Vorstand der Synode einen berühmt gewordenen Brief des Inhalts: „Sie haben am 27. Juni mit 42 gegen 28 Stimmen ausdrücklich verboten,

das Apostolikum bei der Taufe wegzulassen. Ich zeige Ihnen an, daß ich gestern, Sonntag den 2. Juli, es zum erstenmal weggelassen und durch ein anderes ersetzt habe. Damit handle ich wissentlich und willentlich dem Beschluß der Synode entgegen. Sie haben über die Vollziehung des Synodalbeschlusses zu wachen. Ich gewärtige also ein sofortiges Einschreiten. Ich erwarte und verlange es sogar. Damit will ich nicht von ferne den Märtyrer spielen. Um etwas anderes ist es mir zu thun: einer Synode, welche eine ganze große Partei in der Kirche rechtlos erklärt, bemerklich zu machen, daß diese Partei mit ihren Bedürfnissen und Rechten doch da ist, — dieser Synode zum Bewußtsein zu bringen, daß ihre Beschlüsse Folgen haben, und sie zu zwingen, die Verantwortung für diese Folgen selber zu tragen. Biegen oder Brechen! sprach die Synode. Biegen oder Brechen! sage auch ich."

In Deutschland wäre einer solch offenen Auflehnung mit umgehender Post die Absetzung gefolgt. Auch in Bern hätte es Versuche in dieser Richtung gegeben, wenn der Trotz von einem weniger ernsthaften Mann, vielleicht sogar von einem Renommisten, der ja so etwas auch machen könnte, gekommen wäre. Gegen Bitzius wurde gar nichts gewagt. Man jammerte ein wenig über den „unqualifizierbaren Brief" und gab dann nach. Die Frucht jahrelanger Kämpfe war das bernische Kirchengesetz von 1874, das der liberalen Richtung volles Bürgerrecht in der Kirche gab und das Berner Volk nahm jenes Gesetz mit 69 000 gegen 16 000 Stimmen an — ein Gesetz der Gerechtigkeit, das den Frieden brachte. Heute wünschen es wohl nur noch wenige weg.

(Fortsetzung folgt.)

Das verrußte Gesangbuch.

Im Dorfe war Versteigerung gewesen; der alte brave Schmied war gestorben, und weil er keine nähern Verwandten mehr gehabt hatte, war der gesamte Nachlaß nach Bestimmung des Verstorbenen zu Gunsten der Armen unter den Hammer gebracht worden. Schwer beladen zogen am späten Nachmittage die Kauflustigen mit ihren ersteigerten Schätzen der Heimat zu.

Auch der Schulmeister war auf der Versteigerung gewesen und ging nun langsam auf der Dorfstraße nach der nahen Schule. Dort holt ihn ein Bäuerlein ein, welches ein erhandeltes Bett auf einem Karren vor sich herschiebt.

„Guten Abend, Herr Schulmeister, auch etwas ersteigert?"

„Guten Abend auch, Henner! Jawohl, und das einen rechten Schatz."

„Lassen Sie doch mal sehen."

Der andere greift bedächtig in die Tasche und holt ein altes Gesangbuch hervor. „Das ist mein Schatz."

Das Bäuerlein besieht sich verwundert das alte Buch; es ist arg zerlesen und hängt nur noch dürftig am Einband, dazu ist es rußgeschwärzt. Kopfschüttelnd gibt er es zurück und wischt sich die Hand ab. „So'n alter Schmöker! Da klebt ja noch der alte Grobschmied daran."

„Das ist mir gerade recht und hoch erbaulich. Sie haben wohl den Schmied nicht näher gekannt? Nicht? Nein, Sie sind noch zu neu in dieser Gegend. Da will ich Ihnen etwas von ihm erzählen."

„Sehen Sie", begann der Schulmeister, „der Mann, der so einsam gestorben ist, hatte vor Jahren eine zahlreiche Familie, eine brave Frau und

fünf herzige Kinder. Da starb ihm binnen drei Tagen die Frau an einer heftigen Lungenentzündung. Das war ein furchtbarer Schlag, aber er tröstete sich mit seinen Kindern, die nun sein ganzes Lebensglück ausmachten. So gingen drei Jahre ins Land, da starben auch seine Kinder, alle fünf in einer Woche an Diphtheritis. Ich habe den Mann damals öfter besucht. Er war wie verstört und trug sich mit Selbstmordgedanken. Eines Tages, als der Teufel ihm rät, er soll zum Strick greifen, ist's ihm, als ob eine Stimme in ihm rät: „Greif zum Gesangbuch!" Und das hat er gethan. Manche Nacht hat er stundenlang über dem Buche gesessen und geweint und gebetet, und schließlich darin den Mut gefunden, sein Kreuz zu tragen. Jahrelang hat er den Kampf des Glaubens gekämpft mit der Verzweiflung. Bisweilen, wenn er am Amboß stand nnd kam ans Grübeln über seine namenlose Einsamkeit und Verlassenheit, wurde es ihm so qualvoll zu Mute, daß er den Hammer fortwerfen und in die Stube laufen mußte, um erst einen Trostgesang zu lesen. Da hat er zuletzt das Buch mit in die Werkstatt genommen und aufgeschlagen neben sich gelegt. Wenn ihm dann der Jammer das Herz zuschnüren wollte, brauchte er nur zur Seite zu greifen, da hatte er den Tröster gleich bei der Hand. Sehen Sie nur hier! Wo die Kreuz- und Trostlieder stehen, das braucht man nicht lange zu suchen. Wo alles ganz schwarz ist von den rußigen Fingern, da steht gewiß: „Befiehl du deine Wege" und „Was Gott thut, das ist wohlgethan". Da habe ich nun das alte Buch für zehn Pfennig gekauft. Ich sage Ihnen, mit tausend Thalern ist es nicht genug bezahlt. Lesen will ich gar nicht darin, nur ansehen, daß ich es immer als einen stummen Mahner vor mir habe. Wenn mir dann einmal der Mut sinken will unter den mancherlei Päckchen, die ich auch zu tragen habe, dann soll mich das alte verrußte Buch erinnern, was einen armen Menschen festhalten kann bis ans Ende. Und nun sagen Sie, ist das Buch nicht wirklich ein Schatz?"

So sprach der treue Lehrer und reichte dem andern die Hand zum Abschiede. Der aber ist seit langem nicht so nachdenklich nach Haus gekommen, wie an diesem Abend. (Luth. Herold.)

Wochenschau.

Am 7. Januar starb in Straßburg, 73 Jahre alt, der dortige Pfarrer **Leblois**, der an der Neuen Kirche bis vor einem Jahre, wo er wegen Krankheit zurücktreten mußte, den liberalen Protestantismus französischer Zunge in Wort und Schrift kräftig vertreten hat. Vor zwanzig und dreißig Jahren galt er neben Colani als der bedeutendste elsässische Prediger. Unter den Schriften, die er hinterläßt, ist ein großes Sammelwerk „Les bibles et les initiateurs réligieux de l'humanité", in dessen vielen Bänden jemand, der eine Geschichte der Religion schreiben will, die wertvollsten Aktenstücke, allerdings mehr zusammengestellt als verarbeitet, vorfindet. Der Schreiber dies anerbietet das große Werk Jedermann, der es in genanntem Sinn benutzen will. Leblois bemühte sich auch für Einführung der Kremation in Straßburg, aber umsonst, und so wird nun seine Leiche nach Paris gebracht, um dort auf dem Père-la-Chaise verbrannt zu werden.

In Basel ist die Verbrennung der Leichen nun Thatsache geworden. Das Krematorium auf dem Horburggottesacker macht von außen den Eindruck

einer hübschen Kapelle und ist in den letzten Tagen von der Regierung dem Gebrauch übergeben worden. Nachdem die Gegner der Kremation eine Volksabstimmung provozierten und diese die neue Bestattungsform ausdrücklich sanktionierte, so bestimmt die Regierung durch Reglement, daß die Verbrennung gleichen Rechtes ist wie das Begraben, d. h. daß sie wie dieses auf Staatskosten geschieht. Damit ist die Ursache, warum in Zürich und anderswo verhältnismäßig wenige Leichen verbrannt werden, beseitigt und mit der Zeit wird der neue Brauch neben dem alten sich einbürgern. Die preußische Generalsynode hat ja freilich in Bestätigung eines oberkirchenrätlichen Erlasses vom Jahr 1885 beschlossen, es dürfe kein Geistlicher bei einer Kremation amtlich funktionieren, auch nicht im Trauerhaus, nur privatim und ohne Talar dürfe er in solchen Fällen einige Trostesworte spenden! Aber Basel liegt nicht in Preußen sowenig als Zürich. In Zürich haben auch Pfarrer orthodoxer Richtung die Leichenfeier bei einer Kremation in üblicher Weise vollzogen, folglich dürfte in Basel, obschon es Preußen etwas näher liegt, dasselbe zu erwarten sein.

In Frankreich treten zahlreiche katholische Priester zur evangelischen Kirche über, mit öffentlichen Erklärungen warum und wozu. Ob sie mehr zur orthodoxen oder mehr zur liberalen Richtung neigen, das hat vorderhand wenig zu sagen, wenn es ihnen ernst ist, werden sie den rechten Weg schon finden. Einer von ihnen, Charbonnel, hat erklärt, er wolle nicht ein Joch gegen ein anderes Joch tauschen, sein Gottesglaube sei der Theodor Parkers und Leo Tolstoi's. Immerhin wird gegenüber diesen neuen Protestanten etliche Vorsicht am Platz sein, denn die altkatholische Kirche hat zum Teil böse Erfahrungen mit ihnen gemacht. Vielleicht hat der Dreyfus-Handel auch etwas dazu beigetragen, den Betreffenden die Augen zu öffnen, denn es sind zumeist die französischen Protestanten, welche den Mut haben zu sagen, daß der Jude Dreyfus auf Grund eines gefälschten Aktenstückes verurteilt wurde.

Außer „Dio e Populo“, auf welches jüngst hingewiesen wurde, gibt es in Italien nun eine zweite Zeitung, „La Roma nuova“, in welcher katholische Priester und Laien öffentlich auffordern, sich vom verjesuiteten Papsttum loszusagen. Diese Regungen innerhalb der katholischen Kirche selber sind uns mehr wert als alles andere. Unser lieber Freund, Herr Dekan Ringger in Altstätten, Kt. St. Gallen, hat zwar die Angriffe des dortigen katholischen Dekan Wetzel in einer Gegenschrift „Unser Hausrecht im Vaterhaus“ ernst und warmherzig zurückgewiesen. Wenn diese Antwort im ganzen Kanton St. Gallen, vielleicht auf Anordnung des dortigen Kirchenrats, verbreitet wird, so werden auch Katholiken zugeben müssen, daß er als treuer Hirte sich hat wehren müssen und sich mit Kraft und Würde gewehrt hat. Aber wenn er die römische Praxis ein klein wenig kennt, so wird er sich nicht wundern, daß sein katholischer Gegendekan Wetzel schon wieder mit einer Schrift auf dem Plan ist, „das Vaterhaus und seine Gegner“. In dieser neuen Schrift will der evangelische Dekan direkt denunziert werden als ein Mann, der vom Christentum abgefallen sei. Und wenn unser Freund mit einer zweiten Schrift antwortet, so hat Herr Wetzel wieder eine dritte parat und so fort ohne Ende. Der Römer wird das letzte Wort haben wollen, aber nicht das letzte Wort, sondern das rechte Wort entscheidet, und das hat Ringger geschrieben.

Jakob Burckhardt und die Reform.

Eine Replik.

Wir haben in letzter Nummer in unserm Artikel „Versteckte Hiebe und fragliche Autoritäten“, den Verfasser der Biographie von Jakob Burckhardt, Herrn Dr. Hans Trog auf seine dortige Bemerkung hin, Burckhardt habe, „aller Halbheit im tiefsten Herzen abgeneigt, der Reformrichtung eine gründliche Abneigung gewidmet“, aufgefordert, uns zu sagen, wo die Halbheit unseres Standpunktes liege und mit seinen eigenen Waffen und auf seine eigene Rechnung gegen uns zu fechten, nicht unter dem Namen eines großen Toten versteckte Hiebe zu führen; wir haben zugleich bemerkt, daß es unrichtig, ja lächerlich sei, Burckhardt auf dem religiös-kirchlichen und parteipolitischen Gebiet als Autorität ins Feld führen zu wollen.

Was thut Herr Tr.? Er redet in seiner Antwort in Nr. 16 der „Allgemeinen Schweizerzeitung“, worin er zugleich auf eine frühere Aeußerung des Herrn Pfarrer Altherr in unserem Blatte und gegen einen uns zustimmenden Artikel in der „Nationalzeitung“ repliziert, von „oberflächlichen Bemerkungen“, von „einigen stumpfen und etlichen vergifteten Pfeilen, die wir auf den Biographen abgeschossen hätten“ und sagt, „auf eine Polemik einzugehen, verbiete der Respekt vor dem großen Toten“(!), er wiederholt es nochmals, daß „die Reformrichtung als solche Burckhardt widerwärtig war und blieb, gerade wie einem Gottfried Keller, der ihm nicht zuletzt um dieser gemeinsamen Abneigung willen soviel Vergnügen bereitet habe“ und fährt fort: „Nun ist es sehr bequem, Burckhardt das Recht eines Urteils über solche theologische Fragen abzusprechen; für den anonymen Artikelschreiber im „Protestantenblatt“* ist der Verstorbene ein Aesthetiker, Kunstkenner u. a. m., nur nicht ein Historiker; von der „Zeit Konstantins des Großen“ hat er offenbar nie eine Zeile gelesen. Und der Verfasser dieses Buches, der gründliche Kenner der Kirchengeschichte, sollte keine Meinung sich bilden dürfen über eine Lehre, deren innere Schwäche und Halbheit er als Historiker schon im Arianismus hatte kennen lernen?“ —

Wir nehmen von dieser Antwort Notiz, nicht um uns in eine Widerlegung einzulassen, was wohl kaum nötig ist, sondern nur, um zu konstatieren, daß Herr Tr. uns nicht Rede stehen will, statt dessen den ungerecht Angegriffenen spielt, abermals nur Burckhardt vorschiebt und mit ein paar neuen hämischen Bemerkungen auskneift und möchten Herrn Tr., der mit seinem Zusammenwerfen von Arianismus und heutiger Reform beweist, daß er von der letztern auch nicht einen Hochschein hat, bitten, entweder die Geschichte und die religions-philosophische Grundlage der Reformtheologie ein bischen zu studieren und dann über sie ein Urteil abzugeben oder, wenn er dies nicht will, sich doch wenigstens künftig eines olympischen Richterspruches zu enthalten in einer Sache, die er nicht versteht.

Vom Büchertisch.

Unser Hausrecht im Vaterhaus, Antwort an Pfarrer Wetzel von einem evangelischen Geistlichen. — Man erinnert sich, daß der römische Pfarrer Wetzel in

* Der Name des Artikelschreibers wurde aus bloßem Versehen der Druckerei weggelassen.

Altstätten, Kt. St. Gallen, gegen Ende verflossenen Jahres in einem „Vaterhaus" betitelten Schriftchen die Protestanten bösartig angegriffen hat. Die Abwehr des Angriffs erfolgt maßvoll und fest in diesem Schriftchen von 42 Seiten, dessen Verfasser nicht genannt sein will. In Altstätten kommt es hoffentlich in jede evangelische und paritätische Familie als Schild gegen die Pfeile des Bösewichts. Aber auch diejenigen unter den Lesern dieses Blattes, welche in der Lage sind, sich gegen römische Ueberfälle waffnen zu müssen, können die Schrift bei der Buchdruckerei des „Rheinthaler" in Altstätten beziehen. Der Preis ist leider nicht angegeben, aber mehr als 30—50 Cts. wird sie kaum kosten. Man gibt oft Franken aus für ein Buch, das weniger wert ist. Also wer für seinen evangelischen Glauben leiden muß und darin recht fest und froh werden will, der thue für 50 Cts. Marken in einen Brief und verlange die Schrift beim „Rheinthaler" in Altstätten, Kt. St. Gallen.

Schweiz. reformierte Predigergesellschaft.

Die Schweiz. reformierte Predigergesellschaft wird sich im Jahr 1898 in Frauenfeld versammeln. Das Centralkomitee, an dessen Spitze die Herren Dekan Dr. Aeppli in Gachnang als Ehrenpräsident und Herr Dekan Brenner in Müllheim als Präsident stehen, hat folgende zwei Themata ausgewählt: 1. „Der Weg zu Gott für unser Geschlecht." Erster Referent Herr Professor Dr. A. Bolliger in Basel. Zweiter Referent Herr Professor G. v. Schultheß-Rechberg in Zürich. 2. „Welches sind die Ziele, nach denen die schweizerische reformierte Kirche zu streben hat in Beziehung auf Verfassung und Gemeindeleben?" Erster Referent Herr Pfarrer J. Probst in Zürich. Zweiter Referent Herr Pfarrer E. Schuster in Affeltrangen. Das Programm wird später mitgeteilt werden.

Kirchliche Personalnachrichten.

Basel. Gestorben in Basel Herr alt Pfarrer J. Miville, langjähriger Hauptpfarrer der Petersgemeinde. 86 Jahre alt.

Thurgau. Herr Dekan A. J. Aeppli in Gachnang wurde bei Anlaß seines 80sten Geburtstages von der theologischen Fakultät Zürich zum Ehrendoktor der Theologie ernannt.
— Gewählt als Pfarrer von Dußnang-Bichelsee Herr Alfred Michel von Neukirch-Egnach, bisher Pfarrhelfer und Schulinspektor im oberen Thurgau.

Graubünden. Gewählt zum Pfarrer in Valzeina Herr Larbelli.

Bern. Gewählt als Pfarrer nach Großhöchstetten Herr Müller, bisher Pfarrer in Reichenbach.
— Gestorben in Bern Herr Pfarrer Herdi, geboren 1825.
— Gewählt zum Pfarrer von Wattenwil Herr O. Gelpke, V. D. M.

St. Theodorsgemeinde.

I. Familienabend: Sonnabend den 23. Januar, 1/2 8 Uhr im Café Spitz. 1. Vortrag von Herrn Pfarrer Steiger: „**Erinnerungen vom Oberammergauer Passionsspiel.** 2. Dramatische Szene: Luther und Zwingli zu Marburg. 3. Musikalisch-gesangliche Vorträge. — Mitglieder und Freunde ladet zu zahlreichem Besuch herzlich ein

Die Kommission.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 5. Samstag, 29. Januar 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Zwingli.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Wie klingt dies Wort so fromm! Aber wie unfromm ist doch oft die Art, wie die Menschen es auslegen. Bilder mögen reden. Da schreit ein Kind und drängt mit dem ganzen Ungestüm seines ungezogenen Wesens auf Erfüllung seines Begehrens. Alles läuft und springt, nach dem zu suchen, was seinen Jammer stillen könnte. Man hätschelt es und läßt ihm seinen Willen. Ach ja — „sein Wille ist sein Himmelreich!" — Eine Dame bringt ihr ganzes, großes Haus in Allarm durch ihre Launen. Nichts findet Gnade vor ihrem Eigensinn. Ihr Kopf muß durch und ginge drob die Welt zu Grund. „Nun — so thue man ihr den Willen, zuvor kann's doch nicht Friede werden. Sie will nun einmal und — „ihr Wille ist ihr Himmelreich!" — Ein Magnat thut seinen Mund auf zu schnarrendem Befehl, zu hochwichtiger Meinungsäußerung. Alles duckt sich und drückt sich. Keiner widerspricht der Majestät. „Platz dem Landvogt", heißt es allenthalben. Wer Friede will, der schweige! Nur die Kreise der großen Herren nicht gestört, soll das Donnerwetter zurückgehalten sein und die Sonne auf dero Antlitz huldvoll scheinen. Ihr Wille ist ihr Himmelreich! So ist's! Wenn der Mensch nur keine Hemmung erfährt in der Erfüllung seiner Wünsche, in der Behauptung seines Willens gegenüber anderen Willen, in der Durchsetzung seines Kopfes gegenüber anderen Köpfen, dann ist er selig und hat den Himmel auf Erden. —

Aber was ist's für ein Himmel? Nicht ein wirklicher, nur ein Erträumter und die Eigensinnigen, denen ihr Wille das Höchste ist, sie fallen bald genug heraus. Das Glück, das aus der Selbstsucht kommt, ist ein kurzlebiges Ding, heute Freude, morgen Leid. Und weil der Eigensinnige den Himmel schon zu haben vermeint, so verzichtet er darauf, ihn wie der Fromme erst zu suchen. Das ist sein Unglück! Darum kommt einmal die Zeit, wo er traurig spricht: „Mein Wille war mir Alles, aber nur nicht mein Himmel!"

Also nicht im Eigenwillen findet der Mensch sein Himmelreich. Nun, worin denn? Er findet es im Willen, dem es mehr gilt, gut zu sein, als es gut zu haben! Das Reich der Himmel gehört nicht dem, der darauf sinnt, wie er mit seinem Kopf die Ordnung in der Welt durchbreche, sondern dem, der darauf denkt, wie er seinen harten Kopf breche im Angesicht der Ordnung in der Welt. Untrüglichen Frieden hat nicht der, der alles sein will ohne Gott, sondern der Mensch, der Gott alles sein läßt und betet, daß des Vaters Wille mächtig sei in ihm.

Ein Solcher wird es erfahren, daß es wahr ist: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!“ Fürs erste hört bei ihm auf alles bängliche, feige Zagen; er will etwas mit aller Bestimmtheit und das ist schon ein Glück. Sagt ja auch Göthe: „Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist, der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter, aber wer fest auf dem Sinn beharrt, der bildet sich die Welt!“ Ein zweiter Gewinn aber ist der, der Fromme wird erkennen, daß überhaupt kein anderer Weg ins Reich der Himmel führt, als der Weg des Willens und daß des Himmels Gaben keinem in den Schoß fallen, es sei denn, daß er wolle!

Festes, entschiedenes Wollen ist überhaupt der Lebensnerv der wahren Frömmigkeit! Das Christentum vieler krankt daran, daß es zuviel Welt- und Lebensanschauung ist, aber zu wenig Leben. Wir denken unendlich hoch von des Christentums Grundsätzen und spazieren doch in seinem Garten hunderte Mal an des Gottesreichs heiligen Gebotstafeln vorüber, als wäre es ausgemacht: Sie sind nicht mehr für unsere Zeit; prächtig in der Theorie, doch für die Praxis, für das Volk unserer Tage, für unsere moderne Bildung, für unsere neue Lebensweise nicht mehr tauglich! Da loben wir uns die Ernsten alle, zu welcher Richtung sie auch zählen, die wieder sagen: Wir wollen Christen werden, indem wir wie Christen leben! W i r w o l l e n! Diese werden es erfahren: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!“

Im Buch des Propheten Jesaja (26, 3) steht geschrieben: „Wer festen Sinnes ist, dem bewahrest du Frieden, ja Frieden.“ So wollen wir darnach streben festen Sinnes zu sein und andere, insbesondere unsere Kinder festen Willens zu machen! Denn das ist das wahre Glück. — Es ist ein köstlich Ding um eine klare Ueberzeugung, aber den Himmel bringt mir meine Ueberzeugung erst dann ins Herz, wenn ich handelnd, kämpfend, leidend ihren Wert erfahren habe! Es liegt etwas Rührendes im Bild jedes verlorenen, reumütigen Sohnes, jedes aufrichtigen Zöllners, jeder büßenden Magdalena, aber dem bloßen Sündenjammer und der Zerknirschung thut sich der Himmel noch nicht auf. Des Himmels Friedenslicht strahlt erst dem, der sich aufmacht und spricht mit aller Entschiedenheit: „Ich will!“ Es ist etwas Schönes um das „Geistreich sein“, aber was hat die Welt von den Geistreichen, solange ihr Wissen nur dazu gut ist, an ihrem Hirn und Rückenmark zu zehren und als Schwächlinge sie abzusondern von den Massen, die sie verachten? Empfänger und Bringer des Himmels werden sie erst, wenn sie, erleuchtet von ihrem Wissen auch Gutes wollen für die kleine und große Welt! Es ist etwas Herrliches um das „Gemütreich sein“. Aber wenn die zarte Empfindung zur Empfindsamkeit, das Gefühlsleben zur Gefühlsduselei wird, dann ist das Gemüt wie ein Stein im Wesen des Menschen. Wird aber aus des Gemütes Tiefen der starke Wille geboren, dann fühlt der sich stärker und freier, und fröhlich wandelt er dem Himmel zu!

Ohne festen Willen kein Himmelreich! Jesus ist darum der Größte unter allen Großen, der göttlichste unter allen nach Gottes Frieden Ringenden, weil er sprechen konnte: Ich und mein Vater sind eins. In guten Tagen hat er bekannt: „Das ist meine Speise, daß ich thue den Willen meines Vaters im Himmel“ und in der dunkelsten Stunde hat er gebetet: „Dein Wille geschehe.“ Sein Wille war sein Himmelreich!

Folgen wir ihm, so werden wir erfahren: „Wo ein Wille ist, da ist ein Weg, ja ein Weg zum Himmel!“

Albert Bitzius, ein Vorbild freier Frömmigkeit.

Ein Vortrag.

IV.

Was Bitzius that, hat sehr begreifliches Aufsehen gemacht, nicht bloß in der konservativen Verwandtschaft und Bürgerschaft, der er entstammte, sondern in der Eidgenossenschaft und weit über ihre Grenzen hinaus. Es hat ihm sonderbare Briefe eingetragen und zu bedenklichen Urteilen über die kirchlichen Zustände in der Schweiz Anlaß gegeben. Es hieß, eine Kirche, in welcher die Revolution erlaubt sei und den Anstifter zum Kirchendirektor aufsteigen ließe, könne unmöglich bestehen. Aber Bitzius hat dann durch sein ganzes späteres Leben und Wirken Befürchtungen und Hoffnungen, die in ihm etwas wie einen überflächlichen Aufklärer und kecken Zerstörer der Kirche sehen wollten, in großartiger Weise zu Schanden gemacht.

Er gleicht darin ganz seinem Vater, daß ihm die Aufklärung niemals Zweck, immer nur Mittel war. Wie Jeremias Gotthelf mit seinem Bücherschreiben nicht Geld oder Ehre verdienen, sondern seinen Zorn über Ungerechtigkeiten und sein Erbarmen mit den Mißhandelten aussprechen, alle Stände des Volkes von innen heraus bessern wollte, so es ist dem Sohne nicht bloß darum zu thun, daß freisinnige Pfarrer, Synoden und Parlamente gewählt werden, er verlangt von diesen mit stürmischem Eifer den Beweis des Geistes und der Kraft. Bloß um zu zeigen, wie herrlich weit wir es in der Bibelkritik gebracht, wie einfältig die Menschen früher gewesen und wie weise wir jetzt geworden seien — dazu hat er nie die Feder und das Wort ergriffen. Wo nach schweren Kämpfen ein Wahlsieg erstritten wurde und andere selbstzufrieden auf ihren Lorbeeren ausruhen wollten, trat er vor sie hin und erklärte: jetzt beginnt die viel schwerere Aufgabe, indem wir zeigen müssen, daß es uns nicht um die Person zu thun war, sondern darum, an die Stelle des Vergangenen etwas besseres zu setzen! Wie sein Vater Jeremias Gotthelf nicht eine Weltverbesserung im allgemeinen anstrebte, sondern den Bauersleuten und Schullehrern und Gemeinderäten, den Knechten und Mägden in seiner Umgebung den Spiegel vorhielt und den lebendigen Gott, Verstand und Treue und Erbarmen in ihr Leben hineinbringen wollte, so setzt der Sohn mit seinem reformerischen Wirken in der Nähe an. Sein erster, im Jahre 1866 in die Reformblätter geschriebener Artikel ist nicht eine Klage über den Unglauben der Zeit und die Unkirchlichkeit des Volkes, sondern eine Anklage gegen die bernischen Pfarrer wegen ihrer Haltung in socialen Fragen, „weil sie nichts vorurteilslos prüfen können, alles durch die pfarramtliche

Brille ansehen, sich unfehlbar dünken und päpsteln und bei jedem Fortschritt eine Wolke von geistlichen Bedenken gen Himmel steigen lassen". Ihm graute vor einem kirchlichen Freisinn, der sich mit religiöser Aufklärung begnügt, er wollte mit dieser in das Leben hinein und dieses von Grund aus reformieren. Nur was vorwärts treibt, Gutes an die Stelle des Schlechten setzt, sittlich aufbaut und bessert, nur das galt ihm; bloße Schlagworte verachtete er, auch wenn sie von pompösester Freisinnigkeit waren. Seine große wissenschaftliche Arbeit, die von der Haager Gesellschaft preisgekrönt wurde, ist eine mit allen Gründen der Wissenschaft und des christlichen Gewissens vollzogene Ablehnung der Todesstrafe als eines Greuels überall da, wo sie nicht mehr zur Notwehr gehört. Er kämpfte jahrelang in der vordersten Reihe für die Befreiung der Ehe von allen Gelderpressungen und geistlichen Quälereien, für die Civilehe; ferner für die obligatorische, unentgeltliche und konfessionslose Schule, für den Schutz der Fabrikarbeiter, ihrer Frauen und Kinder durch ein eidgenössisches Fabrikgesetz, für den freien Sonntag der abhängigen Leute, für die Reform der Rechtspflege und die Abschaffung des Eides, für die Verbesserung des Gefängniswesens, für ein den Armen leicht zugängliches, unentgeltliches Recht, für die Glaubens- und Gewissensfreiheit in allen Richtungen. Was die schweizerische Bundesverfassung von 1874 über diejenige von 1848 hinaus an großen humanen Bestimmungen enthält, dafür hat kein Mann im Schweizerland so urkräftig und tiefgründig, so aus dem Feuer eines christlichen Gewissens heraus, so unbekümmert um Lob und Tadel von links und rechts her gekämpft wie Bitzius. Es war nicht zufällig, daß ihn das Volk 1878 in die bernische Regierung und in den schweizerischen Ständerat berief.

Diese seine Eigenart, in das volle Menschenleben hinein zu greifen und der Eifer, dasselbe von Grund aus und in all seine Zweige hinein zu heiligen, liegt besonders in seinen Predigten und in seiner Reformchronik vor.

Sie sind durchaus anderer Art, als Predigten im allgemeinen und auch freisinnige Predigten zu sein pflegen. Sie sind zunächst in theologischer Hinsicht vollkommen redlich und decken mit einer wundervollen Offenheit auf, was wir an Weihnachten, Ostern und Himmelfahrt nicht mehr feiern. Aber an die abgeräumte Stelle setzen sie sofort etwas Positives, zeigen uns, was in den wunderlichen Vorstellungen vergangener Zeiten für eine Seele lebte, was für eine unvergängliche Wahrheit die Menschenseele damit erfassen wollte, und dieses Unvergängliche enthüllt uns dann Bitzius in seiner ganzen Tiefe und Kraft, sodaß wir nicht mehr das Gefühl eines Verlustes, sondern eines reichen Gewinnes haben. Es ist keine wunderliche Stelle in der Bibel, kein fremdartiger Brauch in Sitte und Leben, aus dem er nicht, wie Moses aus dem Felsen, Wasser des Lebens und der Seelenerquickung zu schlagen weiß. Nichts, worin Sinn und Segen liegt, läßt er umkommen, verderben. Es ist eine wunderbare Treue im größten und kleinsten, die an diesem Prediger offenbar wird. Und ein Freimut im Aufdecken dessen, was jeder in seiner Seele trägt, eine Kenntnis des Seelenlebens bis in seine letzten Winkel und Falten hinein, wie sie Jeremias Gotthelf nicht größer besaß, darüber hinaus ein Zartgefühl, ein schonendes Zurechtführen aus sittlicher Verirrung, wie es Jeremias Gotthelf nicht immer bewies. Alles in träfer Art, knapp, frei von prunkender Phrase, wissenschaftlich tief gegründet und doch so einfach und anschaulich, daß Kinder und Bauern es verstehen können. Nehmen wir z. B. die Predigt vom fröhlichen Fasten. Da weiß er aus einem Brauch, den wir Christen gar nicht mehr üben, die höchste sittliche Leistung abzuleiten: „Von den Drang-

salen der Seele darf die Welt dir nichts anmerken, zu Gott muß dich ihr Dornenpfad führen. Nicht wahr, das ist denn doch eine harte Zumutung von seiten Jesu? Man soll doch zeigen dürfen, wie es einem ums Herz ist; ein böses Gesicht, ein hartes Wort, ein Stoß mit dem Ellenbogen, das heftige Zuschnellen einer Thüre, eine dem Kind zugemessene etwas unbedachte Ohrfeige sind doch gewiß unter diesen Umständen das Natürlichste vor der Welt? Und man darf doch gewiß auch reden über das, was einen so sehr quält, sein Herz ausschütten, sich mitteilen, bei einer guten Seele Teilnahme und Erbarmen holen? denn seit die Welt steht, hat es gar noch nie einen gegeben, dem es so bös gegangen wie dir, der ein so schweres Kreuz zu tragen gehabt wie du, das sollen die Leute dir ansehen, auf deinem Gesicht es lesen, und wenn du unter deinem Kreuz erlegen bist, dann soll ihr Gewissen sie daran mahnen, wie sehr sie deinen wahren Wert verkannt, wie schlecht sie es dir gemacht haben? — Nein, sondern wenn du fastest, salbe dein Haupt, wasche dein Angesicht, auf daß du nicht scheinest vor den Leuten mit deinem Fasten! Du mußt, was dich drückt und quält, was dich reizt und unglücklich macht, zuvor still innerlich verwerchet haben . . . dein Blick sei zuerst immer inwärts gerichtet und aufwärts zu Gott, dein Bestes ist nur ihm bekannt, zu allermeist kann nur er dir helfen. Drum lege das Leid deiner Seele vor ihm zurecht, bitte ihn um Geduld und Kraft, es zu tragen getrost und unverbittert, daß er bei dir stehe und dich bewahre vor jedem Ausbruch, vor jeder Rache, wie sie das Uebel nur ärger machen; ringe dich zum Glauben hindurch, daß auch dieser Dornenpfad ein Weg zu Gott, daß, wenn du hier dich brav hältst und still trägst und stark überwindest, das deiner Seele Flügel gebe, um sich höher und immer höher zu schwingen."

Bitzius stärkt in jeder seiner Predigten unsere Seele, die verborgene Quelle unseres Lebens, daß wir ordentlich fühlen, wie es uns mit neuen Kräften durchströmt. Und weil er immer auf Wurzel und Quelle unseres Innenlebens dringt, so darf er über die gewagtesten Themate predigen, über jedes wichtige Vorkommnis in Gemeinde und Volk; er läßt keine aufregende politische Frage, Abstimmung und Wahl vorübergehen, ohne sie in das Licht der Religion zu ziehen. Es ist dies bekanntlich das Gefährlichste was es gibt, aber Bitzius, der draußen Parteimann war so eifrig wie einer, führte in der Kirche das Amt, das die Versöhnung predigt und den Frieden sucht, so daß seines Wortes jeder sich freuen, keiner sich verletzt fühlen konnte. Weltgeschichtliche Ereignisse, wie den deutsch-französischen Krieg, hat er nicht bloß als Feldprediger vor seiner Division, sondern wiederholt auch vor seiner Dorfgemeinde behandelt. Beim Ausbruch des Krieges schloß er die Schilderung der Opfer mit dem Satze: „Das ist das Unglück, daß ganze Völker wie einzelne Menschen um sich schlagen, nur um nicht in sich schlagen zu müssen, daß, weil sie bei sich selbst nicht fertig werden, sie das Unheil nach außen tragen".

Ich zweifle daran, ob es in der Christenheit manche Dorfkirche gebe, in welcher Predigten gehalten werden wie in Twann am Bielersee zwischen 1867 und 1878, Predigten, die mit dem weiten Blick auf alle Gebiete menschlichen Wissens und Handelns eine solche Energie verbinden, die Religion in Handlung umzusetzen, den lebendigen Gott in das tägliche Leben hinein zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Wochenschau.

Es gibt Leute, die in keine Kirche mehr gehen, Leute ganz verschiedener Art; es sind unter ihnen von den Schlechtesten und von den Besten, die es gibt. Die einen wollen sich nicht ins Gewissen reden, sich nicht strafen lassen, sondern thun, was sie begehren und wornach ihre Augen gelüstet. Die Andern wollen durchaus das Gute, das Beste, nur wollen sie es ohne Emballage, ohne Dogma, ohne Gott und Bibel, ohne Christus und Jenseits. Zu den Letztern gehören die Leute, die sich als Gesellschaft für ethische Bewegung, für ethische Kultur zusammenthun in aller Herren Länder, auch in der Schweiz. Vorsitzender der schweizerischen Gesellschaft ist Pfarrer Pflüger in Außersihl-Zürich.

Es wäre unrecht, diese Leute zu tadeln. Als Alexander von Battenberg den Reichskanzler Bismarck fragte, ob dieser ihm rate, nach Bulgarien zu gehen, bekam er zur Antwort: Gehen Sie! Sie werden als Fürst von Bulgarien jedenfalls interessante Erfahrungen machen. Der Battenberger hat dann wirklich solche Erfahrungen gemacht. Aehnlich dürfte es auch den Anhängern der ethischen Bewegung ergehen. So gewiß sie ethisch bleiben und auf andere wirken wollen, werden sie auf einiges zurückkommen müssen, das sie jetzt in idealistisch hochfliegender Weise ablehnen oder sie werden an tausend Klippen scheitern. Und es sind Anzeichen da, daß sie auf einiges zurückkommen.

Im Bericht Nr. 2 über die ethische Bewegung verkündet der Verfasser, Herr Dr. Förster in Zürich, er erteile im Winterhalbjahr 1897/98 einen Moralunterricht für Knaben und Mädchen von 10 bis 15 Jahren. „Es wird neben der Einführung in die sittlichen Fragen auch ein geschichtlicher Religionsunterricht erteilt." Also doch ein Religionsunterricht! Und schwer läßt dieser sich denken, ohne daß darin von Gott die Rede ist und von der Lehre Christi. Das dünkt uns schon ein Fortschritt.

Und bei diesem Fortschritt werden die Ethischen nicht stehen bleiben. Es wird in ihnen das Bedürfnis erwachen, sich zu gemeinsamer Erhebung zusammen zu thun. Ist sogar schon geschehen. Bei der Jahresversammlung, welche die Ethischen am 27. Juni 1897 in Bern hielten, sprach Professor Ferd. Vetter im dortigen Münster unter anderm folgende schöne Worte:

„Die Leute da drinnen (es ist die Kirche gemeint) reden mit einem Wesen, von dem nie jemand etwas gesehen noch gehört hat; sie singen von einem Heiland, der sie erlöst und beseeligt aus einem unbekannten Jenseits her. . . . Darum gehen wir, die vielen, nicht hinein und lassen den wenigen ihre Kirche, ihre Orgeln, ihren Gesang und ihre Predigt. . . . Und wir haben anderes draußen zu thun, denn unter uns vielen gibt es viele Unglückliche an Leib und Geist. Aber es thut uns leid, daß nicht auch für sie, nicht auch für uns da sein soll der würdige Raum, die edle Kunst, die festliche Musik, das schöne Zusammensein derer, die Freude und Trost im Schönen und Guten suchen. . . . Wir empfinden diese Enterbung doppelt schmerzlich bei den Ereignissen, wo jeder natürliche Mensch seine Zusammengehörigkeit mit der Menschheit lebhafter fühlt . . . den Eintritt eines Menschen ins Dasein, seine Aufnahme in die Gesellschaft, seine dauernde Verbindung mit einem Wesen des andern Geschlechts, endlich sein Abschied vom Leben, all' diese elementarsten,

von jedem Menschen erlebten oder mitgefühlten Begebnisse hat die Kirche ... mit ebensovielen geheiligten Formeln und Feiern umgeben." ...

Aus diesen Worten Professor Vetters spricht doch deutlich das Bedürfnis nach etwas wie eine Kirche, nach etwas wie Andacht, Taufe, Konfirmation, kirchliche Trauung und kirchliche Leichenfeier. Wir freuen uns dessen. Es war eben nicht zufällig, daß diese Dinge vor vielen hundert Jahren entstanden sind und sich so lange erhielten. Und wir sind weit davon entfernt zu behaupten, daß die Formeln und Feiern der Kirche vollkommen, die besten seien, die es überhaupt geben könne. Im Gegenteil wollen wir bescheiden abwarten, ob Herr Professor Vetter oder irgend jemand von den Ethischen etwas einfacheres und tiefsinnigeres findet, jene „von jedem Menschen erlebten oder mitgefühlten Begebnisse" zu feiern. Aber unterdessen, bis jenes Bessere gefunden sein wird, halten und pflegen wir das, was wir in der Kirche haben. Und so ganz unmöglich ist doch der Fall nicht, daß die Ethischen eines Tages erklären, es liege in den Ordnungen der völlig reformierten Kirche am Ende doch mehr als sie früher darin gefunden haben.

Bekenntnisbüchlein.

Der Leitfaden für den Konfirmanden-Unterricht von Prof. Dr. P. Christ in Zürich gleicht dem von Z. Wirth in mancher Hinsicht, hat auch Vorzüge vor diesem. Diese betreffen weniger den Inhalt als die Sprache und die Stoffeinteilung. Während Z. Wirth den Stoff in den zwei Rubriken: Entwicklung des Heils und Wesen des Heils unterbringt, teilt Christ verständlicher ein: 1) Gott, die Quelle des Heils, 2) Der Mensch als Empfänger des Heils, 3) Weckung und Pflege des Heils, 4) Bewährung des Heils. Einzelne Sätze, die bei Wirt gar zu lang und prägnant sind, hat Christ auseinander gelegt, verdeutlicht. Er gibt am Schluß auch eine ganz ausgezeichnet zutreffende Darstellung des Inhalts der biblischen Schriften. Trotz dieser Vorzüge fällt es uns schwer, das Büchlein von Z. Wirth an das von P. Christ zu tauschen, wegen des Preises. Das erste ist nämlich für 40 Cts. zu haben, das zweite kostet dagegen 50 Pfg., was etwa 70 Cts. bedeuten wird. Zürich liegt doch in der Schweiz, daher dürfte Herr Cesar Schmidt seine Preise in Cts. notieren. Z. Wirth liegt in der 14. Auflage, P. Christ in der 4. Auflage vor. Beide Büchlein sind musterhafte und meisterhafte Darstellungen der christlichen Religion nach wissenschaftlichen Grundsätzen, wahre Perlen wahrhaftiger Weisheit und weiser Wahrhaftigkeit. Es sind unsere Bekenntnisschriften vor Kaiser und Reich.

A. A.

Vom Büchertisch.

Die Gleichberechtigung des kirchlichen Liberalismus mit der kirchlichen Rechtgläubigkeit, nachgewiesen von Dr. J. J. Kneucker. Heidelberg, J. Hörning. 1898. Preis 60 Pfg. Eine Schrift von 62 Seiten, welche mit großer Gelehrsamkeit nachweist, daß die Liberalen in der badischen Kirche vollberechtigt sind. Wenn nur die Gegner sie lesen wollten, dann hülfe es etwas. Man wälzt den Stein des Sysiphus und doch muß er gewälzt werden.

Bei der alten Berliner Verlagsfirma Wiegandt und Grieben, die kürzlich in die Hand eines energischen jungen Baslers, des Herrn G. Sarasin, übergegangen ist, erscheint seit 1. Januar, redigiert von dem bekannten Armenierfreund Dr. Lepsius, ein neues Monatsblatt „Das Reich Christi", Zeitschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums. Sie will weder kirchliche Partei-Intereressen noch theologische Schulansichten vertreten, sondern zum Verständnis des Christentums nach der Schrift und zur Ausbreitung der christlichen Wahrheit daheim und draußen mitwirken. Preis pro Jahr 5 Fr.

„Saatkörner". Der „Berner Volksschriften-Verlag" gibt namens des Ausschusses für kirchliche Liebesthätigkeit" seit zwei Jahren ein Flugblatt unter dem Titel: „Saatkörner" heraus. Jede Nummer besteht aus vier Oktavseiten und enthält eine kurze religiöse Ansprache an das Volk. Diese Blätter sind zum Verschenken bestimmt und erscheinen im Jahre in sechs Nummern zum Preise von einem Rappen pro Exemplar, doch werden nicht weniger als zehn Exemplare zum Preise von 60 Rappen jährlich abgegeben. Die bis jetzt erschienenen Nummern sind betitelt: 1896: 1. Rettet den Sonntag. 2. Gibt es einen Gott? 3. Wozu die Kirche? 4. Kindererziehung. 5. Gebetserhörung. 6. Weihnacht. 1897: 1. Jerusalem. 2. Ostern an den Gräbern. 3. Das Leiden der Gerechten. 4. Ich bin das Licht der Welt. 5. Dienen. 6. Für unsere Armen.

Das bescheidene Werk nimmt einen recht erfreulichen Fortgang. Während im Jahr 1896 6684 Exemplare abonniert wurden, beträgt das Abonnement pro 1897 7846, es hat also eine Vermehrung um 1162 Exemplare stattgefunden. Einzelne Kirchgemeinderäte verschenken die „Saatkörner" gratis an alle Haushaltungen ihrer Gemeinde. Wir hoffen, daß diese Flugschriften, welche ein Hilfsmittel der Seelsorge sind und gute religiös-sittliche Grundsätze im Volk verbreiten sollen, immer mehr Eingang finden und im nächsten Jahre auch von solchen Kirchgemeinderäten, Pfarrämtern, Anstaltsvorstehern, Arbeitgebern und Privaten abonniert werden, welche dem Unternehmen bisher noch ferne gestanden sind. Ebenso laden wir Geistliche, Lehrer und sonstige Menschenfreunde, welche Zeit, Lust und Geschick haben, kurze, packende Ansprachen zu verfassen, zur Mitarbeit an diesem menschenfreundlichen Werke, das nicht von einer Partei, sondern von der Gesamtkirche getragen, höflich ein und bitten sie, ihre Beiträge an einen der Unterzeichneten zu senden. Bestellungen zum Abonnement sind an den Kassier Herrn Pfarrer Andres zu richten. Je zahlreicher die Beteiligung und je reichlicher die Mitarbeit ist, desto gediegener und reichhaltiger wird das Werk ausfallen.

Das Redaktionskomitee der „Saatkörner":
H. Andres, Pfarrer in Bern.
G. Lenz, Pfarrer in Rapperswyl.
E. Müller, Pfarrer in Langnau.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 6. Samstag, 5. Februar 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Sei mit mir.

Hilf mir kriegen,
Held im Streit!
Hilf mir siegen
Ueber Lust und über Leid!
Meinem Ringen
Gib Gelingen,
Abzustreifen alle Schlingen —
Herr, gib mir die Herrlichkeit!

Fr. de la Motte Fouqué.

Albert Bitzius, ein Vorbild freier Frömmigkeit.

Ein Vortrag.

V. (Schluß.)

Neben seiner pastoralen Thätigkeit in der großen Doppelgemeinde Twann-Ligerz am Bielersee, neben der Erfüllung seiner Pflichten als Schulmann, Armenfreund und kirchlicher Parteiführer leistete Bitzius noch eine journalistische Arbeit, deren Größe nur wenige zu schätzen in der Lage sind, ich meine seine in den Reformblättern und der Reform erschienene Chronik der wichtigsten Zeitereignisse. Was in den Jahren 1866 bis 1878 in der katholischen und protestantischen Christenheit, in den großen und kleinen Parlamenten, auf dem Gebiete des sittlichen Lebens und der socialen Reform vor sich ging, das legte er im Extrakt von Nummer zu Nummer den Lesern der zwei genannten kirchlichen Zeitschriften vor. Er mußte zu diesem Zweck etwas thun, das zum Schauerlichsten gehört, was es für einen sittlich feinfühlenden Menschen geben kann, er mußte Woche für Woche alle möglichen kirchlichen Blätter lesen, auch diejenige Sorte, von welcher Professor Harnack

gesagt hat, sie sei für ihn der deutlichste Beweis für die Existenz eines Teufels. Bitzius las sie nicht bloß, sondern studierte sie und bot dann das Gelesene im Extrakt, von seinem Geist und seiner Seele durchleuchtet, knapp und scharf journalistisch zugespitzt der Lesewelt dar. Während Jeremias Gotthelf von seinem dichterischen Raptus sich zu Weitschweifigkeiten hinreißen ließ, hält der Sohn sich überall in der strengsten sittlichen Zucht. Auch darin steht der Sohn außerordentlich viel höher als der Vater, daß er die kirchlichen und politischen Gegner nicht, wie Jeremias Gotthelf, in der Art eines Böcklinschen Centauren behandelt und totschlägt, sondern auch ihr Wollen und Streben gewissenhaft zu verstehen sucht. Allem Guten, Frommen, Gottseligen in der katholischen Kirche, im protestantisch-orthodoxen Lager und in den Sektenstuben spürt der Sohn mit feinem Verständnis nach und hält es den Freisinnigen vor die Augen, daß sie sich zum Wetteifer gereizt fühlen.

Ich kann wegen mangelnder Zeit nur einige wenige Proben aus den in vielen Bänden zerstreuten Reformchroniken mitteilen, aber einige sollen doch zeigen, auf wie hoher Warte der Mann stand und wie furchtlos sein Urteil über Feind und Freund war.

Neben dem, was in der kleinen Schweiz vor sich ging, beschäftigte ihn in vorderster Reihe immer das große Deutschland. Im Anfang des gewaltigen Kulturkampfes zeichnete er seine grundsätzliche Stellung in folgender reservierter Weise: „Wir stehen in dieser Angelegenheit nicht mit ganzer Seele auf Seiten der Staatsgewalt und unserer sonstigen Gesinnungsgenossen. Wir sind nun einmal ein so arger Ketzer, daß wir an die Unfehlbarkeit einseitiger Regierungsmaßregeln grad so wenig glauben wie an die päpstliche. Was hilft es, wenn schon eine Regierung hier oder dort der Kirche ein Recht abzwackt, sobald diese Errungenschaft doch nur der gouvernementalen Bureaukratie zu gut kommt, nicht aber ihrem wahren Eigentümer, dem Volk, der Gemeinde?" Aber schon 1872 schrieb er über Bismarck mit Bewunderung: „Den Republikaner überkommt eine stolze Freude bei dem Gedanken an die Macht der Idee des modernen Staates, einer Macht so groß, daß sie einen eigenwilligen und trotzigen Junker zum Preußen, zum deutschen Patrioten, zum Staatsdiener von dieser unvergleichlichen Ruhe und Sachlichkeit umzuprägen vermochte. Aber kirchliche Feldzüge dauern viel länger als andere; das Ende dieses Feldzuges wird keiner der Streiter erleben."

Mit ganzer Seele war er dafür, daß gegen den Jesuitismus Schutzwehren erbaut werden müßten und schrieb zum Jesuitenverbot: „Hier wie in Deutschland beschwört uns der Jesuit im Namen der Freiheit um Verwerfung des Gesetzes. Hier wie dort finden sich ein paar einfältige Radikale, die auf diesen Köder anbeißen und das Vaterland und die heiligsten Menschenrechte in Gefahr erklären, wenn man die armen Jesuiten nicht fernerhin die Staatsgesetze untergraben, den kirchlichen Frieden vernichten, die Jugend verderben läßt. Diese am meisten fortgeschrittenen Geister merken nicht, daß an dem alten doktrinären Seil, an dem sie ziehen, das trojanische Roß ihnen in die Mauern folgt."

Die Vorgänge im protestantischen Deutschland, die tapfern Kämpfe des Protestantenvereins und die Maßregelungen liberaler Pfarrer verfolgte Bitzius unausgesetzt, aber ich halte es für ratsam, seine gelegentlich etwas schweizerisch derben Urteile nicht zu wiederholen. Er brachte die betrübenden Vorgänge gern in die Formel: Rom in Berlin! und war namentlich nicht gut auf diejenigen Juristen zu sprechen, welche kirchliche Fragen lediglich nach formalem

Recht behandeln und, wie er meint, auch für die Verurteilung Christi und die Verbrennung Luthers gestimmt hätten.

Bitzius kehrte sich aber mit der gleichen Gewissenhaftigkeit wie nach rechts auch nach links, gegen eine bornierte Verachtung der Religion, gegen einen sinnlosen Radikalismus, der sich groß fühlt, wenn er Bäume ausreißen kann. Als Karl Vogt, der Naturforscher, in seiner wegwerfenden Art die Forderung stellte, es sollte kein Geistlicher in eine Schulbehörde, zur Führung des Civilstandes und in eine Staatsbehörde zugelassen werden, zeichnete Bitzius mit heiligem Zorn diejenigen, „welche dem Pfarrer beständig Kastengeist vorwerfen und doch ihn beständig zu einer Kaste herabdrücken wollen. Vogt hat vielleicht einmal Ketten getragen und atmet nur dann frei auf, wenn er sie andern umgeschmiedet. Das ist die Guillotinenweisheit vergangener Tage: es haben nie alle Platz an Gottes Sonne, immer muß wer davon ausgeschlossen werden, einst der Jude, jetzt der Geistliche."

Es konnte nicht anders gehen, ein so unbedingt gewissenhafter und offener Mann wie der Reformchronist, mußte gelegentlich auch den Freunden unbequem werden. Als ein Schweizer Pfarrer beantragte das Himmelfahrtsfest abzuschaffen, weil ihm keine Thatsache zu Grunde liege, verteidigte Bitzius das Fest mit der ganzen Macht seines religiösen und poetischen Empfindens. Auch beim Tode Uhlichs, des Predigers der freiregiliösen Gemeinde, sprach Bitzius zwar mit der größten Hochachtung vor dem Verstorbenen, aber von den freiregiliösen Gemeinden sagte er, „sie laufen Gefahr, im Gegensatz zur unverständlichen kirchlichen Dogmatik eine ganz überaus verständliche Moral, im Gegensatz zur kirchlichen Uebernatur die holdeste Natürlichkeit zu preisen und zu pflegen."

Bei Beratung des neuen Kirchengesetzes schlug er allen Ernstes vor, den Theologen das Monopol des Predigens zu nehmen und die Möglichkeit zu geben, daß auch Laien zu Predigern gewählt werden können. Er glaubte die Konkurrenz mit religiös lebendigen Laien thäte den Pfarrern gut, die ihr Monopol des Redens in der Kirche nicht immer verdienen. Als die Trennung der Kirche vom Staat drohte und es sich um die Herausgabe der Pfrundgüter an die Kirche handelte, wollte Bitzius die letztere dem Staat lassen mit Ausnahme der Pfarrhäuser und einer kleinen Abfindungssumme. „Arm, arm", rief er aus, „soll die Kirche der Zukunft sein und bleiben, sonst wird sie vornehm, hälts mit den oberen Klassen, entfremdet sich die untern, weckt sich Neider und Feinde. Sie darf von nichts leben als von der Liebe ihrer jeweiligen Genossen, auf nichts zählen als auf den starken Gott. Die Kirche ist ja nichts für sich, nicht Endzweck, sondern bloßes Werkzeug zur sittlichen Hebung und geistigen Befreiung der Menschheit."

Das war Bitzius' innerste Seele, ein absolutes Vertrauen auf die Macht des Guten und den gesunden Sinn des Volkes, ein radikaler Optimismus. Was andere an den Zeitläuften beklagten, die Einbuße der Kirche an äußerem Ansehen und zeitlicher Macht, die Notlage der Kirche im Kampfe gegen ihre Feinde von rechts und links her, das hielt Bitzius für das größte Glück, weil die Kirchenleute dadurch aus dem Schlafe geweckt, genötigt würden aufzustehen und die Kraft der Religion zu bewähren. Alle Schwierigkeiten reizten ihn. Wenn man ihm klagte über die kirchenfeindliche Stimmung der Arbeiterwelt, ihren Unglauben, ihre Gottlosigkeit, so antwortete er: vergessen wir Freisinnigen nicht, daß man auch uns kirchenfeindlich, ungläubig und gottlos gescholten hat! Er hielt es für die wichtigste aller heutigen Aufgaben, einen

Weg zum Herzen der Kleinen und Geringen zu suchen, zu wiederholen, was Jesus gethan, da er sich mit Zöllnern und Sündern zu Tisch setzte. Wer das Volk fürchtete, dem sagte er, es werde zur Herrschaft gelangt nie auch nur annähernd so viel Schlechtigkeiten begehen wie früher diejenigen begangen, welche sich für die auserwählten Regierer des Volkes gehalten.

Volkskirche! Bitzius ist mit der Klage gestorben, daß wir auch in der Schweiz erst den Namen, von der Sache erst einige schwache Anfänge haben. Sein letztes Wort, das er als Regierungs- und Ständerat in die Reform schrieb, war ein stürmischer Appell an die Freunde, des armen Mannes zu gedenken, der grollend an der Kirchthür vorübergeht, die Liebesthätigkeit an den Gedrückten und Elenden nicht den Logen und den Sekten zu überlassen, sondern fürzusorgen, daß die Kirche aus einem bloßen Tempel des Worts und der Andacht, wo nur gepredigt, gesungen und gebetet wird, eine rettende sociale Macht, aus einer einmal reformierten Kirche eine fortwährend reformierende, die Volksschule weckende und von Grund aus bessernde werde.

Doch nun genug der Proben. Zum Schluß noch einige Worte über des Mannes Charakter und letzte Lebensjahre. Eine so großartige, schroffe, protestantische Gewissenhaftigkeit, wie sie ihm eigen war, macht die Persönlichkeit leicht unangenehm. Man kennt sie ja, die Eiferer, die andern schwere Lasten auflegen und sie selber mit keinem Finger anrühren. Bitzius war bei aller Großartigkeit seines Wesens ein im höchsten Grade angenehmer Mensch, gutmütig, ohne Haß und Neid, darum fröhlich bis auf den tiefsten Grund der Seele. Wie sein gewaltiger Kopf mit den großen Augen unter Tausenden auffiel, so erkannte man ihn in der größten Versammlung am herzlichen Lachen. War der Vater Jeremias Gotthelf nicht ganz frei von Galle und Verbitterung, der Sohn war frei davon. Er trug zwar an Arbeit und Anfechtung gewaltige Lasten, aber mit frohem Herzen und leuchtendem Angesicht trug er sie, ganz so wie er es in der Predigt über das Fasten vom Christen verlangt hat. Nagende Sorge ließ er nicht an Herz und Leber herankommen, er wies sie fort mit dem Wort: à la garde de Dieu! Er litt Jahre hindurch an Atemnot, schlief wenig und hatte oft Visionen, aber Familie und Freunde, Gemeinde und Volk sahen immer den frohen Mann; der Sonnenschein im Herzen stieg ihm in das Angesicht. Wer ihm begegnete, konnte ihn nie wieder vergessen.

Ich bewahre eine persönliche Erinnerung, die hier mitgeteilt werden darf. Wir saßen anno 1874 in lauer Sommernacht, bis am Morgen die Vögel anfingen zu singen, auf einem Balkon am Ufer des Bielersees. Er war der große Mann und ich eine Art Interviewer, jung und lernselig.

Er sagte, es sei kein Spaß, sein Freund zu werden, denn nach dem Schmollis pflege er einem wüst zu sagen. Es habe sich einmal einer beklagt: Warum machst du Schmollis mit mir, wenn du doch so viel gegen mich hast? — Eben um dir sagen zu dürfen, was ich denke, habe ich Schmollis mit dir getrunken!

Dann spottete Bitzius leise über die Pfarrer, welche sich unglücklich fühlen, wenn sie nicht überall obenan sein und Präsident sein können, statt daß sie sich begnügen, Gutes anzutreiben und die Ehre anderen überlassen. „Es ist einer nie überflüssiger, als wenn er sich für unentbehrlich hält."

Ich gab ihm zu merken, daß er mir als Führer unserer Partei imponiere. Er lachte mich aber aus und sagte, was ich auch später las: „O, wer sich

Führer nennt, der ist es nicht, und wer es ist, der läßt sich nicht so nennen! Es ist mit der Macht über die Menschen, wie im Volksmärchen mit der Hebung eines Schatzes: derselbe steigt empor aus dunkler Tiefe, aber sagst du ein Wort dazu oder später ein Wort davon — dann ist er verschwunden!"

Ich sagte ihm, es hätte mich verwundert, daß er an der Predigerversammlung in Glarus, wo ich ihn zum ersten Mal sah, einem langweiligen Referat mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte, während die meisten anderen davonliefen. Er antwortete: „Lue, i los halt nit numme, was eine seit, i frag mi geng, warum ers seit!"

Wir kamen auf die Siege der kirchlichen Reform in der Schweiz und ich, damals noch jung, wollte ein wenig darüber jubeln, aber er winkte ab: „Lue, i bi geng wöhler bi d'r Minderheit, wil i geng Angst ha, i d'r Mehrheit mache m'r Dummheite!"

Zuletzt teilten wir einander Häusliches und Intimes mit, von Frau und Kind, von Vermögen und Einkommen. Er sagte, durch den Tod des Schwiegervaters sei er plötzlich ein wohlhabender Mann geworden, aber es sei ihm nur halb wohl dabei, denn er habe jetzt immer Angst, er werde am Ende noch konservativ!

Gewissenhaftigkeit! Ich erinnere zum Schluß noch daran, wie Albert Bitzius starb. Es ist ja einer kein Vorbild der Frömmigkeit, wenn er am dunkeln Bach, auf dem letzten Weg schwach wird, wenn er nicht sterben kann. Als unser Freund anno 1878 durch den Willen des Volkes in die bernische Regierung und den schweizerischen Ständerat kam, faßte er die schwerste Arbeit, denen seine Vorgänger ausgewichen waren, an: ein Schul- und Armengesetz. Jeden Morgen war er der erste auf seinem Bureau und dann hatte er zu Hause zwischen Nacht und Tag schon einige Stunden gearbeitet. Wo etwas schwer ging und unpopulär war, stand er vornean, Arbeit und Kampf war ihm immer eine Lust. Die erste Ernennung, die er als Kirchendirektor durchsetzte, war die eines positiven Professors der Theologie, aus Gründen der Gerechtigkeit. Seine letzte große Rede im Parlament ging gegen die Wiedereinführung der Todesstrafe. Am Sonntag sah man den hochgewachsenen Mann mit dem zurückgeworfenen Kopf regelmäßig zur Kirche gehen, obschon in der Stadt Bern damals noch kein Pfarrer der freien Richtung zu hören war. Und an Abendmahlssonntagen? Dann ging der Regierungs- und Ständerat still seitab — in das Zuchthaus ging er, um mit den abgeurteilten Verbrechern das Mahl der Versöhnung, das heilige Zeichen zu feiern, daß es eine Liebe Gottes zu den Sündern gibt und daß sie unsere Brüder sind.

Mitten in großer Arbeit, als er noch nicht 47 Jahre alt war, erlag er der Herzkrankheit, einer der qualvollsten unter den natürlichen Todesarten. Es war, als wollte Gott ihn prüfen, ob er seine herrlichen Predigten über die Majestät des Todes mit herrlicher That zu besiegeln imstande wäre. Vom Mai 1882 bis zum 20. September dauerte das Leiden, steigende Atemnot. Diese wurde so groß, daß der Kranke das Liegen und später auch das Sitzen nicht mehr ertrug, man legte ihm Kissen auf einen Stuhl und davor knieend verbrachte er ganze Tage und Nächte. Er klagte nur darüber, daß er vom Staat bezahlt, nichts für ihn thun könne und daß die Seinen so viel Mühe mit ihm haben. Ueber das schwarze Meer der Qualen hinaus ragte sein frommer und reiner Wille. Zu einer wichtigen Abstimmung wünschte er noch getragen zu werden und stand erst davon ab, als ihm ein Gegner des Gesetzes versprach, seinetwegen bei Hause bleiben zu wollen. Nach schlaflosen

Nächten antwortete er auf die Frage, wie es ihm gehe, lächelnd: i bi scho wöhler gsi, i so'r schlaflose Nacht lernt me doch mängs! Er bat um Verzeihung, wenn er etwas nicht gleich verstand und dankte Gattin und Kindern und Freunden für alle Zeichen der Liebe. Als die letzten Schmerzen seinen entstellten Körper durchwühlten und er spürte, was sie bedeuteten, rang er die Hände und rief, mühsam die einzelnen Worte hervorstoßend, zu wiederholten Malen: Herr, dein Wille geschehe! —

Als er am 22. September 1882 in Bern, seiner Vaterstadt, mit allen Ehren eines schweizerischen Staatsmannes beerdigt wurde, bildete das Volk in den Straßen Spalier. Er hat einmal gesagt: das Volk liebt seine Idealisten und diese Liebe hat er erfahren. Vertreter der Hochschule und Kirche, der bernischen Regierung und schweizerischen Parlaments gaben den Gefühlen eines Volkes ergreifenden Ausdruck. Lassen Sie mich nur ein einziges Wort wiederholen, das Professor Hilty sprach: „daß dies ein Mann gewesen ist, der das Beste seiner Zeit und seines Volkes wirklich gewollt hat, und zwar nicht, wie es selbst bei den Besten unter uns der weitaus gewöhnlichste Fall ist, in zweiter Linie — das ist der unvergängliche, nie verwelkende Kranz, der auf seinem Grabhügel liegen bleibt."

Das war Bitzius. Nicht bloß ein Stimmführer des liberalen Christentums, dessen markiges, tiefgründiges Wort jetzt, nachdem er gestorben ist, durch alle Länder deutscher Zunge läuft und Seelen wirbt, sondern auch die edelste Verkörperung des liberalen Christentums; ein Mensch, der den lebendigen Gott im Herzen trug und im täglichen Handeln sich von ihm bestimmen ließ; felsenstark in der Selbstverleugnung und voll unerschöpflichen Wohlwollens für jedermann; von der alten Kirche ungläubig gescholten und in Wahrheit mit einer Seele voll Glauben an Gott, an die Wahrheit, an den Segen der Freiheit, der freien Forschung und Selbstbestimmung für jedes Volk, voll Glauben an das Christentum und einen durch dasselbe zu erreichenden idealen Zustand der Menschheit.

In der Eisenbahn sitzend und nach Norden fahrend, wurde mir mit jeder Stunde, die ich fuhr, schwerer um Herz, daß ich eine so große Reise mache, ohne etwas anderes bringen zu können als die Erzählung, was Bitzius war, aber dann sagte ich mir zum Trost: der Mann ist es wert! dieser Mann muß bekannter werden, als er es schon ist. Er ist eine Stärkung aller guten Strebungen in der Menschennatur! Er ist eine Apologie des Christentums, des wahren Christentums! Er belebt unsere Hoffnung auf bessere künftige Zeiten und macht in erster Linie uns selber besser, als wir sind. Ein Vorbild freier Frömmigkeit — mögen Sie bezeugen können, daß er es ist! Mögen Sie in Deutschland, nachdem sie den Vater Jeremias Gotthelf längst gewürdigt haben, auch dem Sohne ein Plätzchen schenken in Ihrem Herzen!

Zur Abwehr

von Uebergriffen römischer Priester ist im Kanton St. Gallen eine Kommission zusammengetreten, die sich „Kantonales evangelisches Defensivkomitee" nennt und den Zweck hat, dafür zu sorgen, daß ultramontane Angriffe und Uebergriffe gebührend zurückgewiesen werden. Die Bestellung dieser Kommission erfolgte auf einmütigen Beschluß der evang. Geistlichkeit des

Kantons; es gehören ihr z. B. an die Herren Dekan Kambli, Pfarrer Hauri, Dekan Ringger, Pfarrer Tester, Pfarrer Linder, Kirchenrat Pfarrer Wild und Pfarrer J. J. Huber. Die von den einzelnen Mitgliedern verfaßten und von der Kommission gebilligten Zeitungsartikel sind unterzeichnet: „Aus Auftrag des kant. evang. Defensivkomitees".

Die Mutter im Sprichwort.

Mutter mein, immer mein — möge reich oder arm ich sein. — Der Mutter Treu ist alle Tage neu. — Die Mutter hört das Walzerspiel nicht, wenn ihr Kind weint. — Was der Mutter ans Herz geht, geht dem Vater nur bis ans Knie. — Trillert die Mutter, so jodelt die Tochter. — Hüpft die Mutter, so springt die Tochter. — Die Mutter redet viel von der Ruthe, aber die Birke steht fern, von der sie sie schneidet. — Wenn die Mutter nicht „nein" sagen kann, so lernt das Kind nicht ja sagen. — Der Mutter schenk ich, der Tochter denk ich. — Einer Mutter Gebet kein Heil'ger widersteht. — Mutterthränen drücken wie Stein.

(Aus dem Elsaß-lothringischen Familienkalender 1898.)

Vom Büchertisch.

Wir machen die Leser des Schweiz. Protestantenblattes darauf aufmerksam, daß die Schriften Thomas Bornhausers, des thurg. Staatsmannes und Volksdichters, in Auswahl neu herauskommen sollen. Und zwar:

1. Das Lebensbild Bornhausers mit dem Bildnis des Dichters, verkürzte Ausgabe der Biographie Christingers, vom Verfasser selbst besorgt.
2. „Ausgewählte Lieder" und einzelne Gesänge aus „Rudolf von Werdenberg".
3. „Der Heinz von Stein" oder „Die Schlacht an der Schwarzach" und „Der heilige Gallus".
4. und 5. „Herzog Johann von Schwaben" oder „Königsmord und Blutrache".

Bis Mitte Februar kann auf alle 5 Bändchen, zusammen (ca. 750 Seiten) zu 3 Fr., auf das erste allein zu 1 Fr., auf jedes der folgenden zu je 70 Cts. abonniert werden.

Bestellungen (am einfachsten per Postkarte) nehmen entgegen sämtliche Mitglieder des Bornhauser-Komitees: Bornhauser, Gemeindeammann, Weinfelden; Christinger, Pfarrer, Hüttlingen; Etter, Pfarrer, Arbon; Kambli, Pfarrer, Leutmerken; Keller, Pfarrer, Egelshofen; Rietmann, Lehrer, Mettlen; Täschler, Pfarrer, Bußnang.

Wir möchten diese gediegenen Volksschriften, die neben echt patriotischer Begeisterung auch schon etwas vom Geist des freien Christentums in sich bergen, vor der Vergessenheit bewahren und den weitesten Kreisen zugänglich machen. Darum verzichten wir auf jeden Gewinn und bieten sie hiemit den Abonnenten zum Selstkostenpreise. Sie sollten nach unserer Meinung jeder Volksbibliothek der deutschen Schweiz hoch willkommen sein. Die von uns ausgewählten Schriften haben nicht bloß für den Thurgauer, sondern für jeden Schweizer Wert.

W. K.

Das Erwachen der jüdischen Nation. Von F. Heman. Basel, P. Kober, 1897. Preis ?.

Eine jüdische Nation gibt es unseres Erachtens seit 1800 Jahren nicht mehr, also kann sie auch nicht erwachen. Der Verfasser meint, der Zionistenkongreß, welcher letzten Sommer in Basel stattfand, werde der Anfang einer Auswanderung der Juden nach Palästina werden und malt sich aus, wie gut es sei, wenn sie dort wieder eine Nation werden, denn dann dürfe man von den Juden, welche in christlichen Staaten zurückbleiben, erwarten, daß sie freiwillig darauf verzichten, als Deutsche, Franzosen oder Schweizer angesehen und behandelt zu werden. Aber wir sehen hierin nichts als Illusionen. Erste Illusion, daß die Juden, mit Ausnahme armer russischer Bauern, nach dem sterilen, isolierten Palästina auswandern, sie werden nach jedem Zionistenkongreß, der noch folgen mag, mit gehobenen Gefühlen wieder heimkehren, wo es Handel und Geschäfte, Eisenbahnen, Industrie und Börsen gibt. Zweite Illusion, daß die Juden in Palästina so leicht eine Nation werden, dazu braucht es Not und Krieg und Sieg durch Jahrhunderte, und der Sultan wird den paar jüdischen Kolonien das Leben dort so sauer als möglich machen, daß sie eher selbst wieder abreisen als andere hinziehen. Dritte Illusion, daß irgend ein Antiochus im christlichen Staat die Juden von Beschneidung und Sabbatfeier abbringen und es verhindern könne, daß Beschnittene in christlichen Ländern vollberechtigte Staatsbürger werden. Wir halten den Zionistenkongreß also nicht für ein Erwachen der jüdischen Nation, wohl aber für ein Erwachen ihres Kraftgefühls und eines festeren Zusammenhaltens als je zuvor. Und veranlaßt haben das die Antisemiten, von denen Herr Prof. Heman mit Recht sagt, sie vergiften das Volksleben.

Kirchliche Personalnachrichten.

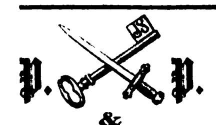
Basel. Gewählt zum Professor für ältere Kirchengeschichte und praktische Theologie Herr Professor Dr. Bornemann in Magdeburg.

Aargau. Gewählt zum Pfarrer in Veltheim Herr Abel Burckhardt von Basel, z. Z. Vikar in Marseille.

Graubünden. Gewählt zum Pfarrer von Wiesen Herr Urban Fleisch, V. D. M.

Zur Notiz. Unsere Abonnenten, Leser und Mitarbeiter werden höflich gebeten, alle Mitteilungen, die sich auf die Redaktion des Blattes beziehen, an Pfarrer O. Brändli, Leonhardskirchplatz 5, in Basel zu richten. Für Abonnements, Inserate, Reklamationen betr. Zusendung des Blattes &c., wende man sich gefälligst an die Expedition Buchdruckerei J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Die Redaktion des „Schweiz. Protestantenblattes".



128. Versammlung: Dienstag, den 8. Februar 1898, abends 8 Uhr, im obern Saale der Mägd, St. Johannvorstadt.

Traktanden: 1. **Das Heimweh.** Vortrag von Herrn Pfr. Sturzenegger von Heiden. 2. **1798.** Ein Wort der Erinnerung von Herrn Pfr. Herzog.

Um recht zahlreiches Erscheinen ersucht **Die Kommission.**

Gesucht. Für freundliche Zusendung und Ueberlassung von Nr. 7 des Schweiz. Prot.-Blattes, Jahrgang 1897, würde aufrichtig danken O. Brändli, Pfr.

Gesucht für eine gut geschulte, brave Tochter Stelle in einem Geschäft oder Laden. Beste Zeugnisse. Auskunft erteilt Pfarrer A. Altherr.

Von einer guten Familie in Zürich wird für sofortigen Eintritt ein armer Waisenknabe im Alter von 14—17 Jahren als Hausbursche gesucht; dauernde Lebensstellung gesichert. Offerten sind zu richten an die Expedition des Protestantenblattes.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 7. Samstag, 12. Februar 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Familiensegen.

Wohl dem, den allerwegen
Die Furcht des Herren treibt,
Und der zum Heil und Segen
Auf Gottes Wegen bleibt!
Wohl dir, der Gott zu Ehren
Sein Werk und Arbeit thut,
Dein Arbeit wird dich nähren;
Wohl dir, du hast es gut!

Sieh, mit so reichem Gute,
Erquickt der Herr den Mann,
Der mit getreuem Mute
Ihm dienet, wie er kann.
Von seines Zions Auen,
Der reichen Himmelsstadt,
Wird er dem Häuser bauen,
Der ihn gefürchtet hat.

Gleich einer edlen Reben,
Die ringsum deinen Saal
Mit Früchten will umgeben,
So ist dein Ehgemahl;
Und deine Kinder gleichen
Des Baumes frischem Reis,
Steh'n gleich Olivenzweigen
Um deinen Tisch im Kreis.

Du wirst mit Freuden sehen,
Mit Preis und mit Gesang
Dein Volk in Frieden stehen,
In Heil dein Leben lang.
Zu schau'n ist dir beschieden
Enkel an deiner Stell',
Und scheidend rufst du: „Frieden,
Frieden mit Israel!"

J. H. A. Ebrard.

„Das Schöne und die Kunst."

Ein neues Buch von Aesthetiker Vischer war zu dessen Lebzeiten immer ein freudiges Ereignis für die gebildete Welt. Als dann vor mehreren Jahren der Tod dem rastlosen Arbeiter die Feder aus der Hand nahm, glaubte man natürlich, auf eine solche Freude für immer verzichten zu müssen. Nun hat es aber der Sohn des berühmten Aesthetikers unternommen, den Vortragsskizzen desselben und den Aufzeichnungen von Zuhörern noch einige weitere

Schätze zu entheben und sie aus dem Privatbesitz weniger in den Gemeinbesitz überzuführen. Als erster Band dieser Vorträge ist jüngst erschienen: „Das Schöne und die Kunst", dessen Herausgabe namentlich durch die sorgfältigen Stenogramme eines Schweizers, des durch mehrere musikalisch-litterarische Veröffentlichungen bekannten Alfred Tobler von Lutzenberg (Appenzell A.-Rh.), aus den Jahren 1882 und 1883 ermöglicht worden ist.

Das ist wieder einmal ein Buch, an dem man seine Freude haben muß, und wenn F. Nietzsche sagt, er liebe von allem Geschriebenen nur das, was einer mit seinem Blute schreibt, — hier wäre so etwas! Hier pulsiert Herzblut und Geist. Hier fließt ein Krystallquell, an dem man sich Aug' und Stirne netzt, um im Innersten erfrischt von dannen zu gehen. Obwohl das gedruckte Wort bekanntlich den Eindruck des gesprochenen nie zu erreichen vermag, bei einer Persönlichkeit wie Vischer, der frei sprach und in Ton und Geberde seine Seele legte, schon gar nicht, — so muß beim Lesen dieser Vorträge doch jeder das Gefühl bekommen: dieser Professor führte seine Hörer nicht, wie manche seiner Zunftgenossen, auf dürre Heide, sondern zu grüner Weide; der schlug nicht den jugendlichen Geist mit der Keule der Langeweile tot, sondern wußte mit seinem Zauberstab Geist und Leben zu wecken. Und wie dieser merkwürdige Mann es versteht, von den schwierigsten Dingen mit wunderbarer Klarheit und Einfachheit zu reden, immer den Nagel auf den Kopf zu treffen, sehr oft mit einem bon mot, einem Witz, einem volkstümlich-derben Ausdruck oder originellen Zitat eine Materie in die richtige Beleuchtung zu setzen!

Das Ursprüngliche und Tiefgründige in Vischers Wesen, sein reiner Idealismus, sein sittlicher Ernst, sein heiliger Zorn gegen alles ästhetisch und ethisch Verwerfliche und Ungesunde, — das alles, wie es uns gerade in diesen Vorträgen entgegentritt, bestätigt es, daß Vischer mehr war, als ein bloßer Aesthetiker, — ein wirklicher Weiser, in gewissem Sinne ein moderner Prophet, der von weiten Kreisen gehört zu werden verdient. — Einige Stellen aus dem neuesten Buche Vischers mögen hier Platz finden.

Zu der Behauptung, es gebe für die Beurteilung des Schönen keine allgemein gültigen Maßstäbe und es hange ganz nur vom individuellen Geschmack ab, ob man etwas schön finde oder nicht, — bemerkt Vischer originell und zutreffend:

„Wenn einer die Parthenonskulpturen von Phidias, die sixtinische Madonna von Raphael, die Deckengemälde der sixtinischen Kapelle von Michelangelo nicht schön findet, werden wir dann mit dem lange Umstände machen und ihm einräumen: ja, du hast eigentlich recht, ein Gesetz gibt es nicht: das ist ganz dem Zufall der Individualität anheimzugeben? Nein, wir werden ihn stehen lassen und denken: du bist ein Esel, denn wir halten die Richtigkeit unserer Ansicht hierüber für so gewiß, als zweimal zwei gleich vier ist. Es gibt genug verstümmelte Menschen; und sie bestimmen hier nicht. Chinesen und Irokesen werden uns darin so wenig irre machen, als Räuber in unsern Begriffen von Recht und Unrecht. Es gibt doch ein allgemeines ästhetisches Urteil."

Im Kapitel über die Stellung der Kunst im Idealgebiet kommt Vischer naturgemäß auch auf die Religion zu sprechen, und seine diesbezüglichen Aeußerungen sind für uns von besonderem Interesse. Deutlich ist der Einfluß Schleiermachers und Hegels bemerkbar, wenn er mit jenem den Sitz der Religion ausschließlich im Gefühl sucht und mit diesem der Philosophie die

höchste Stufe im Idealgebiet zuerkennt. — Von diesen Einseitigkeiten abgesehen, trifft er in der Hauptsache doch wieder den Kern, wenn er sagt:

„Religion ist Durchdrungensein von unserer Gliedschaft im Universum. Religion heißt den Egoismus opfern. Dankbar sein heißt dienen. Wenn dies Religion ist, so werden Sie nun sogleich erkennen: für die Menge ist das nie Religion gewesen und wird es auch nie sein. Seit es eine Religion gibt, hat sich das Grundgefühl, auf dem sie beruht, eine Bilderwelt geschaffen und diese für unbedingt wahr gehalten. Alles Gefühl verlangt, sich an eine Vorstellung anzuknüpfen, wie eine Ranke an einen Stamm, und so nimmt die Religion die Vorstellung, die Phantasie zu Hilfe, und damit zieht sie die Kunst in ihren Dienst. . . . Das Sinnbild, das Symbol, der Schein gilt dem positiv Religiösen für eine Realität, die er sich um keinen Preis nehmen läßt, für Thatsache, Existenz, Geschichte; und er hat von jeher diejenigen grausam verfolgt, gekreuzigt und verbrannt, die sagten: Das ist nur Symbol, das deinem Gefühl als Stecken und Stab dient, es ist keine Wirklichkeit."

Aesthetikern und Künstlern passiert es leicht, daß sie reformatorische und revolutionäre Volksbewegungen, so notwendig diese für die Gesundung des kranken Volksgeistes und für die Kulturentwicklung waren, ungerecht beurteilen, namentlich, wenn damit eine Einbuße für die Kunst, ein Verlust an Kunstschätzen verbunden war. Mit welcher Unbefangenheit und welchem Verständnis für die tiefern Motive solcher Bewegungen beurteilt dagegen Aesthetiker Vischer die Bilderstürme des 16. Jahrhunderts: „Kein Freund der Kunst wird sie je entschuldigen, aber ein Körnchen Wahrheit ist dabei. Sie wurden freilich ausgeführt von rohen Menschen, die gar kein Kunstgefühl hatten; aber sie gingen aus von dem Gedanken: es sind Götzenbilder, die angebetet werden, Gegenstände des Götzendienstes, und da hatten sie recht. Als gebildete Menschen hätten sie gesagt: schaffen wir sie in ein Museum! Aber sie waren eben roh."

Denjenigen, welche nach dem Rezept von Strauß den Kultus des Schönen und der Kunst an die Stelle der Religion und ihrer Pflege setzen wollen und meinen, als „Gebildete" sich über alles Religiöse vornehm hinwegsetzen zu dürfen — was viele von ihnen freilich nicht hindert, aus bloßer Standessolidarität oder Wohldienerei eine freie Auffassung der Religion zu bekämpfen — möchten wir folgenden Ausspruch eines Altmeisters der Aesthetik und eines wirklich vornehmen Geistes ins Stammbuch schreiben: „Das Schöne, die Kunst packt uns nicht so in den Tiefen, wie die Religion, die uns den Blitz ins Innere wirft; das ist etwas anderes als die freie Heiterkeit der Kunst. Es braucht diese innerste Durchschüttelung des Menschen. Und so groß die Uebel sind, die sich an die blinde Intensität des Bilderglaubens und an die götzendienerische Stellung des Denkens gegenüber dem Bild knüpfen, das reine Grundwesen der Religion muß erhalten bleiben. Es ist ein gewisser Zug in unserer Zeit gegen die Religion, und dieser Zug ist verworren, denn da wird nicht unterschieden. Versteht man unter Religion die unfrei geglaubte Bilderwelt, so wird jeder denkende Mann bei dem Feldzug gegen sie mitthun, und wahr ist es, daß wir mit dieser Bilderwelt die Menschen, da sie doch durch die Naturwissenschaften so geweckt sind, nicht mehr erziehen können; dagegen sind sie gerüstet. Versteht man aber unter Religion das tragisch große Grundgefühl, das uns erhebt, indem es uns zermalmt: das darf den Menschen nicht genommen werden; nein, nein, die Religion

müssen wir retten und die ihr zu Grunde liegende Ehrfurcht, die unserem Geschlecht verloren gehen will!"

Wir können es uns nicht versagen, noch eine Stelle mitzuteilen, worin Vischer sich über das Verhältnis des Aesthetischen zum Ethischen, des Schönen zum Guten oder Sittlichen ausspricht, der Kunst eine weitgehende Freiheit gewahrt wissen will und ihr doch wieder so scharf und bestimmt im Namen des Sittlichen die Grenze absteckt: „Das Schöne stellt sich gern und viel ungenierter, als die Moral je es kann, auf den Standpunkt, daß die Natur an sich gut ist. Daher liebt es eine paradiesische Welt, wo sich die Sinnlichkeit ergehen darf, ohne daß Sünde daraus wird. Im Schönen heißt es wie in einem Tiroler Lied: „Auf der Alm, da gibt's kei Polizei". Alles Schöne hat ein harmloses Gebiet sinnlicher Freude, und hierin hängt es noch zusammen mit der Moral; es bewegt sich gerne und einlässig da, wo die Sinnlichkeit unschuldig ist und läßt ihr freie Hand. . . . Aber es gibt auch eine Grenze. Wenn die Kunst und Poesie sich diese freie Sphäre ausbedingt und schafft, so soll sie uns in der Stimmung halten, daß wir ganz und ausnahmslos in einem Zustand sind, wo man nicht an die Konflikte des Sinnlichen mit der moralischen Ordnung zu denken braucht. Gewiß: die Sinnlichkeit ist an sich nicht gemein, aber plötzlich wird es anders, wenn ein Künstler solcher Art aus der Rolle fällt und in die Wirklichkeit hinüberschielt, wenn er die Grundsätze und Gebräuche des Anstands, der Verhüllung, der Schamhaftigkeit, wie sie haben entstehen müssen in der menschlichen Gesellschaft, doch wieder als gültig annimmt, und auf die Geschlechtsbegierde mit prickelnden Reizen wirkt, indem er da und dort einen Schleier lüftet; dann sind wir nicht mehr in harmloser Stimmung. Das ist falsche Kunst, die polizeilich zu verfolgen ist im Namen der Völkerpädagogik. Gegen Makarts Diana ist nichts zu sagen. Dort mag das Nackte walten, wie es will; dort sind wir im Olymp unter Göttern. Aber mitten in bürgerlicher Welt, wo alles verhüllt ist, mitten unter Landsknechten nackte Mädchen mitlaufen lassen, wie es Makart thut in seinem Einzug Karls V., das ist abscheulich, wie schön es auch gemalt sein mag. So darf man den moralischen Standpunkt nicht aus den Augen verlieren. Auch Wieland (ein ganz guter Knabe sonst) liebt es, mitten in der Welt der Decenz den Schleier zu lüften, prickelnde Reize wirken zu lassen; und da überschreitet er die Grenzen der dem Schönen gewährten Freiheit (wenn er uns auch immer wieder durch seine Bonhomie versöhnt); da wird er, ich will nicht sagen unsittlich — wir sind ja in der Aesthetik — sondern unschön. Das Unsittliche wird immer auch zum Häßlichen. Die Predigt, daß das Schöne ein paradiesisches Gebiet habe — und nur Zeloten werden das nicht dulden wollen — gibt keinen Freibrief für die Pikanterie einer verdorbenen Kunst und verdorbenen Sitte, gilt wahrhaft nicht dem Krebsschaden: den Cafés chantants, wo die Jugend in Massen dem frech sich enthüllenden Weib gegenübersitzt, das in näselnden Lauten schlüfrige Verse singt. . . . Die großen Dichter hatten immer ethische Wucht. In den Tragödien von Äschylos, Sophokles, Shakespeare, welch ungeheurer Ernst, welche Wahrheit und welches Grundgefühl der sittlichen Lebensmacht, ohne daß auch nur ein einziges Wort einen pastoralen Geschmack hätte!" —

Das sind nur wenige Proben aus dem herrlichen Buche, die aber vielleicht den einen und andern Leser anregen, dasselbe ganz zu genießen und sich daran zu erbauen.

Wochenschau.

Ich denke, es kann einer ein guter Christ sein, ob er am 20. Februar für oder gegen die Eisenbahn-Verstaatlichung stimme, auch ein schlechter Christ mit für oder gegen. Aber es hat den Anschein, daß die wahren Christen doch mit Nein stimmen sollten, denn die Zeitungen in Basel, welche uns versichern, daß sie das wahre Christentum haben — das ultramontane Volksblatt, die positive Schweizer-Zeitung, der christliche Volksbote und der christlich-sociale Anzeiger — schreiben unisono gegen die Verstaatlichung. Und im Großen und Ganzen dürfte es wohl in der ganzen Schweiz so sein, daß die ultramontane und orthodox-protestantische Presse, einige Ausnahmen abgerechnet, gegen die Verstaatlichung arbeitet.

Es kommt da wieder, wie schon so oft, an den Tag, daß die freisinnigen Protestanten — und vielleicht darf man auch die freisinnigen Katholiken mitnehmen — nicht bloß in der Kirchenlehre und Bibelauffassung von der Ueberlieferung abweichen, sondern auch in politischen und socialen Fragen anders gerichtet sind als ihre Gegner. Mit wenigen Ausnahmen dürften nämlich die kirchlich Freisinnigen in ihrer weitüberwiegenden Mehrzahl Freunde der Verstaatlichung sein.

Wie geht das denn nur zu, daß in einer Eisenbahnfrage, die doch so gar nichts mit der Religion zu thun hat, die kirchlichen Parteien da wieder einander gegenüber stehen müssen?

Wer auf dem religiösen Gebiete für das Erhalten des Herkommens ist, der gerät unvermerkt dahin, daß er auch in politischen und wirtschaftlichen Fragen zum Erhalten des Bestehenden neigt. Hingegen, wer auf dem Boden der Religion mit alten, mächtigen Ueberlieferungen gebrochen hat, dem ergibt es sich von selbst, daß ihn auch auf andern Gebieten Neuerungen sehr viel leichter ankommen.

Dazu kommt ein anderes. Es ist gewiß nicht so, daß alle Gegner der Verstaatlichung wirklich davon überzeugt sind, sie wäre ein Unglück für die Schweiz; sie folgen der Parole, welche ihre Partei ausgibt und hegen Vertrauen, daß diejenigen, welche ihnen Verwerfung predigen, es gut mit dem Vaterland meinen. Ebensowenig werden alle Freunde der Verstaatlichung innerlich ganz überzeugt sein, daß sie der Wohlfahrt diene; auf unserer Seite gibt es auch solche, welche einfach zur Partei halten und ihren Führern Vertrauen schenken. Das ist ein unvollkommener Zustand, aber es liegt in der Demokratie, welche solche Fragen allem Volke zur Entscheidung vorlegt.

Von den Führern darf man schon eher annehmen, daß sie für und gegen tiefere Gründe haben, aber auch ihre Gründe sind sicher sehr komplizierter Natur. Aus Geldinteresse mögen einige, namentlich solche, die Aktien besitzen oder Stellungen erstreben, handeln, doch sind es sicher nicht so viele, wie in der Hitze des Kampfes hüben und drüben behauptet worden ist. Weit zahlreicher mögen diejenigen sein, welche alles verwerfen, was die in ihrer Mehrheit freisinnige Bundesversammlung vorlegt, zu ihnen gehören in erster Linie die Ultramontanen und ein großer Teil der konservativen Protestanten. Sehr zahlreich sind unter den Gegnern die abgesagten Feinde der Verstaatlichung, welche so viel wie möglich der privaten Thätigkeit und Spekulation erhalten wollen. Sie glauben, das Arbeiten und Schaffen habe mehr Anreiz und erzeuge mehr Anspannung der Kräfte, wenn der Mann dabei

Chancen hat. Und wie es so geht: handeln die Gegner aus den mannigfaltigsten Beweggründen, so auch die Freunde; die einen, weil sie als überzeugte Socialisten so viel wie möglich verstaatlichen wollen; die andern, weil sie es für gut halten, daß wenigstens so große Betriebe wie Post und Eisenbahnen verstaatlicht werden; die dritten, weil es ihnen Freude macht, daß die Schweizerbahnen dem Schweizervolk gehören sollen.

Es wird bei der bevorstehenden, das ganze Schweizervolk aufregenden Abstimmung sehr vielen gehen wie mir und darum darf ich es sagen. Ich schenke den Männern, welche in Bern das Gesetz schufen, berieten und annahmen, das Vertrauen, daß sie den großen Schritt, welchen die Schweiz dabei thut, wohl erwogen haben. Es leuchtet mir ein, daß so gut und vortrefflich wie die Post in der Hand der Eidgenossenschaft fährt, auch die Eisenbahn in derselben Hand fahren wird. Wenn es wahr ist, daß die Eidgenossenschaft bei dem Handel, wie die Gegner unermüdlich versichern, ein schlechtes Geschäft macht, so ist es billig, daß das Volk den Herren die Last abnimmt und gemeinsam trägt. Macht die Eidgenossenschaft aber, wie die Freunde ebenso unermüdlich versichern, ein gutes Geschäft, so freut es mich, daß beim Staatsbetrieb alle am Gewinn teil haben sollen. In beiden Fällen ergibt sich ein Ja.

Pfarrwahlen im Kanton Bern.

Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu'
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Dieses Dicherwort könnte man auf einige Pfarrwahlen anwenden, die in letzter Zeit im Kanton Bern stattgefunden haben. Die Vertreter des Alten haben im Kampfe gegen den „nenen Glauben" da und dort eine Handlungsweise an den Tag gelegt, als ob dieser Glaube Unkraut wäre und sie von Gott den bestimmten Auftrag erhalten hätten, dasselbe mit allen Mitteln auszuraufen. Und Pfarrwahlen hat es bei uns im Laufe eines Jahres recht viele gegeben. Während vor einem Jahre gegen dreißig stellenlose Kandidaten „herumlagen", gibt es heute deren kaum mehr als ein halbes Dutzend. Einige Amtsinhaber sind gestorben, andere sind altershalber zurückgetreten oder es ist ihnen von den Gemeinden bedeutet worden, daß sie verzichten möchten. Wohl kaum ein anderer Beruf verlangt heute mehr jugendliche Kraft an Körper und Geist als derjenige eines Predigers und Seelsorgers, und es thun deshalb die Pfarrer gut, an den Rücktritt zu denken, bevor sie von den Gemeinden gemahnt werden müssen, daß ihre Kraft nicht mehr ausreiche. Das Pfarramt ist nicht mehr die gemütliche Sinecure wie vor 50 und 100 Jahren oder zu Zwinglis Zeit, wo man das Predigen beliebig durch einen Helfer besorgen lassen konnte und nur die Kinder der Vornehmen taufte.* Immerhin ist es bezeichnend, wenn Gemeinden, was allerdings selten vorkommt, wenig oder keine Rücksicht nehmen gegen Geistliche, die ihnen vielleicht 20—40 Jahre lang ihre beste Kraft gewidmet haben. Pietät dürfte um so mehr geboten sein, als in einigen Jahren wieder Pfarrermangel eintreten wird und die Gemeinden auf die Suche nach Kandidaten gehen müssen. Vielleicht erklärt sich auch die Geistlichkeit einmal solidarisch. Die Pfarrwahlen vollziehen

* Zwingli hat bei seinem Amtsantritt in Zürich dieses Aergernis sofort beseitigt.

sich heute bei uns im allgemeinen ruhig, in den Grenzen des Anstandes, und der Zeitrichtung entsprechend wird mehr auf persönliche Tüchtigkeit als auf Parteifarbe gesehen, was im Ernste niemand zu beklagen hat. Indessen sind doch an einigen Orten Dinge vorgekommen, die im Interesse der Kirche und des Pfarramts sich nicht wiederholen sollten.

Droben am Fuße des Sanetsch in Gsteig bei Saanen hat der an eine seeländische Gemeinde berufene Pfarrer positiver Richtung selbst noch die Ersatzwahl geleitet, den milden liberalen Kandidaten bei dem Kirchgemeinderat als einen extremen hingestellt und mit gedruckten Wahlzetteln, die seine Unterschrift trugen, für den positiven Kandidaten gearbeitet. Wir haben gegen den Gewählten, der ein tüchtiger Mann ist, nichts einzuwenden, aber die Art und Weise, wie die Wahl durch seinen Amtsvorgänger betrieben wurde, steht wahrscheinlich im Kanton Bern bis heute einzig da und wird hoffentlich nicht nachgeahmt werden.

Ein zweiter Fall ereignete sich in Großhöchstetten, eine ansehnliche Gemeinde im Amte Konolfingen, die bisher immer von positiven Geistlichen pastoriert wurde. Die Pietisten gaben sich mit Hülfe von Lehrern ab dem Muristalden alle erdenkliche Mühe, den Kandidaten der Freisinnigen aus dem Feld zu schlagen. Unberufene wollten ihm ein schriftliches Glaubensbekenntnis abnötigen und verdächtigten ihn als einen Ungläubigen. Sogar die Gemälde der Kirchenfenster wurden zu Hilfe genommen und sollten gegen den neuen Glauben zeugen. Es half nichts. Der Kandidat der Freisinnigen ging siegreich aus der Abstimmung hervor und wird, davon sind wir überzeugt, sein Amt, einige Extreme ausgenommen, zur Zufriedenheit der ganzen Gemeinde verwalten.

Am Fuße des Stockhorns liegt das freundliche Dorf Wattenwyl, das in neuerer Zeit bedeutende Anstrengungen zur Hebung des Verkehrs machte. Der positiv gerichtete Pfarrer daselbst war von unserer freisinnigen Regierung als Bezirkshelfer nach Bern gewählt worden und die Gemeinde hatte eine Ersatzwahl zu treffen. In seiner vorsorglichen Weise hatte der abtretende Pfarrer schon für einen pietistischen Verweser gesorgt, der die Gemeinde bis zur definitiven Wahl pastorierte und dann auch gegen einen liberalen Kandidaten gewählt wurde. Das hätte nichts besonderes auf sich, aber das Gebahren der Sieger war nicht schön. Der Freude über ihren Sieg haben sie mit Schießen und Trinkgelagen Ausdruck gegeben, wobei es schließlich zu argen Auftritten kam. Thatsache ist, daß durch die Gemeinde Wattenwyl ein tiefer Riß geht und, wie man uns von zuverlässiger Seite mitteilt, die dem Fortschritt und Anstand huldigenden Dorfbewohner von ihrem Pfarrer nichts wissen wollen. Aerger hätte man das kirchliche Leben nicht schädigen können, als es hier von „positiver“ Seite geschehen ist.

Zum Schlusse noch ein friedliches Bild. Auch die große Gemeinde Wahlen bei Bern hatte eine Pfarrwahl zu treffen und es stellten sich Bewerber aller Richtungen dazu ein. An Anständen hat es anfänglich auch nicht gefehlt. Aber die Einwohner und Kirchgemeinderat erklärten: wir wollen keinen Streit in der Pfarrwahl, sondern die Angelegenheit in aller Ruhe besprechen und einen gemeinsamen Vorschlag aufstellen. Beide Behörden einigten sich auf den freisinnigen Kandidaten, der sich klipp und klar zur Reform bekennt, von dem sie aber die Ueberzeugung hatten, daß er ein toleranter Verwalter seines Amtes sein werde, und dieser wurde in sehr zahlreich besuchter Kirchgemeindeversammlung beinahe einstimmig gewählt.

Es werden bei Pfarrwahlen immer verschiedene religiöse Anschauungen zum Ausdruck kommen, aber alle Parteien haben das gemeinsame Interesse, daß das Wohl des Ganzen, der Kirche und Gemeinde, dabei nicht zu Schaden kommen, und alle Richtungen müssen wünschen, daß der Kampf mit blanken Waffen geführt werde. Hoffen wir, daß diejenigen, die sich im Besitze des rechten Glaubens wähnen, bei den Pfarrwahlen auch von diesem Glauben Zeugnis ablegen durch die That und für ihre Ueberzeugung einstehen mit Achtung vor den Gegnern. Die Reform aber hat in unserm Volke die große Aufgabe, das ethische Moment in der Religion zu betonen und einen Glauben zu lehren, der auch im heißesten Kampfe sich bewährt und bei aller Grundsätzlichkeit Liebe und Treue nicht wie ein böses Unkraut ausrauft.

Das Centralkomitee des Schweiz. Vereins für freies Christentum erläßt an die Sektionsvorstände und Mitglieder des Vereins ein längeres Cirkularschreiben betreffend Erweiterung des Schwesternhauses zum roten Kreuz in Zürich, von dem wir wegen Raummangels nur den Schluß bringen können. Er lautet:

Mittwoch den 23. Februar nachmittags von 2 Uhr an wird in der Aula des Schulhauses am Hirschengraben in Zürich eine große Versammlung, veranstaltet durch die Sektion Zürich des Schweiz. Vereins für freies Christentum, stattfinden, an welcher Herr Pfarrer Bion und andere Freunde der Anstalt die Gründe und die Ziele der vorwürfigen Umgestaltung und Erweiterung des Schwesternhauses zum roten Kreuz darlegen werden.

Wir laden die Sektionsvorstände hiemit ein, ihr lebhaftes Interesse an dieser Versammlung durch Abordnungen an dieselbe, welche sie uns anzeigen mögen, zu bekunden.

Die Vereinsmitglieder laden wir nicht weniger freundlich und dringlich ein, wenn es ihnen irgendwie möglich ist, an der geplanten Versammlung persönlich teilzunehmen.

Wir erwarten zuversichtlich, daß die Tagung eine durch Zahl und Würde gleich wuchtige Kundgebung des in unserm lieben Schweizerland noch vorhandenen freien und werkthätigen Christentums sein werde.

In dieser Hoffnung entbieten wir allen Gesinnungsgenossen freundeidgenössischen Gruß!

Namens und im Auftrag des Centralkomitees:

Der Präsident: G. Schönholzer. — Der Sekretär: G. Weber.

Zürich, im Februar 1898.

Briefkasten der Redaktion. Den freundlichen Zusendern von Nr. 7 des letzten Jahrganges des Schweiz. Prot.-Blattes sagt aufrichtigen Dank

Basel, 7. Februar 1898. — O. Brändli, Pfarrer.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 8. Samstag, 19. Februar 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Psalm 121.

Laßt uns Aug' und Herz erheben
Zu den Bergen, da uns Leben,
Trost und Heil und Hilfe kommt;
Der die Erde hier gegründet,
Tausend Welten dort entzündet,
Ist der Helfer, der uns frommt.

Nimmer kann sein Aug' ermüden,
Deinen Fuß will er behüten,
Seine Treue schlummert nicht;
In der Sonne heißen Gluten,
In des Mondlichts weichen Fluten
Schirmt er unser Angesicht.

Möge Gott dich vor Gefahren
Leibes und der Seel' bewahren
Hier in dieser Zeitlichkeit;
Mög' er deinen Ausgang segnen
Und am Eingang dir begegnen
Zu dem Thor der Ewigkeit. O. B.

Eine schwarze Brille.

Ein Vortrag.

I.

Wenn der Vortragende zu den bevorzugten Naturen zählen würde, denen der Schöpfer die Gabe des Humors in die Wiege gelegt, so würde er vielleicht heute Abend sein schwarzes Lorgnon mitgebracht haben, das ihm dereinst von gütiger Hand als Schutz gegen Schnee- und Sonnenblende geschenkt worden ist. Er würde mit demselben anfänglich den Nasenrücken fest einklemmen, es später dann und wann herunternehmen, gegen das Licht halten, anhauchen, mit dem Taschentuch reinigen, wieder aufsetzen, aber immer leichter und nachlässiger, um sich schließlich seiner ganz zu entledigen und es,

verächtlich betrachtend, in die Tasche zu stecken, als ob er sagen wollte: „Kann dich nicht brauchen! bist unnütz, wertlos!" Diese Art des Benehmens, die durch eine gar feine Komik dargestellt werden müßte, würde zugleich den Gedankengang der gesprochenen Rede veranschaulichen, deren Ergebnis dahin lautet: „Die schwarze Brille taugt in der That nichts!"

Doch ich will die Neugierde derjenigen unter Ihnen, die nicht wissen, was der geheimnisvolle Titel des Vortrags bedeutet, nicht länger auf die Probe stellen, sondern unverzüglich die Frage zu beantworten suchen: Welches ist denn die schwarze Brille, von der wir sprechen wollen? Es ist eine bestimmte Art, die Welt, das Leben anzuschauen und zu betrachten, und zwar diejenige, welche erklärt, das menschliche Dasein habe keine wertvollen Elemente aufzuweisen oder, wenn solche dennoch vorhanden, so seien sie bedeutend in der Minderheit. Es ist diejenige Welt- und Lebensanschauung, welche gelegentlich in die bekannten Redensarten ausbricht: „Das Leben hat keinen Wert; es wäre besser, man würde nicht geboren; die größte Wohlthat ist der Tod; die Erde ist ein Jammerthal; die Welt ist schlecht, sehr schlecht." Die beiden letzten Worte „sehr schlecht" werden in der lateinischen Sprache durch ein einziges Wort ausgedrückt, nämlich „pessime", eine Bezeichnung, welche etwa die Schüler des Gymnasiums unter ihren schriftlichen Arbeiten zu entdecken das Vergnügen haben. Wer in allem, was er erlebt und erfährt, zu der Folgerung gelangt: „pessime!" wird in die Klasse der Pessimisten eingereiht, und die Welt- und Lebensanschauung, die diesen Menschen anhaftet, trägt den Namen „Pessimimus". Das ist also die schwarze Brille; denn ihr Besitzer sieht alles, was da ist und geschieht, in möglichst dunklen, trüben Farben.

Wir wollen jetzt diese Schwarzseher — es befinden sich solche in allen Berufs- und Gesellschaftsklassen, bei Männern und Frauen, bei Jung und Alt, bei Reich und Arm, bei Gebildet und Ungebildet — etwas näher betrachten: Gehören sie der Geschäftswelt an, so schwebt ihnen stets der Niedergang von Handel und Industrie vor Augen; werfen sie einen Blick in die Natur, so sehen sie vor allem die zerstörenden Gewalten, die schreckhaften Ereignisse, den aufregenden Kampf ums Dasein, den Untergang des schwächeren Geschöpfes, das dem stärkeren zum Opfer fällt; kommen sie auf ihr eigenes Leben zu sprechen, so bezeichnen sie dasselbe als eine Last und Bürde, betonen mit Nachdruck die erfahrenen Widerwärtigkeiten und Mißgeschicke und sagen, die wenigen Erfolge, die sie zu verzeichnen hätten, stünden in gar keinem Verhältnis zu der aufgewendeten Mühe und Arbeit; den Mitmenschen, die fast alle von Dummheit und Bosheit regiert würden, sei nicht zu trauen, es meine es eigentlich niemand ganz aufrichtig mit einem, man thue daher besser, sich von den Leuten so viel als möglich zurückzuziehen und da, wo man mit ihnen verkehren müsse, sie vornehm und kühl zu behandeln; Sittlichkeit und Religion seien im Zerfall und in der Auflösung begriffen, wie es denn überhaupt mit der Menschheit rückwärts gehe und die Weltgeschichte nur eine „Geschichte menschlicher Irrtümer" darstelle; die gute, alte Zeit, in der es wirklich einmal besser gewesen sei, kehre niemals wieder; die ganze Schöpfung zeuge nur von „roher Kräfte sinnlosem Walten" und nicht von dem wohldurchdachten Plane eines weisen Weltenlenkers, weshalb denn auch der Mensch von finsteren Schicksalslaunen als ein macht- und willenloser Spielball hin- und hergeworfen werde: „ausgestorben trauert das Gefilde, keine Gottheit zeigt sich meinem Blick, ach, von jenem lebenswarmen Bilde blieb der Schatten nur zurück"; so kommt

der Pessimist schließlich dazu, das ganze Leben als einen Dornenpfad zu betrachten, als einen bittern Leidenskelch, als eine einzige, große Täuschung, die uns fortwährend betrüge, unzählige liebliche Bilder vor die Seele malt, um sie nachher mit desto grausamerer Schadenfreude wieder zu zerstören. „Der wahre Pessimist grollt dir, wenn du ihm einen guten Tag wünschest", stand einst in den „Fliegenden Blättern" zu lesen.

Natürlich verstehen es die Dichter, als die berufenen Herzenskündiger, am besten, den Gefühlen, Stimmungen und Lebensansichten der Menschen treffenden Ausdruck zu leihen. In unserer Angelegenheit geben wir dreien, gleichsam als Illustrationsprobe, das Wort, einem Engländer, einem Schweden und einem Italiener. Der Engländer ist niemand anders als der große Shakespeare, der in seinem Hamlet, Prinzen von Dänemark, die pessimistische Weltanschauung verkörperte: „o Gott! wie ekel, schaal nnd flach und unersprießlich scheint mir das ganze Treiben dieser Welt! Pfui, pfui darüber! s'ist ein wüster Garten, der auch in Samen schießt; verworfenes Unkraut erfüllt ihn gänzlich", so spricht der Königssohn. Wir bemerken übrigens bei diesem Anlaß mit Befriedigung, daß Shakespeare selber die schwarze Brille nicht trug, sondern das Leben so beurteilte und schilderte, wie es wirklich ist, weder zu rosig noch zu düster. Shakespeares Dichterseele war gesund bis ins Mark, auch ein Grund, warum ihre Werke alle Zeiten überdauern werden. Dagegen der Schwede Rydberg und der Italiener Leopardi, beide der modernen Zeit angehörig, sind persönlich vom Pessimismus angekränkelt; ein Sang des erstern lautet: „Segel auf! und ob die Blitze hoch am Rand des Himmels zucken, ob das Firmament vor unserm Blick sich hüllt in Nachtgewandung, stoßt vom Lande keck das Boot! Sturmwind in den weißen Segeln, Feuerbrand in heißen Schläfen! Keine milden Lenzeswinde, keinen Hauch aus Westen — sende einen Abgrundssturm, o Gott!" Die an sein eigenes Ich gerichtete Klage des Südländers dagegen lautet: „Nun wirst du ruhn für immer, mein müdes Herz. Es schwand der letzte Wahn, der ewig schien. Er schwand. Ich fühl' es tief: Die Hoffnung nicht allein auf holde Täuschung, auch der Wunsch entschlief. So ruh' für immer. Lange genug hast du geklopft. Nichts hier verdient dein reges Schlagen, keines Seufzers ist die Erde wert. Nur Schmerz und Langeweile bietet das Leben, andres nicht. Die Welt ist Kot. Ergib dich denn! Verzweifle zum letzten Mal! Uns Menschen hat das Schicksal nur eins geschenkt, den Tod."

Die soeben mitgeteilten Verse, veranlassen uns, auf einen Unterschied aufmerksam zu machen, der da besteht zwischen der persönlichen Lebensempfindung und der daraus hervorgehenden Ansicht oder Theorie. Erstere kann durchaus wahr sein und letztere dennoch gänzlich falsch. Wenn einer sagt: „Ich für meine Person kann dem Leben keine Bedeutung abgewinnen, ich empfinde es als eine Last, mir ist's widerwärtig, ich sehne mich nach dem Tode", so läßt sich nichts dagegen einwenden. Wir haben kein Recht, einem solchen Menschen ohne weiteres vorzuwerfen, er sei ein Lügner oder Heuchler; er fühlt nun einmal so, und Gefühle sind unwiderlegbare Thatsachen. Wenn dagegen derselbe Mensch behauptet, weil er am Leben nichts finde, müßten andere Leute auch nichts daran finden; weil er das Leben für wertlos halte, sei es überhaupt wertlos, und so sein persönliches Urteil zu einem Satze von allgemeiner Gültigkeit erheben will, der die Anerkennung der ganzen Welt beanspruchen dürfe, dann schreiten wir freilich ein, fragen nach den Gründen, prüfen sie und widerlegen. Wir meinen also nur, daß man zwischen Gefühl

und Theorie wohl unterscheiden müsse, und daß wir bei unserer Besprechung des Pessimismus stets die letztere ins Auge fassen.

Ebenso möchten wir, zu weiterer Klarlegung des von uns zu behandelnden Stoffes, noch auf einen andern beachtenswerten Unterschied aufmerksam machen. Die Theorie des Pessimismus, diese mit schwarzen Farben malende Lebensansicht, ist entweder das flüchtige, aller tiefern Begründung entbehrende Ergebnis einer augenblicklichen, wechselnden Gemütsstimmung und darum selber von flüchtiger Dauer, oder sie reift langsam mit vollem Bewußtsein, aus Nachdenken und Erfahrung heraus, befestigt sich immer mehr und mehr und verschmilzt mit dem Charakter des betreffenden Menschen zu einer unauflöslichen Einheit. Der ersteren, harmloseren Art gehören die sogenannten „Stimmungspessimisten“ an, zu denen wir vielleicht schon alle zeitenweise zählten. Die Betrachtung des Herbstes mit seinem fallenden Laub und seinen verödeten Fluren; wochenlang dauerndes Regen- und Nebelwetter, das die lichtbedürftige Menschenseele gar sehr herabzustimmen vermag; eine endlose Reihe von unausgesetzt sich wiederholenden Widerwärtigkeiten in Geschäft und Beruf; ein unerwarteter Mißerfolg, der die gehofften Arbeitsfrüchte treuen, redlichen Bemühens nicht zur Reife kommen läßt; schmerzliche Enttäuschungen, die wir an Freunden und guten Bekannten erleben; körperliches Unbehagen und geistiges Unbefriedigtsein; Mangel an zusagender Beschäftigung und anregender, wohlthuender Gesellschaft — all' diese Umstände können uns zeitenweise in Pessimisten verwandeln. Nächtlicherweile, da wir den Schlaf nicht finden, verfallen wir etwa der düstern Weltanschauung, die wir aber beim ersten Morgengrauen mit Freuden wieder von uns schütteln. Dieser flüchtige, harmlose „Stimmungspessimismus“ ist jedoch, wie bereits angedeutet, keine schwarze Brille, die Tag für Tag unser Auge beschattet, sondern eher ein leichtes, elastisches Lorgnon, das wir mehr nach Laune und Willkür aufsetzen und wieder abnehmen, mit ihm spielend und tändelnd, um es gelegentlich auch an rote und grüne Gläser zu vertauschen. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliches und Unkirchliches aus dem Kanton Aargau.

Die im Herbst letzten Jahres neugewählten Mitglieder der aargauischen Synode traten heute vor vierzehn Tagen in der Kantonshauptstadt zum ersten Mal zusammen, zur Konstituierung und zur Wahl des Kirchenrates und des Geschäftsbureaus. Zum Präsidenten wurde fast mit Einstimmigkeit Herr Notar **Hans Werder** von Brugg (freisinnig) gewählt, der bisherige Vicepräsident, zum Vicepräsident aber für die nächste Amtsdauer Herr Pfarrer **Eppler** von Kulm. Sämtliche Mitglieder des Kirchenrates wurden für eine weitere Amtsperiode wiedergewählt. Als Präsident wird wie bisher Herr Welti-Kettiger von Aarburg fungieren. Im Ganzen sind die Wahlen zur Zufriedenheit der Freisinnigen ausgefallen, im Kirchenrat hingegen hätten sie gerne eine stärkere Vertretung unserer Partei gesehen.

Mehr Interesse als diese Wahlen, auch für Leser dieses Blattes, bietet entschieden der Ende letzten Jahres vom Kirchenrat herausgegebene **Generalbericht über die Verhältnisse und Zustände in der reformierten Kirche des Kantons Aargau in den Jahren 1893—1897.**

Der Aargau zählt gegenwärtig 54 reformierte Kirchgemeinden, ferner einige protestantische Genossenschaften in katholischen Kantonsteilen. Zu den letzteren sind gerade im Vorjahre noch zwei neue getreten, nämlich Mellingen und das vom Bezirkshelfer in Lenzburg pastorierte Muri.

Was nun den Bericht über das religiös-kirchliche Leben in den einzelnen Gemeinden betrifft, so bietet derselbe neben vielem Unerfreulichen auch manches Erfreuliche und Ermutigende. Den Geistlichen und ihrem Wirken ist fast durchweg von den Gemeinden ein gutes Zeugnis ausgestellt worden und der Bericht zeigt denn auch, daß im Großen und Ganzen unsere Pfarrer zu Stadt und Land recht thätig sind, eifrig in den verschiedensten Richtungen, nicht nur in ihrer eigentlichen Amtsthätigkeit, in Kirche, Schule und Armenpflege, sondern in anderen der Kirche nahestehenden Bestrebungen. Einige haben sich der Sache des blauen Kreuzes angenommen, andere der Jünglings- und Männervereine u. s. w. Es geschieht dies teils aus eigener Initiative, teils auch, und diese Fälle bilden die Mehrzahl, um dem Eindringen des Separatismus zu wehren. Denn gerade das blaue Kreuz wird von den Methodisten als eifriges Agitationsmittel benutzt, um die Temperenzler in ihre Kapellen zu ziehen.

Und was das Sektenwesen überhaupt betrifft, so können wir uns im Aargau nicht beklagen, daß wir mit diesem Segen zu kurz gekommen sind. Während die Methodisten sich in fast allen Kantonsteilen eingenistet, sich sogar organisiert und Kapellen gebaut haben, gibt es noch Darbysten (Zofingen), Baptisten, Irvingianer (Lenzburg), Albrechtsbrüder. Es soll auch hier konstatiert werden, daß sich diese Sekten nicht nur da einnisten, wo „ungläubige“, d. h. freisinnige Pfarrer amtieren, sondern auch da, wo streng positive Geistliche wirken.

Dies gilt namentlich auch von der Chrischonagesellschaft, welche in echt christlicher Liebe auch die „gläubigen“ Pfarrer „unterstützt“. Ueber diese Thätigkeit der Chrischonagesellschaft und ihrer Prediger lautet der Bericht unseres Kirchenrates folgendermaßen: „Wenn man früher über das Werk der Chrischonagesellschaft im Zweifel sein konnte, ob dieselbe zu den Sekten oder zu den innerkirchlichen Gemeinschaften zu zählen sei, so ist heute kein Zweifel mehr möglich. Treten doch ihre Sendboten da, wo sie ihrer Sache sicher sind „„fast fanatisch kirchenfeindlich““ auf. Nicht nur, daß sie aus Leibeskräften taufen, konfirmieren und kopulieren und sich Kranke und Trauernde belästigend in Häuser drängen, in denen sie rein nichts zu suchen haben — an den meisten Orten, wo sie Kapellen haben, verbieten sie geradezu ihren Leuten den Besuch des kirchlichen Gottesdienstes und Abendmahles und erklären alle, die ihren Versammlungen fern bleiben, als noch auf dem breiten (!) Weg befindlich . . . . . . „aggressiv, arrogant, voller Dünkel und immer bestrebt, im Fischtrog zu fischen“, sind sie zur Zeit die unangenehmsten Separatisten, mit denen unsere Kirche zu thun hat.“

Natürlich fehlt in diesem Bunde auch die Heilsarmee nicht. Sie hat an verschiedenen Orten, z. B. in Lenzburg, schon ihre „Hallen“ aufgethan. „Unser verständig-nüchternes Volk“ sieht ihrem Treiben kopfschüttelnd zu und wer die Art ihres Auftretens kennt, die nur dazu dient, die Religion in vieler Augen zu diskreditieren, kann nicht begreifen, wie sich Professoren zu ihren Lobrednern aufwerfen können.

Eine „eigene“ Sache ist es mit unsern Minoritätsgemeinden in Aarau und Baden. An beiden Orten existiert eine „evangelische“ Kapelle. Diese

Gemeinden wollen, so lautet der Bericht des Kirchenrates, nicht als Sekten angesehen sein, ihre Mitglieder sind auch nicht aus der Landeskirche ausgetreten — aber sie werden von Predigern pastoriert, die allerdings für sich den Titel „Pfarrer" in Anspruch nehmen, ohne indeß nur eine einzige wissenschaftliche Prüfung im Konkordat oder in Bern bestanden zu haben. Und das ist's, warum wir diese Minoritäten durchaus als Sekten betrachten müssen, wenn sie auch nicht dafür angesehen werden wollen. Es wäre sehr wünschenswert gewesen, unser Kirchenrat hätte in seinem Bericht seine Stellung zu diesen Gemeinden etwas deutlicher ausgesprochen. Denn, wenn man weiß, welch' innige Brüderschaft besteht unter all diesen „evangelischen" Kapellen der verschiedensten Sorten, diesen Minoritäts- und den eigentlichen Separatistenkapellen, so erscheint das Thun unserer landeskirchlich-orthodoxen Pfarrer, die in solchen Kapellen Bibelstunden, Bibelkurse, Vorträge ꝛc. halten, durchaus seltsam. Verbieten kann man das zwar nicht, mit allem Zorn und Aerger richtet man da nichts aus, solange nicht bei den kirchlichen Gegnern das Gefühl der Kollegialität, der Rücksicht und des kirchlichen Anstandes vorhanden ist. Man hält eben vielfach der freisinnigen Richtung und ihren Vertretern gegenüber alles für erlaubt. Das ist nicht nur im Aargau so, sondern auch an anderen Orten. Wir wissen das und haben allen Grund mit dieser Thatsache zu rechnen. Nicht um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, aber um uns wieder daran erinnern zu lassen, daß von der Gleichberechtigung und darum auch der Gleichachtung der beiden kirchlichen Parteien, der positiven und der freisinnigen noch nicht alle Leute etwas wissen, weil sie es nicht wissen wollen.

Neues und Altes.*

Am 16. Januar 1898 hat der neugewählte Pfarrer von Außersihl, Herr Paul Pflüger, der sich, wie man weiß, zur Socialdemokratie bekennt, sein Amt angetreten. Die bei diesem Anlaß gehaltene und seither bei Cäsar Schmidt in Zürich im Druck erschienene Predigt über Matth. 13, 52, zeugt von einer ernsten und würdigen Auffassung des Pfarramtes und dem redlichen Willen, in aufbauendem Sinne zu wirken. So heißt es auf Seite 9 und 10:

„Also, auch das Alte hat sein Recht. Auch in meiner Predigtverkündigung soll das bewährte Alte immer wieder dargeboten werden. Lasset mich einige altväterische und altchristliche Grundsätze anführen, zu denen auch ich mich von ganzem Herzen bekenne. Auch ich halte es mit dem Weisen des alten Bundes, von dem das Wort stammt: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." Mit unsern Altvordern denke ich vor allem hoch von dem Segen und Glück eines gesunden und edlen Familienlebens. Auf dem Grunde eines schönen Familienlebens baut sich die Wohlfahrt des Volkes auf. Ich bin tief durchdrungen von der Wahrheit der Jesusworte: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nehme doch Schaden an seiner Seele", und „der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von einem jeden Gotteswort", d. h. von Geistesspeise. So wichtig die Gesundheit der ökonomischen Verhältnisse für ein Volk und ein ordentliches Auskommen für jeden einzelnen ist, das Glück des Menschen

* Neues und Altes. Antrittspredigt von Pfarrer Pflüger, gehalten am 16. Januar 1898 in Zürich-Außersihl. Zürich, Cäsar Schmidt. 1898.

hängt nicht bloß von der ökonomischen, materiellen Grundlage, sondern vor allem von geistigen Werten ab.

Wir markten auch nicht an der Grundforderung Jesu: „Aendert den Sinn und werdet neue Menschen." So wichtig und unerläßlich für den Fortschritt der Menschheit die Verbesserung und Sanierung der Verhältnisse und socialen Einrichtungen ist, ebenso dringlich und unersetzlich ist die sittliche Besserung der Menschen selbst. Hat der Socialismus Recht mit seiner Forderung: „Wird's besser, so bessern sich die Menschen", so hat die Geistesreligion ebenso Recht mit ihrer Losung: „Werdet besser, so wird's besser." Nicht bloß neue Verhältnisse, auch neue Menschen sind von nöten.

So werde ich aus meinem Schatze des Herzens und Wissens Altes und Neues mitteilen; Altes, das echt ist und mustergültig und sich bewährt hat, und Neues, insofern es sich als ein Fortschritt erweist. Im alten Glauben der Väter bin ich erzogen worden und durch Studium und Lebenserfahrung habe ich das Neue auf mich einwirken lassen. Ich kann aus eigener Erfahrung bezeugen, daß das alte Christentum im neuen Gewande, daß die uralte Jesusreligion in moderner Gestaltung und Ausprägung das Menschenherz mindestens so zu erheben und zu beglücken vermag, als kindlichere Lebens- und Weltanschauungen in früheren Zeiten es zu thun vermochten. Was ich biete, biete ich aus dem Schatz meines Innern, d. h. als ein mir zum geistigen Eigentum gewordenes Gut, nicht eine anerzogene und angelernte, sondern eine persönlich gewordene Religion, die von Herzen kommt und darum wohl auch zum Herzen dringt."

Das sind Worte, gegen die kaum etwas einzuwenden ist. Und wenn Herr Pflüger den Pflichten des Pfarramtes in der großen Gemeinde so nachkommt, wie er es auf Seite 13 verheißt, so hat er, auch ohne sich an der socialistischen Propaganda zu beteiligen, alle Hände voll socialer Arbeit. O. B.

Sprüche.

Lerne, was den Wohlstand schafft,
Was der Sprache Schatz bereichert;
Nicht gigantischer Tiere Kraft
Hat gesammelt und gespeichert.
Doch vom Ameislein, so klein,
Lasten tragend riesenschwer,
Ordnend, bauend, zierlich fein,
Stammt das Wörtlein „ämsig" her.

Table nicht, wenn auch das Glück dich blendet,
Ein bescheiden still und freundlich Los.
Ist's die Wüste nicht, die edlen Balsam spendet?
Wächst an Nordlands Felsen nicht ein heilsam Moos?

Wer krank ist im Gemüt,
Muß sich dem Wahn entwinden.
Nur wer sich selbst entflieht,
Kann selbst sich wieder finden.

Das ist des Diamanten Kraft,
Dies selt'ne Wirken ist ihm eigen:
Das Licht, das er am Tag errafft,
Kann er in dunkler Stunde zeigen.

Dem Edelsteine gleicht der Mann,
Der, wandelnd hoch im Licht, versteht,
Daß einen Strahl er bringen kann
Dem Bruder, der im Finstern geht.

Kirchliche Personalnachrichten.

Bern. Gewählt zum Pfarrer von Kurzenberg Herr Schmid, V.D.M. von Thun. — Gewählt zum Pfarrer von Thundorf Herr Jäggi, V.D.M. in Jegenstorf.

Zürich. Resigniert Herr Johann Hirzel, Pfarrer von Brütten.

Baselland. Gewählt zum Pfarrhelfer von Liestal-Seltisberg Herr F. W. Jenny von Wenslingen, der bisherige Vikar.

Baselstadt. Als Privatdozenten an der theologischen Fakultät haben sich habilitiert die Herren Lic. A. Bruckner, Pfarrer in Kleinhüningen, und Lic. Pfarrer Karl Götz. Zum Licentiaten wurde promoviert Herr Eberhard Vischer, V. D. M. von Basel.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 9. Samstag, 26. Februar 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Decolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Die letzte Liebe.

Laßt sie in Frieden! Was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan.
Evangelium des Markus 14, 6.

Maria war es, die den Meister salbte. Sie war eine stille tiefe Natur, etwas verschlossen und wenig weltgewandt. Sie mußte sich von ihrer Schwester Martha und von andern Leuten viel schelten lassen, weil sie immer nicht das that, was man von ihr erwartete. Sie war die unpraktische. Jesus aber hatte gerade an ihr seine Freude, denn er brauchte für sein Himmelreich auch mystische Seelen, geheimnisvolles Sinnen und Sehnen, wundervolles Stillschweigen der Seligkeit und Warten auf den Tau aus der Höhe. Er mußte auch Menschen haben, in denen er sich spiegeln konnte, wie in einem schlichten kleinen Waldsee, offene, rückhaltlos hingegebene, dankbare Gemüter. Er breitete seine Hände schützend über Maria und sprach: Maria hat das gute Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden.

Es war unendlich viel, was sie in Jesus fand. Er war ihr Leben geworden. Sie dachte, was er sprach, und war glücklich, wenn er in Bethanien war. Nur mit Mühe konnte sie sich noch erinnern, wie sie gelebt hatte, ohne ihn zu kennen. War sie nicht damals wie eine Pflanze ohne Wasser gewesen? Daß nicht jedermann ihren Meister liebte, begriff sie nicht. Ihm hätten alle Harfen klingen müssen und alle Herzen sich zuwenden.

Nun aber saß Jesus bei ihnen und sprach: sie werden mich gefangen nehmen und töten, des Menschen Sohn muß in die Hände der Sünder überantwortet werden und sie werden ihn kreuzigen! Mit ruhiger Sicherheit sagt er sein Schicksal voraus, denn er weiß, daß es kommen muß. Mit Gewalt und Glut hat er selbst sich in den letzten Kampf gestellt und der Vorhof des Tempels war ein Zeuge seines brennenden Eifers gewesen. Mit der Geißel hatte er das Gotteshaus gereinigt und die Pharisäer hatten seine Weherufe gehört. Nun war ihre Geduld zu Ende und sie ratschlagten, wie sie ihn mit

List griffen. Er sollte, er mußte sterben. Maria hatte es wohl gehört und verstanden, aber es war ihr doch unglaublich. Sollte er gekreuzigt werden können?

Wie kann ein schwaches Weib den Helfer retten? Sie kann nichts wirkliches thun, nur lieben kann sie. So lange er noch im Hause ist, soll er gefeiert und geehrt sein, wie sie nur kann. Sie holt das beste, was sie hat, ein Glas mit ungefälschtem köstlichem Nardenwasser, zerbricht das Glas und gießt den rinnenden Duft über sein Haupt. Es war zu viel, was sie ausgoß, aber sie schüttete es hin, wie sie ihre Seele hinfließen ließ. Er allein sollte alles haben, er, der allerherrlichste und teuerste.

Da aber standen einige kluge Menschen an der Wand und schalten wieder einmal die Träumerin. Was sollte diese Vergeudung? Wenn man die Narde verkauft hätte, so könnte man den Armen dreihundert Groschen geben. Dann hätte der Wertgegenstand doch etwas genützt! Maria ist und bleibt doch unpraktisch. Sie gibt zu viel auf ihr Gefühl! Was sie gethan hat, hätte keiner von den klugen Menschen an der Wand gethan!

Wo wird nun Jesus stehen? Er schützt auch diesmal das Gefühl gegenüber dem kalten rechnenden Verstande. Er sagt: „Laßt sie in Frieden! Was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Arme habt ihr allezeit bei euch und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen gutes thun; mich aber habt ihr nicht allzeit! Sie hat gethan, was sie konnte, sie ist gekommen, meinen Leib zu salben zu meinem Begräbnis. Wahrlich ich sage euch: wo das Evangelium gepredigt wird in aller Welt, da wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtnis, das sie jetzt gethan hat!“ Auf solche Weise segnet er sie für alle Zeiten, und eben indem wir von ihr reden, erfüllt sich das Versprechen, daß man sie nie vergessen wird. Nicht große Thaten sind es, die man von ihr rühmt, nicht großer Geist ist es, den man preist, sondern einfache, ganze hingebende Liebe ist es, was sie unvergeßlich macht. Sie hat Jesus geliebt bis zu seinem Tode mit der dankbaren und heiligen Liebe einer beseligten Seele, das ist ihre Lebensbeschreibung, eine Lebensbeschreibung, die besser ist als vieles, was in Büchern und auf Grabsteinen zu lesen ist. Sie liebte ihn und er segnete sie. (Aus „Die Hilfe“.)

Eine schwarze Brille.

Ein Vortrag.

II.

Wir lassen nun diese Augenblickstheorie des Stimmungspessimismus ruhig bei Seite und wenden uns dem eigentlichen Pessimismus zu, der auf Nachdenken und Erfahrung beruht, die Form einer festen, den ganzen Menschen durchdringenden und seine Lebensweise beeinflussenden Ueberzeugung angenommen hat und seine einzelnen Ansichten durch tiefere Gründe zu erhärten sucht. Dieser Pessimismus ist kein Kind der neuesten Zeit, obwohl ein Liebling derselben; er hat vielmehr eine lange Geschichte, die bis ins graue Altertum zurückreicht, und deren dunkler Faden sich in dem bunten Gewebe der allgemeinen Weltgeschichte unschwer erkennen und verfolgen läßt. Schon im alten Testamente finden wir stärkere und schwächere Anklänge an die düstere Lebensanschauung. Wenn der Psalmsänger singt: „Unser Leben währet

70 Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre, und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen", so hören wir bei aller Wahrheit, die das Wort enthält, einen Ton bitterer Enttäuschung heraus; wenn es im Buche Hiob heißt: „Warum ist doch das Licht gegeben dem Mühseligen und das Leben dem betrübten Herzen, die auf den Tod warten?" und an einer andern Stelle: „Muß nicht der Mensch immer im Kampfe stehen auf Erden? und sind nicht seine Tage wie die eines Tagelöhners? wie die eines Knechtes, der sich sehnet nach Schatten, und eines Tagelöhners, der da harret, daß seine Arbeit aus sei?" so glauben wir, auch hier bereits die schwarze Brille entdeckt zu haben. Es gibt sogar ein ganzes biblisches Buch, das wesentlich „Pessimismus" atmet, nämlich der „Prediger Salomo". Ausrufe wie: „Es ist alles eitel!" — „Was hat der Mensch für Gewinn von all' seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?" — „Der Tag des Todes ist besser als der Tag der Geburt!" Derartige Ausrufe lassen uns über die Gemütsverfassung und Lebensanschauung des jüdischen Schriftstellers kaum im Zweifel. Vielleicht klingt auch durch die uralte Erzählung von der Unschuld und dem Sündenfall der ersten Menschen im Paradies die leise Klage hindurch, daß es dereinst mit der Menschheit besser gestanden sei, die alten Griechen redeten von vier aufeinander folgenden Zeitaltern, unter denen das goldene an den Anfang gesetzt wurde. Dem Urchristentum haftete bei aller Glaubensfreudigkeit und Siegeszuversicht ein stark pessimistischer Zug an, sobald es in der Welt eine feindliche, widergöttliche Macht zu entdecken glaubte, der man auf allerlei Weise, durch Aufsuchen der Einsamkeit und Abtötung des Fleisches entfliehen müsse; die „Heiligen" verkörperten in ihrem weltabgewandten Leben ein Stück Pessimismus. Die seltsamen Phantasiebilder vom bevorstehenden Weltgericht und Weltuntergang deuten an, daß man von der „Welt" nicht die allerbeste Meinung hatte und den Augenblick herbeisehnte, da sie, des Satans finstere Behausung, in Trümmer sinke. Der Pessimismus hat sogar eine besondere Religion erzeugt, den im 5. Jahrhundert vor Christus von einem indischen Fürstensohn gestifteten Buddhismus, der als Endziel alles menschlischen Strebens das „Nichtsein" hinstellte, weil das Dasein als ein elendigliches, jammervolles, das größte Mitleid herausforderndes zu betrachten und deshalb der Tod die wahre und wünschenswerte Erlösung sei. Der dunkle Faden pessimistischer Lebensbetrachtung, in grauer Vorzeit entstanden, ist nie zerrissen, sondern durch die Jahrhunderte fortgesponnen worden, bald mehr, bald weniger sichtbar, um bald von dieser, bald von jener Zeitströmung, bald von diesem, bald von jenem Menschengeiste wieder aufgegriffen und ans Licht gezogen zu werden. Zu den Männern, welche dieses zweifelhafte Verdienst beanspruchen, zählen — um nur wenige zu nennen — der eigentliche Dichter des „Weltschmerzes", Lord Byron, der Genfer J. J. Rousseau, die deutschen Philosophen Arthur Schopenhauer und Eduard v. Hartmann.

Unsere Zeit, gerade durch die beiden letztgenannten Männer repräsentiert, steht so ziemlich im Zeichen des Pessimismus. Das beobachten wir sowohl in den wissenschaftlichen Werken, die sich mit den höchsten Fragen und letzten Dingen beschäftigen und dabei so oft zu gänzlich ungenügenden, trostlosen, den tiefsten Forderungen der Menschenseele Hohn sprechenden Ergebnissen gelangen, als auch in Kunst und Litteratur, welche mit Vorliebe die Nachtseiten der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens behandeln. Das eigentlich Erquickende, Wohlthuende und Erhebende zu schildern, wird von Malern und Dichtern mehr und mehr vernachlässigt; statt dessen werfen sie

sich mit der ganzen Kraft ihres Könnens auf die Darstellung dessen, was uns erschüttert, ängstigt, bange macht, beschwert. Unversöhnt, mit einem schrillen Mißton, einem schmerzlichen Zwiespalt im Herzen, scheiden wir häufig aus den Hallen der Kunst, wo wir nicht gefunden, was wir gesucht, den freien Aufschwung des Geistes. Und die allgemeine Gemütsstimmung unseres Geschlechts, bei den oberen Zehntausend sowohl wie in den mittleren und untern Bevölkerungsschichten, ist sie nicht eine pessimistisch gefärbte? So viel versteckte und laute Unzufriedenheit! so viel Klagen und Jammern über „Nichtigkeit des Lebens, Erfolglosigkeit der Arbeit, Treulosigkeit der Menschen, Ungerechtigkeit der göttlichen Weltordnung!" so viel halt- und gehaltlose, innerlich leere, von Verbitterung kränkelnde Naturen! so viel verkommene Existenzen und lebensmüde Brüder, die auf Selbstmord sinnen und Selstmord begeh'n! Und andrerseits so wenig wahrhaft glückliche, zufriedene, heitere, sonnige Gemüter, die mit begeistertem und begeisterndem Streben den höchsten Zielen reiner, edler Menschlichkeit entgegenwandeln, die, ihres Gottes froh, mit Lust und Eifer wirken, „so lange es Tag ist" und nicht ersehnen „die Nacht, da niemand wirken kann!" Es dünkt uns, der Pessimismus wandle als ein Riesengespenst über unsere Erde und zertrete unbarmherzig viele, ach so viele lichtbedürftige Blumen, die im großen Gottesgarten der Menschheit blühen!

Freilich — alles auf der Welt hat seinen tiefern Grund! Und so ist denn auch der Pessimismus unserer Tage durch allerlei Erscheinungen hervorgerufen worden, die ihn eben notwendig erzeugen mußten. Gewisse sociale Notstände, unter denen die davon betroffenen Kreise namenlos litten, mußten in ihre armen Opfer etwelche Verbitterung senken und ihnen das Leben als ein zweifelhaftes Geschenk erscheinen lassen; unsere ganze moderne Kultur mit ihrer übertriebenen Wertschätzung von Besitz und Genuß, mit ihrer unseligen Neigung, unsere Bedürfnisse zu steigern und zu mehren und dadurch die Unzufriedenheit zu wecken, mußte die Menschen von den höhern Gütern des Geistes ablenken, sie damit des wahren Friedens berauben und schließlich zu jener Uebersättigung führen, welcher das Leben verleidet; ebenso ist unsere gesamte Bildung in Schule und Haus, welche mehr in die Breite geht als in die Tiefe steigt, mehr die Aneignung toten Wissensstoffes als die Befruchtung des Geistes durch neue erfrischende Ideen pflegt, mehr auf oberflächliche Vielwisserei und einseitige Talententwicklung als harmonische, den ganzen Menschen durchdringende, insbesondere seinen Charakter festigende Erziehung dringt, mit schuld, daß unser heutiges Geschlecht zum großen Teil der schwarzen Brille sich bedient. So geht's auf der Welt. Nichts kommt von Ungefähr. Es gibt keinen Zufall. Der Pessimismus, der seit grauer Vorzeit neben den Staubgeborenen als ein böser Geist einherwandelt, hat sich aufs neue gekräftigt, weil man ihn zu gut genährt. Müssen wir ihn wohl aus dem zu Ende gehenden, im letzten Abendschein verglühenden Jahrhundert hinübernehmen in die Morgenröte des neuen? Und was dann? Wird er wachsen? oder wird er kraftlos werden und an Einfluß verlieren? (Schluß folgt.)

Wochenschau.

Es ist sicher kein Mensch in der ganzen Schweiz, der durch das Resultat der eidgenössischen Volksabstimmung vom 20. Februar 1898 nicht überrascht

worden ist: 385 618 Ja und 181 394 Nein, also ein Mehr von 204 224 Stimmen für den Rückkauf und Staatsbetrieb der schweizerischen Eisenbahnen! Nicht weniger als 567 012 Männer, eine noch bei keiner Abstimmung erreichte Zahl, sind zur Urne gegangen und auch unsere Stadt Basel, die sonst betrübend flaue Beteiligung zeigt, ist diesmal erwacht und hat die hier unerhörte Zahl von 13 863 Stimmen abgegeben. Das ist einmal ein „Schweizerlaud wach auf!" und es müßte uns auch dann eine Freude sein, wenn das Resultat anders wäre.

Seit 50 Jahren, so lange eine Lokomotive auf Schweizerboden fährt, hat es immer Männer gegeben, welche die Eisenbahnen gleich behandeln wollten wie die Post, sie wurden verlacht und mißhandelt, von Jakob Stämpfli herab bis auf Pl. Weißenbach. Auch jetzt wurde einem das Ja schreiben nicht leicht, denn die Gegner thaten alles, dessen sie fähig waren; ihren Zeitungen und Flugblättern zufolge wäre die Verstaatlichung der Sprung ins Dunkle, eine Landeskalamität, das leichtsinnige Sichaufladen einer erdrückenden Schuld, das Preisgeben des Schweizervolkes in die Hand ausländischer Geldmächte, ein des Schweizers unwürdiger radikaler Leichsinn; den Bauern wurde vorgerechnet, daß sie höhere Steuern bezahlen und statt 3½% 5% zinsen müßten. Es schien klug gedacht, ein Appell an mächtige Empfindungen, aber es wirkte das Gegenteil von dem was es sollte. Und jetzt wo alles vorüber, ertragen, erduldet ist, kann man sogar froh sein, daß die Opposition all' ihre guten und bösen Kräfte erschöpfte, denn man sah die Sache auf diese Art von beiden Seiten. Ohne den mächtigen Widerstand, den jeder Fortschritt bei den verwerfenden Geistern findet, würde er sich überstürzen und vielleicht verderben, seine Gegner sorgen dafür, daß er langsam sich vollzieht, tief und fest wurzelt. Sie sind genau so notwendig wie die Bremsen im Eisenbahnzug.

Ein Blick auf die Abstimmungszahlen zeigt wieder, daß die vorwiegend reformierten Kantone alle mit Wucht für den Fortschritt stimmten, voran Zürich mit Bern, Schaffhausen, Glarus, Baselstadt und Baselland, Aargau, Appenzell Außerrhoden, Thurgau, Waadt, Graubünden; von den vorwiegend katholischen Kantonen gesellten sich zu ihnen St. Gallen, Tessin, Solothurn, Zug, Luzern und sogar Nidwalden. Entschieden verworfen haben die katholischen Kantone Uri, Schwyz, Obwalden, Appenzell Innerrhoden und Wallis, zu ihnen gesellten sich Neuenburg und Genf, die mit kleiner Mehrheit verwarfen, was der Agitation des früher radikal gewesenen, jetzt aber gegen den étatisme kämpfenden alt Bundesrat Numa Droz zuzuschreiben ist.

Baselstadt schrieb 9487 Ja und 3366 Nein. Die letztern stammen von den hiesigen Ultramontanen und den konservativen Protestanten, deren Presse einmütig gegen die Neuerung kämpften. Es ist jedoch sicher, daß auch aus ihrem Lager eine schöne Anzahl, obschon sie sich nicht hören ließen, mit Ja stimmten, wie wir auch mit aller Bestimmtheit wissen, daß einzelne entschieden Freisinnige und Reformer mit Nein stimmten. Im Großen und Ganzen aber muß anerkannt werden — und das ist's, was zu denken gibt — daß in Basel die kirchlich und politisch Geschiedenen es auch wieder in dieser wirtschaftlichen Frage waren, wie auch die hohen Ja-Zahlen in den katholischen Kantonen damit zusammenhängen, daß Bundesrat Zemp, der die Verstaatlichung betrieb, ein streng konservativer und und katholischer Mann ist.

Viel übertriebene Befürchtungen auf verwerfender und viel übertriebene Erwartungen auf annehmender Seite wird der Rückkauf und Staatsbetrieb widerlegen. Auch der Staatsbetrieb wird rechnen müssen und weder die

Tarife wesentlich herabsetzen noch die Besoldungen beliebig hinaufschrauben können; am allerwenigsten kann er alle Unfälle verhindern, aber für die Befriedigung wirklicher Bedürfnisse und für eine humane Behandlung der Reisenden und Angestellten bietet er sicher mehr Garantie als irgend eine Gesellschaft von Aktionären. Darum freuen wir uns des Resultats und hoffen, es werde auch einer guten Lösung der Kranken- und Unfall-Versicherung den Weg öffnen.

Gleichnisreden

aus dem „Schuldenbauer“ von Jeremias Gotthelf.

1. Es gibt deren, sie haben Gesichter wie Thürlistöck und es sind die schlauste Tüfle, die es geben kann.

2. Der Reisende zog ein Gesicht ungefähr wie einer, der zu starken Tubak in die Nase bekommen, sagte aber nichts.

3. Wirt und Stubenmädchen schossen einher wie Geister, welche nicht zur Ruhe kommen können, oder wie Nachtvögel, wo z'Sädel möchten und den Sädel nicht finden können.

4. Es komme ihn manchmal an, daß man ihn gar nicht gschweigen könne und es seine Frau düeche, wenn sie ihm nur auf das Maul hocken dürfte; wäre allerdings eine sichere Gschweigmaschine, wenn sie sich applizieren ließe.

5. Der Schlaf ist ein Bad Gottes, welches er uns alle Tage anrichtet, welches wie kein Bad der Welt Leib und Seele erfrischt.

6. Aber was Gott will, vor dem kann man nicht sein, es ist schon den witzigsten Hühnern ein Ei entronnen.

7. Da sagten einige, der Frau mußt du dich nicht achten, die ist dem Tüfel ab dem Karren gefallen und will doch die frömmste sein.

8. Dann will ich lieber, ich müsse sie nicht sehen, die wird ein Gesicht machen, daß man den ganzen Erdboden und Sonne, Mond und Sterne damit vergiften kann.

9. Man sieht oft vor der Kirche und nach der Kirche Trauergestalten auf den Gräbern stehen; Thränen sind das Weihwasser, das Sehnen der Liebe die Totenmesse, das ist die Totenfeier der Reformierten.

10. Anna Marei weinte lange nicht, aber es sog die Worte ein wie dürre Erde die Regentropfen, wie ein durstend Kind die Muttermilch.

11. Wenn's den Tag über so heiß gewesen, so steigen am Abend über den Himmel die Wolken empor, höher und höher am Himmel herauf strecken sie ihre zackigten Häupter, als ob die aus Süden und die aus Norden sich besuchten, ein Fest oder gar Hochzeit machen wollten mitten am Himmel.

12. Wie ein großes Schiff mit mächtigen Segeln brach die stattliche Wirtin mit einem großen Korb am Arm mitten durch.

13. Da begann Uli zu fluchen, daß den Wanzen im Täfel übel wurde und sie ohnmächtig in die Stube hinausfielen.

14. So fette Schweine hatte Anna Marei noch nie gehabt, sie lagen wirklich als Prachtstücke im Wägeli und glänzten um und um reinlicher als manche Gräfin, die auf einen Hofball fährt.

15. Es ging die Sage, daß Hans Joggi und seine Anna Marei nebst zwei andern Weibern, die sie auf dem Heimweg aufgeladen, haupthellige gesungen hätten, daß es den Zaunstecken Thränen ausgetrieben.

16. Die Mutter kochte draußen, als wenn sie eine Hexe braten wollte, an altem Fleisch, das wahrscheinlich von dem Kalbe kam, welches in der Arche Noah das Licht der Welt erblickt hatte.

17. Es war leichter, eine Stecknadel in einem Heufuder zu suchen als unsern Hauptmann.

18. O, wenn man am Morgen und am Abend Köpfe und Gemüter wägen könnte, was meint man wohl, um wie viel Millionen Zentner wären beide am Morgen wohl leichter als am Abend?

19. Ja, eine schöne Bäurin, sagte Anna Marei, wenn d'r Hof zahlt wär und me nit d'Huut voll Schulde hätt, wie e Bettler d'r Gring voll Lüs!

20. Der Frau Salzwägerin Gesicht ward krebsrot und ihre Augen funkelten, um Mitternacht hätte man bei ihrem Glitzern lesen können.

21. Mit dem ist er gut bekannt und auch mit der Frau, du weißt, wie er ist, das sind Leute, die haben alles gemein wie die Buben die Vogelnester.

22. Aber paß dem Strichlibub auf, dem traue ich nie recht, wenn er schon ein Freund ist, so ist er doch falsch, Galgenholz ist nichts dagegen.

23. Wohl, das nächste Mal will ich selbsten gehen und dere will ich die Haare bürsten, daß ihr der Gring noch drei Wochen lang stübt.

24. Ist man denen (den Juristen) einmal in die Hände gefallen, so ist's ärger als wenn man in ein Harzkessi gefallen, da sehe einer zu, wie er wieder loskömmt.

25. Es heißt, man müsse sich vor ihm (dem Advokaten) hüten, es sei gerade so, wie wenn man neben einem Bettler abhocke, man Gwandläuse bekomme, so kriege man Prozesse ins Gwand und merke es nicht. Er ist ein Tüfel wie der andere und zusammen hängen sie wie Froschlaich.

26. Die Frage, wo fehlt's d'r? that die Thüre von Anna Marei's vollem Herzen sperrangelweit auf, und nun kam's, es rollte das ganze Elend raus.

27. Lue Frau, das (die Advokaten) sind Leute, wo d'r Tüfel z'Schande wird ab ihnen, und wenn er nicht fürchtete, sie prozedierten und eidigten ihm die Hölle ab, er hätte sie längst genommen.

28. Hans Joggi war ganz gstabelig vor Zorn, daß man ihn an einem Bein grade aus hätte strecken können.

29. So ein Subjekt, das dazu kommt, den Herrn und Meister zu spielen, ist unendlich glücklich, es bläht sich jede Ader in ihm auf, er ist der Nagel, an dem das Vaterland hängt wie an der Ofenstange des Bauern nasse Hosen.

30. Hans Joggi hatte keinen Drang zur Mitteilung, es war zu viel was er erlebt, es hätte sich ihm unter dem Loche gestopft, drum fing er lieber gar nicht an.

31. Wenn der Herr einmal die Rute der Züchtigung in der Hand hat, legt er sie nicht so bald ab, Gott bhüt is d'rvor!

32. In Anna Marei's schwachem Kopf entstand ein groß Gehürsch, die Gedanken glichen einer verkutzten Klungele Kudergarn.

33. Der Agent pflegte zu rühmen, er melke seine Kuh nie an nur einem Bübbi, eine gute Kuh müsse vier Striche haben.

34. Jeder Tag, den wir begraben, kehrt seiner Zeit wieder mit seinen Früchten, und diese Früchte müssen wir essen, seien sie bitter oder süß.

35. Und wenn ihm auch allerlei Gedanken vorkamen, sie waren wie Schiffe auf dem Meer in Windstille, die Segel hingen schlaff am Maste, sie waren da aber ohne Bewegung, auf dem gleichen Fleck stunden sie und harrten der Kraft, die sie irgend einem Ufer zutriebe.

Die Reformationskollekte,

die am 7. November 1897 für den Bau einer evangelischen Kirche in Bellinzona gesammelt wurde, hat laut den Nachrichten aus der evangelischen Diaspora 25,730 Fr. abgeworfen, wozu noch 6,640 Fr. Extragaben kommen, also eine Summe von 32,270 Fr. Obenan steht Zürich mit 13,300 Fr., an das sich Baselstadt mit rund 10,000 Fr. anschließt. Dies ist eine recht schöne Summe, wenn man bedenkt, daß diese Liebessteuer zum erstenmal eingesammelt wurde und daß sich noch nicht alle reformierten Schweizerkirchen daran beteiligt haben.

Die Reformationskollekte des Jahres 1898 soll der aus 800 Seelen bestehenden evangelischen Gemeinde Bremgarten, Kt. Aargau, der Heimat Bullingers, zugewendet werden. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn sich alle reformierten Kirchen der Schweiz und alle kirchlichen Kreise der Schweiz s. Z. an derselben beteiligen würden. O. B.

Vom Büchertisch.

Die Geschwister, eine Erzählung von L. Fetzer im Verlag von Wilh. Effenberger in Stuttgart, ist ein durchaus empfehlenswertes Buch für junge Mädchen. Anmutig und lebendig geschrieben, führt es uns verschiedene Mädchengestalten vor Augen. Die eine davon, Gabriele, an Stand und Bildung die vornehmste, ist von großem Ehrgeiz beseelt und glaubt, obwohl sehr mittelmäßig begabt, in der Kunst denselben befriedigen zu können. Ihre anfangs glänzenden Verhältnisse ändern sich aber plötzlich; die Schmeichler verlassen sie und die allmähliche Einsicht in die Unzulänglichkeit ihres Talentes, machen ihr die Kunst zu einer Dornenbahn. Resigniert kehrt sie endlich zum Ruhebett ihrer Mutter zurück und reicht einem einst verschmähten Jugendfreunde die Hand, denn sie hat nun in der Aufopferung für andere ihr wahres Glück gefunden. Das Buch schließt mit einigen, längst geahnten Verlobungen sehr befriedigend; auch entpuppt sich im rechten Augenblick noch ein Erbonkel. Reich und hübsch illustriert und eingebunden ist es eine sehr nette Gabe für junge Töchter. a.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 10. Samstag, 5. März 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Schone deiner selbst.

Matth. 16, 22.

„Schone deiner selbst!" ist gar oft eine vernünftige und gute Mahnung. Wir geben sie dem leichtsinnigen Genußmenschen, der mit seiner Körperkraft wirtschaftet, als ob diese ein nie versiegender Quell wäre; wir erteilen sie dem kleingläubigen Sorgenmenschen, der in aufreibender Thätigkeit mit Entbehrung der Nachtruhe und erquickender Erholung sich verzehrt, als ob er nichts wäre als eine Arbeitsmaschine, die immerzu, immerzu rasseln und prasseln muß; wir rufen sie zu dem Vielgeschäftigen, der bei allen geselligen, gemeinnützigen, wohlthätigen, politischen Unternehmungen und Geschäften vornean stehen will und seine Kapitalien an Zeit und Gesundheit und Talent in hundert Dingen zersplittert, gerade als ob er die Welt erhalten und regieren müßte, als ob es keinen über ihm und niemanden neben ihm gäbe, die etwa auch zum Rechten sehen würden und vielleicht besser als er der „Unentbehrliche" und „Unersetzliche".

„Schone deiner selbst!" ist häufiger die Losung der Bequemen und Behaglichen, der Feigen und Mutlosen, der Egoisten, die nur sich und sonst niemanden und nichts lieb haben. Der junge, gesunde, unabhängige, mit genügendem Auskommen ausgerüstete Mann hätte die sittliche Pflicht, in den Ehestand einzutreten und in der Stille seines Herzens sehnt er sich oft nach den Freuden eines geordneten und reinen Familienlebens, aber die Hausvaterwürde bringt so viel Hausvaterbürde, da gibt es Sorgen und Kreuze zu tragen und allerlei Rücksichten zu nehmen — nein, mir ist doch wohler im Junggesellenstand, schone deiner selbst! Der Hausvater sollte der Hausmutter nicht bloß die großen, sondern auch die kleinen Lasten des Hauswesens tragen helfen, sollte vor allem mitwirken bei der Erziehung der Kinder, die nicht nur im Bezahlen der Bäcker-, Schneider- und Schuhmacherrechnung besteht, aber der bequeme Hausvater mag sich wegen der Unarten und schlimmen Neigungen und üblen Streiche seiner ungezogenen Buben nicht ärgern, nicht

aufregen, nicht um sein Mittagschläfchen bringen lassen; die Erziehung ist Sache der Mütter, die sollen sehen, wie sie mit den Burschen fertig werden — schone deiner selbst! Die erwachsenen Söhne und Töchter hätten die Pflicht, mit den Eigenheiten und Gebrechlichkeiten ihr alten Eltern Geduld zu haben, wie einst die Eltern sie übten mit ihrer kindlichen Schwachheit; sie hätten die Pflicht, auf allerlei Freuden und Vergnügungen zu verzichten, um den greisen Vater, die sorgengebeugte Mutter vor Mangel zu schützen und ihnen den Feierabend mit dem Sonnengold dankbarer Kindesliebe zu verschönen — aber zuerst kommen doch der Herr Sohn und die Fräulein Tochter, die nach der Mode gekleidet sein müssen, die doch auf den Meerschaumspitz und die Cigarre darin und auf die paar Ausgeheabende in der Woche und auf die Mitgliedschaft in diesem oder jenem und noch einem Verein nicht verzichten können — schone deiner selbst! Der Bürger hätte die Pflicht, sich für die Angelegenheiten des Gemeinwesens zu interessieren, an Tagen der Entscheidung bei gutem und schlechtem Wetter zur Urne zu eilen, seine Steuern nach dem Gesetz zu entrichten, seiner militärischen Pflicht zu genügen, dem Unrecht zu wehren, das Recht zu mehren — aber da müßte man auf den Frühschoppen und die Velofahrt verzichten, das ginge ja an den Geldbeutel und an die eigene Haut, da könnte man es ja mit diesem oder jenem Obersten in Israel verderben, in allerlei aufregende Kämpfe hineinkommen — schone deiner selbst! Ein Christ und zumal ein freisinniger Christ sollte entschieden und tapfer, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit zu seiner Ueberzeugung stehen und es auf sich nehmen, wenn die „Frommen“ von recht rechts und die „Unfrommen“ von links ihn scheel ansehen, ihn ausschließen aus ihrer „Synagoge“ und ihn auf diese oder jene Weise zu schädigen suchen — aber Petrus lebt noch immer und verläugnet immer aufs neue den Herrn: ich kenne den Menschen nicht. Der Unterschied ist nur der, daß sich der Petrus von heute auch das „bitterliche Weinen“ erspart — schone deiner selbst!

Wir kennen Einen, der hat sich selbst nicht geschont. Er that, was er für seine Pflicht hielt — er predigte das Evangelium, war dieser Pflicht gehorsam bis zum Tode. Sie flüsterten unter einander: er sei nicht bei sich selbst; sie schmähten ihn öffentlich: er stehe mit dem Teufel im Bunde; sie verfolgten ihn mit der ganzen Wut und Glut ihres Hasses; sie legten ihm ein Kreuz auf die Schultern und nagelten ihn an dasselbe; er wurde unter die Uebelthäter gerechnet und starb als Verführer des Volkes.

Er hätte es anders haben können. Er brauchte nur im Frieden der Zimmermannshütte in Nazareth zu bleiben und das Evangelium einzuschließen in den verborgenen Schrein seines Herzens. Er hat sich nicht geschont, er hat geredet; weil er redete, ist er gestorben — wir aber leben von seinem Wort.

Eine schwarze Brille.

Ein Vortrag.

III.

Wir haben soeben in längerer Ausführung dargethan, daß der Pessimismus eine geschichtliche Entwicklung durchgemacht habe und die Menschheit auf ihren Wanderungen begleite wie der ewige Jude. Es ist unschwer, darzuthun, daß die „Schwarzbrillenträgerei“ auch im Leben des Einzelnen, dem sie an-

haftet, eine Geschichte hat. Es geht auch da alles mit natürlichen Dingen zu. Abgesehen davon, daß bisweilen die Pessimismusbacillen in der Luft liegen, und wir, als Kinder des betreffenden Zeitalters, unwillkürlich ihren giftigen Hauch einatmen, so muß doch in uns noch eine besondere Empfänglichkeit vorhanden sein, welche den Krankheitsstoff leicht und begierig aufsaugt. Wollte man sich in jedem einzelnen Fall die Mühe geben, nachzuforschen und herauszubringen, warum ein Mensch zur düsteren Weltanschauung und Lebensansicht gelangt sei, man würde vieles besser begreifen und milder beurteilen. „Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär', gäb' mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr'!" Du zählst zu den „Melancholikern", nec pure, hast also jenes seltsame Temperament empfangen, welches sich gern unnötige Sorgen schafft, Grillen fängt, vom Kleinen und Unbedeutenden nicht loskommt, an Erdenschwere leidet, von Natur ein Schwarzseher und ein Schattenfinder ist, da dürfte es erklärt sein, warum du geneigt bist, pessimistischen Einflüsterungen dein Ohr zu leihen; oder du bekleidest einen Beruf, der dir wenig Gelegenheit gibt, edle, brave und tüchtige Menschen kennen zu lernen, der dich vielmehr häufig in den Sumpf des Lasters blicken läßt und mit der Hefe der Gesellschaft in Berührung bringt, mit vernachlässigten und verworfenen Geschöpfen, mit rohen Gesellen und Verbrechernaturen — wir denken an den Beruf von Gerichtspersonen, Polizisten, Grenzwächtern, Vorstehern von Rettungsanstalten — wir denken ebenso sehr an Personen, welche mit den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu verkehren das zweifelhafte Vergnügen haben, wo gar oft innere Hohlheit, eitle Blasiertheit, Ränkesucht, Verlogenheit und Unsittlichkeit ihr schamloses Wesen treiben — so wundere man sich nicht, wenn wir in solcher Umgebung die schwarze Brille aufsetzen; oder du hast am Ende gar unter vielen schweren Schicksalsschlägen zu leiden gehabt, die dich unablässig verfolgten: brachtest schon einen kränklichen Körper zur Welt, entbehrtest in Kindheit und Jugend des ach so nötigen Sonnenscheins, sahest deine Eltern in friedeloser, von Haß und Streit erfüllter Ehe dahinleben, wurdest in der Freundschaft und Liebe betrogen, littest Schiffbruch in deinen Vermögensverhältnissen und mußtest das treueste Herz, das einzig an dir hing, dem Tode opfern — nun, da können wir es dir nicht zu sehr verargen, wenn dir dein Leben nicht mehr gefällt uud du dich darnach sehnst, bis der trübe Strom desselben ausmündet in das lichte Meer der Ewigkeit.

Allein, so gerne wir einräumen, daß der Mensch zum Teil das Produkt seiner Verhältnisse ist, so betonen wir andrerseits doch mit Nachdruck: „nur zum Teil, nicht ganz!" Die Freiheit unseres Willens, dieses unverlierbare Erbteil, ist eben auch noch da, weshalb der letzte Entscheid, ob wir dieser oder jener Weltanschauung zu huldigen haben, in unserer Hand liegt. Nicht Anlage, Vererbung, Temperament, Beruf, Erziehung, Lebenserfahrung geben den Ausschlag, sondern wir, die sittlich freie Persönlichkeit!

Jetzt möchten wir noch einige Behauptungen, welche die neuesten Vertreter des Pessimismus aufzustellen pflegen, näher ins Auge fassen und gleichzeitig unsere Gegengründe geltend machen, wobei wir uns natürlich auf ganz naheliegende und leichtverständliche Dinge beschränken. Die „Schwarzbrillenträger" sagen, das Leben habe mehr Unangenehmes als Angenehmes, mehr Widerwärtigkeiten als Freundlichkeiten, mehr Unlustgefühle als Lustgefühle aufzuweisen. So sagen sie, aber den Beweis hat noch keiner erbracht. Es könnte übrigens nur so bewiesen werden, daß man eine Art von Rechnungsbüchlein anlegte, worin je auf der einen Seite die Mühseligkeiten, auf der

andern die Annehmlichkeiten des Lebens eingetragen, dann beide Kolonnen zusammengezählt und nachher die hieraus sich ergebenden Summen voneinander abgezogen würden. Allein dieses Verfahren ist rein unmöglich. Gesetzt den Fall aber, es ließe sich verwirklichen, so würde es erst noch zu Ungunsten der Pessimisten ausfallen; denn jedes normale Menschenleben — und normal ist es ja bei der weitaus größeren Mehrzahl der Sterblichen — zeigt mehr Licht als Schatten, wenn wir nur an die vielen Stunden und Tage denken, da uns nichts fehlt, da wir uns über keinen besonderen Mangel zu beklagen haben. Das, was uns hemmt und schmerzt, prägt sich unserem Gedächtnis sowieso stärker ein, während wir uns an das, was uns fördert und beglückt, leicht und rasch gewöhnen, es wenig schätzen und bald vergessen. Dann scheinen die Pessimisten ganz und gar die einfache, durch reichliche Erfahrung bestätigte Thatsache außer acht zu lassen, daß die Leiden sich in Segen verwandeln können, daß, wie der Apostel sagt, „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen“, daß die in der Welt vorhandenen Uebel für die Erziehung des Menschengeschlechts notwendig und unentbehrlich sind. Ja, der Pessimismus verrät eine erstaunliche Unkenntnis der Menschennatur, weil er den Wert des Lebens in untergeordnete, nebensächliche Dinge verlegt, in das, was uns von außen her zustößt und begegnet, statt in die Hauptsache, in unsere Pflichterfüllung, in unsere Charakterbildung, in das Maß unserer Brauchbarkeit und Tüchtigkeit. Er scheint also von der Bestimmung des Menschen gar keine Ahnung zu haben. Wenn's auf ihn ankäme, würden wir verweichlicht statt abgehärtet, geschwächt statt gekräftigt, verzogen statt erzogen. Unter seiner Führung beseelte uns Feigheit statt Heldenmut. Da gilt eben das bekannte Wort: „Wir sind nicht auf der Welt, um es gut zu haben, sondern um gut zu werden, gut zu sein.“ Wie? wenn die Edelsten und Besten, die sich je und je der Wohlfahrt der Gesamtheit geopfert haben, die düstere Weltanschauung verfochten hätten? Dann wären sie überhaupt nicht das geworden, was sie thatsächlich gewesen sind, und wir hätten sozusagen keine Fortschritte zu verzeichnen. Drum sind die wahrhaft großen Erzieher des Menschengeschlechts als Pessimisten undenkbar. Aber, setzen wir einmal den Fall, unsere Gegner hätten Recht mit ihren Klagen über die Schlechtigkeit der Welt, die Wertlosigkeit des Daseins, die Nutzlosigkeit menschlichen Strebens, würde es dann vielleicht besser, wenn wir alle in diesen Jammer einstimmten? Dann würde es noch schlimmer auf Erden, die bereits vorhandenen Uebel und Qualen würden sich bedeutend mehren und an ein Vorwärtskommen wäre gar nicht mehr zu denken.

Schopenhauer, der Prophet des modernen Pessimismus, hat in Bezug auf das menschliche Streben gesagt: „Erreiche man ein Ziel nicht, so sei man darüber unglücklich: erreiche man es, so strebe man bald nach einem neuen; strebe man nach gar keinem Ziele, so stachle uns die Langeweile, lieber Not und Plage zu suchen, als länger in Unthätigkeit zu verharren.“ Was entgegnen wir hierauf? Wahr ist an der Bemerkung, daß es ein Leben ohne langweilige und unbefriedigende Stunden nicht gibt; aber je normaler jenes, desto seltener treten letztere auf. Ferner empfindet ein fleißiger Mensch die Arbeit nicht als Schmerz und die Ruhe nicht als Langeweile, sondern beides als Wohlthaten und Lebensförderungen, die miteinander abwechseln müssen. Die Befriedigung endlich, deren wir bedürfen, und die einem gesunden Herzen auch gar nicht vorenthalten bleibt, liegt weniger in der Erreichung der erstrebten Ziele als im Streben selber. „Der Weg und das Wandern zum Ziel

ist Wonne, — nicht das hastige Haben erfüllet die Herzen, die sich formen aus Staub mit stolzem Gefühl." Das Leben dürfte weniger einer Geschäftsreise zu vergleichen sein, bei welcher das Geschäft die Haupt- und das Reisen die Nebensache ist, sondern eher einer Vergnügungsreise, welche das Reisen an und für sich als etwas Wertvolles schätzt.

Die großen Denker und Dichter des Pessimismus haben etwa behauptet, unser Geschlecht werde von Dummheit und Bosheit regiert, Tugend und Weisheit seien vereinzelte Ausnahmen. Aber wenn wir näher zusehen — was für Persönlichkeiten sagten solches? Einsiedlerische Gelehrte, Hof- und Weltleute, die mit dem eigentlichen Volksleben gar nicht in Berührung kamen und deshalb über ihre Mitmenschen nur ein sehr einseitiges Urteil fällen konnten. Wie ganz anders sprachen sich unsere beliebtesten Schriftsteller und Künstler aus, ein Göthe, ein J. Gotthelf, ein F. Reuter, ein L. Richter, ein Hebel! Aus ihren Werken gewinnt man durchaus den Eindruck, daß die tüchtigen und geistig gesunden Menschen nicht in der Minderheit sind!

Ein feiner Gelehrter unserer Tage, dessen Urteile über den Pessimismus überaus wohlthuend berühren, gibt uns den klugen Rat: „Man beobachte die Menschen nicht bloß von weitem und in Masse, man folge dem Einzelnen in seinen engern Lebenskreis." Er mahnt uns ferner, daß wir vom Leben nicht zu viel erwarten sowie uns hüten sollen, persönliche Erfahrungen zu verallgemeinern. Er spricht endlich die Befürchtung aus, daß für melancholische Naturen die Hingabe an trübe Gedanken nicht gefahrlos sei. Wir fügen diesen wohlgemeinten Ratschlägen noch folgenden bei: „Gib dir unablässig Mühe, das Gute und Schöne, das in unserm Dasein doch reichlich vorhanden ist, zu entdecken und dankbar anzuerkennen; erfülle redlich und treu deine Pflicht und laß für alles andere den sorgen, dessen Weltregiment weiter reicht, als dein kleines Gehirn auszudenken vermag; laß dir endlich, trotz aller bittern Enttäuschungen und Erfahrungen, die Liebe nicht rauben, die den, der sie gibt, segnet, ob sie auf dankbaren Boden fällt oder nicht."

Man hat schon oft die eigentümliche Beobachtung gemacht, daß Leute, die theoretisch dem Pessimismus huldigten, im praktischen Leben durchaus keine Pessimisten waren, sondern nach Grundsätzen handelten, die jener Theorie völlig widersprachen. Sie empfahlen wohl die schwarze Brille jedermann, trugen sie aber selber nicht. Das ist eigentlich die beste Widerlegung des Pessimismus, das ist der glänzendste Beweis von der Unzerstörbarkeit des gesunden Herzens, dem das schöne Bekenntnis gilt:

„Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Zur Erinnerung an den Untergang des alten Bern.

Der Kanton Bern hat soeben die letzten Vorbereitungen zu einer würdigen Feier der Ereignisse von 1798 getroffen. Zur Stunde stehen die Scharen zum Abmarsch nach Neuenegg bereit. Die erste Anregung zu dieser Feier ist vom bernischen historischen Verein ausgegangen, welcher in einer Zuschrift an den Synodalrat den Wunsch äußerte, es möchte eine Feier veranstaltet werden, die „im wesentlichen von der Kirche angeregt und damit von Anfang an den Charakter der Allgemeinheit und ein tiefes, eindrucksvolles, geistiges Gepräge

erhalten würde." „Zwar kann es sich", sagt die bezügliche Eingabe, „nicht um ein Jubelfest handeln. Nicht das Gedächtnis eines Sieges haben wir zu feiern. Es ist vielmehr ein Ton tiefen Ernstes, ja der Demütigung, der aus den Ereignissen jenes Tages spricht, aber gerade darum ein Ton der Mahnung zur Selbstbesinnung so mächtiger und eigenartiger Natur, daß die Feier von selbst einen tief religiösen Charakter erhält und sich der Gedanke aufdrängt, es sei nur die Kirche im stande, den entsprechenden Ausdruck zu geben und den richtigen Eindruck zu machen." „Wir denken uns", heißt es weiter, „eine Feier, nicht nur in der Hauptstadt allein, sondern soweit möglich in allen Gegendeu, in allen Ortschaften unseres Kantons, damit nicht nur die Festbesucher, sondern alle Bewohner unseres Landes der Wichtigkeit des Tages und seiner eindringlichen Lehren gedenken. Auch in dieser Hinsicht scheint uns unsere Landeskirche das richtige Organ zu sein, um der Feier die wünschbare Allgemeinheit und Volkstümlichkeit bis in die hintersten Thäler zu sichern." Die Kirchensynode hat dann in ihrer letzten Sitzung mit Begeisterung beschlossen, der Anregung beizupflichten und auf Sonntag den 6. März einen Festgottesdienst mit Glockengeläute am Vorabend und Kollekte für die Winkelriedstiftung in sämtlichen Kirchen des Kantons zur Erinnerung an die Märzereignisse von 1798 anzuordnen. Der Synodalrat seinerseits hat eine patriotische Ansprache an das Volk erlassen, welche Sonntag den 27. Februar von der Kanzel verkündigt wurde. Aehnliche Beschlüsse hat in den letzten Tagen auch die katholische Geistlichkeit gefaßt.

Aber auch die bürgerlichen Kreise haben eine würdige Feier auf dem Schlachtfeld von Neuenegg, die heute den 5. März stattfindet, vorbereitet. Herr Nationalrat Dr. Bähler, Sohn des ehemaligen Pfarrers daselbst, hält die Festrede und Herr Pfarrer Ris die Feldpredigt. Sämtliche Vereine der Stadt Bern und Umgebung ziehen mit ihren Bannern aus. Bundesrat und Regierungsrat halten ihre Büreaux geschlossen und letzterer hat das Volk eingeladen, den Tag als einen ernsten und würdigen Ruhetag zu begehen. Vorträge haben vorgearbeitet und dem Volke die traurig-ernste Vergangenheit ins Gedächtnis zurückgerufen. Am 27. Februar sprach Herr Professor Dr. Haag im kirchlichen Reformverein Lorraine über: „Die bernische Censur in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts" und am 1. März hielt Herr Professor Dr. Steck im Lorraine-Breitenrain-Leist einen Vortrag über „den Fall des alten Bern 1798 und seine Ursachen." Eine Menge Druckschriften sind erschienen, welche die Märztage in Wort uvd Bild beleuchten, zur stillen Einkehr einladen und zum Dank gegen Gott auffordern, daß er unser Schweizer- und Bernervolk aus der Schmach errettet und ihm aus der Thränensaat eine Ernte des Friedens, des Segens und der Wohlfahrt hat hervorgehen lassen. Ich erwähne beispielsweise die neu wieder herausgegebene Predigt des Münsterpfarrers David Müslin (geb. 19. Nov. 1747, Pfarrer am Münster von Ostern 1782 bis zu seinem Tode, den 23. November 1821), welche derselbe am 5. März 1809 gehalten hat und die den Jammer der Uebergangszeit in ergreifender Weise schildert.

Der überraschende Volkssieg vom 20. Februar letzthin gibt der Feier einen neuen Impuls. Unser Volk wagt im Hinblick auf denselben zu hoffen, daß die Partei- und Sonderinteressen mehr und mehr verschwinden und die Einigkeit aller Gutgesinnten im Schweizerland, ohne Unterschied der Parteirichtung, an Kraft und Stärke gewinnen werde. Wir stimmen ein in den Wunsch des Synodalrats: „Möge die Erinnerungsfeier, die wir am 6. März

in sämtlichen Kirchen und Gemeinden bezehen werden, mit den Lehren der Geschichte auch eine Lehre für die Zukunft uns bringen und reichen Segen stiften! Möge sie im ganzen Volke die Liebe zum Vaterland und das Vertrauen zu Gott befestigen und uns alle vereinigen in der Losung: „Mit Gott für Freiheit und Vaterland!"

Wochenschau.

Es war keine imposante Versammlung, welche Mittwoch den 23. Februar in Zürich die Angelegenheit des Schwesternhauses zum Roten Kreuz beriet, nur etwa 50 Männer und 40 Frauen fanden sich ein, aber die Sektionen des freien Christentums der Kantone Zürich, Bern, St. Gallen, Thurgau, Appenzell, Aargau, Basel und der welschen Schweiz waren vertreten, und die Sache ist von erster Güte.

Es handelt sich um eine Erweiterung des Schwesternhauses in dem Sinn, daß auch Minderbemittelte dort Aufnahme finden können, während bis jetzt bloß Wohlhabende die hohen Preise erschwingen konnten. Die eigentlichen Väter der prächtigen Anstalt, Bion in Zürich und Kambli in St. Gallen, legten die Notwendigkeit der Erweiterung dar; sie wurden kräftig unterstützt vom Vorsitzenden, Sewer in Veltheim, Dr. Schläpfer in Zürich, Schönholzer in Zürich, Marthaler in Bern, Dr. Munzinger in Olten, Brändli in Basel. Einmütig wurde eine Resolution angenommen, daß die Sektionen des freien Christentums in der Schweiz die Sektion Zürich nach Kräften unterstützen wollen, damit der Ausbau der Anstalt zu stande komme.

Die Stadt Zürich hat freilich den Vorteil, daß sie die Anstalt besitzt und in erster Linie benützt, sie kommt namentlich den dortigen Spitälern zu gut, aber Zürich leistet auch das meiste Geld und die größte Arbeit, wobei besonders der frühere Kassier, Herr Pfarrer Thurnheer, wegen seiner völligen Hingebung für das Gedeihen der Anstalt zu nennen ist. Am Segen der Anstalt sind aber auch alle die Spitäler und Armenvereine beteiligt, in deren Dienst die Schwestern treten, und da ist es nur billig, daß der schweizerische Verein für freies Christentum sich den Ausbau der Anstalt angelegen sein läßt und Opfer bringt.

Die positiv-kirchliche Richtung hat ja auch ihre Krankenschwestern, aber diese sind leider in einem Punkt für uns unannehmbar, weil sie kirchliche Parteipropaganda treiben und da und dort eigentlich darauf dressiert werden. In dieser Beziehung scheint es nicht besser, sondern eher schlimmer zu werden. Es sind uns Fälle bekannt, wo freisinnige Familien, wenn sie eine Krankenschwester suchten, lieber eine katholische von Ingenbohl nahmen, als eine von gewissen reformierten Schwestern, weil diese leider Gottes häufig sich beigehen lassen, Kranke und Sterbende, die zur freisinnigen Richtung halten, auf ihrem Kranken- und Todbett zu „bekehren". Unsern Schwestern vom Roten Kreuz dagegen ist jede religiöse Propaganda verboten; sie trösten mit treuer Pflege, durch liebevolle Behandlung der Kranken, etwa auch mit Bibelwort und religiösem Lied, aber sie dürfen die Kranken nicht quälen, ihnen nicht Angst machen, ihnen nicht mit Verdammnis und Höllenqual drohen, falls sie katholisch oder orthodox sind. Das ist auch ein Grund, warum unsere Schwestern so sehr gesucht sind und daß immer mehr begehrt werden als zur Disposition sind.

Wir möchten daher die Amtsbrüder dringend bitten, die Töchter in jedem Konfirmanden-Unterricht darauf hinzuweisen, welch eine schöne, heilige Sache es ist, den Beruf einer Krankenschwester zu ergreifen, Leib und Seele der Kranken zu pflegen, ohne sie in zutäppischer und roher Weise für irgend eine kirchliche Partei „bekehren" zu wollen. Und wenn nächstens Geld für den Ausbau unserer Anstalt gesammelt wird, so wollen auch unsere Leser daran denken. Bion konnte der Versammlung in Zürich mitteilen, daß eine dortige Frau sich entschuldigte, nicht in die Beratung kommen zu können und tausend Franken beilegte.

Vom Büchertisch.

K. Kühner, Ignatz Heinrich von Wessenberg und seine Zeitgenossen, Lichtgestalten aus dem Katholizismus des 19. Jahrhunderts. 51 S. Heidelberg, Hörning. 1897.

Das ist ein Büchlein, gerade zur rechten Zeit erschienen. Wenn in unseren Tagen, von Rom aus geschürt, der konfessionelle Hader wieder von neuem entbrannt ist und es oft den Anschein hat, als ob Protestanten und Katholiken nicht in Frieden ihres Glaubens leben könnten, so ist es doppelt lehrreich, aus dem ansprechend und warmherzig geschriebenen Lebensbild des Verfassers zu ersehen, daß bis zu den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts in unseren Landen sich die Völker im großen Ganzen des konfessionellen Friedens erfreuten und das Wort von den beiden „Schwesterkirchen" sein gutes Recht hatte. Hervorragende, frei- und weitdenkende katholische Kirchenfürsten beförderten ein freundschaftliches Verhältnis, wie z. B. der Freiherr von Dalberg, der edle Bischof Michael Sailer und namentlich J. H. von Wessenberg, seit 1801 Generalvikar des Bistums Konstanz, ein Freund Pestalozzis und ein lebhafter Förderer der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. Aber seine liberalen und toleranten Gesinnungen und namentlich sein Ideal einer deutschen katholischen, von jesuitischen Einflüssen und von der päpstlichen Allgewalt befreiten Nationalkirche machten ihn in Rom verdächtig und er mußte zuletzt aus seinem Amte scheiden. — Wir wünschen dem Büchlein unter unserem protestantischen und katholischen Volke viele Leser; seine einfache, wahrheitsgetreue, geschichtliche Darlegung redet eine beredte Sprache.

Kirchliche Personalnachrichten.

Schaffhausen. Gewählt als Pfarrer nach Hemmenthal Herr Friedrich Walter, der bisherige Verweser.

Briefkasten. An Dr. T. in Zürich. Sobald Sie uns Ihren Namen nennen, können wir Ihre Bedenken gegen Zola abdrucken.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 11. Samstag, 12. März 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Die Thränen des Petrus.

Es gibt unter dem Mond viel Thränen: trotzige Eigensinnsthränen kleiner und großer Kinder, die die Erfüllung ihrer Herzenswünsche erzwingen wollen; heiße Zornesthränen heftiger Gemüter über vermeintliches oder wirkliches Unrecht, das sie erlitten haben; warme Freudenthränen dankbarer Herzen, denen in der Ueberfülle des Glückes, das ihnen Gottes Gnade oder menschliche Güte beschert, das Wort versagt; weiche Thränen der Rührung und des Mitleids empfindsamer Seelen, die von leidvollen, tragischen Menschengeschicken ergriffen, erschüttert werden; bittere Abschiedsthränen derer, die des Lebens Fügungen weit, weit von einander trennen, die des Todes Allgewalt auseinander reißt und endlich alle die Thränenströme, die Tag um Tag vergossen werden von leiblich und geistig mißhandelten Kindern, von sorgenbeschwerten und kummerbeladenen Erdenpilgern, von verlassenen und verratenen Bräuten und Frauen, von enttäuschten, vergessenen Vätern und Müttern, von ungerecht Verfolgten und Verurteilten — ach Gott, wenn alle Thränen, die an einem Tage auf dem Erdenrund mit seinen fünfzehnhundert Millionen Bewohnern geweint werden, gesammelt würden — es gäbe zu den vorhandenen Oceanen noch einen neuen Ocean.

Von Petrus heißt es: er weinte bitterlich. Die Thränen des Petrus gehören zu den heiligsten Thränen, die geweint werden: es sind Reuethränen, und zwar die Thränen einer aufrichtigen Reue. Sie rieselten nicht bloß aus dem Auge, sie quollen aus der Tiefe des Herzens; sie zergingen nicht nutzlos an der Sonne des Tages, sie waren ein Maienthau, der neues Leben hervorbrachte. Petrus, der in schwacher Stunde den Herrn, den er doch lieb hatte wie keiner, verleugnet, schämt sich vor sich selbst, ist unzufrieden mit sich selbst, trägt Leid über sich selbst und all' das Weh um seine Untreue löst sich in einer heiligen Thränenflut. Das war ein Taufwasser, das seine Seele reinigte, läuterte, stärkte. Aus dem weinenden Petrus wurde ein handelnder Petrus. Nach dem Tode des Herrn ist er der erste Bekenner des Herrn, der auf sich nimmt Spott und Hohn, Schmach und Schimpf, Ketten und Banden,

Geißel und Kreuz. Auf die Frage Jesu: Simon, Sohn Juda, hast du mich lieb? darf er fröhlich antworten: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Denn, der einst beteuert: „ich kenne den Menschen nicht!" bezeugt jetzt vor aller Welt: „Es ist in keinem andern das Heil!"

Thränen der Reue haben wir alle in jungen und alten Tagen auch schon geweint. Waren es Petrusthränen? Quollen sie aus der Tiefe der Seele? Tropften sie nieder ohne den harten Boden unseres Herzens zu erweichen oder blühte von ihnen befruchtet neues, heiliges Leben in uns auf? Wohl jedem, der aus den Irrungen des Herzens und Lebens in heilige Stille sich zurückzieht und bitterlich weint wie Petrus. Die Taufe in der Thränenflut aufrichtiger Reue ist die Taufe mit dem heiligem Geist.

Unser Schwesternhaus vom roten Kreuz.

Am 30. November 1880 fand in Zürich eine von der zürcherischen Sektion des schweizerischen Vereins für freies Christentum eingeladene zahlreiche Versammlung von Männern und Frauen aus allen Ständen und von verschieschiedener religiöser und politischer Richtung statt, welche sich mit der Frage der Gründung einer Anstalt für Krankenpflegerinnen beschäftigte. Nach allseitiger Beleuchtung und reiflicher Prüfung der Sache wurde einmütig beschlossen, dieselbe energisch an Hand zu nehmen und einem Komitee von fünf Herren, von denen noch vier leben, einer aber zu seiner Ruhe eingegangen ist, der Auftrag erteilt, diesen Beschluß auf Grundlage des vorgelegten und mit unbedeutenden Abänderungen genehmigten Statutenentwurfes in angemessener Weise zur Ausführung zu bringen. Die Gründe, welche im Jahre 1880 das Schwesternhaus vom roten Kreuz ins Leben riefen, bestehen jetzt noch, um dasselbe fort zu erhalten und weiter zu entwickeln. Gebildete Krankenpflegerinnen sind mehr als je ein dringendes Bedürfnis und zwar sowohl in Hinsicht auf die Krankenpflege in Spitälern und Krankenhäusern, als in den Privatwohnungen. Die Fortschritte, welche die neuere Medizin gemacht hat, können erst dann recht zur Geltung kommen und heilbringend wirken, wenn ein tüchtig geschultes Wärterpersonal vorhanden ist. Es gilt in vielen Krankheitsfällen den Vorteil des Augenblickes zu benützen. Bei gewissen Krankheiten, z. B. beim Typhus, kommen oft große Sprünge in der Fiebertemperatur vor, wo das Leben vom raschen, rechtzeitigen Eingreifen abhängt. Aehnlich verhält es sich bei chirurgischen Fällen. Verwundungen sind meist leicht zu heilen — aber sie erfordern die größte Sorgfalt. Der Arzt kann nicht immer selbst dabei sein und alles selbst besorgen; deshalb sind gebildete und zuverlässige Pflegerinnen nötig, die ihm beistehen und denen er seine Anweisungen geben kann. Bei Epidemien, da leicht ein panischer Schrecken die Gemüter ergreift, bedarf es Krankenwärterinnen, welche ein hohes Maß von moralischem Mut besitzen und dieser wird nur durch Bildung, durch genaue Kenntnis der Hilfs- und Schutzmittel, welche die Furcht beseitigt, erworben. Gebildete Krankenpflegerinnen können auch in physischer Hinsicht wohlthätig wirken. Eine edle, geistig kräftige Natur wirkt außerordentlich beruhigend und heilsam auf die Kranken ein, erweckt in ihnen Vertrauen und hilft ihnen über manches Schwere und Unangenehme hinweg. Weibliche Pflege ist aber in der Regel der männlichen vorzuziehen, indem, wie die Erfahrung lehrt, die weibliche Natur eine ganz besondere Begabung für diesen Beruf hat. Tüchtige Kranken-

pflegerinnen werden auch, und namentlich in den Wohnungen der Armen und Alleinstehenden, wo es oft an der nötigen Ordnung und Reinlichkeit fehlt und niemand da ist, der für diese zu sorgen imstande oder gewillt ist, einen äußerst wohlthätigen Einfluß ausüben und hie und da einen bessern Sinn und Geist in ein Haus bringen.

An solchen Krankenpflegerinnen ist aber auch jetzt noch Mangel in unserm Vaterlande. Allerdings besitzen wir in Ingenbohl, Kt. Schwyz, in Riehen bei Basel, in Neumünster-Zürich und in dem von Herrn Dändliker geleiteten Diakonissenhaus in Bern, Anstalten zur Bildung von Krankenpflegerinnen, in deren Dienst eine bedeutende Anzahl von barmherzigen Schwestern und Diakonissinnen steht. Außerdem leisten in Zürich Schwestern aus methodistischen und baptistischen Anstalten Mithilfe im Krankendienst. Die genannten Anstalten haben schon viel Gutes gewirkt und wir sind denen, welche sie gründeten und fort erhalten, zu großem Danke verpflichtet. Aber sie genügen dem vorhandenen Bedürfnisse nicht. Zunächst schon deshalb nicht, weil die Zahl der von ihnen ausgehenden Pflegerinnen eine viel zu kleine ist. Es gibt unter unserem Volke noch eine Menge von Kranken, welche der gehörigen Pflege ermangeln und denen durch solche Leben und Gesundheit gerettet werden könnten. Selbst Begüterte kommen, und sogar in Städten, oft in große Verlegenheit, sich eine ihnen zusagende gute Abwart zu verschaffen. Wie viel mehr ist dies bei den Armen auf dem Lande der Fall! Dasselbe trifft auch teilweise bei Spitälern und Krankenhäusern zu, deren Wärterpersonal nicht immer ein befriedigendes ist. Aber auch noch aus einem andern Grunde genügen die angeführten Anstalten nicht vollständig. Die Mehrzahl derselben steht im Dienste einer bestimmten kirchlichen und konfessionellen Richtung, welche es sich zur Pflicht und Aufgabe macht, nicht nur die leibliche Pflege der Kranken zu besorgen, sondern auch auf deren Geistes- und Gemütsleben einen ihr entsprechenden Einfluß auszuüben. Wir wollen um dessetwillen diesen Anstalten nicht zu nahe treten. Sie mögen ihrer Ueberzeugung gemäß fortwirken und dem Bedürfnis ihrer Gesinnungsgenossen entsprechen. Auch können wir mit Freuden bezeugen, daß es unter diesen barmherzigen Schwestern und Diakonissinnen viele gibt, die Ausgezeichnetes leisten, mit selbstverläugnender Hingabe und feinem Takt wirken und die Kranken nicht mit Bekehrungsversuchen belästigen. Aber es gibt, wie die Erfahrung lehrt, unter ihnen auch andere, die das letztere thun, und die Versuchung hiezu liegt nahe, weil ja hier die konfessionelle Seelsorge als eine wesentliche Aufgabe der Krankenpflege angesehen und verlangt wird, und solche nicht zu treiben, leicht wie eine Art von Pflichtverletzung, als ein Abfall vom Prinzip erscheinen könnte.

Darum ist es gewiß berechtigt, daß auch in unserm Vaterland, wie dies in Deutschland in fünfundzwanzig, vom Verein des roten Kreuzes ausgehenden Anstalten der Fall ist, im Schwesternhaus vom roten Kreuz in Zürich eine Bildungsstätte für solche Krankenpflegerinnen ins Leben gerufen wurde und fort erhalten wird, welche sich auf keine bestimmte religiöse Richtung verpflichten, sondern sich aller konfessionellen Einwirkung auf die Kranken enthalten müssen. Wir glauben dies denjenigen Kranken schuldig zu sein, und ihre Zahl ist eine sehr große, welche nicht wünschen, daß ihr Zustand geistiger oder körperlicher Schwäche dazu benutzt werde, um sie nach dieser oder jener konfessionellen Seite hin zu beeinflussen. Was das Schwesternhaus vom roten Kreuz somit will und anstrebt, ist eine konfessions**lose** Krankenpflege. Wir sagen ausdrücklich eine **konfessions**lose und nicht eine **religions**lose. Unsere

Anstalt will eine humane sein, aber so, daß die Religion die stillwirkende Grundlage dieser Humanität bildet. Denn von der Religion erwarten auch wir in erster Linie Stärkung und Belebung des Pflichtgefühls, wie gerade es der Beruf der Krankenpflege in so hohem Maße erfordert. Von ihr muß die Kraft ausgehen, in den schwierigsten Tagen und unter den größten Gefahren mit Hintansetzung aller persönlichen Wünsche und Neigungen auszuharren; von ihr muß ausgehen jenes Gefühl des Trostes und der Beseligung, welches seine himmlischen Strahlen ausgießt über die dunkelsten Nächte und die schwersten Leiden im Krankenzimmer; an ihr muß genährt und gebildet werden das Feingefühl und Zartgefühl, welche in den Hilfeleistungen, die wir den Kranken erweisen, auch das Rechte trifft und in die kleinste Handreichung etwas von unserer Seele hineinfließen läßt; von ihr mit einem Worte muß herkommen jene höhere Weihe, welche der Krankenpflege das Siegel aufdrückt, indem wir uns sagen: Es ist ein Gotteswerk, das wir treiben, und was wir einem der geringsten unserer Brüder gethan, sei es auch nur ein Trunk Wasser, den wir dem Lechzenden darreichen, oder ein Kissen, das wir dem Sterbenden zurecht gelegt haben, das haben wir Gott gethan.

Das bei der Gründung des Schwesternhauses vom roten Kreuz hie und da geäußerte Bedenken, als wäre der Verein für freies Christentum, weil er selbst eine bestimmte religiöse Richtung pflege, kaum dazu berufen, eine derartige konfessionslose Anstalt zu gründen und zu leiten, ist durch die bisherige Wirksamkeit derselben, den Geist, der in ihr gepflegt wird und herrscht, widerlegt und wohl so ziemlich allgemein beseitigt worden. Wir nehmen in unsere Anstalt Töchter von jeder Religion und Konfession, sofern sie die übrigen erforderlichen Eigenschaften besitzen, auf, und diese sollen jedem kranken Mitmenschen ohne Ansehen seines religiösen Bekenntnisses ihre Dienste widmen. Wir verpflichten unsere Schwestern auf kein bestimmtes Glaubensbekenntnis, aber verlangen von ihnen des Entschiedensten, daß sie sich aller religiösen Propaganda enthalten. Wir haben unter unsern Schwestern Personen der verschiedensten religiösen Richtungen und Konfessionen, in unserm Krankenhaus und von unsern Schwestern lassen sich in Spitälern, Krankenhäusern und Privatwohnungen Leute aller religiösen Richtungen verpflegen, und es ist uns in dieser Beziehung noch nie eine Klage zu Ohren gekommen. Aber auch ein anderes Bedenken glauben wir durch die Thätigkeit unserer Schwestern überwunden zu haben, als ob nur Personen von streng gläubig-kirchlicher Richtung zu dem Krankendienst, der so viel selbstverleugnende und demütig dienende Liebe bedarf, befähigt seien. Wir haben den Beweis geleistet, daß nicht dieser oder jener konfessionelle Standpunkt es ist, welcher zu solchen Werken der Barmherzigkeit antreibt und tüchtig macht, sondern die Religion selbst, in ihrem wahren Wesen als Gottes- und Menschenliebe aufgefaßt und daß diese den freigesinnten Christen ebenso warm und lebendig innewohnen kann, als andern. — Für die Erweckung und Stärkung dieser Gottes- und Menschenliebe wird durch die in der Anstalt regelmäßig gehaltenen Vorträge und den ganzen Geist, der in derselben herrscht, gesorgt.

Bei der Aufnahme von jungen Töchtern in unsere Anstalt schauen wir neben kräftiger Gesundheit und einem gewissen Maß von Bildung hauptsächlich auf ihre innere Berufung zur Krankenpflege, einen echt religiösen Sinn und einen sittlichen Charakter. Nach einem Dienst von vier Jahren steht es ihnen frei, in andere Lebensverhältnisse überzutreten, für welche sie durch die Schule, die sie als Krankenpflegerinnen durchgemacht haben, nur um so tüchtiger werden. Auch ein früherer Austritt ist durch gegenseitige Ver-

ständigung ermöglicht. Die besondere, einfache Kleidung, die wir ihnen geben, ist aus Reinlichkeits- und sanitarischen Gründen und namentlich auch deshalb nötig, um ihnen als Schutz gegen unwürdige Behandlung zu dienen. Sie sollen durch diese jedermann daran erinnern, daß sie im Dienste einer heiligen Sache stehen. Den Namen Schwester geben wir ihnen, um in ihnen das Gefühl zu wecken, daß sie unter sich eine Familie bilden, und damit nicht der Unterschied des Standes sich sowohl unter ihnen, als nach außen geltend mache. Ueber ihre technisch-medizinische Ausbildung ist folgendes zu bemerken: Zuerst kommen die Angemeldeten, nachdem ihre durch die Statuten geforderten Zeugnisse sorgfältig geprüft worden und sie sich selbst persönlich vorgestellt und Aufnahme gefunden haben, für zwei Monate als Probeschwestern in die Anstalt und genießen dort in höchst verdankenswerter Weise von Mitgliedern des ärztlichen Ausschusses, den nötigen Unterricht, der mit einer Prüfung abschließt. Hierauf werden die Schwestern in den Spitaldienst versetzt. Wir haben mit den Kantonsspitälern Zürich, Winterthur, Glarus und Olten, sowie mit dem Bezirksspital Zofingen diesbezügliche Verträge abgeschlossen. Nach halbjährigem Spitalkurs kehren die Schwestern in unser Haus zurück, um am theoretischen Hauptkurs, welcher vier Monate dauert, teilzunehmen und am Schlusse desselben ein Examen abzulegen. Haben sie dasselbe befriedigend bestanden, so werden sie aus Lernschwestern geprüfte Schwestern, treten in den vollständigen Krankenpflegerinnendienst ein und erhalten nach Verfluß von wenigstens einem weitern Jahr befriedigender Leistungen und guten Verhaltens das Diplom und Kreuz, wodurch sie bei einem festlichen Akt, bei dem sie ein Gelübde abzulegen haben, in den Verband des Schwesternhauses vom roten Kreuz aufgenommen werden. Während ihres jeweiligen Aufenthaltes in der Anstalt stehen sie unter der mütterlichen Aufsicht und Leitung einer in der Krankenpflege geübten und erfahrenen Oberin. Das Schwesternhaus wird ihnen zu einer zweiten Heimat und übernimmt ihnen gegenüber die Verpflichtung, für sie in kranken und alten Tagen zu sorgen. Es ist zu diesem Zwecke eine besondere Schwesternkasse gegründet worden, welche durch Vermächtnisse und Geschenke (die Schwestern selbst dürfen für sich keine Geschenke annehmen, sondern es fallen solche in die Schwesternkasse) bis zum 31. Dezember 1897 zu der ansehnlichen Summe von 62,289 Fr. angewachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Johannes der Täufer auf der Bühne.

Hermann Sudermanns neuestes dramatisches Werk: „Johannes", Tragödie in fünf Akten mit einem Vorspiel, ist eine litterarische Erscheinung, an der auch ein religiöses Blatt, wie das unsrige, nicht achtlos vorübergehen darf, wenn es auch nicht in unserer Aufgabe liegen kann, eine ästhetisch-kritische Betrachtung darüber anzustellen. Da wollen wir denn gleich gestehen, daß die Lektüre dieses Dramas in uns einen gemischten Eindruck hinterließ. Zunächst erfüllt es uns mit einer gewissen freudigen Genugthuung, daß, wie sich sowohl aus der Wahl, als aus der Behandlung des Stoffes schließen läßt, Sudermann die Bahnen des Naturalismus endgültig verlassen hat. Nachdem schon Gerhard Hauptmann in seiner „Versunkenen Glocke", um die Poesie zu ihrem Rechte kommen zu lassen, das Märchen in einer Art herbeizog und verwertete, die allerdings anfechtbar ist, aber auch einer Bankerotterklärung

des naturalistischen Prinzips, in der Kunst die bloße Wirklichkeit darzustellen, gleichsieht, holt nun auch Sudermann den Stoff zu seinem neuesten Drama aus der biblischen Welt und behandelt denselben nach Sprache und Charakteristik in einer Weise, die von derjenigen der naturalistischen Schule vorteilhaft absticht. Und doch glauben wir gerade gegen die Stoffwahl und das Unternehmen, eine biblische Gestalt, wie Johannes, auf unsere heutige Bühne zu bringen, ein Bedenken aussprechen zu sollen, ohne deswegen den Vorwurf der Engherzigkeit oder des Standesvorurteils entgegennehmen zu müssen. Wir wissen wohl, daß die biblischen Personen ein altes Heimatrecht auf der Bühne haben, daß in den „Mysterien" oder geistlichen Spielen des Mittelaltes vorzugsweise biblische Szenen zur dramatischen Darstellung kamen, die Bühnen für jene Aufführungen sogar in den Kirchen aufgeschlagen und die Hauptrollen von den Geistlichen selber übernommen wurden und daß wir heute noch im Oberammergauer Passionsspiel eine dramatische Aufführung zu sehen Gelegenheit haben, welche geeignet ist, die Bedenken gegen die Darstellung des Heiligen auf der Bühne vollständig niederzuschlagen. Allein die Bühne des Passionsspiels mit ihrer gottesdienstlichen Weihe und die Bühne des modernen Kunsttheaters sind zwei total verschiedene Dinge. Auf der gleichen Bühne, über welche „die schöne Helena" und andere frivole Operetten, Berliner Possen und schlüpfrige Dramen französischen Stils gehen, auf welcher das Ballet, dieser ästhetisch niedrig stehende und moralisch anstößige Kunstzweig einen Platz behauptet, — auf dieser gleichen Bühne von einem modernen Berufsschauspieler einen Johannes oder eine der andern heiligen Gestalten dargestellt zu sehen, — das muß auf das fromme Pietätsgefühl doch einigermaßen abstoßend, ja verletzend wirken, wenn es auch für den überreizten Gaumen eines gewissen blasierten Theaterpublikums einige Zeit lang etwas Pikantes haben mag. Soll wohl gar mit diesem neuen biblischen Drama das Zeichen gegeben sein zur Ausbeutung und ästhetischen Zubereitung eines von der modernen Bühnendichtung noch nicht ausgenützten Stoffgebietes, das in anziehende Form gebracht, auch beim heutigen Kulturmenschen noch einiges Interesse beanspruchen darf? Das paßte ja ganz gut zu andern Raffiniertheiten unseres fin de siècle! Soll etwa Sudermanns „Johannes" der Vorläufer eines „Jesus von Nazareth" auf der Bühne sein? Der Himmel bewahre uns vor einer derartigen Profanierung des Heiligen!

Wir wollen uns übrigens nicht vielleicht unnötigen Befürchtungen hingeben und dem Dichter nicht unreine Motive unterschieben, sondern annehmen und es begreifen, daß er sich durch ein interessantes psychologisches Problem und durch die Gelegenheit zur Ausführung eines farbenreichen Kulturgemäldes zu diesem Thema hingezogen fühlte. Das Kulturgemälde, die Wiedergabe der damaligen Zeitstimmung, die Schilderung des pharisäischen Gesetzeseifers, wie der Weltlust im Palaste des Herodes, die Charakteristik des letztern und der Herodias, — das alles ist dem Dichter trefflich gelungen und verrät unverkennbar die Meisterhand. Aus der Sprache weht uns oft etwas entgegen wie orientalischer Blumenduft und berauschendes Aroma. Doch alles dies vermag nicht, über die Schwächen der Dichtung hinwegzutäuschen. — Zu diesen gehört ohne Zweifel die Charakteristik der Salome, der Tochter der Herodias. Ihre Neigung zum Täufer ist abgesehen davon, daß ihr jede Motivierung fehlt, nichts als fleischliche Brunst, sie selber ein früh und gründlich verdorbenes Mädchen, eine geile Dirne, ein psychologisch unwahrer und unmöglicher Charakter, und der alte Adam des Naturalisten hat hier dem Dichter übel mitgespielt und die Zeichnung verdorben.

Der wundeste Punkt des Dramas scheint uns aber, von andern Mängeln abgesehen, in der Anlage und Durchführung des Charakters des Titelhelden selbst zu liegen. Denn dieser Sudermann'sche Johannes ist eigentlich gar kein Held, nicht der flammende Prophet und heilige Krieger, als welcher er in den Evangelien geschildert ist und in der christlichen Tradition lebt, sondern ein armer, bemitleidenswerter Zweifler. Wohl redet er zum Volke machtvoll vom kommenden Messias, wohl wirft er furchtlos den Pharisäern sein Strafwort und der Herodias den Namen „Buhlerin" ins Gesicht, wohl bleibt er unbeweglich bei den Verführungskünsten der Salome. Aber das Wort von der über Gesetz und Opfer stehenden „Liebe", das er indirekt als die Losung des galiläischen Propheten vernimmt, macht ihn vom ersten Augenblick an unsicher, versetzt ihn in ein grübelndes Sinnen und lähmt seine Thatkraft so sehr, daß er mehr von außen geschoben wird, als daß er in die äußern Verhältnisse handelnd eingreift und so mehr als ein Opfer der Umstände und der unzureichenden religiösen Erkenntnis fällt und nicht als ein tragischer religiöser Held.

So kommt es denn, daß Sudermanns „Johannes" trotz der erwähnten Vorzüge und einzelner großartigen Schönheiten beim Leser und wohl auch beim Zuschauer einen nicht befriedigenden Gesamteindruck hinterläßt.

Wochenschau.

Aus der protestantischen Kirche der welschen Schweiz lese ich regelmäßig „La semaine religieuse", ein Kirchenblatt der positivsten Richtung, pietistisch, aber verständig und anständig geschrieben.

Was ist denn mit der freisinnig-kirchlichen Richtung in Neuenburg, Waadt und Genf? Existiert sie nicht mehr? Doch, es gibt etliche ganz freisinnige Pfarrer in Genf, in der Waadt und in Neuenburg eine Menge, welche wissenschaftliche Theologie treiben und zum Freisinn neigen, aber als Partei führt die Richtung ein sehr stilles Leben, hat sie doch seit Jahren kein ihr zugehöriges Kirchenblatt mehr besessen.

Jetzt kommen aus Genf auf einmal zwei Lebenszeichen. Erstens ein neues Kirchenblatt, „Le progrès religieux", organe du christianisme libéral, dem wir Deutschschweizer von Herzen langes Leben und gute Gesundheit wünschen, zweitens eine ganz vortrefflich geschriebene Biographie des im Juni 1896 verstorbenen Professor J. Cougnard, verfaßt von J. Gaillard, pasteur.

Es war ein guter Gedanke, das Leben und Wirken dieses Mannes zu beschreiben, denn in seiner geistigen Entwicklung verkörpert er alle Kämpfe, welche die protestantische Kirche seit dreißig Jahren durchgemacht hat. Anno 1821 geboren, einer alten Genfer Familie entstammend und in seiner Studienzeit streng orthodox, hat er viele Jahre als Hilfsprediger in Genf die altkirchlichen Anschauungen gegen die freisinnige Theologie verteidigt, bis er — ungefähr vom Jahr 1859 an — allmählich, sehr allmählich, unter schweren innern Kämpfen aus einem Saulus ein Paulus wurde und dann in den Jahren 1869 bis 1879 als beredtester, gefürchtetster und bestgehaßter Reformer der welschen Schweiz den offenen Kampf gegen die ganz und halb orthodoxe, politisch konservative und verbissene Pastorenschaft führte. Diese Entwicklung ist in dem Büchlein von nur 131 Seiten überaus fein gezeichnet, mit Auszügen aus den gedruckten Reden Cougnards, die Stück für Stück wahre

Meisterwerke tiefer, durch und durch religiöser, hinreißender Redekunst sind. Und wer wie der Schreiber dieses den hochgewachsenen Mann mit dem schönen Kopf und den feurigen tiefliegenden Augen, persönlich gekannt nnd ihm zugehört hat, wie er jede Sache, über die er sprach, in ihrem tiefsten Kern auffaßte, klar disponierte und mit einem seelenvollen Organ jeden Zuhörer innerlich ergriff, der begreift es, daß es in Genf stets ein kleines Ereignis war, wenn Professor Cougnard eine Kanzel betrat und daß er bei großen Aktionen, wie bei der Trennung von Kirche und Staat und beim Reformationsjubiläum eine mächtige Wirkung ausübte. In den letzten 16 Jahren seines Lebens hielt er sich ziemlich still, daher wurden auch seine Gegner, die ihn vorher oft mißhandelt hatten, mit ihm zufrieden und als er starb waren sie ganz charmant.

Die innern Kämpfe, welche er durchmachte, deutet Cougnard in einer seiner Reden so an:

„Ach ja, ich habe es erfahren, daß der Geist in uns wirkt, ohne daß wir ihm dazu die Erlaubnis erteilen. Welch eine Veränderung meiner Anschauungen und Wünsche hat er in mir bewirkt! Mein Gedanke hatte sich im weichem Pfühl der Tradition so sanft eingebettet, ich war zweimal so orthodox, als man es heute verlangt, aber nach und nach, obschon ich nicht wollte, habe ich infolge unwiderstehlicher Gewalt meine Augen einem andern Licht öffnen und anerkennen müssen, was ich mich immer gefürchtet hatte zu sehen. Glaubensansichten, mit denen ich vorher meine Seele und mein Leben unauflöslich verknüpft glaubte, gerieten mir ins Wanken, sie fielen um und lösten sich auf. Ich gab mir alle Mühe sie festzuhalten, ich klammerte mich an sie mit allen Aengsten einer gefährdeten Liebe, aber das verborgene Gesetz des Geistes wirkte unablässig, mit tiefinnerlicher, geheimnisvoller Gewalt zerstörte es mir eine Illusion um die andere, zerriß mir Schleier um Schleier; neues Licht strömte in meinen Geist und mein Gewissen; ein neuer Glaube bemächtigte sich meines ganzen Wesens. Heute danke ich Gott dafür, aber es geschah ohne meinen Willen, es war ein Gesetz, das in den Tiefen meiner Seele die Umwandlung bewirkte."

Die lieben Amtsbrüder ließen Cougnard diese Umwandlung büßen und er hat bei seiner feinen und nobeln Natur darunter gelitten. Da spielte er ihnen eines Tages einen Streich, der sie verblüffte. Es war in Genf Sitte, daß die Pastoralgesellschaft an einem gewissen Tag im Jahr Zensur übte. Ein Herr Pfarrer nach dem andern mußte abtreten, während die Kollegen sich über sein Betragen berieten. Das war ja ganz schön und brüderlich. Aber als die Reihe abzutreten an Cougnard kam, entspann sich eine so heftige und langwierige Diskussion über ihn, daß dem Fünfzigjährigen vor der Thüre das Warten zu lang wurde, und als man ihn endlich vorlassen wollte, war kein Cougnard mehr da. Man begab sich in seine Wohnung und bat ihn zu kommen, aber er weigerte sich und trotz aller Bitten blieb er zu Hause. Ein Mann wie Cougnard weiß ohne Pastoralgesellschaft was er zu thun hat und von da an wurde die Zensur fallen gelassen.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 12. Samstag, 19. März 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Mit Gott für Freiheit und Vaterland.

Festpredigt, gehalten am 6. März 1898 in der Johanniskirche in Bern,
von H. Andres, Pfarrer.

„Den Kampf gewonnen, das Vaterland verloren" —, das war die traurig ernste Kunde, die am Abend des 5. und am Morgen des 6. März 1798 durch unser Bernerland und seine Hauptstadt ging. In Neuenegg hatten die bernischen Truppen mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft einen letzten glänzenden Sieg errungen über die feindliche Uebermacht, drüben im Grauholz aber waren sie dem Andrang der fränkischen Scharen erlegen und siegreich zogen die Feinde in unsere Hauptstadt ein, in weitem Umkreise raubend und plündernd und weibliche Ehre schändend. Es waren traurige Tage für das einst ruhmgekrönte Bern, das sieggewohnt aus manchem harten Kampfe heimgekehrt war und jetzt zum ersten Mal die Beute eines fremden, ränkesüchtigen und geldgierigen Eroberers wurde.

Und wie man sich endlich hinauswagte und die Gattin nach dem Gatten, die Mutter nach dem Sohne, die Schwester nach dem Bruder suchte, welch' trauriger Anblick bot sich ihnen dar! Da lagen sie am dunkeln Waldrand, von feindlichen Kugeln und Bajonetten durchbohrt, ausgeplündert und halbnackt, der Tod hatte reiche Ernte gehalten. Andere lagen todeswund an der Straße und mußten zusehen, wie die bernischen Bataillone dort von Neuenegg her als Sieger heimzogen und doch das Vaterland nicht gerettet hatten; wie sie hier von Grauholz her in regelloser Flucht davon flohen, im Fliehen noch blutige Rache nehmend an ihren Führern, die sie des Verrates beschuldigten. Du hast sie gesehen diese armen Verwundeten, wie sie im Festspiel von 1891 gesenkten Hauptes und in bitterem Schmerz an dir vorüberzogen, und du hast dich der Thränen nicht erwehren können. Ja, es waren unglückliche Zeiten, die damals unserm Vaterland und unserer Kantonshauptstadt beschieden waren. Beten wir zu Gott, daß sie nie wiederkehren, daß unser Land und Volk nie mehr die Beute eines fremden Eroberers werden möchte! Aber wenn unser Gebet Erhörung finden soll, so müssen wir auch selber das Unsere thun, selber

dafür sorgen, daß wir am Tage der Not gerüstet sind und dem Feinde widerstehen können; denn nur dem Mutigen hilft Gott.

Diejenigen aber, die heute zu unserm Volke reden, haben die schöne und schwere Aufgabe, zu deuten und auszusprechen, was tief im Gemüt in solcher Stunde sich regt. Ich will es versuchen, indem ich unserm Volke ein Wort aus altchristlicher Zeit zur ernsten Beherzigung zurufe, das Wort, das einst der ersten Christenschar in dem Heldenkampfe gegen die ausgelebten Zustände ihrer Zeit zugerufen wurde: „Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen und seid als solche, die auf den Herrn warten." (Luc. 12, 35 und 36a.)

Ewiger, der du unserm Volke Zeit und Grenzen gesetzt hast, darin es wohnen und dich suchen soll, laß heute unsre Herzen zu dir sich erheben und dir das Gelübde darbringen treuer Liebe zum Vaterland!

I.

„Lasset eure Lenden umgürtet sein!" das heißt: Seid alle Zeit marsch- und kampfbereit! Pfleget jene tapfere Gesinnung, die kein zeitliches Gut so hoch hält, um es nicht freudig und ohne Widerstreben hinzugeben an die höchsten Güter unseres Volkes!

Wie war es doch vor hundert Jahren in unserm Vaterland bestellt! Die Eidgenossenschaft bot das Bild der tiefsten Zerrissenheit; die Stände waren nur auf ihren Vorteil bedacht und vermochten nicht, Opfer zu bringen für das Ganze. Wohl wurde angesichts der Gefahr auf der Tagsatzung zu Aarau der Bundesschwur noch einmal erneuert und im Aufblicke zu Gott gelobten die Abgesandten der Stände, treu zum Bunde zu stehen, und laut ertönte der Ruf: „Gott erhalte die Freiheit und Unabhängigkeit der Eidgenossen!" Aber es war bloße Einbildung, daß es noch überall einen schweizerisch-nationalen Heldengeist, einen die kantonalen Schranken überwindenden eidgenössischen Opfermut gebe. Als es zur That, zum mutigen Einstehen für die Brüder kommen sollte, da dachte man zuerst an sich und überließ die Miteidgenossen ihrem Schicksal.

Und wie standen die Dinge in Bern? An der Spitze der Regierung war der ehrwürdige Schultheiß Friedrich von Steiger, ein Mann von einem Heldensinn, der an die römischen Feldherren und Staatsmänner erinnert; ein Vertreter jener alten, trotzigen, energischen Berner Politik, die den Kampf auch gegen die Uebermacht nicht gescheut; ein Mann, der zum Widerstand entschlossen war, um entweder zu siegen oder zu sterben. Aber im Rate selbst herrschte Ratlosigkeit und Unentschlossenheit und die Mehrheit hatte die Partei jener vertrauensseligen Friedensfreunde, welche einen Kampf gegen Frankreich für Vermessenheit hielten und lieber durch knechtisches Entgegenkommen die Gefahr zu beseitigen suchten. Das Heerwesen war vernachlässigt: es fehlte den Truppen an Uebung, an einheitlicher Instruktion, an zureichender Ausrüstung, an der Fähigkeit des Zusammenwirkens und namentlich an Mannszucht und Disziplin. Wohl gab es auch im Felde einzelne ausgezeichnete Männer, die mutig und mit Gottvertrauen ihre Pflicht thaten und die Ehre und alles, was man Heiliges und Teures auf Erden hat, zu retten suchten, wie der tapfere, aber unglückliche General Karl Ludwig von Erlach, würdig seines siegreichen Ahnherrn von Laupen, wie Johannes Weber u. a.; aber die Ratlosigkeit im Rate brachte Verwirrung im Heere und immer lauter verbreitete sich in den Bataillonen die Kunde: wir sind verraten! Man hatte die beste Zeit zum Widerstande müßig verstreichen lassen und zwang sich, an

die Ehrlichkeit des übermütigen Frankreich zu glauben, bis es zu spät war. Da im letzten Augenblick zog die alte Vaterlandsliebe das Schwert aus der Scheide, aber das Schwert war stumpf: es erfolgte der Zusammensturz der alten Eidgenossenschaft; über unser Land und Volk war das Gottesgericht ergangen.

Ist das nicht eine ernste Mahnung an uns: „Lasset eure Lenden umgürtet sein;" seid allezeit kampfbereit!? Wie oft schon hat Gott unser Vaterland schwer heimgesucht durch Zwietracht seiner Bürger! Wann werden wir es endlich einmal lernen, die kleinliche Selbstsucht, Herrschsucht und Parteisucht dem Wohle des Ganzen unterzuordnen? Zwar sind die Heimsuchungen von damals nicht ohne gute Wirkungen an unserm Volke vorübergegangen. Die Einsicht, daß ein festes nationales Band unserm Vaterland not thue, hat sich nach und nach Bahn gebrochen und endlich in der Bundesverfassung von 1848 kräftigen Ausdruck gefunden. Aus den verschiedenen kantonalen Truppen ist eine einheitliche schweizerische Armee geworden, die, wenn das Vaterland ruft, bereit ist, in den Kampf zu ziehen und mit derselben Vaterlandsliebe, mit derselben Todesverachtung zu kämpfen, wie die Helden von Neuenegg. Ja, mit Dank gegen Gott dürfen wir es bekennen, daß uns später Geborenen aus der Thränensaat vor hundert Jahren eine reiche Freudenernte aufgewachsen ist. Unser Volk und Vaterland und unsere Stadt Bern dürfen sich sehen lassen vor den Geistern der Vorfahren; denn sie haben manchen schönen Fortschritt zu verzeichnen. Welchen Aufschwung hat in dem zu Ende gehenden Jahrhundert unser nationales Leben genommen; welcher Vorzüge erfreuen wir uns heute in so mancher Beziehung; wie viel umfassender ist der Bund der Eidgenossen geworden und unsere Stadt Bern die Bundesstadt! Und an Männern fehlt es auch nicht, die ihre beste Kraft und Einsicht dem Gemeinwesen widmen. Das dürfen wir heute bekennen mit Dank gegen Gott, der uns so weit gebracht hat trotz aller Hindernisse und Gefahren, die menschliche Schwachheit und menschliche Thorheit verschuldet haben. Ja, der Herr hat Großes an uns gethan. Lasset uns ihm danken und ihm zurichten immer mehr ein bereit Volk!

II.

Aber wir dürfen uns nicht etwa erheben, als hätten wir es so herrlich weit gebracht, vielmehr geht an uns die weitere Mahnung: „Lasset eure Lichter brennen!" Und welche Lichter sollen wir brennen lassen in unserm Vaterland? Es sind die Lichter der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit unseres Volkes. In jenem gewaltigen Völkersturm, der vor hundert Jahren durch die Länder brauste, waren es diese Lichter, die überall zu leuchten begannen, auch in unserm Vaterland. Aber die Herrschenden sahen das Wetterleuchten nicht; sie verschlossen sich in ihrer Mehrheit zeitgemäßen Reformen, und doch war die Thatkraft verschwunden, welche die alte Herrschaft hätte schützen können. Im Volke aber errichtete man Freiheitsbäume, und zu Stadt und Land fehlte es nicht an Leuten, welche in ihrer Verblendung die Franzosen als Freiheitsbringer begrüßten, als Befreier von einem verhaßten Familienregiment. Ueberall herrschte Mißtrauen und als endlich oben die Einsicht kam, da war es zu spät: die Regierung mußte abdanken und der vermeintliche Befreier zog als beutegieriger Eroberer in unsere Hauptstadt ein. Wir sind weit entfernt davon, unsern Altvordern einen Vorwurf zu machen; wir hätten damals nicht anders gehandelt; vielmehr beugen wir uns vor den Thatsachen der Geschichte: es mußte so kommen. Es ist in der That schwer, in solchen Völkerstürmen, wie sie damals ganz Europa in Flammen setzten, festzustehen

und das Steuer zu führen mit kräftiger Hand. Sorgen wir mit allen Kräften dafür, daß solche Stürme nicht wiederkehren und daß, wenn der Sturm dennoch kommt, wir zum Widerstand gerüstet, daß wir einig sind und zusammenstehen und zusammenhalten.

In diesem Sinne geht heute an uns die Mahnung: „Lasset eure Lichter brennen!“ Schaffet, daß unser Land und Volk seine von Gott ihm gegebene hohe Mission erfülle und jene herrlichen Güter uns erhalten bleiben, daß sie immer mehr Gemeingut des ganzen Volkes werden! Die Freiheit und Unabhängigkeit läßt sich nicht nur ererben von den Vätern, sie muß immer neu errungen sein in ernster, sittlicher Arbeit. Und dazu bedarf es der Mitwirkung aller; denn in der Republik ruht das Wohl und Wehe des Staates nicht auf einem Einzelnen, sondern auf der Gesamtheit aller Bürger. Steht unser Volk nun wirklich auf der Höhe seiner Mission? Vereinigen sich überall freudig die Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zum Wohl des Ganzen und reicht man sich unbedenklich die Hände über alle politischen, religiösen und socialen Unterschiede hinaus? Es ist wahr, der demokratische Ausbau unserer Verfassungen und Gesetze hat die Gegensätze gemildert, die verschiedenen Stände und Klassen im Volke einander näher gebracht. Wir feiern heute bei Abstimmungen nicht mehr Parteisiege, sondern mehr und mehr eigentliche Volkssiege, bei denen das Bewußtsein des ganzen Volkes zum Ausdruck kommt.

Aber es muß noch manches besser werden. Wie not thut es doch, daß der Gerechtigkeitssinn über die Parteileidenschaft siege; daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit uns duldsamer mache gegen Andersdenkende; daß wir die Ehrlichkeit der Ueberzeugung und die Liebe zum Vaterland auch denen zutrauen, die anderer Gesinnung sind als wir. Oder wer könnte mit unserem patriotischen Geschichtsschreiber sagen: „Nie habe ich bloß einer Partei angehört, sondern stets habe ich für Recht und Wahrheit gestritten?“ Wie not thut es uns, daß etwas von jenem Pflichtgefühl den Geist der Zuchtlosigkeit überwinde, der viel von Freiheit, aber nichts von Ordnung, stets von Rechten, aber nie von Pflichten redet. Das hohe Gut der Freiheit kann nur gedeihen auf dem Boden des Pflichtbewußtseins, nur da, wo das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit jeden Einzelnen und das ganze Volk beherrscht. Drum „lasset eure Lichter brennen!“

III.

Und endlich: „Seid als solche, die auf den Herrn warten“, die ihr Vertrauen setzen auf Gott! In den Tagen des Untergangs der alten Eidgenossenschaft war der Geist religiöser Verneinung und sittlicher Schrankenlosigkeit von Frankreich her auch in unser Land eingedrungen und es gab viele in unserm Volke, die allen Glauben und damit auch Tugend und Sitte über Bord geworfen hatten. Die Vertreter der Kirche aber hatte Angst und Schrecken ergriffen und es waren wenige, die, wie der tapfere Münsterprediger, David Müslin, Verständnis hatten für die Aufgaben der Zeit; die, wie er, mit prophetischem Blick in die Zukunft schauten und warnend auf das von Westen kommende Verderben zeigten. Die Mehrzahl meinte, sie seien einzig dazu da, dem Volke den Weg zum Himmel zu weisen, und vermochten nicht, ihm einen Glauben mitzugeben, der sich bewährt hätte in den gewaltigen Umwälzungen der Zeit und in den Anfechtungen des Lebens. Nein, die Kirche ist nicht nur dazu da, dem Menschen die Pforten des Jenseits aufzuschließen; die Kirche hat auch hinzuweisen auf die Aufgaben der Gegenwart, aber sie soll es thun mit weitem Sinn und warmem Herzen, im Aufblick zu Gott, damit unser

Volk gewissenhaft und sittlich tüchtig werde zur Erfüllung seiner Aufgabe nach der Schweizerlosung: „Alle für einen und einer für alle!“

Drum „seid als solche, die auf den Herrn warten“, die mit Gott ihre Arbeit thun! In jenen traurigen Tagen, da die Eidgenossenschaft der Auflösung anheimfiel, hat der Tagsatzungspräsident zu den Abgeordneten gesprochen: „Glauben Sie mir, meine Herren, die göttliche Vorsehung sorgt niemals für jene Feiglinge, die nicht den Mut haben, ihre Pflichten zu erfüllen.“ Ja, wir müssen vor allem selber die Hand ans Werk legen, selber bauen die Wohlfahrt unseres Volkes und Vaterlandes. Aber soll das Werk gelingen, so muß Gott unsre Kraft und Stärke sein.

Und eben darum rufe ich euch heute zu: Ihr Männer, seid getreu eurem Gott, der unser Vaterland behütet und gesegnet hat bis auf diesen Tag; haltet fest an dem teuren Evangelium Jesu Christi, von dem die Gedanken der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ausgegangen sind und für die unser Erlöser sein Leben gelassen hat, Gedanken, deren Verwirklichung allein aus unserm Volke eine Familie, ein „einzig Volk von Brüdern“ machen kann.

Und ihr Mütter, hütet die heilige Flamme des Glaubens und der Liebe in euren Herzen! Erziehet eure Kinder zur Ehrfurcht vor allem, was wahr und gut und göttlich ist! Lehret sie Maß halten im Genuß und achten auf die heilige Gottesstimme im Gewissen! Führet sie frühe schon zu Gott und sprechet zu ihnen, wie Pestalozzis Gertrud zu ihrem Kinde spricht: „Kind, es ist ein Gott, dessen du bedarfst, wenn du meiner nicht mehr bedarfst; ein Gott, der dich in seine Arme nimmt, wenn ich dich nicht mehr schützen kann; ein Gott, der dir Glück und Segen gibt, wenn ich dir lange nichts mehr zu geben vermag.“

Und ihr Jünglinge und Jungfrauen, du Schweizerjugend insgesamt, du Hoffnung unseres Volkes, der die Zukunft unseres Vaterlandes gehört, rein sei dein Leben und kraftvoll dein Arm —, Gott schütze dich!

Wir alle aber, liebe Eidgenossen, wollen heute einen Beweis unserer Vaterlandsliebe geben durch die That und gerne derer gedenken, die in den Tagen der Not und Gefahr berufen sind, für das Vaterland mit ihrem Leben einzustehen. Im Namen des Helden Winkelried, der vor seinem Tod fürs Vaterland ausgerufen: „Sorget für mein Weib und meine Kinder!“ wollen wir recht kräftig beitragen an die Winkelriedstiftung*, damit diejenigen, die sterben müssen den Heldentod fürs Vaterland, der quälenden Sorge für die Ihrigen enthoben sind. Du aber, du treuer Gott, schütze und segne unser Volk! Erhalte ihm Frieden und Freiheit! Lasse leuchten deinen schönsten Stern nieder auf mein irdisch Vaterland! Amen.

* Das Kirchenopfer wurde zu Gunsten der Winkelriedstiftung eingesammelt.

Unser Schwesternhaus vom roten Kreuz.

II.

Im Jahre 1891 fand eine notwendig gewordene Revision der ursprünglichen Statuten statt, deren Prinzipien und wesentliche Bestimmungen übrigens unverändert in die neuen Statuten aufgenommen worden sind. Nach denselben steht die Anstalt unter Leitung eines Vorstandes von elf Mitgliedern, worunter vier Aerzte, die von dem Vorstand des zürcherischen Vereins für freies Christen-

tums auf die Dauer von drei Jahren gewählt werden. Während dieser Dauer ergänzt sich der Vorstand selbst, wie er auch alle übrigen Wahlen selbst trifft. Der Vorstand teilt sich in 1) einen geschäftsführenden Ausschuß, 2) einen ärztlichen Ausschuß, 3) eine Hauskommission und wählt 4) ein Damenkomitee und 5) einen Inspektor. An den Sitzungen des Vorstandes nehmen mit gleichen Rechten drei Vertreterinnen des Damenkomitees teil. Für die Schwestern besteht eine besondere Ordnung, die einen Abschnitt der Statuten bildet.

Nachdem in der Nähe des Kantonsspitals in freier, sonniger und ruhiger Lage ein großes Haus, welches früher als Pension gedient hatte, mit Umgelände um die Summe von 127,153 Fr. erworben worden, wozu dann für Umbau und Einrichtung desselben, sowie erste Mobiliaranschaffungen noch 36,914 Fr. Auslagen hinzugekommen waren, zusammen also 164,067 Fr., welche Summe uns durch eine Sammlung von freiwilligen Gaben in großmütiger Weise nahezu zur Verfügung gestellt wurde, fand am 20. Nov. 1882 die Eröffnung der Anstalt statt. — Schon bei derselben und dann immer mehr drängte sich uns die Notwendigkeit und der dringende Wunsch auf, außer dem angekauften Hause, welches neben den Schwestern nur für eine kleinere Zahl von Kranken, in deren Pflege sich die Schwestern üben konnten, Raum bot, ein für sich bestehendes Krankenhaus zu errichten. Dieser Wunsch kam im Jahre 1887 durch die Mithilfe von Wohlthätern zur Erfüllung. Am 2. November genannten Jahres wurde der Neubau festlich eingeweiht. Derselbe ist in edeln, einfachen Verhältnissen, ohne Luxus ausgeführt; aber dabei ist doch alles gethan worden, was einerseits der heutige Stand der medizinischen und speziell hygienischen Wissenschaft erfordert, und was andererseits für die Erleichterung der Kranken wünschenswert zu sein scheint und ihnen den Aufenthalt im Krankenhaus angenehm und behaglich macht. Da zu all' dem die Vorzüge einer schönen Lage kommen und die Umgebung mit hübschen Anlagen geschmückt ist, so finden in der That die Kranken im neuen Hause ein freundliches Heim, was auch allgemein dankbar anerkannt wird. Dasselbe kann ca. 20 Patienten aufnehmen und hat nebst Möblierung und Anlagen 162,000 Fr. gekostet. Die Autorität hervorragender Aerzte und namentlich Chirurgen, denen ein trefflich eingerichtetes Operationszimmer zur Verfügung steht, verschaffen dem neuen Krankenhause einen ziemlich weit verbreiteten Ruf und Besuch. Während des verflossenen Jahres führten wir auch die elektrische Beleuchtung in demselben ein.

Das Schwesternhaus vom roten Kreuz hat nun das fünfzehnte Jahr seines Bestehens hinter sich. Die uns vorliegenden fünfzehn im Drucke erschienenen Jahresberichte, von denen die zwei ersten durch Herrn Pfarrer Kambli in St. Gallen, der sich bei der Gründung und Organisation der Anstalt in hervorragender Weise bethätigt hatte, und die dreizehn folgenden durch den um dieselbe vielverdienten langjährigen Quästor und nunmehrigen Aktuar und Inspektor, Herrn Pfarrer Thurnheer, verfaßt worden sind, geben uns ein treues und interessantes Bild des Lebens, der Entwicklung und der Thätigkeit des Schwesternhauses vom roten Kreuz. Es zeigt uns dasselbe viel Arbeit, Mühe und Sorge, aber auch viel Erfolg und Freude. Mit Dank für den Schutz und Segen Gottes und den Beistand guter Menschen können wir auf die fünfzehn Jahre zurückblicken.

Während derselben wurden 202 Schwestern in unsere Anstalt aufgenommen. Viele, welche sich angemeldet hatten, mußten aus gesundheitlichen Gründen, oder weil ihnen andere zum Schwesternberufe notwendigen Eigenschaften fehlten, zurückgewiesen werden. Von den Aufgenommenen traten 97

aus, 24 wurden entlassen und 2 starben, sodaß gegenwärtig 79 Schwestern im Dienste unserer Anstalt stehen. 10 traten aus, weil sie sich verehelichten, 9, weil sie zu Hause nötig wurden, 43, weil ihre körperliche Kraft den Anforderungen des Berufes nicht gewachsen war, 37 aus verschiedenen Gründen; 24 mußten entlassen werden, davon 11 wegen unbefriedigenden Verhaltens und 13, weil sie sich für die Krankenpflege und speziell den Schwesternberuf sonst nicht genügend erwiesen. Außerdem wurden 17 sogenannte Externe aufgenommen, von denen 8 ein Jahr oder noch etwas länger, die andern nur einige Monate zur Erlernung der Krankenpflege in unserer Anstalt zubrachten. Die große Zahl der ausgetretenen und entlassenen Schwestern, welche nahezu $^5/_8$ der Aufgenommenen beträgt, mag auffallen, obwohl gewiß auch andere derartige Anstalten ähnliche Erfahrungen machen, aber sie kann auch ein Beweis sein, wie ernst und gewissenhaft wir es mit den Anforderungen nehmen, die an unsere Schwestern gestellt werden. Von den dem Schwesternhaus zur Zeit angehörenden Schwestern befinden sich 15—16 im Kantonsspital Zürich und 5 im Kantonsspital Winterthur, 9 im Kantonsspital Glarus, 7 im Kantonsspital Olten, 3 im Bezirksspital Zofingen, 1 in der Heilstätte Aegeri, 1 in der Kinderkrippe St. Gallen, 6 in ambulatorischen Gemeindepflegen Außersihl, Enge, Basel, St. Gallen, Neukirch-Egnach (Thurgau), 14 im Schwestern- und Krankenhause Zürich, 10—11 in Privatpflegen; 4 sind krank, zum Teil abwesend, und 2 in Urlaub daheim. Wir pflegen unsern Schwestern zur Erholung von ihrer anstrengenden Arbeit jährlich drei Wochen Ferien, unter Umständen auch längern Urlaub zu geben und ihnen an die für sie hieraus entstehenden Auslagen je nach ihren ökonomischen Verhältnissen größere oder kleinere Beiträge zu verabreichen.

Die Zahl der von unsern Schwestern in unserm eignen Krankenhaus und in Privathäusern Verpflegten ist in stetiger Zunahme begriffen; so wurden beispielsweise 1897 im Krankenhaus 208 Personen während 3996 Tagen verpflegt und 124 Operationen ausgeführt und auf Privatwohnungen fielen 1916 Pflegetage. Weit größer ist die Zahl der in den Gemeindepflegen vorkommenden Fälle. Wegen Mangels einer genügenden Zahl von Schwestern mußten leider eine Menge von Gesuchen, die von Krankenhäusern und Spitälern um Ueberlassung von Schwestern an uns gestellt wurden, abgewiesen werden; seit 1885 waren es im Ganzen deren zwanzig. Es wären deren zweifelsohne noch mehr gewesen, wenn nicht der bekannt gewordene Mangel von Schwestern unserer Anstalt manche von vornherein von derartigen Gesuchen abgehalten hätte. Weit größer noch ist die Zahl von Gesuchen um Privatpflegen, die zu unserm Bedauern nicht berücksichtigt werden konnten. Seit 1887 waren es deren 740. In den letzten zehn Jahren wurden 634 Privatpflegen von unsern Schwestern versehen.

(Fortsetzung folgt.)

Geknickt oder geweiht?

Ich sprach mit einem Herrn über den Einfluß des Leidens auf den Menschen. Ich will Ihnen etwas erzählen, bemerkte er, nachdem dies und jenes vorgebracht worden war: Vor zehn Jahren wurde mir meine liebe Frau, mit der ich aufs innigste verbunden war, unerwartet durch den Tod entrissen. Ich erfuhr viel Teilnahme und erhielt eine Menge Briefe, welche die Meinung ihrer Schreiber über solche Schicksalsschläge erkennen ließen. „Nun gehören auch Sie zu den geknickten Existenzen“ — so urteilte eine mir befreundete

Dame, die auch nach wenig Jahren glücklicher Ehe des Gatten beraubt worden war. Für mich war das ja nicht tröstlich, aber so sah sie ein derartiges Ereignis an. „Nun bist auch du geweiht" — so begann ein anderes Schreiben, das eines mir werten bekannten Mannes. Und er hatte den Schmerz ja erfahren, das „auch" bezog sich auf ihn selber. Seine Gattin war geisteskrank geworden und nach langem, schrecklichen Ringen elendiglich ums Leben gekommen. Und nicht genug, sein Sohn hatte das Leiden der Mutter geerbt und still in sich getragen. Kurz ehe der Leidensbrief an mich geschrieben worden, da der Sohn eben seine Studien wohl beendet und seine Berufslaufbahn angetreten hatte, war es ausgebrochen. Der Vater hatte aus der Ferne die Nachricht erhalten, sein Sohn habe sich von einem Eisenbahnzug überfahren lassen. Er hatte nur seine Frau und seinen Sohn gehabt und beide über alles geliebt.

Geknickt oder geweiht? Ja, das ist die Frage. Soll uns das Kreuz zermalmen oder innerlich heben, größer, herrlicher, göttlicher machen. Das erste thut es freilich bei manchen Menschen unter deren eigener Schuld, das zweite ist seine Bestimmung an uns. Wohl dem Menschen, der es so aufnimmt, das ist christlich, das ist tröstlich.

Auch der mir dies mitteilte, war durch sein Leid geweiht worden.

Und du, lieber Leser, du bist vielleicht auch schon die rauhe Bahn gewandelt, hat dich dies geknickt oder geweiht? Oder, die Probe steht dir vielleicht bevor, wie wirst du sie bestehen?

Ein Kreuzträger hat denselben Gedanken, daß das Unglück den Menschen zu weihen berufen ist, in schöne Verse gebracht. Am 23. Januar v. Js. starb in Rom der deutsche Dichter und Schriftsteller Konrad Telmann (Zittelmann). Er war früh schwindsüchtig geworden und hat sein ganzes Leben in Schmerz und Schwachheit, im Angesicht des Todes zugebracht. Er war sonst ein freier Geist; aber er mußte bekennen, und das hat auch ihn getröstet:

„Das halte fest: bei hellem Sonnenschein,
Ist's leichte Kunst, getrosten Muts zu sein;
Doch ob ein Menschenherz ist stark und groß,
Das zeigt sich erst, fiel ihm ein schweres Los . . .
Denn Unglück ist von heiligender Macht;
Es läutert dich, bis selber du erkennst,
Wie du mit Unrecht dich verlassen nennst."

(„Kirche".)

Kirchliche Personalnachrichten.

Zürich. Herr Paur, Pfarrer in Egg, wurde bei der Erneuerungswahl mit 445 Nein gegen 113 Ja weggewählt; ebenso Herr Dekan Zimmermann, Pfarrer am Fraumünster in Zürich, mit 75 gegen 32 Stimmen.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 13. Samstag, 26. März 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. **A. Altherr** in Basel, Pfr. **H. Andres** in Bern, Pfr. **W. Bion** in Zürich,
Pfr. **O. Brändli** in Basel, Pfr. **A. Steiger** in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt **2 Fr.** für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Die schlafenden Jünger.

Das Menschenherz hat ein lebendiges Verlangen, seine Gefühle von andern Menschen aufgenommen und wiedergespiegelt zu sehen. Ein tiefes Sehnen zieht im Leid den Menschen zum Menschen hin. Allein sein mit seiner Freude ist gedämpfte Freude; allein sein mit seinem Schmerz ist doppelter Schmerz. Jesus bittet darum seine Jünger, bei ihm zu bleiben. „Setzet euch hier und wachet.“ Er kann und will seine Last wohl selber tragen und doch kann er der Menschenliebe nicht entbehren.

„Setzet euch hier und wachet!“ so redet's aus den Mienen manches Kranken. Nur nicht allein sein, nur nicht verlassen sein! Die Liebe ist noch immer der beste Arzt! — „O bleibet und lasset mich nicht allein!“ So spricht's aus dem Blick des Sterbenden. Sein brechendes Auge hängt noch förmlich an denen, die ihn umsteh'n. Seine zitternde Hand tastet über die Decke hin nach einer Bruderhand. Es ist schrecklich, verlassen zu sein, da wo man sich selbst am wenigsten ist. Aber ein einzig wachend Auge ist wie ein Licht in dunkler Kammer. „Setzet euch her zu mir!“ so spricht der trauernde Gatte und zieht die Kinder, der toten Mutter heiligstes Vermächtnis, trostbedürftiger denn je ans Herz. „Bleibet in meiner Nähe und wachet,“ so predigt heute am lautesten der unverschuldeten Armut jammervolles Bild. Ein Appell an alle Besitzenden will es, daß die obern Stände der untern sich nicht schämen. Die Armut zu verachten, das wäre Krankheit und Gericht für die ganze Gesellschaft. Und hätte ein Volk Kolonien voll Kornkammern und Goldgruben und wäre nicht willig, daheim den Hunger der Armen zu stillen, so wäre der Reichtum ihm nichts nütze!

Aber der Ruf zu wachen wird viel überhört. Noch sind neben Christus dem Leidenden die schlafenden Jünger! Christus leidet. Recht und Gerechtigkeit, Liebe und Wahrheit werden mit Füßen getreten, aber das geht Tausenden kaum an die Nerven, geschweige ins Herz und in das Gewissen. Ist auch ein großes Unrecht geschehen, wenn's nur Mittel war, das Prestige des Vater=

landes, der Armee, eines Standes oder einer Partei zu retten; dann hat es nichts zu sagen. — Jesus leidet, aber die Jünger schlafen! An den Straßen steht sein Kreuzesbild und predigt in katholischen Landen jedem, der's hören will, von der Liebe, die sich selber um der Brüder willen ganz vergaß. Aber so viele, die andächtig das Kreuz schlagen unter dem Marterbild, verkehren die Liebe in Haß und möchten am liebsten Scheiterhaufen bauen. Es wacht der Zorn, aber die Liebe schläft! — Jesus leidet, aber die Jünger schlafen! Ach, das Christentum ringt einen schweren Kampf mit Riesenmächten, die nach Weltherrschaft begehren. Noch immer leidet der treue Gottesknecht, verkörpert im Häuflein stiller Dulder, die ihrer Brüder Lasten tragen. Aber der Weltsinn ist auch da und fragt nur, wie er auf vollen Säcken schlafe und spreche: „Seele, iß und trink und sei gutes Mut's!"

Und sehet, wie die Menschen auch neben leidenden Menschen schlafen. Auf einem Boden, nur durch die Wand getrennt, sind Leute, die sich alle Tage sehen, und doch stört der Schmerz der einen die Ausgelassenheit der andern nicht. Hüben setzen sie sich in schwarzen Gewändern wortlos um einen Tisch, an dem ein Platz leer geworden ist, und drüben lagern sie sich um volle Flaschen und lullen den letzten Rest des Mitgefühls in Schlaf. — Oben in der Dachkammer jammert die verschämte Armut um den Hauszins, den kaum der Hunger dem Taglohn abzukargen vermocht, und unten, im schönen Mittelbau, wirft ein Lüstling das Geld mit vollen Händen weg. — Hier das Martyrium der viel Verspotteten, die es jammert des Volks und seiner Not, und daneben der Pharisäer, der in seinem Gärtchen an der Sonne liegt und spricht, die Hände unter dem schläfrigen Haupt: „Die Welt ist gut; wer sie besser haben will, der soll sich selber bessern. Wie man's treibt, so geht's; mir geht es gut." — Hier der ehrliche Zweifler und Denker in schmerzlichem Ringen über dem offenen Buch der Religion und da der Frömmler mit zufriedenem Lächeln eingeschlafen auf seiner Bibel, an deren Buchstaben er die Seligkeit schon zu haben wähnt. Hier die tiefgründigen Naturen, die nie ganz frei werden vom Weh über das unvollkommene Ich und da die Leichtfüßigen, die wie Schlafwandler hinweg schreiten über des Herzens und Lebens schwerste Fragen!

Thut es denn nicht not, daß wir hören auf Jesu Ruf: Bleibet hier und wachet? Was will er von uns? Nicht bloß passives, süßliches Mitleiden, das die Traurigen nur bedrückt, aber nicht beglückt. Er will starke, ruhige Seelen, die innig fühlen und männlich wollen, die die Armen ganz begreifen und wach sind zur helfenden That! Jesus will Menschen, die wachen über ihr eigenes Herz, daß es eine lautere Quelle reiner Liebe, stillen Vertrauens und herzlicher Demut werde. Wer über sich selber wacht, wird auch wach sein an der Seite seiner Brüder. Nur wer sich selber schon recht arm gefühlt hat, fühlt auch mit den Armen um ihn her. Nur wer selber schon gelitten hat im Kampf mit dem eigenen Herzen, gelitten unter eigenem, geduldig getragenen Kreuz, der wird den Leidensgefährten Rat und Helfer sein! Wer aber alle Anwandlungen zum Schlaf überwinden will in der Nähe des fremden Leid's, der baue nicht rein auf sich selbst. Die große Kraft muß erbeten sein! Mit unserer Macht ist nichts gethan, aber in der Schule zu Gethsemane können wir etwas werden. Der Segen aber kommt von oben!

Unser Schwesternhaus vom roten Kreuz.

III.

Was nun die Tüchtigkeit und Leistungen der Schwestern vom roten Kreuz anbetrifft, so haben sich über dieselben, namentlich in frühern Jahren, da wir als neue Institution noch unter dem Einfluß verschiedenartiger Vorurteile zu leiden und als Lernende auch unliebsame Erfahrungen zu machen und Fehler abzulegen und zu verbessern hatten, manche ungünstige, aber zu einem großen Teil grundlose und unberechtigte Gerüchte verbreitet. Unsere Schwestern sind so wenig vollkommen, als diejenigen anderer Anstalten für Bildung von Krankenpflegerinnen, heißen sie so oder so, oder gehören sie dieser oder jener Richtung an. Im großen Ganzen dürfen wir jedoch unsern Schwestern das Zeugnis geben, daß sie mit Ernst, Pflichttreue, hingebender Liebe und auch mit Geschick ihre schwere Aufgabe erfüllt haben und immer mehr erfüllen. Wir sahen uns infolge von solchen uns zur Kenntnis gekommenen Vorurteilen und ungünstigen Gerüchten gerade in letzter Zeit veranlaßt, bei den Vorgesetzten von Spitälern, Krankenhäusern und Krankenvereinen, in deren Dienste unsere Schwestern stehen, und auch zahlreichen Privaten, die von ihnen verpflegt wurden oder noch werden, genaue und gewissenhafte Nachfrage über das Benehmen, die Leistungen und Tüchtigkeit unserer Schwestern zu halten und haben von überall her fast ohne Ausnahme die besten Zeugnisse erhalten. In steigendem Maße wird ihnen ein dankbares Lob zu teil. Es macht uns dies nicht stolz und selbstzufrieden, sondern fordert uns nur auf, mit noch vermehrter Kraft und Treue an dem Gedeihen und der Fortentwicklung des Schwesternhauses zu arbeiten, bis schließlich alle ihm noch hie und da gemachten Vorwürfe verstummen. Zwei derselben, der eine gegen unsere Schwestern, der andere mehr gegen die Anstalt als solche gerichtet, müssen wir aber doch noch widerlegen oder auf das richtige Maß zurückführen. Es wurde und wird etwa unsern Schwestern nachgeredet, daß es ihnen an der nötigen Demut und Bescheidenheit fehle und sie sich nicht zu den niedrigen Dienstleistungen der katholischen barmherzigen Schwestern und der protestantischen Diakonissen herbeilassen. Diese Nachrede ist durchaus unwahr und muß entschieden zurückgewiesen werden. Wir fordern von unsern Schwestern unbedingten Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten und namentlich die Aerzte. Wir erziehen sie zu jeglicher Dienstleistung, welche zur Krankenpflege, auch zur Krankenpflege im Hause der Armut gehört, und gehen hierin über die Forderungen der meisten deutschen Vereine hinaus; wir schärfen ihnen ein, jegliche Arbeit, auch die mühevollste, geringste, ja ekelhafteste sei edel und heilig, wenn sie im Dienste der Pflicht und der Liebe gethan wird; wir bekämpfen in ihnen jede Art des Hochmutes, der Selbstüberhebung und der Vornehmthuerei, aber allerdings erziehen wir sie nicht zu völlig willenlosen Mägden, sondern zu einer gewissen Selbständigkeit in ihrem Berufe. Nur dabei ist Freudigkeit und Begeisterung für einen Beruf möglich, besonders für einen so schweren Beruf, wie die Krankenpflege ist; nur dabei gelingt es uns, wie bisher, so auch fernerhin Töchter gebildeter Stände als Schwestern zu gewinnen. Von falscher Schonung unserer Schwestern wissen wir uns frei und verlangen auch solche nicht von denen, welchen wir sie zum Krankendienste überlassen; aber wir denken, wir thun wohl daran, wenn wir durch die Achtung, die wir selber unsern Schwestern, als Krankenpflegerinnen, die nicht

um der sehr bescheidenen Besoldung willen, die wir ihnen geben können, sondern aus innerm Herzenstriebe den Dienst thun, ihnen diese Achtung auch von anderer Seite her zu erwerben suchen. Wenn wir darnach streben, daß in den Spitälern diejenigen Dienste, welche jede andere Person gerade so gut verrichten kann, unsern Schwestern abgenommen werden, so geschieht dies teils aus hygieinischen Gründen, teils damit sie ihre ganze Kraft ihrem eigentlichen Berufe, für den sie besonders herangebildet wurden, der Krankenpflege, widmen können. Wo niemand da ist, jene Dienste zu besorgen, in den Wohnungen der Armen, da unterziehen sich denselben unsere Schwestern jederzeit willig und pflichttreu.

Der andere Vorwurf, der etwa unserer Anstalt gemacht wird, als sei sie mehr für die Reichen und Vornehmen da, durch welchen sie etwas an Volkstümlichkeit verloren hat, kann durch folgende Auseinandersetzungen richtig gestellt und wohl auch widerlegt werden. Es ist wahr, die Verpflegungstaxen, welche in unserm neuen Krankenhause verlangt werden, können nur von Reichen oder doch Bemittelten bezahlt werden. Aber der Schwerpunkt unserer Anstalt liegt nicht darin, ein Krankenasyl, sondern eine Lehranstalt zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen zu sein. Dies wird oft nicht in Betracht gezogen. Unser neues Krankenhaus ist nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zum Zweck. Die in demselben verpflegten begüterten Kranken helfen uns durch ihre reichlich bemessenen Verpflegungsgelder und durch Geschenke und Legate unsere Anstalt erhalten, die mehr Ausgaben hat, als ein Diakonissenhaus oder die Anstalt in Ingenbohl, weil sie den Schwestern ein jährliches Honorar ausrichtet. Wir arbeiten dessenungeachtet doch auch im Dienste der Armut. Die Verwendung unserer Schwestern in den Spitälern und Krankenhäusern kommt unmittelbar den Armen zu gut, welche die große Mehrzahl der in denselben Verpflegten ausmacht. Allerdings haben wir aber die Ueberzeugung, je mehr Schwestern wir an die Spitäler abgeben können und je besser sie sich in denselben bewähren, um so mehr werden dieselben von allen Klassen, auch von den Besitzenden benutzt werden und die noch vielfach vorhandene Abneigung vor Verpflegung im Spital verschwinden. Sodann stehen unsere Schwestern ja auch den Armenbehörden und den wohlthätigen Vereinen zur Verfügung, sei es, daß sie dieselben für Privatpflege oder für ambulatorische Besorgung armer Kranken verwenden wollen, natürlich gegen billige Entschädigung; denn einstweilen erlauben es uns leider unsere Mittel noch nicht, auf eine solche zu verzichten. Wir glauben aber, schon das sei eine nicht zu unterschätzende Hilfeleistung, wenn wir zu billigen Bedingungen jederzeit bereit sind, Schwestern zum Krankendienst bei den Armen und Aermsten zu geben.

(Schluß folgt.)

Wochenschau.

Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen. Herr Dekan Zimmermann in Zürich gehörte seit Jahrzehnten zu den beliebtesten Geistlichen der Stadt, seine Fraumünsterkirche war in frühern Jahren immer gefüllt und überfüllt, ich hörte ihn vor dreißig Jahren, obwohl er orthodox predigte und scharf eiferte, oft und gern. Jetzt wurde der alte Mann bei Anlaß der Erneuerungswahlen, die im ganzen Kanton Zürich für Lehrer und Pfarrer stattfanden, mit starker Mehrheit weggewählt. Ist es das unedle Werk von Frei-

sinnigen? Durchaus nicht. Die Positiven selber wählten ihn weg. Haben etwa diese unedel gehandelt? Auch das nicht. Sie baten durch manche Abordnung den wegen Alters unfähig Gewordenen um seinen Rücktritt. Sie wollten ihn materiell schadlos halten und in jeder Weise ehren. Er weigerte sich. Sie drohten, wenn er nicht zurücktrete, so trete die gesamte Kirchenpflege zurück. Er antwortete: dann wählt man eine andere! So blieb seinen eigenen Anhängern schließlich keine andere Wahl als das Wegstimmen. Neben ihm fiel auch Herr Pfarrer Paur in Egg, ein noch jüngerer Mann, ebenfalls positiv, aber, wie es scheint, seinem Amt nicht gewachsen. Die Erneuerungswahlen für Lehrer und Pfarrer sind eine Notwendigkeit, aber besser wäre doch das Vetorecht der Gemeinde, bei dem diese jederzeit eine Abstimmung provozieren kann, wenn starke Unzufriedenheit vorliegt. Die Ostschweiz hat diesen besten Modus.

In Basel, wo man besonders während des Winters in religiösen Versammlungen, in Cirkularen und Aufrufen dazu und in Referaten darüber förmlich schwimmt — über den Nutzen sind die Meinungen sehr geteilt — hielten die fünf freisinnigen Gemeindevereine am 13. März einen stark besuchten Familienabend ab, an welchem neben schönen Liedern zweier Kirchengesangvereine und einer dramatischen Scene aus Zwinglis Tod von Ch. Birch-Pfeiffer Herr Pfarrer A. Steiger die Schlaffheit und Gleichgültigkeit der Freisinnigen tupfte, Herr Pfarrer Ch. Müller aus Münster in geistvoller Weise den Unterschied zwischen katholischer und evangelischer Frömmigkeit — Trappistenkloster und Lutherzelle — klarlegte und Herr Prof. Dr. P. W. Schmidt, wie nur er es kann, das Unwahre und Ungesunde am Basler kirchlichen Kriegszustand aufdeckte. Es war recht schön und hoffentlich denken die Freisinnigen an das, was ihnen gesagt wurde, aber jetzt, eine ganze Woche lang vom 21. März an, füllt sich dieselbe Burgvogteihalle Abend um Abend durch Prediger Schrenk, der gegen den Unglauben eifert. Nicht alle positiven Pfarrer in Basel sind überzeugt davon, daß es neben den geordneten Gottesdiensten ihrer Richtung, neben ihren Vorträgen in Vereinshäusern und Kapellen noch dieser besonders aufregenden Art der Evangelisation bedürfe, aber Herr Prof. von Orelli schreibt im Kirchenfreund: „Wir wünschen ihm von Herzen Gottes Segen und vielen Erfolg zum Wohl unserer Kirche. Wir könnten Beispiele von solchen anführen, die durch die Evangelisation (des Herrn Schrenk) für den Glauben gewonnen worden sind.“ Aber was ist es für ein Glaube? Wenn ich allen Glauben hätte und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Diesen Glauben sollten wir Pfarrer aller Richtungen pflegen.

Gut ist es, daß mitten im Streit der Richtungen etliche sociale Werke entstehen. Ein solches ist das „alkoholfreie Restaurant“ in Basel, das ohne Zweifel ebenso gedeihen wird wie diejenigen, welche bereits in Zürich bestehen. Jeder Beweis, daß man ohne Alkohol auskommen kann, und jede Gelegenheit, die geschaffen wird, ohne Trinkzwang mit den Nebenmenschen zu verkehren, ist ohne Frage eine große Wohlthat. Weil aber neben Bachus auch Frau Venus viel Unheil in der Welt anrichtet und der Alkohol-Abstinent vor diesem zweiten Unheil so wenig sicher ist wie andere Menschenkinder, so ist ein ebenso gutes Werk auch der Mädchenschutz, wie ihn der „Verein der Freundinnen junger Mädchen“ betreibt. Dieser vortreffliche Verein hat für allein reisende und Stelle suchende Töchter in fast allen größern Städten Asyle errichtet, wo die so großen Gefahren ausgesetzten Töchter alles finden, was sie bei einem rechtschaffenen Wandel erhalten kann, und da um die Osterzeit wieder

viele ihr Elternhaus verlassen müssen oder wollen, so sei der treffliche Verein allen empfohlen.

Im übrigen scheint dies das Zeichen der jetzigen Tage zu sein, daß die auf dem politischen Gebiet geschlagenen Konservativen immer kirchlicher und zwar strengkirchlicher werden, wohl in der Hoffnung, mit Hilfe der Religion eines Tages auch politisch wieder an die Macht zu gelangen. Der beste Kenner französischer Zustände versichert uns, daß in Paris sowohl die Armee als das Gerichtswesen von Stunde zu Stunde völliger in klerikale Hände gerate, so daß für Juden und Protestanten eine Carriere so gut wie aussichtslos ist. Wer zu Macht und Ehre kommen will, der muß entweder selber zur Messe gehen oder doch wenigstens die Frau Gemahlin hingeleiten. Dadurch bekommt der Mann neben dem Avancement für sein übriges Verhalten in sittlicher Beziehung carte blanche. Den innigen Zusammenhang zwischen Aberglauben und Unsittlichkeit, zwischen reaktionärer Gesinnung und Frivolität aufgedeckt und Frankreich den Abgrund gezeigt zu haben, dem es zuwandelt, ist das Verdienst Emil Zola's in seinen drei letzten Werken „Lourdes", „Rom", „Paris".

Zola, ein Apostel der Aufklärung.*

In der ganzen zivilisierten Welt wird wohl heute kein Name so oft genannt, wie der Zola's. Besonders seit seiner Verurteilung feiert man ihn als Märtyrer der Wahrheit, als Apostel der Aufklärung, der seine Freiheit, ja sein Leben preisgegeben, um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Wir können Zola unsere Bewunderung nicht versagen, wir glauben an seine Aufrichtigkeit und doch — diese Zeilen wurden ja niedergeschrieben nicht, um in den allgemeinen Lobhymnus einzustimmen, sondern um das religiöse Volk, vor allem die Jugend, vor dem unheilvollen Geiste zu warnen, der aus den Zola-Werken spricht.

Im Original wie in schlechten billigen Uebersetzungen überfluten die Romane Zola's — in tausenden von Auflagen — die Welt und werden von allen Gesellschaftsklassen verschlungen. Zola ist ein Meister, ein Genie in seiner Art. Mit wahrhaft großem Schilderungstalent führt er uns den Abschaum der Gesellschaft vor und zeichnet Scenen, vor deren Schmerz man sich schaudernd abwendet. „Seine Menschen sind nach dem Rezept von „l'homme-machine" gemacht; in ihnen lebt kein Funke eines göttlichen Geistes, keine Ahnung eines moralischen Gesetzes, irgend einer sittlichen Verantwortlichkeit." Wer die Geschichte kennt und weiß, wie unsagbar viel Elend der Aberglaube gestiftet, der wird jeden Apostel der Aufklärung begrüßen. Zola aber schont auch hier das Heilige nicht, er wird frivol, vergißt, daß für ein kindlich frommes Gemüt Ueberzeugung und volle Wahrheit ist, was einem andern widersinnig und thöricht erscheint.

---

* Anmerkung der Redaktion: Der Herr Einsender warnt gewiß mit Recht vor den frühern Werken Zola's, aber Débâcle, Lourdes und Rome sind Bücher, welche den Zusammenhang zwischen falscher Religion und sittlichem Verderben aufdecken. Es sind Arzneimittel gegen den Klerikalismus, der Frankreich an den Abgrund treibt, was den Haß der Klerikalen erklärt. Das muß, um gerecht zu sein, auch gesagt werden.

„Que du bruit pour une omelette," wenden die Verehrer Zola's ein, dem Reinen ist alles rein! Warum aber hat „Nana", nach Aussage der Litteraturhistoriker der schlüpfrigste Roman der gesamten Weltlitteratur, die größte Verbreitung gefunden? Warum wird „le rêve" kaum gelesen, den derselbe Autor unter dem Einfluß der neuen Kunstrichtung geschrieben, die den krassen Naturalismus als unästhetisch und unwahr verwirft? Es waren einsichtsvolle Männer, welche die Verbreitung guter Schriften anregten. Sie erkannten, daß schlechte Lektüre für unser Volk ein schleichendes Gift sei, den Sinn für alles Schöne und Edle abstumpfe, jene Pseudo-Moral begünstige, die sagt, was ich nicht für Sünde halte, ist nicht sündhaft und — fügen wir hinzu — last not least die Nerven ruiniert! Wie traurig haben sich die prophetischen Worte erfüllt, die der große Leixner vor Jahren an sein liebes Volk gerichtet:

„In Frankreich zieht sich langsam ein Gewitter zusammen, dessen Ausbruch freilich niemand vorhersagen kann. Ein Land, in welchem eine Schule, wie jene Zola's, möglich ist und behaupten kann, sie schildere das Leben, wie es sei — ein solches Land befindet sich am Abgrund des sittlichen Verfalls. Mögen Wissenschaft und Kunst, Industrie und Handel blühen, der Reichtum sich von Jahr zu Jahr mehren: das allein kann den Geist der herrschenden Gesellschaft nicht verbessern. Wenn da nicht eine sittliche Revolution die faulen Dünste vertreibt und das Gift vernichtet, wird die Fäulnis unaufhaltsam weiter schreiten.

Unser Volk aber soll aus der jüngsten (Zola) Dichtung des westlichen Nachbars eine Lehre ziehen: Wo die Schriftsteller einer Nation die sittlichen Gedanken mit Füßen treten, dort wanken bald die kräftigsten Stützen des Volkslebens und des Staates. Es ist heilige Pflicht aller, welche das Vaterland lieben, sich dem Ungeiste entgegen zu stellen, welcher von Frankreich zu uns herübergekommen, damit unsere Söhne frei bleiben von der Schmach, die wir getragen: den sittlichen Idealismus preiszugeben um erbärmliche Frivolität."

Man hat geglaubt, sagen zu dürfen, das liberale Christentum sei ein Kind des Naturalismus und wie dieser der Auflösung geweiht. Die Vertreter dieser Richtung weisen den Vorwurf wieder und wieder zurück. Mit Recht! Wer je die Predigten des freien, frommen Bitzius gelesen, dessen Lebensbild Altherr jüngst in einem Vortrag entwarf, der wird im Gegenteil diesem rein und tief aufgefaßten Christentum eine große Zukunft voraussagen. Bitzius, ein feiner Menschenkenner, eine Autorität unter den Seelenärzten, assistiert uns (heute) kräftig, denn, sagt er, das Gerede und Geschreibsel von der sozusagen unwiderstehlichen Macht der äußern Verhältnisse ist eine einfache Lüge und dazu eine höchst verderbliche Lüge, sie entnervt den Menschen, macht ihn stumpf, schwach, gleichgültig und hinlässig in Gedanken: ich vermag doch nichts dawider, ich bin nicht schuld. Für alle möglichen Verirrungen finden wir in der Menschen sogenannten unglücklichen Verhältnissen eine Entschuldigung. Doch, es gibt eine Verantwortung! Glück auf! den Männern, die kein Opfer scheuen, um durch die Verbreitung guter Schriften an der Veredlung und wahren Aufklärung des Volkes zu arbeiten. Dr. T.

Vom Büchertisch.

Ernstes und Heiteres, Erzählungen von Emil Frommel. Zweite Auflage. Verlag von H. Ebbecke, Leipzig. Preis broschiert 1 Mark 50 Pfg.

Alles, was der verstorbene Hofprediger Frommel schreibt, wird gelesen, gern gelesen. Von Orthodoxie ist in den 7 Erzählungen auch nicht die Spur. Es sind Kalendergeschichten und Schwänke, voll feiner Beobachtung und Wiedergabe des wirklichen Lebens, mit wohlthuendem Humor. Wenn Frommel noch lebte, würde es ihn vielleicht auch humoristisch stimmen, daß das winzige Büchlein 2 Fr. kostet.

Für Sonntagsschulen! Beim Verfasser, Herrn Pfarrer Schönholzer, Freie Straße 147, Zürich, ist vom 1. April 1898 an zu haben: Kirchlicher Unterricht für Kinder vom 9. bis 12. Jahr. Das gut ausgestattete Büchlein, das steif broschiert 50 Cts. kostet, enthält passende biblische Geschichten, sonstige Erzählungen und religiöse Betrachtungen über die Dinge, welche das Kind täglich vor Augen hat und ihm am nächsten liegen. Gewiß werden viele Leiter von Sonntagsschulen gern zu diesem Büchlein greifen, das dem Verfasser aus eigener Erfahrung und Unterrichtspraxis hervorgewachsen ist.

Evangelische Reflexionen über den I. internationalen Arbeiterschutzkongreß von Max Staub, V. D. M. Preis 90 Cts. Das Verdienst dieser zwei Vorträge besteht darin, daß sie einem evangelischen Jünglingsverein gehalten wurden, der vielerorts mehr im Absprechen über den Socialismus geübt wird, als daß man ihn aufrichtig kennen lehrt, wie es die Schrift thut. A.

Gesucht. Eine hiesige 14-jährige Tochter sucht eine Stelle, wo sie gegen Kost und Logis im Kochen und in der Haushaltung nachhelfen könnte. Die Kleider werden ihr von den Eltern angeschafft.

Auskunft erteilt A. Altherr, Pfarrer.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 14. Samstag, 2. April 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Am Abend vor der Konfirmation.

Ein schöner Stern verglüht im Westen,
Der gold'ne Stern der Knabenzeit;
Er glänzte mir zu Spiel und Festen
Und hielt im Schmerz mir Trost bereit.
Er gab so warm wie Vatertreue,
Wie Mutterliebe meinem Herz,
Hinan zu seiner reinen Bläue
Zog fromme Ahnung himmelwärts.

Nun steh'n im Osten neue Sterne!
Der eine funkelt hell und groß:
„Zieh' du mit mir in jede Ferne
Und Erdenwonnen sind dein Los!"
Der and're blickt in ernster Strenge,
So streng und ernst als wie die Pflicht:
„Der Weg ist schmal, die Thür' ist enge,
Doch bin ich Licht vom ew'gen Licht."

Wem folg' ich nur? Es klopft ein Sehnen
Im Herzen mir nach Glück und Lust.
Du Freudenstern! Die Arme dehnen
Sich aus nach süßem Maienbluft! —
Doch eine bess're Stimme mahnet:
„Dein Leitstern sei der Stern der Pflicht,
Der treue Engel, der dir bahnet
Den Weg zu Gottes Angesicht!"

Der Gang zum Opferberg.

Nimm, Isaak, deinen einigen Sohn, den du lieb hast, und gehe hin in das Land Morija und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde. 1. Mos. 22, 2.

Jedermann kennt die Sage von Abrahams Opfergang. Der Herr der Heerscharen forderte den Patriarchen auf, seinen Sohn zu opfern. Als dieser aber im Begriffe stand, den Auftrag auszuführen, da fiel ihm der Engel des

Herrn in den Arm und segnete ihn. — Diese alttestamentliche Erzählung eine Sage? Ja, in dieser äußeren Gestalt; denn der Gott Abrahams hat nie Menschenblut zum Opfer begehrt. Aber in einem andern Sinn ist diese Sage schon tausendmal Wahrheit gewesen und wird noch tausendmal Wahrheit werden. In ihr spiegelt sich ein Stück unseres eigenen Lebens. Oder bist du nicht auch schon hinaufgestiegen auf den Hügel Morija, den Opferberg? Hat der Herr nicht auch zu dir schon gesprochen: Nimm den einigen Sohn, den du lieb hast, und opfere ihn! Opfere Geld und Gut! Verzichte auf deinen liebsten Wunsch! Unser ganzes Leben ist ein Opfergang. Wollen wir's beklagen? Nur die eine Hälfte dieses Ganges ist schwer; nachher wird er leicht und schön. Wie hoch erfreut ist Abraham vom Hügel Morija heruntergestiegen! So liegt auch für uns jedesmal ein Segen darin, so oft wir ein Opfer bringen.

Unser Leben ein Opfergang. Wenn vom Opferbringen die Rede ist, so denken wir gewöhnlich an die Opfer der Nächstenliebe. Auch in diesem Sinn kommt ja der Herr gar oft und spricht: Opfere!

Dein Nachbar liegt krank darnieder. In gesunden Tagen hatte er gerade genug, um sich mit Ehren durchzuschlagen. Nun aber ist mit der Krankheit der bittere Mangel bei ihm eingekehrt. Es friert draußen; womit wird der Nachbar die kalte Stube heizen? Das letzte Geldstück ist ausgewandert; woher wird er Brot und Milch bekommen? Er ist allein und kann selbst nicht nachgehen; wer wird ihm das Nötige besorgen? Horch! Hörst du nicht, wie der Herr anklopft an deiner Thür' und zu dir spricht: Gehe hin an den Ort, den ich dir zeigen werde, und bringe ein Opfer!

Oder: Man hat davon geredet, eine gemeinnützige Anstalt zu gründen. Es handelt sich um Kinder; arme, verwahrloste, zurückgebliebene, verkrüppelte Kinder sind zu versorgen. Oder eine Krankheit macht immer größere Fortschritte. In unzählige Familien hat sie sich eingeschlichen; hat zuerst die Mutter und dann die Tochter und dann den Sohn ergriffen. Tausendfältiger Jammer schreit zum Himmel empor. Horch! Hörst du nicht die Stimme des Herrn, die dir befiehlt: Gehe hin und bringe ein Opfer! Lege auch du etwas ein in den Gotteskasten!

Oder: Ein Unglück ist geschehen. Ein ganzes Dorf ist ein Raub der Flammen geworden. Eine ganze Landschaft ist vom Hagel verwüstet. Ein ganzes Volk ist von seinen Bedrückern niedergetreten, ausgemordet und ausgeplündert worden. Sprich! Ist nicht der brandgerötete Himmel, die zerhackte Landschaft, der Jammer eines hungernden Volkes eine erschütternde Sprache, in der Gott dich auffordert, Opfer zu bringen?

Ja, sie sind so häufig, die Fälle, wo unser Opfersinn in Anspruch genommen wird für Bekannte und Unbekannte, für Glaubensgenossen und Heidenvölker, daß zuweilen die Hand müde werden möchte. Doch bedenken wir wohl: Es ist bei uns wie bei Abraham der Herr, der anklopft. Und auch diese Opfer sind nicht umsonst gethan; der Segen des Herrn liegt darauf. Nur der Anfang des Opferganges ist steil und unbequem; je mehr wir auf ihm geübt sind, umsomehr erblüht uns eine der schönsten und zartesten Lebensfreuden darauf: die Freude am Helfen und Wohlthun.

Indessen sind ja das alles nicht Opfer, die wert wären, mit dem Abrahams verglichen zu werden. Handelt es sich hier doch meistens nur um kleinere Gaben. Doch auch dazu kommt es wohl bei jedem einmal, daß Gott gerade das Schwerste von ihm verlangt. Ich denke da an Opfer, die oft

Eltern für ihre Kinder bringen. Sie arbeiten und sparen ein ganzes, langes Leben lang für ihre Kinder. Diese sollen es einmal besser bekommen. Sie sollen besser ausgebildet werden und den Kampf ums Dasein müheloser bestehen. Und um das zu erreichen, verzichten sie auf die bescheidenen Erholungen, die sie sich sonst ja wohl gönnen könnten. Oder ich denke an einen Sohn, eine Tochter, dem draußen in der Welt das Glück zu winken scheint. Eben böte sich eine günstige Gelegenheit, sich eine gesicherte Stellung zu erwerben. Und es drängt sie, mit dem ganzen Feuer der jugendlichen Seele beide Hände darnach auszustrecken, das Glück mit glühendem Verlangen zu umfassen. Aber zu Hause ist ein alternder Vater, der nicht allein gelassen werden darf, eine kränkelnde Mutter, die der Pflege bedarf, und der Sohn, die Tochter, bleibt. Sie sind bereit, den liebsten Wunsch zum Opfer zu bringen. Ich denke an Ehegatten, wo so oft der eine sich selbst verleugnen muß, wo es anders gut gehen soll, vielleicht noch ohne daß das andere die Größe dieses Opfers zu schätzen weiß. Und wollt ihr das Beispiel eines Opfers ohnegleichen, so betrachtet den Leidensgang Jesu. Auch er ist hinaufgestiegen, nicht auf den Hügel Morija, wohl aber auf das benachbarte Golgatha, und das Opfer, das er brachte, ist sein Leben gewesen.

Solche Gänge pflegen dann freilich recht schwer zu sein, sehr schwer. Selbst Christus hat auf dem seinigen geseufzt und gebetet: Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! Aber auch sie sind nur auf der einen Seite schwer, nie auf beiden. Am schwersten hält es, bis einmal der herzhafte Entschluß gefaßt ist. Dann geht alles viel leichter als man gedacht hat, und nachher, nachdem das Opfer gebracht ist, hat man seine Freude daran. Ja, manchmal geht es uns wie Abraham: Gott stellt uns nur auf die Probe, und wenn wir willig und entschlossen sind, der schweren Pflicht zu gehorchen, so wird sie uns abgenommen. Wir haben einen Lieblingswunsch aufgegeben, und siehe da, er geht uns doch noch in Erfüllung, etwas später zwar, aber vielleicht nur um so schöner und freundlicher. Aber freilich, nicht immer ist es so. Wir dürfen uns keinesfalls darauf verlassen, daß der Herr uns mit der andern Hand wieder gibt, was er uns mit der einen abverlangt. Aber doch darauf dürfen wir zählen, daß wir kein Opfer umsonst bringen, sondern daß Gott uns seinen Segen dafür gibt. Und das schönste an diesem Segen besteht darin, daß wir selbst zunehmen an dem inwendigen Menschen. Alles wahrhaft Große an einem Menschen kommt nur zu stande entweder durch große Opfer, die er bringt, oder durch große Trübsal, die ihm der Herr auferlegt. Das Opferbringen hebt den Menschen hinaus über das gewöhnliche geistige Mittelmaß. Das weckt und fördert den Ewigkeitsmenschen in ihm. Alle, die Opfer gebracht haben, wirkliche, große Opfer, tragen ein höheres Wesen an sich: sie gehen als die wahrhaft Großen über die Erde, auch wenn sie ein Fabrikgewand tragen oder einen groben Bauernkittel. Drum führen sie auch ein ruhigeres Dasein als die bloßen Durchschnittsmenschen. All' jene kleinen Sorgen des Lebens reichen nicht mehr an sie heran. „Wir haben mit Reitern gekämpft und fürchten uns nicht vor Fußgängern. Ein Löwenjäger läßt sich nicht durch wilde Katzen erschrecken“, sagt Spurgeon. So ist der, der Opfer zu bringen im stande ist, ein Gesegneter des Herrn auf Erden schon. Ohne daß sich der Segen Gottes darin erschöpfte. Wenn etwas Sicheres über das Jenseits gesagt werden kann, so ist es wohl das, daß der Zustand, der eines Menschen drüben wartet, abhängig sein wird von der Seelengröße, zu der er sich im diesseitigen Leben emporgerungen.

Uebrigens ist das merkwürdig an dem Segen Abrahams, daß hier namentlich seine Nachkommenschaft gesegnet wird. Sollte es nicht in Wahrheit so sein, daß Gott alle großen Thaten der Väter auch an den Kindern segnet? So vieles Große und Gute, dessen wir uns freuen, es ist die Frucht und der Segen der Aussaat unserer Vorfahren. Das Höchste und Beste, das wir haben, das Evangelium, es ist der Segen des großen Opfers auf Golgatha. Die politische Freiheit unseres Volkes, sie ist die Frucht der Opfer, die unsere Väter auf den Schlachtfeldern der vergangenen Jahrhunderte gebracht haben. Unsere Schulen, wir verdanken sie dem Umstand, daß ein Pestalozzi und andere für ihre großen Gedanken gehungert haben. Unsere Gesangbuchlieder, sie sind der Segen des Opferganges, den ein Luther, ein Gellert und wie sie alle heißen mögen, gethan haben. Werden nicht auch die Opfer, die wir bringen, an unsern Kindern gesegnet sein? Dafür, meine ich, ist gesorgt; die Aussaat liegt in guter Hand. Und auch diese Aussicht sollte uns opferfreudig machen.

Was erschrickst du also, wenn du über dir des Herrn Stimme vernimmst: Nimm deinen einigen Sohn, den du lieb hast, und opfere ihn! Je größer das Opfer, um so tiefer der Segen; je schwerer der Aufstieg zum Opferberg, um so seliger die Heimkehr.

Unser Schwesternhaus vom roten Kreuz.

IV.

Im Laufe der Zeit hat sich uns nun je länger je mehr das Bedürfnis und der aus demselben hervorgehende dringende Wunsch nahegelegt, ein größeres Krankenhaus oder ein kleineres Spital auf dem uns eigentümlich zugehörigen Areal und in enger Verbindung mit unserm Schwesternhaus zu erbauen. Im Hinblick auf diesen Zweck haben wir schon vor mehreren Jahren zu unserm Besitztum ein an dasselbe angrenzendes Stück Land von beinahe einer halben Juchart zu dem sehr billigen Preise von 20,632 Fr., also den Quadratfuß zu 1 Fr., angekauft, der bei den gegenwärtigen in Zürich bestehenden Güterpreisen nun wenigstens den vierfachen Wert hat. Auf demselben gedenken wir unter Zustimmung des zürcherischen Vereins für freies Christentum und anderer hiefür sich interessierender Kreise in gleicher Flucht und in Verbindung mit dem jetzt schon bestehenden Neubau ein Spital mit ca. 40 Betten für Kranke und 12 Betten für Schwestern, sowie einer kleinen Arztwohnung zu errichten, sei es im Block- oder Pavillonsystem, über welche Frage unsere Ansichten bisher noch nicht ganz einig gingen, mit heute aber wohl als abgeschlossen betrachtet werden dürfen, indem laut soeben eingegangener Berechnung und Pläne unseres Architekten der Pavillonbau, der hauptsächlich wegen vermeintlicher Minderkosten in Betracht gezogen wurde, die Kosten des Blockbaues um 20,000 Fr. übersteigen und zudem die südliche Hälfte des ganzen Grundstückes überbauen würde. Dieses Spital würde nach dem neuesten Voranschlag unseres Architekten ohne Mobiliar und Leichenhaus auf 283,000 Fr. (also 5550 Fr. per Bett) kosten. Mit der Ausführung unseres Planes entstünden uns folgende große und für das Gedeihen und die Fortentwicklung unserer Anstalt höchst bedeutsame Vorteile:

1. Wir könnten den größten Teil der Ausbildung unserer Schwestern im Schwesternhause selbst besorgen und bekämen dadurch auch die moralisch-religiös-humane Erziehung und Bildung unserer Schwestern mehr in unsere Hand. Schon oft mußten wir es bedauern, daß wir unsere Schwestern nur so kurze Zeit unter der Leitung und Obhut des Mutterhauses behalten konnten, und schon nach wenigen Monaten zur medizinisch-technischen Ausbildung in die Spitäler schicken mußten, wo sie, wenn auch die Direktion derselben eine vortreffliche ist, doch einen großen Teil der Zeit unter der Leitung junger Assistenten sich befinden.

2. Durch die Erbauung eines neuen, einfachen Spitals mit zum Teil größern Krankenzimmern würden wir in den Stand gesetzt, auch weniger bemittelte Kranke zu billigeren Verpflegungstaxen aufzunehmen und könnten damit den Vorwurf beseitigen, als seien wir nur für die Reichen da.

3. Es würde uns möglich, eine größere Zahl von Schwestern aufzunehmen und auszubilden und damit weiten Kreisen unseres Volkes zu dienen. Wir wären auch nicht mehr genötigt, wegen Mangel an Platz eine Anzahl Schwestern außer dem Hause zu logieren, was selbstverständlich aus disziplinarischen und andern Gründen nicht von gutem ist und uns eine jährliche Ausgabe von ca. 2000 Fr. für Miete verursacht.

4. Wir könnten für unsere Anstalten einen eigenen, im Hause wohnenden Arzt anstellen und demselben den Unterricht unserer Schwestern und ihre technische Berufsbildung übergeben. —

Wir werden fortfahren, unsere Schwestern nicht nur den Spitälern zum Krankendienst so weit möglich zur Verfügung zu stellen, sondern sie auch für einige Zeit zur Ausbildung in der Pflege namentlich infektiöser Krankheiten dorthin zu schicken, aber nicht mehr für so lange Zeit, damit sie unserm Schwesternhause nicht entfremdet werden.

Wenn wir uns nun nach den zur Ausführung unseres Planes notwendigen ökonomischen Mitteln umsehen, so stellt sich die Sachlage folgendermaßen:

Wir haben für unser Schwesternhaus vom roten Kreuz für Land und Bauten bis heute die Summe von 320,000 Fr., ohne Mobiliaranschaffungen und Reparaturen ausgegeben. Es liegt auf demselben eine Hypothekarschuld von 150,000 Fr., von denen 95,000 Fr. zu 2 % und 55,000 Fr. zu 4 % verzinst werden müssen. Der Assekuranzwert der Gebäude inklusive Liegenschaft beträgt 202,000 Fr., derjenige des Mobiliars 30,000 Fr., an Wertschriften und Obligationen besitzen wir 52,500 Fr., an Kontokorrent-Guthaben 9751 Fr. 25 Cts., an Kassa-Barschaft 4459 Fr. 15 Cts., zusammen an Aktiva 288,710 Fr. 40 Cts. laut Rechnungsabschluß vom 31. Dezember 1897.

Die für den Bau eines Spitals in vorhin angeführter Größe und die innere Einrichtung desselben erforderliche Summe gedenken und hoffen wir teils durch Aufnahme einer Hypothek zu billigem Zinsfuße und durch freiwillige Beiträge zusammenzubringen. Das erforderliche Land und eine verwendbare Summe von 60—70,000 Fr. besitzen wir schon. Was die Betriebskosten anbelangt, die bei unserm Plane am schwersten ins Gewicht fallen, so hangen dieselben zum großen Teil von den aufzustellenden Verpflegungskosten und verschiedenen Kombinationen ab. Auch darf zur Beruhigung darauf hingewiesen werden, daß wir aus dem bisherigen Betrieb unserer Anstalt und den derselben gemachten Geschenken und Vergabungen nun seit geraumer Zeit einen jährlichen Vorschlag von ca. 10,000 Fr. gemacht haben, der, wenn es

uns auch in Zukunft nicht an solchen gütigen Gaben fehlt, was wir ja doch wohl hoffen dürfen, das durch den Betrieb des neuzuerbauenden Spitals erwachsende Defizit wesentlich erleichtern helfen wird.

Bevor wir aber an die Ausführung unseres Planes gehen können, wollten wir uns an die zürcherischen Mitglieder des Vereins für freies Christentum, an die übrigen Sektionen und Freunde des Vereins in unserm Vaterlande, welche auf ergangene Einladung hin sich durch Delegierte in unserer heutigen Versammlung vertreten ließen, und an alle Freunde unserer humanen Bestrebungen um ihre Zustimmung und moralische und pekuniäre Mitwirkung und Unterstützung, wie solche schon mit der Gründung des Schwesternhauses und seither demselben aus verschiedenen Kantonen, namentlich von St. Gallen zu teil wurde, wenden. Es handelt sich um ein Werk, dessen Zustandekommen für den gesamten schweizerischen Verein für freies Christentum von großer Bedeutung ist und ihm zur Ehre gereichen wird. Unser Schwesternhaus vom roten Kreuz ist die einzige derartige Anstalt in unserm Vaterlande, die auf dem Prinzipe einer konfessionslosen Krankenpflege, jener reinen Humanität, welche die höchste und edelste Blüte des Christentums ist, ruht. Durch ihre Pflege und Weiterentwicklung zu dem ihr gesetzten Ziele wird der Verein für freies Christentum aufs neue durch die That beweisen, daß er seinen Namen mit Recht trägt, indem er nicht bloß für sich religiöse Freiheit in Anspruch nimmt, sondern dieselbe auch andern, allen, die solche begehren, nach Kräften darbieten will. Indem er sich um ein großes, edles Werk sammelt, wird er sich selbst einigen und kräftigen, sich und unserm Volke zum Segen. Auch verschafft er uns die Möglichkeit, mit unsern Schwestern immer mehr auch andern Kantonen und den Miteidgenossen französischer Zunge in der Krankenpflege einen sehnlich erwünschten Dienst zu leisten. Wir wollen mit unsern Bestrebungen nicht andere Anstalten beeinträchtigen. Wir wollen nur noch mehr Kranken und Armen die Wohlthat einer guten Pflege zu teil werden lassen, als dies von den bestehenden andern Anstalten aus möglich ist, und auch für diejenigen sorgen, welche auf einem andern religiösen Boden stehen, als die aus jenen hervorgehenden Krankenpflegerinnen. Wir wollen mit einem Worte der kranken und leidenden Menschheit mit der uns eigenen Art und Gabe einen Dienst erweisen. Machen wir damit andern, die dasselbe mit ihrer Art und Gabe thun und anstreben, Konkurrenz, so ist dies die edle Konkurrenz der Liebe, durch welche die Hilfsbedürftigen nur gewinnen können. Warum sollte neben der konfessionellen nicht auch eine auf rein humanem Boden stehende Krankenpflege zum Wohle der Menschheit bestehen und wirken können und dürfen?!

Noch bleibt uns übrig, über das Verhältnis unserer Bestrebungen zu denjenigen des schweizerischen Frauenvereins und des Theodosianums etwas zu sagen. Wie wir vernahmen, daß der schweizerische Frauenverein die Mittel sammle, um einen Spital für kranke Frauen und zur Heranbildung von Pflegerinnen für diese zu gründen, traten wir mit dem Vorstande desselben in Verbindung, um uns, wenn möglich, zu einem gemeinsamen Werke zu einigen, eine Zersplitterung der Kräfte und Mittel, welche sonst für wohlthätige und gemeinnützige Werke gegenwärtig sehr stark in Anspruch genommen werden, zu verhindern und die Geber nicht zu ermüden. Als nun der Frauenverein unsere wohlgemeinten und ziemlich weit gehenden Anerbietungen, allerdings in durchaus freundlicher Weise, ablehnte, so bemächtigte sich vieler und auch unser ein gewisses Gefühl der Mißstimmung. Allein bei längerem, reiflichem

Nachdenken müssen wir uns doch sagen, daß der schweizerische Frauenverein richtig gehandelt habe und daß, was er und was wir anstreben, doch etwas Verschiedenes ist, welches sich nicht leicht vereinigen läßt, aber ganz wohl nicht nur nebeneinander bestehen, sondern sich auch ergänzen kann und wird. Wir wünschen daher den Bestrebungen des schweizerischen Frauenvereins bestes Gelingen für sein mit so viel warmer Begeisterung und hingebender Liebe angestrebtes Ziel, die der Frauenwelt verliehenen eigentümlichen Gaben und Kräfte zum Wohle der Menschheit zu entfalten und zu verwenden. Und was unsere Stellung zu den weite Kreise in Anspruch nehmenden Bemühungen des Theodosianums, einen neuen großartigen Spital in Zürich zu bauen, betrifft, können wir nur wünschen, daß dieselben keinen andern Grund und Zweck, als den der christlichen Barmherzigkeit haben, welche ja von so vielen theodosianischen Schwestern in anerkennenswerter Weise ausgeübt wird. Mit diesem Wunsche verbinden wir die Aufforderung an unsere protestantischen Glaubensgenossen, auf diesem Gebiete nicht hinter ihren katholischen Mitchristen zurückzubleiben, sondern zu beweisen, daß in uns die Kraft der Liebe ebenso mächtig ist, als in jenen.

So wende ich mich denn an Sie, geehrte Versammlung, und an alle, zu welchen dies Wort dringt, mit der herzlichen Bitte: Helfen Sie uns, damit durch vereinte Kraft ein Werk gedeihe und sich entwickle, das unsern ganzen Volk, weit über die Grenzen des Kantons Zürich hinaus, heilbringend sein wird!

Ich schließe meinen Vortrag mit den den „Vorposten der Gesundheitspflege" entnommenen schönen und tiefgefühlten Worten Dr. Sondereggers:

„Liebenswürdiger und gebildeter Leser! Könntest du doch ein Jahr lang den Pfarrer oder Arzt begleiten und mit offenem Auge sehen, welches Leiden und welche Verwahrlosung selbst inmitten einer wohlhabenden Bevölkerung, geschweige an armen und entlegenen Orten vorkommt! Dich erfaßte das Gefühl wieder, mit welchem Du am Kranken- und Sterbebette Deines Kindes gestanden, Du würdest alles liegen lassen und vorab die hilflosen Kranken besorgen, Du sähest auf einmal wieder den lebendigen Gott, der in Krankheit und Armut gehüllt, an den Ehrenbogen und Gabentempeln Deiner Feste, an den Thüren Deiner Ratsäle und Kirchen steht und Dir klagt: Ich bin krank, besuche mich! Gedenke im Glücke der Armen und Kranken, wenn Dir an der Erhaltung und Existenz unserer socialen Zustände etwas gelegen ist, thue es nicht einmal aus Barmherzigkeit, sondern schon, um Deines Glückes bewußt und für dasselbe dankbar zu werden. Bist Du aber selber krank und unglücklich, so hilf andern; das ist das einzige Mittel, Dich selber zu trösten; verwandle Deinen Schmerz in Wohlthun, dann wird er milder! Und für den Fall, daß Du stürbest, schicke allen, welche nicht so reich wie Du gebettet sind und nicht so liebevoll gepflegt werden, Deinen freundlichen Gruß in den Gotteskasten eines Krankenhauses; solch milder Nachklang Deines Daseins ist das beste Schlummerlied!" —

Wochenschau.

Am 10. März starb in Bristol 93 Jahre alt der bekannte Waisenvater Georg Müller, der eine Menge Wohlthätigkeitsanstalten hinterläßt, die er nach seiner eigenen Versicherung durch das Gebet ins Leben gerufen hat. In

weitverbreiteten Traktätchen erzählt dieser merkwürdige Mann, auch „Gebets-Müller“ genannt, daß er in seiner Jugend alle Laster getrieben, besonders im Lügen und Betrügen ein Meister gewesen, bis ihn die Gnade herausholte und er aus einem bösartigen Menschen ein berühmter Beter, fast eine Art evangelischer Heiliger wurde. Wir wollen an der Realität seiner Bekehrung nicht zweifeln, hingegen läßt sich die Thatsache, daß er zu wohlthätigen Zwecken ungeheure Gelder zusammenbrachte, auf ziemlich natürliche Weise erklären.

Nachdem Georg Müller einmal bekehrt war, geriet er in Not und betete, da brachte der Postbote das ermangelte Geld, Müller schrieb das seinem Gebet zu und erzählte die wunderbare Gebetserhörung den Gläubigen. Bald darauf brauchte Müller wieder Geld zu einem wohlthätigen Zweck, er zeigte es seinen Gläubigen an, daß er darum gebetet habe und siehe da! auf den Tag und die Stunde ging mehr Geld ein als er nötig hatte, was er seinen Gläubigen wieder als eine Gebetserhörung mit Dank gegen Gott verkündete. Der Glaube an die Kraft seines Betens wuchs dadurch und als er in Bibelstunden und Traktätchen die ersten Verzeichnisse der infolge seiner Gebete eingegangenen Geld- und Naturalgaben veröffentlichte, stieg der Glaube der Gläubigen um ein Beträchtliches, der Gaben-Zustrom wurde breiter und tiefer. Müller verkündete das neue Wunder der Gebetserhörung in Bibelstunden und Traktätchen, die Folge war, daß sich der Glaube an seine Gebetskraft immer weiter verbreitete und immer tiefer einwurzelte, so daß die Gabenverzeichnisse immer größer wurden, und immer wußte Müller ganz genau Tag und Stunde anzugeben, wo er das betreffende Gebet gethan, welches Gott in so wunderbarer Weise erhört hatte.

Er fing dann zu reisen an und erzählte in seinen Vorträgen, welche Summen Geldes er einzig und allein durch die Kraft des gläubigen Betens zusammengebracht und welche Anstalten er damit gegründet. Und siehe! überall fand er Gläubige, und aus jeder Stadt, wo er gepredigt, kamen ihm neue Geldsummen für seine Anstalten zu. Er betrachtete das natürlich wiederum als Gebetserhörung und erzählte an immer neuen Orten, welche Wunder Gott gethan; je größer die Summen wurden, desto mächtiger wuchs der Glaube an sein Gebet, und in dem Maß dieser Glaube sich ausbreitete, verbreiterte und vertiefte sich auch der Strom von Gold und Silber und Banknoten, was wieder dem Glauben an sein Gebet zur Stärkung gereichte, und der vermehrte Glaube vermehrte die Summen. So konnte der große Beter schließlich nur bekannt geben, auf den und den Tag brauche er die und die Summe, so bekam er sie, oft das doppelte, fünffache und zehnfache, ganz wie bei einer Schneeballen-Kollekte.

Wir wollen mit denjenigen nicht rechten, welche alle von Müller gegründeten Anstalten als eine von Gott gewirkte wunderbare Erhörung des Gebets betrachten, aber uns schiene es richtiger zu sagen, der Glaube an ein wunderthätiges Beten, den Müller allenthalben fand, wo seine Traktätchen hinkamen, habe das enorm viele Geld zusammen- und die daraus gebauten Anstalten zu stande gebracht. Hätte Müller das, was er für die erste Erhörung seines Gebets hielt, niemandem mitgeteilt oder wäre seine Mitteilung an Leute gekommen, die ihm nicht geglaubt hätten, so würde er bald inne geworden sein, daß man keine Banknoten, kein Gold und Silber erbeten kann, nur der Glaube, daß man es könne, hat die Millionen in Fluß gebracht und alle damit zu stande gekommenen Werke geschaffen.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 15. Samstag, 9. April 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Ostern.

Osterglockenklänge schweben
Durch die stille weite Welt.
Und sie wirken leis und weben
Blumen rings in Wald und Feld.

In den süßen Düften sagen
Sie der Welt voll Gram und Not:
„Nur getragen ohne Zagen;
Lieb' ist stärker als der Tod."

Und durch Thränen lächelnd schauen
Sehnend wir durch Nacht zum Licht;
Sieh', aus düsterm Morgengrauen
Osterfrohe Hoffnung bricht.

(Neue Gedichte von Johannes Brassel.)

Osterlicht.

Das war ein Winter ohne Eis und mit wenig Schnee. Den armen Leuten that er nicht so viel Leid an wie manche seiner steinharten Vorläufer. Doch vor seinem Abschied trug er auf seinen frostigen, feuchten Lüften die Keime von allerlei Krankheiten in die Häuser der Menschen. Da gab es viel Zagen und Zittern und Bekümmernis bis zum Tode und manche Krankenstube ward zum Gethsemane, da man betete: „Vater, ist es möglich, so laß diesen Kelch an uns vorübergehen." Er ist an vielen gnädig vorübergegangen und sie loben und danken. Aber in andern Häusern mußten sie weiter beten: „Doch nicht was ich will, sondern was du willst!" Das Krankenbett ward zum Sterbebett und sie weinen und sie sehnen sich nach lieben Heimgegangenen. Der üble März hat viel armen und viel reichen Leuten viel Uebles gethan.

Nun hat aber der Winter seine frostigen und feuchten Nebel und giftigen Bacillen in einen großen Sack zusammengerafft und er muß gehen. Er muß, ob er sich auch wehrt und sperrt wie ein eigensinniger Knabe, der nicht hin

will, wo man ihn schickt. Er muß nach Norden wandern dem Eismeere zu oder hinauf in die Berge, wo die Bäche zu Gletschern erstarrt und die Alpenrosen unter tiefem Schnee begraben liegen. Denn nun kommt ein stärkerer über den Winter, das ist der Frühling, der junge Held. Linde, laue Lüfte wehen vor ihm her, Blumen erblühen unter seinem Fuß und von seinem Sonnengold durchleuchtet, durchwärmt und neu belebt freut sich unser Gebein und die Seele wird aller Freuden voll. Willkommen holder Frühling! Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!

Uns Christen geht in dieser Zeit noch eine andere Sonne auf: die Sonne des Glaubens und der Liebe.

Diese Sonne hat auch ihre Winterszeit. Da sendet sie nur matte und kalte Strahlen in unser Herz. Sie vermag nicht zu dringen durch die dichten Nebelwände und schweren Schneewolken. Sie verbirgt ihr Angesicht vor uns und es fehlt uns alles, was zum Leben gehört: Licht, Wärme, Freude, Mut. Das Dasein wird Last und Qual und die Menschen ein hassenswertes Geschlecht. Wir sehnen uns nach dem Nichtsein wie Faust am Ostermorgen.

Da tönen die Osterglocken durch die Frühlingsluft und erzählen uns von böser Menschenthat und von großer Gottesthat. Sie erzählen uns, daß einst verblendete Menschen vor vielen Jahren im fernen Jerusalem einen Mann ans Kreuz geschlagen und ins Felsengrab gelegt haben, dessen Herz groß und hell war wie die liebe Sonne am Himmelszelt. Und da sie ihn töteten und begruben, wollten sie nicht bloß seinen Leib töten, der dem Staub gehörte, sie wollten das Herz töten, das groß und hell war wie die liebe Gottessonne, damit es nicht mehr scheine auf Erden, damit es niemanden mehr erfreue, erwärme, erquicke. Aber der himmlische Vater, der diesem Mann das Sonnenherz in die Brust gelegt und ihn lieb hatte, wie nur ein Vater seinen Sohn lieb haben kann, ließ es nicht zu. Das Sonnenherz Jesu leuchtet heute über die Lande und die Besten der Erde wandeln in seinem Lichte und üben Werke des Lichtes.

Lieber Mitchrist! thue dein Herz auf nicht bloß der Frühlingssonne, sondern auch der Sonne Jesu Christi. An ihrem Lichte schmelzen Stolz und Eigenwille, Kleinglaube und Verzagtheit, Selbstsucht und Menschenhaß, in ihren Strahlen wachen auf die edlen Blüten freien, freudigen Gehorsams, felsenfesten Gottvertrauens, heiteren Lebensmutes und jene im Geben und Empfangen gleich beglückte Menschenliebe, die sich nicht erbittern läßt und kein Ende des Segnens und Wohlthuns kennt. Da wird das Dasein wieder als ein Gut, als Segen und Freude empfunden, das Leben erhält heiligen Zweck und Ziel und mit dem Chor der Engel sprechen wir:

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Die Karwoche in Jerusalem.

Ad crucem nunc, carissimi!
Christi mortis mysteria
Canamus, et vestigia
Sequamur corde flebili!

O crux mirandae gloriae
Scala ad coelos elevans
Per quam adscendit Dominus
In ea fuso sanguine!

Am Fuß des Kreuzes, Brüder, laßt
Uns singen die Mysterien
Von Christi Tod und ihrer Spur
Nachgeh'n, das Herz voll Traurigkeit.

O Kreuz an Ehren reich und Ruhm,
Du Leiter, die gen Himmel führt,
Auf der der Herr nach oben stieg,
Als er an ihr sein Blut vergoß.

Diese ernsten Karfreitagsklänge, von einem tiefen, kräftigen Männerchor angestimmt, rauschen seit Jahrhunderten an jedem Karfreitagmorgen ergreifend durch die weiten Hallen der Grabeskirche, während die andächtige Menge aus Jerusalems Gassen zusammenströmt und sich vor der Kreuzesstelle auf Golgatha versammelt.

Auch im Abendlande wandelt man an diesem Tage in Jerusalems Gassen, von Gethsemane zum Palaste des Hohenpriesters, von Gabbatha nach Golgatha. Wie viel Trennendes sich auch zwischen die einzelnen Kirchen der Christenheit gelegt hat, — am Karfreitag geht durch alle ihre Glieder ein Heimatsgefühl, das sie hinzieht zu der alten Geburtsstätte im Osten. Da ziehen sie alle ein zu den Thoren Jerusalems wie zu einer vielgeliebten, unvergeßlichen, wenn auch im Witwenschleier trauernden Mutter.

Ja, die Heimatstadt der christlichen Kirche ist wie eine trauernde Witwe. Ein zwiefaches Leid lastet auf ihr, seitdem die Scharen des falschen Propheten die einst blühende christliche Kirche des heiligen Landes im Sturme vernichtet haben: das eiserne Joch der fanatischen Muhammedaner, die Schmach entarteter christlicher Kirchen.

Wohl drängen sich in diesen Passionstagen Tausende von Christen aus allen Weltgegenden in den Straßen Jerusalems. Wohl fehlt es in der Karwoche nicht an rauschenden Passionsgottesdiensten in Jerusalem. Aber ach, was hat dies eitle Gepränge von Prozessionen und Aufführungen gemein mit dem Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn? Am Gründonnerstag findet unter ungeheurem Zulauf des Volkes die Ceremonie der Fußwaschung auf dem Vorhofe der Grabeskirche statt. Während die schaulustige Menge jede Mauer, jede Fensterbrüstung erstiegen hat, nimmt der griechische Patriarch, in prächtige, goldstrotzende Gewänder gehüllt, umgeben von seinem Klerus, auf einem Throne Platz und ahmt an einem dafür bestimmten Menschen theatralisch jene ergreifende Handlung nach, mit der der Heiland im stillen Jüngerkreise zum letztenmal vor seinem Abschiede seine Predigt ohne Worte über die Liebe gehalten hat. Aber es ist eine bloße Komödie. Kein Passionsevangelium wird vor dem Volke laut. Am Karfreitag durchflutet die mächtige Festversammlung Kopf an Kopf die ausgedehnten Räume der Grabeskirche. Den Mittelpunkt der Feier bildet die Aufführung des Leidens Christi: ein hölzerner Christus wird gekreuzigt, gesalbt, ins Grab gelegt. Von dem lebendigen Christus, dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt und durch dessen Gnade allein alle Sünder selig werden können, vernimmt man nichts am Karfreitag auf dem vermeintlichen Golgatha. Auch am stillen Sonnabend füllt eine vieltausendköpfige Menge die Grabeskirche. Ein betäubender Lärm, rohe Späße und Possen, unwürdige Volksbelustigungen unterhalten die von türkischem Militär bewachte Menge, die

Zuschauer auf den Galerien amüsieren sich über das tolle und bunte Bild, bis endlich der in der Grabkapelle verborgene Bischof sein angeblich nach heißem Flehen direkt vom Himmel herabgekommenes „heiliges Feuer" herausreicht. Dann fällt die rasende Menge wie toll mit unbeschreiblichem Geschrei darüber her, Tausende von Kerzen entzünden sich daran, und in wenigen Minuten ist die Kirche in eine undurchdringliche, erstickende Wolke von Rauch und Qualm eingehüllt. Das ist der Tod aller wahren Passionsandacht, mit der ein Christ an Christi Kreuz und Grab niedersinkt und betet: „Es soll Dein Tod und Leiden, bis Leib und Seele scheiden, mir stets in meinem Herzen ruh'n."

Ist es da ein Wunder, daß diese seit Jahrhunderten Karfreitag für Karfreitag aufgeführte Passionsfeier keine andere Wirkung gehabt hat, als daß das muhammedanische Volk des Landes um so fester seine Anbetung des einen Gottes für reiner und würdiger hält, zumal wenn, was nicht selten vorkommt, die Christen sich in der Kirche die Köpfe blutig schlagen und durch muhammedanische Soldaten mit blanker Waffe auseinander getrieben werden müssen?

Es ist nötig, daß in dem unglücklichen Lande, aus dem uns aller Karfreitagstrost gekommen ist, dem Volke endlich die wahre heilige Christusgestalt gezeigt werde. Darum hat seit einem halben Jahrhundert die evangelische Mission im heiligen Lande eingesetzt. Fast 40 Jahre ist es her, seit das Syrische Waisenhaus in Jerusalem in diese Arbeit eingetreten ist, einst ein kleines, unscheinbares Senfkorn, heute die größte und ausgedehnteste aller evangelischen Anstalten im heiligen Lande. Wie einst Golgatha vor den Nordthoren der Stadt gelegen, so hoch wie der Oelberg, auf dem Wege des Auferstandenen nach Emmaus, soll dies Missionshaus von seiner Höhe herab die Predigt vom Kreuz wieder laut hineinrufen in das Land, auf dessen Fluren einst Christi Kreuz gewachsen, in dessen Boden am Karfreitag das Kreuz gestanden hat.

Der heimgegangene Begründer des Hauses erkannte bald, daß diesem Lande nur zu helfen ist durch evangelische Erziehung seiner Jugend. Zwar auch den Alten wird gepredigt und muß gepredigt werden. Aber die Herzen sind felsenhart geworden gerade durch die vielen Verzerrungen des Christentums, die ihnen von Kindheit an vor Augen standen. Es gilt, eine junge Schar eingeborener evangelischer Christen heranzuziehen und sie wie einen neuen Baum, ein neues Volk Jesu Christi in das uns allen so teure Land hineinzupflanzen. Trefflich eingerichtete Schulen bieten jedem Sohne des Landes — ob verwaist oder nicht — Gelegenheit zur Ausbildung. Die neuen Ankömmlinge kommen in tiefster Verwahrlosung. Aber sie gehen, wenn wohlgeraten, wieder hinaus als Pioniere des Evangeliums in die Berge von Judäa, Samaria und Galiläa. Auch eine Schar von Mädchen wird in einer besonderen Abteilung des Missionshauses erzogen. Für die Blinden des heiligen Landes ist eine Blindenanstalt mit dem Hause verbunden. Für die große Zahl von Jünglingen, die bis zum 20. Lebensjahre und darüber im Hause bleiben, ist eine ganze Reihe von Handwerksstätten und Industrien eingerichtet, wo sie entweder als Lehrlinge Berufsbildung oder als Gesellen Brot finden können. Ein Seminar bildet Lehrer und Evangelisten aus. Es ist ersichtlich, daß das Haus längst über die Ziele eines bloßen Waisenhauses hinausgewachsen ist und daß die etwa 1600 hier evangelisch erzogenen Männer und Frauen die Missions-Bestimmung haben, durch das Vorhandensein evangelischer Männer und Familien der evangelischen Kirche das Heimatsrecht zu

erwerben auf den Bergen des gelobten Landes. Auch eine evangelische Gemeinde wird dadurch gebildet, daß sich frühere Zöglinge, gewerblich selbständig, mit evangelischen Frauen verheiratet, um das Syrische Haus her ansiedeln. So erwächst auf dem umfassenden, noch vor 40 Jahren über und über mit Felsen bedeckten unfruchtbaren Lande, auf dem unser Haus steht, eine selbsterzogene Gemeinde, ein Bäumlein einer arabisch-evangelischen Kirche, das für die Zukunft unsere Hoffnung bedeutet, zu dem wir aufblicken mit dem Psalmworte: „Der Berg Zion ist wie ein schön Zweiglein, dessen sich das ganze Land tröstet.“ (Ps. 48, 3.)

Seitdem mit dem Syrischen Waisenhause nun auch eiu armenisches Waisenhaus für 90 Kinder verbunden ist, deren letzte Nachzügler um Ostern eintreffen werden, ist unsere Arbeit in dem von 330 Menschen bewohnten Missionshause gewaltig gewachsen. Sie läßt sich nur dann fortführen, wenn die alten Freunde treu bleiben und neue hinzukommen, um mitzubauen an den zerrissenen Mauern Jerusalems. Ludwig Schneller, Pastor, in Köln.

Religion und Poesie.

Aus Trübsal und Trauer hebt sich gar oft die Poesie, wie der bunte, herrliche Falter aus der häßlichen Raupe, die tiefe, lebenswarme, selbstempfundene Poesie, und schlingt ihre duftenden Blumengewinde über das Grab, das so viel Glück und Freude, Scherz und Lachen verschlungen. Eine düstere, schwermütige Poesie mitunter, wie dunkles, schwarzes Gewölk, durch das nur hie und da die Blitze zucken, aber auch lind und sanft dann wieder, daß es uns ist, als fühlten wir, wie mit jedem Wort das Eis vom Herzen taut und die erstarrten Thränen darin zerfließen. Umgekehrt ist auch alle tiefe, wahre Poesie das schöne Kind des Schmerzes und jeder große, gottbegnadete Dichter hat irgend eine tiefe, ergreifende Lebenserfahrung hinter sich, die ihn vom Himmel, in dem er geschwelgt, es selbst nicht wissend, auf die Erde stellte.

Und wieder sind solche Zeiten nicht selten die Geburtsstunde der Religion, wie denn echte Poesie und wahre Religion Geschwister sind, Zwillinge, täuschend ähnlich und nicht zu trennen, und doch jede etwas für sich, beide ein Ahnen und geistiges Schauen dessen, was das oberflächliche Auge nicht sieht, woran der Alltagsmensch achtlos vorübergeht, dessen, was unsichtbar dennoch das einzig Wirkliche in der bunten Welt der Erscheinungen ist. Wohl hat diese Religion auf den ersten Blick oft etwas recht Herbes an sich. Sie scheint nichts als lauter Zweifel, als ein Stürmen des Himmels: „warum?“ „wozu?“ „weshalb?“ „wie lange?“ Sie reißt nieder, um auf stärkere, festere Fundamente zu bauen, auf eigene Erfahrung und eigenes Thun. Aber sie verleugnet ihren Charakter auch da nicht, den frommen Glauben, der aus allen Zweifeln sich wieder hindurchbricht: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ „Dennoch bleibe ich stets bei dir, o Gott!“ Diese Frömmigkeit hat etwas an sich von dem rauhen, leidenschaftlichen, seinen augenblicklichen Empfindungen und Stimmungen nachgebenden Esau, der doch im Grunde seines Herzens so gut und versöhnlich war. Der Erfahrungsglaube ist ein anderer als der Gewohnheitsglaube, gerade so verschieden von ihm, wie der Waldstrom, der über

Felswände herunterstürzt, an Steinblöcken sich bricht, hoch aufschäumt und gischtet, sich überall siegend Bahn bricht und in seinem ganzen Lauf die Luft reinigt und kühlt, verschieden ist von dem Strom, der gemächlich weiterflutet, Mühlen und Fabriken treibt und buntbewimpelte Schiffe trägt auf seinem Rücken, aber versiegen und versanden müßte, wenn ihm jener nicht immer von neuem die Wasser zuführte.

Wochenschau.

Wie ganz anders Jesus gebetet hat, das fühlen wir in diesen Tagen unter seinem Kreuz wieder besonders. Er galt nicht als großer und berühmter Beter. Er hat keinen Denar und kein Abendessen erbetet. Wenn er Speise und Trank brauchte, so gingen seine Jünger, sie zu kaufen, und wenn er Herberge haben mußte, so baten seine Jünger bei den Leuten, ganz menschlich. Armer Jesus! du hast mit deinem Beten nie irgend ein Aufsehen, nie daraus ein Geschäft gemacht. Du lehrtest uns: euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe ihr ihn darum bittet! Du betetest in der Stille, allein auf einem Berg, und wenn du es gethan, so sagtest du es niemand. Armer Jesus! du hast mit deinem Beten so wenig erreicht, keines Priesters Herz bekehrt, hast des Pilatus Schlechtigkeit, die Feigheit des Petrus und den Verrat des Judas nicht verhindern können. Wie dürftig siehst du aus unter den großen „Bekehrern“ von heute, die Abend um Abend große Zahlen notieren und sie bei der Abreise dem Komitee zum Eintrag in ihre Bücher vorweisen. Armer Jesus! nicht einmal dein eigenes Geschick konntest du, als es dir bitter wurde und den Angstschweiß auf deine Stirne trieb, mit Beten abwenden. Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! Er ging nicht vorüber. Und gerade durch dein menschliches Erfahren der Schranken, in denen wir leben, durch dein Ertragen des Ungeheuren erscheinst du uns so unendlich groß und bist du uns so innig lieb. Der rechte, heilige Beter bist doch du. Du lehrtest uns um den heiligen Geist beten und den hast du dir erbetet. Mit ihm hast du des Vaters Willen angenommen, geehrt und vollkommen erfüllt. Mitten im unsagbaren Leiden gabst du den Beweis des wahren und höchsten Betens: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Heute werden mit der Religion Geschäfte gemacht, während Jesus mit ihr unterlegen und gestorben ist. Was gibt es Heiligeres als das Blut Jesu, vergossen in der Berufstreue, im standhaften Bekennen der Wahrheit, im Liebeswerben um das Heil aller Menschenseelen? Aber die Art und Weise, wie heute in Kirchen und Sekten das „Blut Jesu“ argepriesen und herumgeboten wird als eine Art magisches Zaubermittel — wir fürchten, wir fürchten, das richte Schaden an in den Seelen. Nur glauben müsse man an das für uns vergossene Blut Jesu, dann sei man rein von aller Sünde? Nur waschen müsse man seine Kleider im Blute des Lammes, dann wandle man schneeweiß ins Paradies? Gott verzeihe uns — aber wir sehen an denen, welche am lautesten auf ihr Gewaschensein pochen, nicht viel Reines. Einige Gute, Edle, Liebevolle, die noch besser, edler, liebevoller werden bei ihrem Glauben, aber auch eine Masse von solchen, die aus dem Blut Jesu, das sie rein gewaschen haben soll, eine Entschuldigung machen, daß sie bleiben, was

sie sind, bösartig, hochmütig, unheimlich. Darum will es uns vorkommen, wir leben in der Zeit eines ungeheuren Abfalles von der Religion Jesu, einer Verkehrung derselben in ihr Gegenteil. Die wahre Bekehrung, die allen in unserer Zeit not thut, scheint uns eine Bekehrung zur verlassenen Lehre und zum verachteten Beispiel Jesu zu sein. Statt zu meinen, es handle sich bloß um Glauben an das Blut Jesu, sollten wir uns merken, daß Blut so viel bedeutet als Leben, und daß von uns ein Leben und Thun verlangt wird. Wir bewundern das Kreuz Jesu und beten es an, wir sollten es nachahmen, sowohl das, was ihn an das Kreuz brachte, wie die Gesinnung, in der er es trug. Das wäre eine Erlösung durch das Blut Jesu, in der sich alle verstehen, alle vereinigen könnten. Auch am Kreuze steht für uns geschrieben: Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe. In der Nachfolge Jesu ist unsere Erlösung. Die den Willen thun seines Vaters im Himmel, werden in das Himmelreich kommen. In diesem Christentum sind wir alle erst Anfänger, aber wir könnten einander helfen, darin vorwärts zu kommen. Das können wir. Und das wollen wir.

Vom Büchertisch.

Die Stellung der Frauen. Von Paul Pflüger. Verlag der Buchhandlung des Schweiz. Grütlivereins in Zürich. 20 Cts.

Unter dem Titel „Socialwissenschaftliche Volksbibliothek" gibt Herr Pfarrer Pflüger in Außersihl-Zürich von Zeit zu Zeit kurzgefaßte, populär geschriebene Abhandlungen über sociale und socialpolitische Fragen heraus, die zur Aufklärung des Volkes wie zur Erweckung des Nachdenkens über die besprochenen Gegenstände sich trefflich eignen. Das obige Schriftchen bildet das neunte Heft dieser Sammlung und schildert in äußerst klarer und überzeugender Sprache die untergeordnete und mehr oder weniger vernachlässigte Stellung, welche das weibliche Geschlecht auch heute noch gegenüber dem männlichen in der Erziehung, im Erwerbsleben, im öffentlichen Leben und in der bürgerlichen Rechtsstellung einnimmt, sowie die schweren Uebelstände, die damit verbunden sind, und die unbedingte sociale Pflicht, das Frauengeschlecht aus seiner Zurücksetzung zu befreien und in allen genannten Beziehungen zu gleicher Würde und gleichem Recht mit dem Manne emporzuheben. Das Schriftchen verdient von allen denkenden Männern und Frauen gelesen und beherzigt zu werden. Z. W.

Zwingliana. Mitteilungen zur Geschichte Zwinglis und der Reformation. Herausgegeben von der Vereinigung für das Zwinglimuseum in Zürich. 1898. Nr. 1.

Der Professor der Kirchengeschichte an der Hochschule Zürich, Dr. Emil Egli, hat sich mit der Herausgabe dieses Werkes ein entschiedenes Verdienst erworben. Schon die im Jahre 1897 erschienenen zwei Hefte enthalten wertvolle Beiträge zur Geschichte der zürcherischen und schweizerischen Reformation. Das neue Heft schließt sich seinen Vorgängern in würdigster Weise an. Den Leiter bildet ein interessanter Aufsatz von Gustav Vogt über die Neutralitätspolitik Zwinglis.

Gerne fügen wir bei, daß jeder, der Mitglied der „Vereinigung für das Zwinglimuseum" ist und einen jährlichen Beitrag von mindestens 3 Fr. zahlt, die Zwingliana gratis erhält. D. B.

„Ueber ein Kleines“.

Joh. 16, 16.

„Ueber ein Kleines“: „Ihr sehet mich nicht,
Gehe zum Vater, zur Klarheit, ins Licht!“
„Ueber ein Kleines“: „Ihr weinet voll Leid —
Aber ich komme und bringe euch Freud'!“

„Ueber ein Kleines!“ Welch' liebliches Wort,
Stärket und tröstet uns fort noch und fort!
„Ueber ein Kleines“: Das Wort uns verspricht
Frieden und Freude und Hoffnung und Licht!

„Ueber ein Kleines!“ Wie zagst denn, o Herz?
Möchtest vergehen in Kummer und Schmerz!
„Ueber ein Kleines“: Aus Schmerzen und Müh'n
Werden die Rosen der Freude erblüh'n!

„Ueber ein Kleines!“ Noch kämpfest jetzt du,
Sehnst dich nach Frieden, nach Stille und Ruh'!
„Ueber ein Kleines“: O selige Lust,
Himmlischer Friede erquickt dir die Brust!

„Ueber ein Kleines!“ Ach Spott wird und Hohn,
Redlicher Treu' oft als schmählicher Lohn!
„Ueber ein Kleines“: Die Lüge vergeht,
Rechtthun und Treue und Wahrheit besteht!

„Ueber ein Kleines!“ Wie öde, wie leer
Ist dir das Leben: Der Freund ist nicht mehr!
„Ueber ein Kleines“: Verklärt wirst du seh'n
Ihn, den Beweinten, in seligen Höh'n!

„Ueber ein Kleines!“ Das Wort uns verspricht
Freude und Frieden und Leben und Licht!
„Ueber ein Kleines!“ Wir hoffen, vertrau'n:
Bald wird das Glauben sich wandeln ins Schau'n!

J. Z.

Kirchliche Personalnachrichten.

Zürich. Resigniert Herr Kübler, Pfarrer in Neftenbach, wegen vorgerückten Alters. — Außersihl (Zürich) erhält laut Regierungsbeschluß auf 1. Oktober eine vierte Pfarrstelle, die aus Billigkeitsgründen einem Vertreter der positiven Richtung zufallen wird.

Bern. Herr Hans Lademann, V. D. M. von Bremgarten (Bern), zur Zeit Bezirksschullehrer in Aarau, ist zum Hilfsprediger der reformierten Gemeinde in Dresden gewählt worden. — Die Gemeinde Bremgarten hat ihren 70jährigen Pfarrer Friedrich Stettler nicht wiedergewählt.

Baselland. Gewählt zum Pfarrer von Sissach Herr Hans Senn von Basel, der bisherige Vikar.

Graubünden. Resigniert in St. Peter-Molinis Herr Pfarrer Marty; an seine Stelle wurde gewählt Herr Anton Rimathe, V. D. M.

Wallis. Gewählt zum Pfarrer der reformierten Gemeinde in Sitten Herr Ed. Blocher, bisheriger Pfarrer in Sidi-bel-Abes (Algerien).

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 16. Samstag, 16. April 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Fünkchen.

Scheint's, ob alles schliefe:
In des Herzens Tiefe
Noch ein Fünkchen lebt,
Das nach oben strebt!

Weck's nur auf zum Leben!
Laß es aufwärts streben!
Und es bricht gewiß
Licht aus Finsternis!

„Keinen je verdamme!“
Fünkchen kann noch Flamme
Werden und der Schein
Licht und Segen sein!

J. Z.

Zum Schulbeginn.

Am Donnerstag wandert der kleine Hans zum erstenmal in die Schule, denn am vierten Mai wird er schon sieben Jahre alt. Seine Mutter hat nie darüber geklagt, daß er nicht ein paar Tage früher zur Welt gekommen und daß sie ihn nicht schon letztes Jahr für einige Stunden des Tages von sich abladen und dem Schullehrer habe aufladen können. Im Gegenteil: sie ist eine jener lieben Egoistinnen, die ihre Kinder gerne möglichst lange für sich allein haben, und es als eine Beschränkung ihrer königlichen Macht empfinden, wenn Augen und Hände und Lippen eines Fremden auf die jungen Herzen Einfluß gewinnen und um die Liebe derselben werben. In der Blütenlese deutscher Dichter, die sie sich nicht beim Buchhändler gekauft, sondern für ihren Haus- und Herzensgebrauch selber im Lauf der Jahre zusammengeschrieben hat, steht das Wort Leopold Schefers:

Geh' fleißig um mit Deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um Dich und liebe sie
Und laß Dich lieben einzig schöne Jahre;

Denn nur im Traum der Kindheit sind
Sie Dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie vieles bald — was Du nicht bist
Und lockt sie mancherlei — was Du nicht hast,
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren.

Doch nicht bloß voll egoistischer Liebe ist Hansens Mutter, sie hat auch Verstand. Sie weiß, mit fast sieben Jahren ist ihr Liebling körperlich und geistig reifer und seine jungen Glieder wie sein junges Gehirn werden sich leichter an die Schulluft und an das Lernen gewöhnen — er begreift rascher als es ihm vor einem Jahr möglich gewesen, müheloser wird er vorwärts kommen und der Schulweg wird ihm nie zum verhaßten Dornenpfad werden.

Nun aber muß es ja sein. Das Leben ist ernst und schwer, und um es einst zu bestehen, muß der wackere Junge mit Fertigkeit und Kenntnissen ausgerüstet sein, die ihm das Elternhaus nicht zu geben vermag. Also auf zur Schule! Das Schulhaus ist ja so schön und groß und weit; es hat so viele und hohe Fenster, die das liebe Himmelslicht und die gesunde frische Luft in reicher Fülle hereinlassen, und in den Schulsälen stehen praktische, der Größe der Schüler angepaßte Schulbänke, daß Brust und Rücken und die beiden klaren Fensterlein im lieben Kindergesicht keinen Schaden nehmen. Aber wenn nun der kerngesunde Hans in der Schulstubenluft im Verkehr mit hundert andern Kindern jene Bacillen einatmet, aus denen sich Rotsucht und Scharlach, Keuchhusten und Diphtheritis entwickeln? oder wenn das bisher unverdorbene Herz wüste, häßliche Gedanken anderer schlimm gearteter Buben in sich aufnimmt oder die bisher reinen Lippen Freude bekommen am Fluchen, an gemeinen und niedrigen Redewendungen? Ja, gute Mutter, du kannst dein Kind nicht daheim in eine Flasche voll Spiritus stellen, um es vor allen schädlichen Einflüssen zu bewahren, es muß sich allmählich gewöhnen an diese Erdenluft und an die Menschenkinder, die eben auch nicht aus Himmelsduft gemacht, sondern von der Erde genommen sind. In der Schule geschieht das mögliche, um Leib und Seele der Kinder zu schützen, und dann bist noch immer du da mit deinem von der Liebe geschärften Auge, deiner Sorgfalt, deinem Wort, deinem Wandel, deiner vom Geist Jesu geheiligten Persönlichkeit. Du kannst nicht jede Ansteckung verhüten, du hast es auch nicht gekonnt, als dein Hans noch nicht in die Schule ging, aber wenn du seinen jungen Leib rein hältst und vernünftig nährest und kleidest und bettest, so ist schon manche Gefahr beschworen. Du weißt, wem du das übrige anheimstellen mußt. Und wenn dein Knabe weiß, daß in der Familienstube und am Familientisch gemeines und rohes Wesen nicht geduldet wird, so wird er allen geistigen Schmutz, den er etwa draußen aufgelesen hat, gerade wie den Schmutz an den Schuhen vor der Hausthüre lassen. Wozu wäre sonst das Scharreisen da?

Doch was ist das Schulhaus und die Schulstube und die Schulbank und die Schulkameraden im Vergleich mit dem Mann, dem du Geist und Herz deines Kindes anvertraust, im Vergleich mit dem Lehrer? Der ist die entscheidende Persönlichkeit und von diesem wird es, wenn auch nicht allein doch zu einem großen Teil abhängen, ob für deinen Hans die Schulstube eine liebe zweite Heimat oder ein Fegfeuer sein wird. Du gehörst nicht zu den

thörichten Müttern, die ihren Kindern vor dem Schulmeister Angst machen und ihn dem Kinde als „schwarzen Mann“ mit bösen Blicken, bösen Worten und einem langen scharfen Meerrohr schildern. Du hast ihm das Gegenteil gesagt: der Schulmeister sei ein guter, ein freundlicher Mann, der es mit deinem Hans gut, ganz gut meine. Aber im stillen hegst du allerlei Herzenswünsche in Bezug auf den Lehrer deines Knaben.

Er soll mancherlei Gaben besitzen: den klaren Kopf eines Weisen, der das Wesen des Menschen und seine Bedürfnisse kennt und den schlichten Sinn eines Kindes, der sich herablassen kann zu den Kleinen; die feste Hand eines Steuermannes, der unentwegt dem gewünschten Ziele entgegenstrebt und die Riesengeduld eines Fischers, der warten, warten kann, bis endlich das Fischlein in's Netz geht; die Lieblichkeit und Holdseligkeit des großen Kinderfreundes, der im Verkehr mit der Jugend lauter Sonnenschein war und — in Ausnahmsfällen — die zürnende Gewalt eines Herrschers im Donnergewölk, der wettert und blitzt, daß es einschlägt; den Respekt vor den Kindern als Kindern Gottes, wie denn Luther einen Lehrer hatte, der vor ihm und seinen Mitschülern sein Doktorbarett gar tief abzunehmen pflegte, weil man nie wisse, was Gott auch aus dem ärmsten Büblein machen werde und jene Bescheidenheit des gesamten Wesens, die auch die Jugend vor Wissensstolz und geistiger Aufgeblasenheit bewahrt. Kurz, der Lehrer deines Hans soll ein frommer Mann sein, wie Pestalozzi getauft mit dem Geist Jesu Christi.

Hans! es ist Zeit zur Schule. Geh' mit Gott! er führe dich zum rechten Lehrer; und du laß dich führen!

Zur gegenwärtigen Stellung Rom's in der Welt.

I.

Seit einer Reihe von Jahren bietet die römisch-katholische Kirche alle ihre Kräfte auf, um die Welt für sich zu erobern und ihre Führer und Helfer geberden sich in ihren Angriffen auf alles, was mit ihren Plänen und Hoffnungen im Widerspruch steht, so übermütig und zuversichtlich, daß man meinen könnte, die gesamte Menschheit werde in kürzester Frist dem Papst unterthan sein und in jeder Hinsicht sich seinem Machtgebot unterziehen. Wirklich kann man gelegentlich von Leuten, die sonst nicht auf den Kopf gefallen sind, aber gewisse Erscheinungen nur oberflächlich beurteilen, Aeußerungen hören, wie z. B. „am Ende wird alles wieder katholisch!“ Solche, freilich meist unbedachte Meinungen darf man sich doch etwas genauer ansehen und dabei untersuchen, ob sie durch den gegenwärtigen Zustand der Kirche Roms gerechtfertigt sind. Vielleicht ergiebt sich aus dieser Prüfung für den aufmerksamen Leser doch die tröstliche Erkenntnis, daß die Erfolge der römisch-katholischen Kirche oder, genauer ausgedrückt, des Papstes und der in seinem Namen streitenden Partei, bei weitem nicht so groß sind, wie sie scheinen.

Vor allem können wir feststellen, daß der Wahn, der schon dem Kinde des Katholiken eingeflößt wird, als ob seine Kirche die ganze Erde umfasse oder wenigstens die große Mehrheit der Christen zu ihren Bekennern rechnen dürfe, der Wahrheit keineswegs entspricht. Denn nach den zuverlässigsten Berechnungen sind von den 1499,2 Millionen Menschen auf unserer Erdkugel 1006,3 Millionen Nichtchristen und nur 492,9 Millionen Christen, von

den Letztern aber bekennen sich 269,4 Millionen zur protestantischen, griechisch-katholischen oder armenischen, dagegen nur 223,5 Millionen zur römischen Kirche. (Daß der Papst auch Bischöfe für Länder und Städte ernennt, wo kein einziger Christ lebt, stößt natürlich diese Rechnung nicht um.) Ein weiterer unter den Katholiken verbreiteter und von deren Kirche nicht bekämpfter Irrtum liegt den Vorgaben zu Grunde, die Millionen von Christen im Osten Europas und im Westen Asiens, die zum Papst in keiner Beziehung stehen, seien einst von seiner Kirche abgefallen, vielmehr galten die hohen Kirchenhäupter von Jerusalem, Antiochien, Alexandrien und Konstantinopel Jahrhunderte lang als mit demjenigen von Rom gleichberechtigt, bis dieser jene und ihre Kirche in den Bann that, weil sie ihm nicht den obersten Rang und die Herrschaft zugestanden. So trennten sich die beiden größten alten Kirchengemeinschaften im Jahre 867 und endgültig im Jahr 1054 und die von Rom unabhängig gebliebene morgenländische darf ebenso gut die römische wie diese jene als von ihr abgefallen betrachten. Im Abendland fand die römische Kirche, die im Laufe der Zeit in Lehre und Gottesdienst ihr Wesen vielfach geändert, durch die Reformation einen großen Abbruch an Gläubigen, den sie durch grausame Verfolgungen und gewaltthätige Maßregeln nur einigermaßen ersetzte; in neuerer Zeit aber sind die eigentlichen Religionskriege und der Zwang gegen Andersgläubige durch mildere Gesinnungen verdrängt worden und die Bekehrungen von einer Konfession zu einer andern geschehen nur noch im geringen Maßstabe. Der Austausch zwischen Gliedern der römischen Kirche einerseits und den nicht römischen andererseits geschieht jedenfalls im Ganzen und der Zahl und dem innern Wert der Uebertretenden nach nicht zu Gunsten Roms, nur werden die Fälle, in denen dieses einen neuen Zuwachs, besonders von Reichen und Vornehmen dieser Welt, erhält, weit mehr bekannt gemacht als bei den Evangelischen, die sich mehr im Stillen freuen, wenn edle, wahrhaft fromme Menschen das Joch Roms abschütteln und freie Christen werden. Der Bekehrungseifer ist schon deswegen bei uns gemäßigter, weil wir nicht wie die Römischen glauben, nur in einer Kirche, der eigenen, sei die Seligkeit zu finden. Zur Bestätigung unsrer Ansicht, daß die römische Kirche nicht oder nur wenig an der Zahl ihrer Bekenner zunimmt, dienen u. a. die amtlichen Berichte über den Konfessionswechsel im deutschen Reiche. Von 1890 bis 1894 verloren die deutsch evangelischen Landeskirchen nur 2794 Glieder an die römische Kirche, während aus dieser 17,002 in jene übertraten. Ebenso zeigt das Jahr 1896 einen Verlust Roms von 10,045, dagegen einen solchen der evangelischen Kirchen von nur 1467, die katholisch wurden. Ebenso nahmen in der Schweiz zwischen den Volkszählungen von 1860—1888 und auch seither die Katholiken in geringerem Maße zu, als die Reformierten, wobei noch bedacht werden muß, daß in der Liste jener auch sämtliche Altkatholiken mitgerechnet sind. Nun steht zwar fest, daß die vorwiegend reformierten Kantone, und in ihnen besonders die Hauptstädte, immer großen Zuwachs von Katholiken erhalten, die aus ihrer engern Heimat dahin wandern, wo ihnen ein besserer Verdienst winkt; doch entspricht dieser Bewegung eine gegenteilige, die sie aufwiegt. Zürich hat 28,905, Baselstadt 12406, Bern 9674, Genf 9337 mehr Katholiken in jenen 28 Jahren bei sich aufgenommen, dafür ist aber die Zahl der Reformirten in den genannten Städten noch mehr herangewachsen und hat sich in Luzern um 5,242, in Zug um 772, in Freiburg um 3291, in Solothurn um 12,272 vermehrt. Bekanntlich dienen auch die gemischten Ehen, denen Rom so heftig widerstrebt, nicht dazu, das Verhältnis zu Gunsten

der Römischen zu verbessern. Wie kläglich endete der vom Papste erhoffte große Fischzug, durch den alle nicht römischen Christen zur „Rückkehr“ in den Schafstall St. Petri, angeblich zur Einigung mit der Papstkirche, in der That aber zur unbedingten Unterwerfung unter ihre Macht, eingeladen wurden, der jedoch damit endete, daß alle mit lächelndem Hohn oder heiliger Entrüstung diese Zumutung zurückwiesen! Rechnen wir dazu den geradezu ungeheuren innern Abfall der meisten gelehrten, gebildeten, sittlich ernsten Kreise in den urkatholischen Ländern Frankreich, Italien, Spanien von dem Glauben, den Rom seinen Unterthanen auferlegt, so wird die Befürchtung, als gehe das mittelalterliche Papsttum einer Wiederherstellung entgegen, vollends sich als irrig erweisen. Mögen auch die Heiligenverehrung, die Prozessionen, die Wallfahrten, die Mönchsorden, die Kirchenbauten, die verschiedenen Arten großer Prachtentfaltung ein gewisses Leben in der römischen Kirche aufwecken, die Tage ihrer Uebermacht und einzigen Hoheit sind für die Welt dahin.

II.

Aehnlich wie mit dem angeblichen Wachsen der Zahl römisch-katholischer Christen verhält es sich mit der vom Papst gewünschten Machtstellung in der Politik. In dieses Gebiet griffen die Häupter der römischen Kirche von jeher gern ein, obgleich ihnen das Wort Jesu nicht unbekannt sein kann: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Nun hat sich allerdings die von Rom und den Jesuiten beherrschte Partei — im deutschen Reichstag Zentrum genannt — ungemein rührig gezeigt, strebt mit allem Eifer, ihren katholischen Anschauungen Geltung zu verschaffen und in Verfassungen und Gesetzen alle Bestimmungen auszumerzen, die mit den Beschlüssen der Kirchenversammlung von Trient (1545—1563) nicht vereinbar sind, aber was sind ihre gegenwärtigen Erfolge, wo sie solche wirklich errungen hat, gegenüber der einstigen Höhe, die das Papsttum im Mittelalter eingenommen hatte? Der nach und nach angesammelte Kirchenstaat und die mit seinem Besitz verbundene weltliche Herrschaft hat seit mehr als einem Vierteljahrhundert aufgehört zu bestehen. Der Besitzergreifung der alten Kaiser- und Papst-Stadt Rom durch die italienische Nation und ihren König schauten die gut katholischen Mächte ruhig zu und lassen sich durch keine Beschwörungen und Bitten Leos XIII. und der Katholikentage bewegen, die alten Zustände mit Waffengewalt zurückzurufen. Auch andere bedeutende Veränderungen, die im Verhältnis der Staaten zu einander und in ihrem Innern vor sich gehen, sind völlig unabhängig von der Billigung oder Verurteilung durch den Oberbischof in der Hauptstadt Umbertos. Die Befreiung Italiens vom Joche der Fremden vollzog sich gegen den Willen der römischen Kirche und ihrer Leiter — die Rückeroberung von Elsaß-Lothringen durch die Deutschen war Pius IX. ein Aergernis, das sich auf seinen Nachfolger forterbte — in die Verwandlung der französischen Monarchie in einen Freistaat mußte sich der Papst gezwungenerweise schicken, obwohl die neue Regierungsform das gerade Gegenteil der katholischen Verwaltung darstellt, in der der einzelne Bürger auf jede selbstständige Meinung zu gunsten der Unfehlbarkeit des Oberhauptes Verzicht leistet. — An der Stiftung des Dreibundes, der unserm Erdteil das köstliche Gut des Friedens erhalten will, hat das Papsttum keinen Teil und auch den Zweibund sah Leo nur deswegen gerne entstehen, weil er in der Hoffnung bestärkt wurde, der deutsche Protestantismus werde durch jenen geschädigt. Auch die Hoffnung der römischen Kirche, aus dem Kriege Italiens mit Menelik eine Stärkung ihres Ansehens

in Afrika zu erreichen, wurde ebenso wenig erfüllt, wie die weitere, bei der Friedensvermittlung eine einträgliche Rolle zu spielen. Daß endlich auch bei den Wirren im Osten dem Papst gerade wie den Vertretern anderer Konfessionen das bloße Zusehen blieb und er mit keinem Wort den christlichen Mächten die Verteidigung der verfolgten Glaubensgenossen ans Herz legte, zeigt vollends den gewaltigen Abstand zwischen Gegenwart und jener Zeit, da auf den Ruf von Rom Hunderttausende zum Kreuzzug sich rüsteten, um den Halbmond zu bekämpfen. (Schluß folgt.)

Wochenschau.

„Nun ist es wieder Ostern und unsere Pfarrer lassen am Faden ihrer Beredsamkeit die Lerche des Herrn Geibel in das klarste Luftgebiet emporsteigen." So spottete vor Jahren Herr Ruegg und es ist gut, wenn der Spott einige Pfarrer davon abhält, eine bloße Naturpredigt über das Auferstehen der Schöpfung zu halten. Auch das Erklärenwollen der Osterthatsache wird wenig helfen, denn die Ostererzählungen spotten desselben, es bleiben in allen Fällen ungelöste und unlösbare Rätsel zurück. — Rätsel, wenn du den Leichnam wieder lebendig werden lässest, Rätsel, wenn du wie Schleiermacher dir mit dem Scheintod aus der Not helfen willst, Rätsel, wenn du meinst, die Vision erkläre alles. Lauter Rätsel schauen uns an aus den Ostergeschichten.

Und doch zieht es uns immer wieder zu ihnen hin, wir lesen sie immer wieder und je öfter wir sie lesen, desto wunderbarer finden wir sie. Ein besonders schöner Zug an den Ostererzählungen ist, daß sie selber zugeben, wie langsam und schwer auch den Jüngern der Glaube an die Auferstehung eingegangen ist. Die Frauen am Grab kam „Entsetzen und Furcht an, sie sagten niemand etwas, denn sie fürchteten sich" (Math. 16, 8). Als Jesus sich den Jüngern auf einem Berg in Galiläa zeigte, also viele Tage nach Ostern, da waren noch „etliche, die zweifelten." (Math. 28, 17.) Als die Apostel den ersten Bericht vom leeren Grab bekamen durch die Frauen, kam es ihnen vor wie ein Märchen und sie glaubten ihnen nicht." (Luk. 24, 11). Als Maria Magdalena den Stein vom Grab weggewälzt fand, dachte sie nicht an eine Auferstehung, sondern sie klagte, sie haben den Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt." (Joh. 20, 2.) „Sie verstanden noch nicht die Schrift, daß er müsse von den Toten auferstehen." (Joh. 20, 9.) Sogar als Jesus zu Maria trat und sie anredete, hielt sie ihn zuerst für den Gärtner und wiederholte ihm ihre Klage: „wenn du ihn weggenommen hast, so sage mir, wo du ihn hingelegt, so will ich ihn holen." (Joh. 20, 15.) Auch die zwei Jünger, welche nach Emmaus wandern, erkennen den Auferstandenen lange nicht, Stunden lang geht er mit ihnen und sie halten ihn für einen Fremdling; erst als er ihnen das Brot brach, erkannten sie ihn und da verschwand er vor ihnen. (Luk. 24, 31.) Diese Zeugnisse sollten die Gläubigen veranlassen, Geduld zu haben mit denen, welchen es schwer fällt, zu glauben, es fiel ja den Jüngern auch schwer.

Das allerschwerste aber an den Ostererzählungen sind die klaren Zeugnisse, daß es kein Geist war, der den Jüngern erschien, sondern ein Leib. Das plötzliche Eintreten durch verschlossene Thüren sieht ja aus wie Vision, aber stundenlang wandern, sich niedersetzen, das Brot brechen, essen und trinken, gebratene Fische und Honigwaben essen und dazu längere Reden halten, das

kann ein Geist nicht. „Bestürzt und voll Furcht meinten sie einen Geist zu sehen" (Luk. 24, 37.), aber Jesus zeigt ihnen Hände und Füße, er fordert sie auf, ihn anzurühren, denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr seht daß ich habe." (Luk. 24, 39.) Er zeigt ihnen die Nägelmale in seinen Händen und seine Seite und fordert den ungläubigen Thomas auf, die Finger in seine Nägelmale, die Hand in seine Seite zu legen. (Joh. 20, 27.) Es geht unseres Erachtens nicht an, bloß das Erscheinen durch verschlossene Thüren für sicher zu halten und diejenigen Zeugnisse abzulehnen, welche auf das allerdeutlichste die Leiblichkeit des Auferstandenen behaupten. Es scheint ja vernünftig zu sagen, entweder sei Jesus durch verschlossene Thüren gegangen und eben Geist gewesen oder er sei seinen Jüngern im Leibe erschienen und dann sei er kein Geist gewesen, aber die Ostergeschichten verlangen den Glauben an beides, den Glauben an das Unglaubliche.

Wer löst die Schwierigkeiten? Wir glauben daß kein Mensch sie je lösen wird. Wer an ein Wiederaufleben des Leichnams glaubt und wer an ein Erwachen aus dem Scheintod glaubt und wer an bloße Visionen glaubt, dem bleiben Rätsel und Geheimnisse übrig, die er nicht lösen und enthüllen kann. Aber hier wo jeder Verstand im Dunkeln tappt und zu Schanden wird, darf jeder sich an sein Sternlein halten, das ihm ins Dunkel herein scheint. Für uns ist dieses Sternlein die wiederholte Bezeugung der Ostergeschichten, daß die Jünger durch die S c h r i f t (es ist das alte Testament) zum Glauben an die Auferstehung gelangten. Sie verstanden noch nicht die Schrift, daß er müsse von den Toten auferstehen. (Joh. 20, 9.) Jesus öffnete ihnen die Schrift, worin steht, daß er durch Leiden zur Herrlichkeit eingehen müsse. (Luk. 24, 26.) Er öffnete ihnen den Verstand, die Schriften zu verstehen, also mußte Christus leiden und von den Toten auferstehen am dritten Tage. (Luk. 24, 46.) Namentlich Paulus, er allen voran, führt als Beweis für die Auferstehung Jesu in erster Linie die Schrift an, er mußte sterben „nach der Schrift" und auferstehen „nach der Schrift" am dritten Tag. (1. Cor. 15, 3. 4.) Als die Jünger aus dem alten Testament und besonders aus Jes. 53 die Ueberzeugung gewannen, es sei Gottes Willen und von ihm vorhergesagt, daß Jesus sterben und auferstehen müsse, fühlten sie sich gerettet. Dazu kamen einzelne Erinnerungen an Worte Jesu. Dem Glauben an den trotz des Todes Lebendigen folgten die Erscheinungen. Diese Erscheinungen wurden dann im Lauf von hundert Jahren niedergeschrieben; es sind unsere Ostergeschichten, an denen sichtbar ist, wie sie von Stufe zu Stufe immer handgreiflicher werden, bis aus ganz momentanen Erscheinungen behagliche Sitzungen, weite Wanderungen, lange Unterhaltungen mit Essen und Trinken entstehen, wobei der Schauplatz bald Jerusalem und Bethanien, bald Emmaus, bald Berg und See in Galiläa ist. Aus einem nur flüchtigen Schauen wird zuletzt ein Anfassen und Betasten des Leibes. Wir möchten von den Ostererzählungen keine einzige missen, denn als Anzeichen, wie die Jünger zum Glauben an die Auferstehung gelangten und als Symbole des untötbaren Geisteslebens sind sie alle höchst wertvoll, ergreifend und schön. Sie haben wie die Sache, welche sie ausdrücken wollen, etwas unergründliches, unsagbares. Wie Leben aus dem Tode entsteht, ist ein Geheimnis für uns Menschen, darum ist es durchaus der Sache entsprechend, daß die Evangelien mit etwas schließen, das wir nie ganz verstehen werden.

Ein masurischer Abraham a Sancta Clara.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte im masurischen Ostpreußen der durch seinen volkstümlichen derben Humor bekannte Rektor, spätere Pfarrer Pogarßelski. Seine naturwüchsigen Aeußerungen, zu denen sich noch ein eigentümliches Deutsch gesellte, haben zahllose Anekdoten zuwege gebracht, welche zum Teil noch heute im Volksmunde leben.

Auf Verwendung des ihm günstig gesinnten Haushofmeisters von Gröben sollte er die Pfarrerstelle in Kalinowen bei Olatzko erhalten, jedoch mußte er sich zuvor noch einer Prüfung unterwerfen. Nach seiner Kenntnis im Hebräischen befragt, erklärte Pogarßelski offen: „Diesen Sprack kenn' ich nicht." Als der Examinator meinte, ein Geistlicher müsse doch die heilige Schrift in der Ursprache lesen können, erwiderte Pogarßelski: „Herr Rat, können Sie bolsch (polnisch)?" — „Nein", erwiderte der Gefragte. „Sieh da! Einen kann diesen Sprack, Andern kann jenen. Werden ich nicht predigen auf ebräisch, werden ich predigen auf bolsch!"

Seine Art zu predigen zeigen folgende Bruchstücke, die wortgetreu überliefert sind: Aus einer Begräbnisrede, die Pogarßelski als Rektor gehalten:

„O weh' Dir, Ortelburg's Gemein!
Du hast verlor'n den Pfarrer Dein!
Maul zu, was hat gelehret Gott,
Geschlossen ist das Auge tott.
So blüht im Garten Rosenstock,
Springt zu, frißt ab der Ziegenbock:
So fraß auch mitt'n im Lebenslauf
Der Tott den sel'gen Pfarrer auf.
Nu liegt er da auf Gottesacker,
Pfui, Tott — Du Racker!

Kreuz, Jammer und Hellend sind die drei Windhund menschlichen Lebbens, mit was wird Mensch geätzet und gejaget wie Asen auf Bartolomäus Jagd. Quid est vita humana? Was ist menschlich Lebben? Menschlich Lebben ist Theerpaudel am Wagen: schlicker und schlacker, schlicker und schlacker: — Bums! liegt auf der Erd. Item quid est vita humana? Was ist menschlich Lebben? Menschlich Lebben ist baufallig Strohdach, kommt Wind, barbaucks fällt's um! Lenken wir unsere Gedanken zu selig Verstorbenen, was Wunder, wenn wir lassen halb Batalion Seufzer marschieren aus Corps de Gard unseres Herzens. War er gleichsam Wegweiser, auf Kreuzgang des Lebbens schmalen Weg zeigend, und sein purpurfärbiges Antlitz glänzte wie Pamuchelskopf im Mondschein. War er gleichsam Lusthaus von unsre Gemein, darinn wir sich kunnten nach Herzenslust verlustieren. War er gleichsam Bratpfanne, darein das feine Mehl wahren Glaubens gebacken wurde; er erhob seine Stimme wie ein Drummel, und seine Worte durchdrangen alle Ohren. Nun lassen wir unsern selig Verstorbenen in seinem hölzernen Schlafrock so lange ruhen, bis heiliger Xaverius ihn wird reißen mit Zangen des Verdienstes aus seinem düsteren Gewölbe. Amen."

Eine gewisse Berühmtheit erlangte der folgende Anfang einer seiner Kanzelreden: „Liebe Gemeind! Ich will euch heute predigen von Nuß — aber nicht von Haselnuß, auch nicht von Wallnuß, auch nicht von Betrübnuß und Aergernuß und Kummernuß, sondern vom heiligen Johannus."

Bei alledem übte er eine große Herrschaft über die Gemüter. Seine polnischen Bauern verehrten ihn wie einen Vater. Prot. Hausfr. Cinc.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 17. Samstag, 23. April 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Kalt oder warm?

Kalt nennen wir die Menschen, in deren Reden und Thun wir kein Herz finden. Es giebt solche Menschen. Wir können ihnen ihre Kälte nicht immer beweisen, aber es ist uns unbehaglich neben ihnen. Sie scheinen von der Natur kein Gemüt empfangen zu haben oder sie gewöhnen sich ihr bischen Gefühl geflissentlich ab. Sie rauschen an Freude und Leid der Welt vorüber, aber was andern tief zu Herzen geht, das prallt von ihrem Brustpanzer ab. Sie reden und predigen zwar mitunter mit Pathos und Feuer, aber sie sind der personifizierte, kalte Verstand! Wo andere Leute das Herz haben, da haben sie einen Stein! —

Wir kennen aber ein Kaltsein, vor dem man Respekt haben darf. Es gibt viele Fälle, wo der Mensch in Rücksicht auf sein inneres Wohl oder auf das Wohlsein anderer sich eine gewisse Kälte auferlegen muß. Das ist dann immer schwer; eine Kunst, die nur in heißem Kampf erworben wird, aber sie ist von reichem Segen. Die Großen der Welt mußten sich stets einer gewissen Gefühllosigkeit zeihen lassen. Die Durchführung der Aufgaben, die sie im Interesse ihrer Völker auf sich nahmen, verbot ihnen, bei Gefühlsregungen um einzelnes Leid sich aufzuhalten. Hätten sie sich dem Zug des Gemüts hingegeben, so wäre ihr großartiges Wirken für das Ganze unterblieben und doch haben sie manchmal schwer gelitten unter dem Konflikt zwischen Verstand und Herz, zwischen Wille und Gefühl. Selbst die innigsten Menschenfreunde, zumal diejenigen, die in Spitälern und Lazarethen gewirkt haben, waren ihrer Riesenleistungen nur fähig, weil sie, ohne abgestumpft zu sein, Macht hatten über ihr Gemüt. Wären sie ganz nur dem Drang ihres Erbarmens gefolgt, so wären sie erlahmt. So aber haben sie den Willen über das Gefühl gestellt und haben gesiegt!

Wir alle können lernen davon! Es ist ein köstlich Ding, wenn man zuweilen kalt sein kann! Die zugeknöpften Naturen hat man im großen ganzen nicht gern, aber wer zugeknöpft oder hart sein kann, wo geistliche oder weltliche Zudringlinge Hausfriedensbruch üben wollen in Häusern oder Herzen,

der ist aller Achtung wert. Das kalte, verschlossene Wesen erwirbt sich wenig Freunde, aber wer kühl und verschlossen bleibt gegenüber dem unverschämten Bettlertum, das der größte Feind der Armut ist, wer noch auf die Thüre zeigen kann wie ein Mann, wo man es wagen will, mit unheiligen Mitteln Seelen kaufen zu wollen für irgend einen kirchlichen oder politischen Zweck, der sei gelobt für seine Kälte! Wer ruhig Blut behält, wo die Thorheit unreifer Menschen eine Masse von schwachen Köpfen erhitzt, wer sich ein bischen Reserve bewahrt, wo andere sofort ihr Vertrauen wegwerfen, wer kühn sich drei Schritt vom Leib hält, was zuerst geprüft sein will, der ist wahrhaftig nicht gering zu achten!

Der freundliche Erzähler Hans Jakob hat durch lange Zeit, so oft sein angegriffenes Gemüt in Aufregung kommen wollte, sich selbst beschwichtigt mit der Parole: „Nur langsam!“ — Ja „nur langsam“ mein Sohn! Warte ruhig, bis du deine Pappenheimer kennst! „Nur langsam“ — nicht nur im Urteil über die Schwärmer und Stürmer, die deine Seelenruhe gefährden; langsam auch im Urteil über diejenigen, die die Welt vorschnell als die Kalten verschreit! Diese Kalten sind oft besser als ihr Ruf. Sie reden wenig und zeigen der Welt ihr Innerstes nicht, aber bei besonderer Veranlassung kehrt es sich strahlend heraus! Sie können auf einmal Feuer und Flamme sein, ergriffen von edler Leidenschaft, so daß man mit Bewunderung auf sie schauen muß. Das sind die wahrhaft gefühlvollen Naturen. Kalt und doch warm!

Deshalb brauchst du aber nicht alle Stillen und Ruhigen im Lande für vornehme Naturen zu halten. Viele sind doch die größten Langweiler oder Feiglinge, die es giebt. Manches sieht aus wie Ruhe und ist doch nur verschmitzte Verstellung zu irgend einem schnöden Zweck. Manches nimmt sich aus wie edle Zurückhaltung und ist doch nur Pharisäertum oder Phlegma, Selbstsucht oder Menschenfurcht. Da gehe kühl vorbei!

Auch von den Warmen kann man vieles lernen! O, es ist etwas Herrliches um einen Menschen, der noch so recht von Herzen warm werden kann! Das will ja besonders viel heißen in einer Zeit, wo mit der Verdickung der Erdkruste auch das Gemütsleben Unzähliger an stetiger Abkühlung zu leiden scheint. Es gehört in gewissen Kreisen nicht einmal zum guten Ton, warm zu werden, am allerwenigsten für fortschrittliche Ideen. Solches Warmwerden ist plebejisch; es schickt sich überhaupt nicht, mit ganzer Seele beim Lachen und Weinen des Volkes zu sein! — O, da loben wir uns die Warmen! Sie können schlaflos werden über den schweren Fragen und bangen Sorgen der gegenwärtigen Zeit, auch wenn sie selber besser gebettet sind als hunderttausende. Sie sind, was noch vielmehr sagen will, imstande, mit der Freude anderer sich zu freuen, ohne sauersüßes Gesicht, als hätten sie verdorbenen Essig geschluckt. Sie sind ganz entschieden für das, was sie als Wahrheit erkannt haben. Sie fragen nicht immer: was werden die Leute sagen, was wird es meinem Geschäfte nützen oder schaden? Sie haben eine stille Glut im Herzen und wenns not thut, ein frankes, freies Wort auf den Lippen, und wenn die Stunde schlägt, ein Schwert oder eine Kelle in der Hand. Sie haben noch Herzklopfen, wenn man das Recht verhöhnt, und einen heiligen Zorn, wo man sagt und thut was gegen die Vernunft und Liebe ist. Sie haben eine eigene Meinung und zu dieser Meinung stehen sie, auch wenn sie Farbe bekennen und Opfer bringen müssen. O, hätten wir mehr dieser Warmen, hüben und drüben im religiösen Streit, es stände nicht

so schlimm! Des Friedens Feinde sind nicht die Warmen, denn sie haben eine feste Ueberzeugung und hinter ihr ein Herz; die Gefährlichsten sind immer die Lauen; sie stehen zwischen Freund und Feind; sie machen mit und nicht mit, alles ohne Herz, alles ohne Liebe. So sind sie auch nie warm für Wahrheit und für Frieden.

Es giebt aber auch eine Wärme, der nicht zu trauen ist. Viele werden erst warm beim vierten oder fünften Glas und diese Wärme schlägt nicht ungern in schauerliche Kälte um. Viele thauen erst auf unter den Sonnenstrahlen einer irregeleiteten, an alle niedrigen Triebe appellierenden Kunst oder einer aufregenden Geselligkeit. Ein großer Haufe wird erst warm, wo es an den Geldsack geht und wieder andere sind immer warm, aber nie für etwas rechtes und nie für dasselbe. Sie wechseln mit ihren Freundschaften, ihren Sympathien und Antipathien, wie die Spieler mit den Karten; von all den geistlichen und weltlichen Schauspielern nicht zu reden, die warm thun und doch kühl sind bis ans Herz hinan.

Die rechte Wärme wohnt einzig und allein im reinen Herzen. Sie wird nur geboren aus der Liebe. Sie wird nicht künstlich gemacht; aus dem reinen, frommen Herzen ergiebt sie sich von selbst. Sie thut immer wohl, nie weh und wenn sie auch diejenigen schmerzt, die sich ihr wiedersetzen, so meint sie's doch von Herzen gut. Das einemal herzt sie die Kinder, das anderemal streitet sie einen heiligen Kampf mit den Alten. Hier verbindet sie Wunden, da haut sie mit dem Strick auf Tempelschänder ein. Heute tröstet sie mit holdseligem Mund und morgen ruft sie ihr ernstes Wehe über die Heuchler; aber alles aus Liebe zu Gott und den Brüdern. Die Liebe ist die wahre Wärme!

Kalt oder warm? Jedes an seinem Ort und zur rechten Zeit. Nur keine Halbheit! Nur immer gradaus ans Ziel nach bestem Wissen und Gewissen! In der Bibel steht geschrieben: „O, daß du kalt oder warm wärest! Weil du nun aber lau bist, so will ich dich ausspeien aus meinem Munde! O, es muß doch etwas Jämmerliches um die Lauheit sein!

Zur gegenwärtigen Stellung Rom's in der Welt.

III.

Oder darf sich vielleicht die römische Kirche rühmen, in der Pflege der Wissenschaften etwas Großes zu leisten? Jammern nicht vielmehr die bedeutendsten Redner in den Katholikenversammlungen, wie z. B. neulich in Landshut und Freiburg, laut, ihre Glaubensgenossen stehen auf dem Gebiete der Wissenschaft sehr weit zurück. Es ist dies nicht auffallend, da die Papstkirche, die vor Jahrhunderten die einzigen Gelehrten besaß, von ihren Gliedern verlangt, daß sie mit ihren Forschungen an dem Punkt ankommen müssen, an dem einst Thomas Aquinus (1225—1274) oder die Männer von Trient gemäß dem Stand der Kenntnisse jener in allem durch spätere Studien weit überholten alten Zeiten standen. Die Wissenschaft kann nur in freier Luft und auf Hochschulen gedeihen, die unbekümmert um priesterliche Glaubenssätze als einziges Ziel die Wahrheit hochhalten. Darum fand auch der ehemalige Pater Marty (Bruder des Gardekaplans in Rom) seine Stellung als Professor der Philosophie an der Hochschule von Prag unvereinbar mit dem Amte eines

den Gesetzen Roms unterworfenen Priesters und tauschte sein geistliches Gewand an ein weltliches, um frei der Wissenschaft obzuliegen, und viele andere thun desgleichen. Wenn nun auch an höheren katholischen Schulen Gutes geleistet wird, so bewegt sich doch die Lehrweise in den von der Kirche gezogenen Grenzen. Deswegen können überall solche Staatsämter, die selbstständige, weitblickende Männer erfordern, viel weniger von Angehörigen der katholischen als von solchen der protestantischen Kirchen besetzt werden, was nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich sich zeigt, wo jedenfalls kein Nichtkatholik den Vorzug erhält, es sei denn wegen seiner Tüchtigkeit. Vollends gering ist, was auf katholischer Seite für die Volksschule gethan wird. Wenn es damit in der Schweiz und in Deutschland etwas besser steht als in Italien und Spanien, wo die zahllosen Priester geradezu der Volksbildung feindlich gegenüberstehen, so ist dies teilweise dem Beispiel der Protestanten zuzuschreiben, mit denen die Katholiken wetteifern müssen; doch auch so fällt die Vergleichung immer zu Ungunsten der Letztern aus. Die Sorge für das Ansehen und die Stellung der Kirche in der Welt lähmt die Bemühungen um die geistige und sittliche Hebung des Volkes und des einzelnen Menschen. Daher sind auch keine der großen Schöpfungen zum Wohl der Bedrückten, mit Ausnahme der gewöhnlichen, als verdienstlich angesehenen Unterstützungen im Namen der Kirche, von Katholiken ausgegangen: die Befreiung der Sklaven, die Sorge für die Gefangenen, das Genfer Rote Kreuz, die Schutzaufsicht für entlassene Sträflinge, die Bestrebungen für die Erleichterung der gedrückten Arbeiterklasse, die Belebung der Sonntagsfeier und die Ausdehnung der Sonntagsruhe, die Mäßigkeitsvereine, — diese Werke wurzeln alle auf protestantischem Boden, wenn sie auch nicht immer ausdrücklich im Namen der protestantischen Kirche gegründet wurden, die grundsätzlich gerne auf Machtstellung und Ruhm verzichtet und zufrieden ist, wenn der echt evangelische Geist wie ein Sauerteig das Leben der einzelnen Menschen, Gemeinden und Staaten durchdringt, ohne daß sie sich neben oder, wie die römische oftmals, über den Staat stellt. Daher kommt es gerade in unserm Volk niemals vor, daß eine der reformierten Landeskirchen oder alle miteinander zu neuen Gesetzen oder Verfassungen eine bestimmte Stellung einnehmen und in Angelegenheiten einen Druck ausüben, die „des Kaisers", d. h. Sache der freien Entscheidung des Bürgers sind.

Wenn nach diesen Andeutungen kein Zweifel besteht, daß die Macht Roms nach der Zahl der Bekenner seiner Kirche, nach seiner politischen, sittlichen und geistigen Bedeutung nicht von ferne auf der Höhe steht, die Leo XIII. ihr und sich selber wünscht, und wenn auch nach dem Stand der gegenwärtigen gebildeten und selbständig handelnden Menschheit eine allgemeine Unterwerfung unter die katholische Kirche, als die einzig berechtigte, von einem Menschen „unfehlbar" regierte niemals sich vollziehen kann, fällt dennoch dem evangelischen Christen die Aufgabe zu, sich der Freiheit und der Rechte, die er genießt, würdig zu erweisen und jeder Geringschätzung seiner Kirche durch die römische fest entgegenzutreten, damit er nicht durch seine Gleichgültigkeit den Schein erweckt, als gebe es eigentlich nur eine wirkliche Kirche, nämlich die römische, die sich überall und auf alle Weise der Welt bemerkbar macht und das Feld, das ihr nicht gehört, durch List und Gewalt sich aneignen möchte. Das allzu geduldige Zusehen bei allen den Uebergriffen, die sich die Ultramontanen in die Rechte der Ehen, der Familien und anderer Gemeinschaften erlauben, taugt nichts. Wir wollen aber nicht ähnlichen Gegen-

mitteln, z. B. einer Jagd nach evangelischen Gemeindegliedern durch Ueberredung, Drohung, Umtaufe u. dgl. rufen, sondern den Gegnern Achtung vor unsrer Kirche abnötigen, indem wir ihren Glauben zu verstehen suchen und ihre wirklichen religiösen Gefühle achten. Ein einträchtiges Beisammensein von Reformierten und Katholiken hat aber als notwendige Voraussetzung die Glaubens- und Gewissensfreiheit. Auf diesem Boden ruht der Friede und das Gedeihen jedes Volkes, in dem Gott in verschiedener Form verehrt wird. Da wir der römischen Kirche ihr Daseinsrecht nie bestreiten, ist es an ihr, sich ebenfalls uns gleich, aber nicht über uns zu stellen. Dann mag sie noch so viele Einrichtungen haben, die uns unrichtig oder unnötig vorkommen — als Schwesterkirchen werden wir dann in allem Guten miteinander wetteifern und wer dem Reiche Gottes und den Menschen am treuesten dient, der wird der Erste sein.

Wochenschau.

Ein Basler, dessen Sohn auf letzte Ostern in Winterthur konfirmiert wurde, kam hocherfreut heim über das was er dort sah. Von den drei Pfarrern an der dortigen Gemeinde sind zwei Reformer, einer politisch freisinnig und der andere socialistisch, der dritte ist ein Basler, kirchlich positiv und politisch konservativ. Nachdem jeder seine Kinderschar konfirmiert, feierten alle drei mit ihren Konfirmanden das heilige Abendmahl, in Eintracht und Liebe. Das ist es, was dem Vater aus Basel so wohlthat, daß er heimgekommen den Wunsch aussprach, es möchte in Basel auch so sein oder doch einmal so kommen. Wir wissen, daß dies der Wunsch von vielen andern ist, aber wie machen?

Am 14./15. Mai sollen in der reformierten Landeskirche Basels die Synodalwahlen stattfinden und zwar auf Grund des abgeänderten Gesetzes eine Gesamt-Erneuerung und für die Dauer von sechs Jahren. Diese Wahlen könnten in allem Frieden vollzogen werden, wenn hier die gleichen Verhältnisse wären wie in Winterthur und anderwärts. Dann könnten alle kirchlich Gesinnten zusammentreten und mit Rücksicht auf die verschiedenen Richtungen gemeinsame, gemischte Listen aufstellen. Das wäre überaus lieblich und schön. Aber wir fürchten, wer in Basel einen Versuch dieser Art machte, der würde merken, daß es nicht geht. In Basel ist man nun einmal in Lager geschieden und so wird man auch bei den bevorstehenden Wahlen sich wiederum „lagern".

Indeß so ganz ohne Rücksicht aufeinander zu nehmen brauchen wir diese Wahlen auch bei uns nicht vorzunehmen. Man hat einander von beiden Seiten auch schon Konzessionen gemacht. Zu St. Leonhard ließen die Freisinnigen zwei Pfarrer positiver Richtung ohne Opposition wählen und zu St. Peter überließen die Freisinnigen den Positiven freiwillig die Wahl eines vierten Pfarrers. Hinwiederum ließen die Positiven am Münster den Freisinnigen unangefochten die Stelle des Oberstheilers, die Positiven zu St. Theodor und Mathäus ließen freiwillig je einen Pfarrer unserer Richtung ankommen. Das war doch schon etwas. Ein erster Schritt. Und so wird man wohl auch bei den bevorstehenden Wahlen in keiner Gemeinde darauf ausgehen, eine Behörde nur aus Angehörigen einer und derselben Partei zustande zu bringen. Niemand könnte das für einen Gewinn, niemand es für angemessen halten. Hingegen werden die Positiven auf der einen und die Frei-

sinnigen auf der andern Seite sehr wahrscheinlich wieder trachten die Mehrheit auf ihre Seite zu bringen, das ist nicht zu ändern, wir haben es als Folge der Trennung, die in Basel verlangt wurde und immer wieder verlangt wird, alle miteinander zu tragen.

Auf der Insel Kuba erleben die Einwohner, nachdem sie von Spanien lange ausgesogen und durch den Krieg blutig geschlagen worden, endlich eine Art Ostertag, sei es die Unabhängigkeit, sei es der Schutz des Sternenbanners. Es wurde großer Lärm damit gemacht, daß der Papst einen Krieg zwischen Spanien und der Union verhindern wollte, das that er aber gewiß nicht der Humanität, sondern einzig und allein seinem allerchristlichsten Spanien zu lieb, das ein hochgeschraubtes Ehrgefühl bei sehr viel Schulden hat und den Kampf mit den unerschöpflichen Geld- und Kraftmitteln der Union kaum lange aushalten wird. Daß die Großmächte in Europa Kuba nicht gern an Amerika kommen sehen ist klar, sie gönnten ja auch China den Japanern und Kreta den Griechen nicht, weil sie, die Großen, möglichst alles für sich wollen.

Ein eigenartiges Schauspiel bietet sich je länger je mehr in Ostasien, wo Russen, Engländer, Franzosen und Deutsche wetteifern, wer das größte Stück von China und die sichersten Stellungen darin erobere. Der Name „erobern“ wird aber sorgfältig vermieden, alle vier christlichen Herrn kommen beileibe nicht, um zu erobern, sie schließen Verträge, in denen China bald diesem bald jenem ein Stück Eigentum „verpachtet für 99 Jahre“ und mehr als das; jeder der vier christlichen Herrn versichert China, er komme um das bedrohte Land zu „schützen“ gegen die drei andern, damit sie nicht zuviel für sich nehmen. Der gute Chinese hat mit seinen „Pächtern“, die ihm keinen Zins zahlen und mit seinen „Beschützern“, die ihm das Haus besetzen, ein schweres Stück Arbeit und kann einem dauern. Er wird es erleben, daß die christlichen Herrn, wenn sie ein paar Zimmer in Beschlag genommen haben, sich nach den übrigen Zimmern umsehen und wo sie einmal Fuß gefaßt, nicht wieder wegzubringen sind, so daß er sich über das „Christentum“ seine Gedanken macht. Zuerst kam der Missionar und versicherte, er wolle die Chinesen selig machen, jetzt kommt auf seinen Schiffen der christliche Krieger und nimmt ihnen ihr Land; dem Neuen Testament folgt die geladene Kanone und das Aushängen der fremden Flagge. Nicht zu verwundern, wenn dies vorderhand den Chinesen keine Lust zum Christentum einflößt. Ein Kenner dortiger Verhältnisse beklagt, daß schon bis jetzt nur die ärmsten, schwächsten, unwissendsten und lasterhaftesten Chinesen sich bekehren ließen und auch diese nur vermittelst Geldunterstützungen; wenn nun die Missionare erst noch Kanonenboote hinter sich wissen und bei der Verkündung des Evangeliums zart oder unzart darauf hinweisen, daß mit „gepanzerter Faust“ dreingefahren werden kann, so vermindert das die Chancen einer wirklichen und rechten Evangelisation noch um ein bedeutendes; es werden zunächst viel Dinge geschehen, deren ein Christ sich zu schämen hat. Aber man wird doch hoffen dürfen, die Christen in China werden sich so verhalten, daß der Zorn der Chinesen sich legt und sie dann das, was sie jetzt als Unglück und Verbrechen empfinden, schließlich doch noch als ein Glück für sie und ihre Nachkommen erfahren. Hominum confusione et Dei providentia regimur.

Abberufung eines Pfarrers.

Die appenzellische Gemeinde Walzenhausen hat am 17. April ihren Pfarrer, Herrn Paul Sutermeister, in öffentlicher Versammlung mit dreiviertel der abgegebenen Stimmen und bei sehr vielen Enthaltungen von seiner seit 9 Jahren bekleideten Stelle abberufen d. h. entlassen. Soweit wir aus der Ferne und den uns vorliegenden Zeitungsartikeln und offiziellen Akten schließen können, scheinen verschiedene Ursachen diese Entlassung herbeigeführt zu haben.

Im Spätwinter gab der zürcherische resp. st. gallische Verein für Verbreitung guter Schriften eine Erzählung heraus betitelt: „Der Dorfkaiser" von Paul * * *. Als Verfasser wurde der Pfarrer von Walzenhausen genannt. Die Erzählung ist eine sehr eindringliche Warnung vor dem Lotteriespiel, dem in manchen Gegenden der Ostschweiz zum Vorteil der Staatskasse in Wien und zum ökonomischen und moralischen Schaden der Einleger vielfach gefröhnt wird. Wir halten es für die Pflicht jedes Volksfreundes und zumal der Führer und Lehrer des Volkes, dem „Lötterlen" in Wort und Schrift mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Daß Herr S. hiezu den moralischen Mut besessen, gereicht ihm als Mensch, Bürger und Pfarrer zur Ehre. Ob er hiebei auch mit der nötigeu Weisheit vorgegangen und zum guten Zweck die wirksamsten Mittel angewendet, wagen wir zu bezweifeln. Er durfte auf der Kanzel, in Vereinsvorträgen, im Konfirmandenunterricht, bei Hausbesuchen, in Zeitungen, ja selbst in einer Erzählung vor dem Lotteriespiel warnen. Aber er durfte nicht, wie er es gethan hat, irrende Gemeindeglieder, die seiner Seelsorge unterstellt sind, in einer Erzählung bis auf die Nasenspitze kenntlich porträtieren. Unser Volk hat ein starkes Gefühl dafür, daß der Pfarrer ein Vater seiner Pfarrkinder sein sollte und ein Vater tadelt seine Kinder nicht auf dem Marktplatz vor aller Welt, er hält ihnen ihre Sünden vor, wenn er mit ihnen allein ist, im Hinterstübchen. So macht es bei Jeremias Gotthelf auch Meister Johannes mit Uli dem Knecht. Das ist nicht blos evangelisch, das ist auch die wirksamste Methode. So aber hat Herr S. nur Verbitterung erzeugt und diese tönt sehr vernehmlich heraus aus der Eingabe der 44 Kirchgenossen, die eine Gemeindeversammlung zur Abberufung des Pfarrers verlangten: „Der Herr Pfarrer hat nicht blos einzelne Personen und Familien, sondern sogar einen ganzen Schulbezirk unserer Gemeinde durch die Broschüre zu verdächtigen, dem Spott und der Verachtung auszusetzen versucht."

Aber der „Dorfkaiser" hätte wohl diese fatale Wirkung nicht gehabt, wenn zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde alles in Ordnung gewesen wäre. Ein Pfarrer, der im vollen und allgemeinen Vertrauen und Wohlwollen der Gemeinde gestanden wäre, hätte vielleicht wagen können, was Herr S. gewagt hat. Dieses volle und allgemeine Vertrauen fehlte. Die Minderheit der Kirchenvorsteherschaft wirft nämlich Herrn S. laut gedruckter Eingabe vor: er habe sich seinerzeit (im Jahre 1889) als Vermittler wählen lassen, und sei dann zur „strengsten Orthodoxie, beinahe pietistischer Färbung" abgewichen, er habe auch „die freie Richtung von der Kanzel ausgeschlossen" und sich „häufige verletzende Ausfälle" gegen dieselbe erlaubt, überhaupt habe er sich „offenkundig vom gesellschaftlichen Leben und vom gemeinsamen Wirken zum Wohl der Gemeinde zurückgezogen u. s. w."

Das war die Stimmung, in welche der „Dorfkaiser“ verbitternd hineinfiel. Die Gemeindegenossen, welche schon gegen den Pfarrer waren, lasen die Erzählung mit bösen Blicken, sie kam ihnen vor wie ein Racheakt des mißliebigen Seelenhirten und wie es so geht, fanden sie wohl noch mehr Bezüge auf sich als eigentlich darin standen. 128 Gemeindegenossen legten in einer Petition dem Herrn Pfarrer den freiwilligen Rücktritt nahe, weil unter den obwaltenden Umständen eine gesegnete Wirksamkeit nicht mehr leicht möglich schien, aber der Herr Pfarrer wies das Ansinnen mit Entrüstung von sich und infolgedessen kam es zur Gemeindeversammlung mit ihrem Resultat.

Das war der Verlauf des unerquicklichen Handels. Die Mehrheit der Kirchenvorsteherschaft nahm Partei für den Pfarrer. Sie vertheidigt den „Dorfkaiser“ zwar nicht, aber meint, der Verfasser sei ja nicht näher bezeichnet (Paul * * *), daher sei die Petition zur Abberufung unstichhaltig; sie weist den Vorwurf, daß der Herr Pfarrer „Unfrieden“ gestiftet habe, zurück, überhaupt habe er durch seine gesamte Amtsführung die vollste Zufriedenheit der Kirchenvorsteherschaft (auch der Minderheit?) in jeder Hinsicht erworben und die Entlassung wäre ein „Schandflecken“ für die Gemeinde.

Es fehlt uns die nötige Einsicht in alle Einzelnheiten des Thatbestandes, um in der Angelegenheit ein sicheres Urteil zu fällen. Walzenhausen bedarf nun einen neuen Pfarrer. Ein Boykott von orthodoxer oder freisinniger Seite wäre thöricht und lächerlich. Aber auch der Nachfolger des Herrn Paul Sutermeister, er sei wer er wolle, kann und darf und wird kein Freund und Beschützer des Lotteriespiels und der Lotteriespieler sein. O. B.

Vom Büchertisch.

Die Herausgabe von Jeremias Gotthelfs Schriften im Urtext (Bern, Schmid u. Francke) ist bereits über den ersten Band hinausgeschritten. Der Bauernspiegel, mit welchem der I. Band abschließt, liegt vollständig vor und der II. Band hat mit dem Erscheinen der Leiden und Freuden eines Schulmeisters begonnen. Die einfache der auf zehn Bände berechneten Volksausgabe kostet pro Band broschiert Fr. 1.70, gebunden Fr. 2.40; die Ausgabe auf feinerem Papier Fr. 2.50 u. Fr. 3.50. Die geschmackvoll ausgestattete, mit der Ansicht eines Bauernhofes aus dem Emmenthal geschmückte Einbanddecke kostet für die einfache Ausgabe mit Schrift in Schwarz 35 Cts., für die feinere Ausgabe, Schrift in Gold, 50 Cts.

Unter dem Titel: „Beiträge zur Erklärung und Textgeschichte Jeremias Gotthelfs“ erscheint ein Ergänzungsband, welcher über dunkle Stellen, alte Sitten und Gebräuche, Einrichtungen, Verhältnisse und im Text erwähnte Persönlichkeiten nähere Auskunft gibt. Mit Interesse vernimmt der Leser aus abgedruckten alten Recensionen, welche Aufnahme Gotthelfs Schriften bei ihrem Erscheinen von der Kritik gefunden haben. Durch diese Erläuterungen wird Gotthelf unsrer Zeit verständlich gemacht und es verdient die handliche Ausgabe, ein Volksbuch zu werden. H. A.

Kirchliche Personalnachrichten.

Zürich. Gewählt als Pfarrer nach Brütten Herr Girsberger V. D. M. von Zürich. — **Appenzell A. Rh.** Weggewählt Herr Paul Sutermeister, Pfarrer in Walzenhausen.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 18. Samstag, 30. April 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Im Mai.

Es lebt ein wundersames Leben in eines Maienabends Duft,
Die ew'ge Gnade fühl' ich schweben beglückend durch die weiche Luft:
Sie breitet aus die milden Hände, daß reicher Segen niederträuft,
Daß Licht und Liebe sonder Ende sich auf das Haupt der Menschen häuft.
Des Himmels Schatz wird ausgespendet, das Herz faßt all' die Fülle nicht,
Es wird das Seligste verschwendet: Duft, Liebe, Wärme, Friede, Licht.

Felix Dahn.

Maitage.

Morgen beginnt der Mai, der Blütenmond und Wonnemond, der Liebling nicht blos der Poeten sondern aller Menschen, die mit unverdorbenem Kindersinn sich noch freuen können über die grüne Saat, die in die Halme schießt, über den Apfelbaum, der seine schneeweißen rosigberänderten Blüten aufschließt, über die Amsel, die auf dem knospenden Lindenast ihre süßen Töne erklingen läßt, über die Knaben und Mädchen, die beim aufgehenden Mond unter dem breiten Dach der Kastanie auf einer Bank zusammen sitzen und singen: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus!" Thut alle Sinne und Poren auf und „schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!"

Ja, der blühende Mai ist schön: Augenweide, Herzensfreude! Es gibt aber Maitage der Menschheit, die sind schöner noch und bringen köstlichere Blüten und Lieder im höheren Chor. Das war ein Maitag, als der Jüngling aus Nazareth mit dem Siegel der Gottessohnschaft auf der reinen Stirne durch die Fluren Galiläas schritt und heilige Saatkörner ausstreute in empfängliche Herzen; das war ein Maitag, als es dem Zelttuchweber von Tarsus mit dem Herzen voll Wahrheitsdurst und Wahrheitsmut vor den Thoren von Damaskus wie Schuppen von den Augen fiel und ein Maitag, als er im Hafen von Seleucia die Anker lichtete und die Fahne evangelischer

Freiheit über Land und Meer trug und schließlich im Mittelpunkt des römischen Weltreiches aufpflanzte; das war ein Maitag — im Kalender stand der 10. Dezember und Schnee lag auf den Dächern — als der Bergmannssohn aus Eisleben vor dem Elsterthor in Wittenberg die päpstliche Bannbulle und die römischen Rechtsbücher dem Feuer übergab und Millionen Herzen: Freiheit! Freiheit! jubelten wie Vöglein, die dem engen, winterlichen Käfig entronnen dem lichten Himmelsblau entgegenfliegen; das war ein Maitag, als vor hundert Jahren von Westen her die dreifache, im tiefsten Grunde gutchristliche Losung ertönte: „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit“ und ob auch menschliche Thorheit und Sünde von den damals aufgegangenen Blüten viele wieder zertreten, zerstampft hat, viele blühten weiter, sie reiften und wir genießen die köstliche Frucht. Auch heute ist Maientag. Wohl hängt noch viel dürres Winterlaub an den Bäumen und dürre Aeste, in die in Ewigkeit kein Saft mehr kommen wird, starren wie Gespenster in die Frühlingswelt hinaus; und nicht Aeste blos, sondern ganze Bäume. Es ist dennoch Maientag! Du glaubst es nicht? Du wirst es glauben!

Maitage gibt es auch im Leben des einzelnen. Maitage nennen wir die sogenannten Glücks- und Festtage, gewoben aus Sonnengold und Blütenduft und Jubelklang. So gedachte der unglückliche Hiob seines Maitags: „Da Gott mich behütete, da seine Leuchte über meinem Haupte schien und ich bei seinem Lichte auch in der Finsterniß wandelte; wie ich war in der Reife meines Lebens, da Gottes Freundschaft über meinem Zelte wachte; da der Allmächtige noch mit mir war und meine Kinder um mich her; da ich meine Füße in Milch badete und der Felshang mir Oel in Strömen gab!“ Und ob du auch niemals so reich an Glück warest wie Hiob, ob du arm und gering und klein bist, irgend einmal in deinem Leben hat es doch auch einmal gemait. Besinne dich nur recht, Gottes Sonne und Gnade sind allgegenwärtig!

Die Maitage äußern Glückes sind vielleicht die glänzendsten, aber nicht die schönsten und besten. In deinem innern Leben gibt es Maitage höherer Art. Ein Maitag war's, als du getauft wurdest, denn auf dich träufelte nieder der Segenstau göttlicher und menschlicher Liebe und dieser Tau ward alle Morgen neu und weckte in dir ein höheres Leben. Ein Maitag war's, da du konfimiert wurdest und dir des Lehrers Abschiedswort wie des eigenen Herzens Stimme sagte, du seiest nicht blos auf der Welt um Brot zu essen, um zu addieren und subtrahieren, zu multiplizieren und dividieren, sondern ein guter Mensch nach dem Herzen Gottes und dem Bild Jesu Christi zu sein. Ein Maitag war's, „als dir der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein!“ und im gegenseitigen Geben und Empfangen zu wachsen am inwendigen Menschen. Ein Maitag war's, da du das treue Herz, den Gefährten, die Gehilfin deines Lebens gefunden, zu dem du sagen konntest: „daß du mich liebst, macht mich mir wert, du hast mich vor mir selbst verklärt; du hebst mich liebend über mich, mein guter Geist, mein bess'res Ich!“

Und vielleicht hast du noch einen Maitag erlebt. Vielleicht gab es eine Zeit, da du niemanden kanntest, niemanden liebtest als dein eigenes Ich. Aufmerksamkeit, Zuvorkommenheit, Dienstfertigkeit, zartes Rücksichtnehmen waren deine Sache nicht. Das Wort „dienen“, war dir verhaßt, es gab dir auf die Nerven und du hattest es wie jenes „männliche“ Fräulein, das jedesmal sich die Ohren zuhielt, wenn jemand aus Goethe zitierte: „Dienen lerne beizeiten das Weib!“ Da traf, du weißt selber nicht wie es zugieng, ein

Sonnenstrahl von oben die stolze Rinde deines Herzens, das Eis zerschmolz im Maienglanz und du erkanntest: leben heißt lieben wie Jesus geliebt hat. Das war dein schönster Maitag.

Aus Armenien.

Im Jahre 1896 wurde in der Schweiz eine Gabensammlung veranstaltet für armenische Waisenkinder, die in den bekannten Gräueln des Jahres 1895 ihre Eltern verloren haben. Der Ertrag war so bedeutend, daß mit den eingegangenen Geldern etwa 200 Knaben und Mädchen für fünf Jahre in Waisenhäusern untergebracht und erzogen werden können. Da aber dem schweizerischen Hilfskomitee für Armenien daran lag, sich über die richtige Verwendung der Liebesgaben und über die Lage der seiner Fürsorge unterstellten Kinder ein klares und sicheres Bild zu verschaffen, wurde Herr Hans Fichter, Pfarrer am Waisenhaus in Basel beauftragt, eine Reise nach Armenien zu machen, um die dortigen Waisenhäuser zu besuchen. Herr Fichter ist diesem Auftrage nachgekommen und hat soeben in einer mit Bildern geschmückten Brochure, betitelt: „An die schweizerischen Väter und Mütter der armenischen Waisen in Anatolien, Bericht von Pfarrer Fichter, in Basel, über seine Reise nach Anatolien vom 9. Juni bis 16. Oktober 1897" eine anschauliche Schilderung seiner Reise und seiner persönlichen Wahrnehmungen in Bezug auf das Los dieser „Schweizerkinder" in Armenien herausgegeben. Herr F. war in Bardezag, wo die Schweizer das Kostgeld für 21 Knaben bezahlen; in Brussa, wo sie für 25 Knaben sorgen, und in Sivas, wo 90 Knaben und 60 Mädchen mit unsern Mitteln erzogen werden. Weiter ließen ihn die türkischen Behörden nicht reisen. Es wird allen Gebern Freude bereiten, aus dem Berichte zu vernehmen, daß diese Waisenkinder alle nach Leib und Seele gut aufgehoben und für die ihnen gewordene Hilfe von Herzen dankbar sind.

Der Bericht des Herrn F. enthält auch die Geschichte einiger Opfer der armenischen Greuel. So erzählt ein Knabe namens Garabad V. von Tamsara:

„Im Jahre 1895, am Morgen des 18. Oktober, sahen wir, als wir aufstanden, eine Menge grausamer Kurden, welche unser Dorf angriffen. Wir sahen unter ihnen manchen unsrer türkischen Nachbarn, welche sie führten. Wir verstanden sofort, in welch' großer Gefahr wir uns befanden und versuchten Zuflucht zu finden, doch wagten wir nicht, aus unsern Häusern zu kommen. Als die Kurden sahen, daß wir nicht herauskamen, begannen sie unsere Häuser anzugreifen. Sie drangen in meines Vaters Haus und versuchten meinen Vater zu töten, allein er floh auf das Dach und von dort an einen andern Ort; so entwich er damals seinen Feinden.

Am ersten Tage begnügten sich die Kurden damit, einige Menschen zu töten und alle Häuser zu plündern. Am Abend kehrte mein Vater zurück und wir waren froh; denn obschon all unsere Habe und Vorräte weggeschleppt waren, war doch niemand von unsrer Familie getötet.

Während der nächsten zwei Tage erneuerten die Kurden den Angriff auf das Dorf nicht, allein sie verfolgten und töteten besonders diejenigen, welche zu den Bergen geflohen waren, um sich zu flüchten. Als am dritten Tag mein Vater in der Kirche gewesen war, um zu beten, war er eben zurückgekehrt, da wir einen schauerlichen Lärm von Schreien und Kreischen in Ver-

wirrung und Bestürzung hörten, und wir sahen, daß dieselben Kurden, welche drei Tage vorher unser Dorf geplündert hatten, wieder gekommen waren mit Aexten und Knütteln bewaffnet. Als wir sahen, daß ihre Absicht war uns zu töten, weil fast nichts im Dorf geblieben war, was hätte geraubt werden können, da flohen wir zum Hause unseres türkischen Nachbars, welcher sich weigerte uns in sein Haus aufzunehmen. Nach vielen unfruchtbaren Bitten zog mein Vater seine Börse aus seiner Tasche und bot sie dem Türken an, damit er uns behalten möchte. Das nahm er an und brachte meinen Vater in einen kleinen Raum nahe beim Dache des Hauses, und meine Mutter und ich blieben bei den türkischen Frauen. Ich verbarg mich selber hinter den Mehlsäcken, aber meine Mutter, welche dachte der Ort sei unsicher, brachte mich in den Raum, wo mein Vater war und sie kehrte zum Stalle zurück, wo einige andere armenische Frauen sich aufhielten. Bald kamen die Kurden zu dem Hause, wo wir festgehalten wurden und fanden uns. Die Türken im Dorfe waren alle Feinde meines Vaters, denn er wurde als Führer der Armenier unsres Dorfes betrachtet, weil er und zwei oder drei andere Armenier zu einer Stadt nahe bei unserm Dorfe gegangen war, und sie hatten an den Patriarchen Telegramme gesandt und erhielten solche von ihm über Politik, was unser Dorf betraf. Das war zwei Monate vor diesem Ereignis in der Zeit der Annahme des Reformgesetzentwurfes. Da die Türken also einen besondern Haß gegen meinen Vater hatten, benachrichtigten sie die Kurden von dem Orte, wo wir festgehalten waren. Diese kamen und versuchten die Thüre unseres Zimmers zu öffnen; doch konnten sie dieselbe nicht aufmachen. Darum kam der Hausbesitzer und öffnete sie. Nun nahmen sie uns beide aus dem Raume und begannen meinen Vater zu schlagen und sagten:

„Erinnerst du dich daran, daß du zur Stadt giengst und viel zu thun hattest mit Telegrammen? Du giengst und kamst mit großer Freude, nun wie stimmt diese Zeit mit jener?“

Mein Vater suchte zu entwischen, aber sie ergriffen ihn wieder und begannen ihn zu quälen. Ich begann laut zu weinen, da ich sah, daß sie meinen Vater folterten, aber ich wußte nicht, welch' schauerliche Dinge noch folgen sollten.

Nach und nach nahm einer der Türken ein Messer und schnitt meinem Vater die Augen aus und ein anderer fieng an, die Haut seines Kopfes abzuziehen. Da fiel ich in Ohnmacht und auf den Boden und sah nichts mehr.

Am Abend, da die Kurden das Dorf verlassen hatten, kam meine Mutter und rief mich in's Leben zurück und sagte mir, daß mein Vater getötet war. Ich hatte bewußtlos während des ganzen Tages am Boden gelegen.

An jenem Tage rissen unsre türkischen Nachbarn alle Gesimse und Thüren aus unsern Häusern heraus und schleppten sie in ihre eigenen Häuser.

Wir blieben ungefähr eine Woche im Hause des Türken, welcher uns bei sich aufgenommen hatte und welchem mein Vater all sein übriges Geld gegeben hatte. Darauf fühlten wir uns genötigt, in das Haus unseres Onkels in einer nahen Stadt zu gehen, da wir keine Mittel mehr hatten, uns durchzubringen und auch unsren Vater verloren hatten. Und dieser Onkel, obgleich arm und durch diese Begebenheiten schwer geschädigt, war im Stande uns zu helfen, indem er uns am Leben erhielt.

Wir blieben mehr als ein Jahr lang in dieser Stadt und hatten eine sehr böse Zeit. Endlich hörten wir, daß einige Leute es unternommen hatten, für Waisen zu sorgen und ein Waisenhaus in Siva eröffnet hatten. Ein

Mann kam und fragte uns, ob wir gerne dorthin gehen möchten. Wir waren sehr froh diese Neuigkeit zu hören und bereit dorthin zu gehen. So machten sich denn meine Schwester und ich mit andern Knaben und Mädchen auf und kamen aus unserm Dorfe nach Sivas. Wir kamen hierher vor drei Monaten. Man brachte uns in ein Haus in der Stadt und von da in's Waisenhaus. Man wechselte unsere Kleider und brachte meine Schwester in ein anderes Haus. Nun bin ich sehr glücklich hier, da ich jemanden gefunden habe, der für mich wie eine Mutter sorgt, und ich lerne Tag und Nacht in diesem friedvollen Heim. Zwei Monate nach meinem Eintritt hier hatten wir Prüfungen und nun haben wir Ferien."

Sivas, im August 1897.

Wochenschau.

Etwas Gutes und Erfreuliches von Katholiken, ein Zeichen, daß es auch unter ihnen wahren edeln Christensinn gibt — wie gerne berichten wir das! Es erzählt nämlich im „Kirchenbote" von Straßburg ein Ungenannter folgendes:

„Mit freudiger Zuversicht hatte ich mit meiner Frau und vier unerwachsenen Kindern im Jahre 1878 das Elsaß verlassen. Ich fand Arbeit und reichen Verdienst in Laneuveville bei Nancy, wo ich zuerst in einer chemischen Fabrik und später in einer großen Ziegelei als einfacher Arbeiter beschäftigt war. Wir lebten uns schnell in unsrer neuen Heimat ein, unsere Kinder parlierten bald französisch, als ob sie noch nie etwas anderes gesprochen hätten, und auch wir konnten in kurzer Zeit recht ordentlich französisch reden.

Im besten Einvernehmen lebten wir mit unseren Nachbarn und ich mit meinen Arbeitsgenossen. So wie man uns zu hause die Zustände in Laneuveville geschildert hatte, so waren sie auch. Wir befanden uns inmitten einer ganz katholischen Bevölkerung, aber meine anfänglichen Befürchtungen, daß uns vielleicht wegen unseres Glaubens schlimme Tage bevorständeu, erfüllten sich nicht. Ich glaube auch, daß meine Erfahrung keine vereinzelte Thatsache ist, wenigstens nicht in Frankreich. In dieser Hinsicht kann ich also nur Gutes sagen. Die Leute nannten mich sogar in familiärer Weise mit meinem Vornamen: Monsieur Georges.

Eine besondere Freundschaft verband uns mit der Familie Poirel, die in unsrer Nähe wohnte. Sie bestand aus einer Witwe und zwei erwachsenen Söhnen, Gustav und René, welche sich beide dem Priesterstande widmen wollten. Es waren aufgeweckte und freundliche junge Herren, die sich mit Vorliebe auf Deutsch mit uns unterhielten. Von Religionshaß habe ich nie etwas bei ihnen bemerkt, obwohl sie ganz genau wußten, daß wir protestantisch seien. Ja, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem jungen René und meiner Familie dauerten noch fort, als er bereits ins Priesterseminar eingetreten war und ich den gastlichen Boden Frankreichs verlassen hatte, um ins schöne Elsaß zurückzukehren. Wir standen noch einige Zeit lang im Briefwechsel zusammen, und ich habe den freundlichen Herrn auch zweimal bei einem vorübergehenden Aufenthalt im Seminar zu Nancy besucht. Besondere Freude aber bereitete mir ein deutscher Brief, den ich von ihm erhielt und seitdem sorgfältig aufbewahre. Er ist datiert aus dem großen Seminar zu Nancy vom 14. Mai 1888 und schließt mit folgenden Worten:

„Unterdessen bete ich für Sie, möge Gott Euch und Ihre gute Familie beschützen. Saget auch Eurer Gemahlin, daß ich für sie bete, und dem Heinrich und Euren andern Kindern, daß ich sie nicht vergesse. Euer treuer Freund: R. Poirel, Unterdiaconus."

Aus diesem ebenso schlichten als warmen Schluß weht uns ein wohlthuender Hauch der Duldsamkeit und christlicher Liebe entgegen. Aber in noch rührenderer Weise lernte ich zu Laneuveville die Nächstenliebe kennen.

Ich war ungefähr 5 Wochen in der Ziegelei du Grand-Chamoix beschäftigt, als meine kleine Charlotte plötzlich heiser wurde. Die Krankheit erwies sich als ein bösartiger Croup, und in weniger als 24 Stunden war das gute Kind sanft hinübergeschlummert.

Bis dahin hatte ich wegen der Religion noch niemals Sorge gehabt: jetzt stiegen Zweifel in mir auf, wie es wohl mit dem Begräbnis werden würde. Zwar kannte ich den Bürgermeister Romer als einen friedfertigen und gerechten Mann, aber ich hatte schon von manchen Hindernissen gehört, die den Protestanten in der Diaspora in den Weg gelegt werden, und war deshalb doch etwas besorgt. So soll es schon vorgekommen sein, daß protestantische Leichen an die Friedhofsmauer begraben wurden, und daß nach einiger Zeit die Mauer abgerissen und so verlegt wurde, daß das Grab außerhalb des Kirchhofs zu liegen kam. Ob wohl meinem lieben Kinde ähnliches widerfahren würde? Ob man die Erde, worin dieses arme Geschöpf die ewige Ruhe finden sollte, auch als entweiht ansehen würde? Der Bürgermeister selbst befreite mich aus meiner bangen Ungewißheit, indem er mir eröffnete, daß mein Kind in der Reihe begraben werde.

Den 25. Mai 1882 wurde Charlotte zur Erde getragen, Herr Pfarrer Blanck von Nancy fungierte als Geistlicher. Da habe ich gesehen, wie betrübt ein Leichenbegängnis in der Diaspora ist. Ohne Sang und Klang wurde der traurige Akt vorgenommen, gerade so wie wenn ein Nichtchrist begraben wird; und hätte nicht Herr Blanck eine so schöne Leichenrede gehalten, wir hätten gar keinen Trost gehabt.

Am selben Tag starb auch meine kleine Katharina, ebenfalls am Croup. Die Beteiligung am Leichenbegängnis war wiederum gering, doch gieng diesmal die Frau des Bürgermeisters mit. Herr Blanck sprach in französischer Sprache über Röm. 14, 8: „Leben wir, so leben wir dem Herrn u. s. w." Katharina wurde ebenfalls in der Reihe begraben und zwar dicht neben dem Mittelgang des neuen Kirchhofs „le Gros-Chêne", an der Seite ihres Schwesterchens.

Gleich nach der Beerdigung wurde ich zum Bürgermeister beschieden. Frau Romer, eine sehr liebenswürdige Dame, empfing mich mit ausgesuchter Freundlichkeit. Sie gestand mir mit inniger Bewegung, daß sie durch die schöne Grabrede zu Thränen gerührt worden sei und war des Lobes voll über Herrn Pfarrer Blanck. Besonders äußerte sie ihre lebhafte Teilnahme an dem Schmerze meiner Frau und überreichte mir sogleich zwei Flaschen guten Rotwein für die „leidende Mutter." Dann sagte sie zu ihrem Mann gewandt:

„Und du gibst ihm jetzt auch etwas!"

Der Bürgermeister zog sein Portemonnaie heraus und gab mir ein Zwanzigfrankenstück. Ich zögerte und wollte es nicht annehmen, da es zu viel sei. Aber die beiden drangen in mich und nötigten es mir auf, weil wir so großes Unglück gehabt hätten.

„Der Herr segne Euer gutes Herz!“ sagte ich dankend und nahm das Goldstück an.

Ich war tiefgerührt von diesem Akte der Nächstenliebe von seiten des Bürgermeisters. Er, der erste in der Gemeinde, ein angesehener und reicher Herr, ein frommer Katholik, dessen Vater königlicher Rat gewesen war; ich dagegen ein einfacher Arbeiter, der kaum beachtet wird, ein unbekannter Fremdling, dazu noch ein Protestant — wie hätte ich nicht ergriffen sein sollen von dem Edelmute dieses Mannes?

Nun ruht er selbst schon seit 5 Jahren auf dem neuen Kirchhofe, ganz in der Nähe meiner Kinder. Ich selbst bin in unser Elsaß zurückgekehrt und befinde mich hier wohl. Aber so oft ich an meinen Aufenthalt in Laneuveville zurückdenke, an den freundlichen Abbé Poirel und den friedfertigen Bürgermeister, fällt mir der schöne Spruch ein: „Ist's möglich, so viel an euch ist, so habet mit allen Menschen Frieden“ (Röm. 12, 18).“

Ein neues Werk des allgemeinen evangelisch-protest. Missionsvereins.

Den Freunden obigen Vereines wird es zu großer Genugthuung gereichen, vernehmen zu dürfen, daß derselbe den Beginn einer Mission in der jüngsten deutschen Kolonie beabsichtigt. Bis dahin schon war Ostasien das Arbeitsfeld genannten Vereines, Japan und China war das Gebiet, in dem unsre Sendboten ihre Thätigkeit entfalteten und Shanghai, einer unserer Missionsposten, ist von allen deutschen und schweizerischen Missionsstationen Kiau-Tschau am nächsten. Auf dem deutschen Kolonialgebiet bestand bis dahin keine Missionsstation, wiewohl die Provinz Schantung unter ca. 25 Mill. Einwohnern etwa 50,000 Christen zählt, zu gleichen Teilen Katholiken und Evangelische, welch' letztere aber Früchte englischen Missionsfleißes sind. Gewiß ist es sehr zu begrüßen, daß die evangelischen Kreise Deutschlands allen Ernstes an die Missionierung dieses jüngsten Kindes Germanias denken, und daß bereits ein Berliner Missionsverein (Berlin I) mit dem unsrigen Schritte thut zum Beginnen der Arbeit. Großherzog Karl Albert von Sachsen-Weimar der Protektor des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins hat selbst auch mit großer Freude diesen Plan begrüßt und seinen ganzen Einfluß zur Förderung des Werkes in Aussicht gestellt. Möge nun auch noch der über jedem Missionswerk und über seinem fürstlichen Protektor stehende König im Himmel dem Plane sein „Placet“ und damit seinen Segen erteilen. Gewiß, an Glücks- und Segenswünschen fehlt es nicht für die, welche als Arbeiter in diesen Flecken des göttlichen Weinberges ziehen, möge es aber auch am nötigen Gelde nicht fehlen, um die beabsichtigten Liebeswerke zur Ausführung zu bringen und — mögen die verschiedenen Missionsgemeinschaften, die dort in die Arbeit sich teilen wollen, es thun im Zeichen des Friedens und treuer Bruderliebe, nicht aber unterm Kreuzesjoche dogmatischer Zänkerei, denn Eintracht bauet das Haus, doch Zwietracht reißt es nieder. Liegt Kiau-Tschau dem Interesse der Schweizer auch ferner als den deutschen Brüdern, so bringen wir dennoch dem Werke unser ungeteiltes Wohlwollen entgegen und hoffen nur, daß auf dem neuen Felde es an reichem Erfolge nicht fehle.

Ein Denkschreiben von Heinrich Pestalozzi an einen Täufling.

Iferten an meinem 76. Geburtstage den 12. Jänner 1822.

Liebes Kind!

Wäre ich nicht dem Grabe nahe, und dürfte ich hoffen, die erste Entfaltung Deines jugendlichen Lebens von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so würde ich Dir das Denkmal meiner Lebenserfahrungen, meiner Lebensansichten und meiner Lebensbestrebungen nicht im Schattenbild dieser toten Hülle in Deine Hand legen, ich würde mich freuen, mit der ganzen Kraft meines in mir selbstbewußten innern Lebens auf die Erweckung und Entfaltung des Deinigen mit einzuwirken. Aber meine Zeit ist vorüber; darum gebe ich Dir dieses tote, aber mir herzlich liebe Denkmal meiner Lebenserfahrungen, Lienhard und Gertrud. Möge sein Eindruck auf Dich dahin wirken, das Göttliche und Menschliche des Lebens in Weisheit und Kraft zu vereinigen.

Kind! Die Welt liegt im Argen. Fürchte sie; fürchte ihre Gunst; fürchte ihren Zauber; fürchte ihr Gold. Am allermeisten aber fürchte Dich vor Deiner eigenen Schwäche. Lerne Dich selbst erkennen. Merk auf das, was Gott Gutes, Heiliges und Hohes in Dich selbst gelegt hat. Von da kommt die erste Hilfe des Herrn gegen Dein Fleisch und Blut, gegen die Welt und all ihr Verderben. Bitte Gott, daß keine seiner guten Gaben durch Deine Schuld in Dir selbst verloren gehen. Vergrabe keines Deiner Talente, wie der unnütze Knecht im Evangelio. Suche in den Gaben, die Gott Dir gegeben, vollkommen zu werden, wie Dein Vater im Himmel vollkommen ist. Heilige Deine Gaben, die Du in Deinem Fleische und in Deinem Blute trägst durch Glauben und Liebe, daß sie in Dir heilige Kräfte werden zur göttlichen Stärkung Deiner selbst im Dienste Gottes und der Menschen. Liebes Kind! Bilde Deine göttlichen Gaben auch mit menschlicher Sorgfalt aus, daß Du durch sie in den Pflichten Deines zeitlichen Lebens in Dir selbst mit einem menschlich zart gebildeten Herzen, mit einem menschlich kraftvoll gebildeten Geist, und im Kreise Deiner Verhältnisse und Lagen menschlich unterstützt, beholfen und befördert werdest.

Pestalozzi.

Spruch.

Du mußt sterben um zu leben!
Laß dein „Ich" nur untergeh'n,
Und zu neuem, höherm Streben
Wird ein neues „Ich" ersteh'n,
Und dies neue „Ich" allein
Ist das wahre ew'ge Sein!

J. Z.

Kirchliche Personalnachrichten.

Zürich. Gewählt zum Pfarrer am Fraumünster in Zürich Herr Adolf Ritter bisher Pfarrer in Neumünster mit 64 von 68 Stimmen.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 19. Samstag, 7. Mai 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. **A. Altherr** in Basel, Pfr. **H. Andres** in Bern, Pfr. **W. Bion** in Zürich,
Pfr. **O. Brändli** in Basel, Pfr. **A. Steiger** in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. **Oecolampad an Luther.**

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt **2 Fr.** für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Einem Jubilar.

(Zu W. Bions Jubiläum.)

Durch die Lande zieht der Mai lauter Huld und Güte,
Alle Menschen zu erfreu'n treibt ihn sein Gemüte;
Jedem armen Kinde drückt in die braunen Locken
Er den allerschönsten Kranz seiner Blütenglocken,
Und auf jedes Krankenbett streut er seine Rosen,
Daß ihr Duft und Schmelz erquickt all die Hoffnungslosen.

Du auch gleichst dem guten Mai und in deinem Herzen
Brennen hell und immerdar heil'ger Liebe Kerzen;
Sonnig ist dein Angesicht, sonnig deine Worte
Und den Aermsten thust du auf eine Freudenpforte.
Blumen zauberst du hervor ihm am toten Strauche,
Weckst zu neuem Leben ihn mit der Liebe Hauche.

Blühe, blühe, lieber Freund! blüh' noch viele Jahre,
Was dir Gott an Liebe gab, ganz uns offenbare!
Liebe fordert unsre Zeit, Liebe nur ist Glaube,
Glaube, der nicht Liebe wird, sinkt dahin zum Staube.
Gläubig bist du, denn du liebst! Glaube, liebe weiter,
Und dein Maienabend wird wie dein Mittag heiter!

Geben ist seliger als nehmen.

(Apg. 20. 35.)

„Geben ist seliger als nehmen!" Dieses Wort, das die Apostelgeschichte ein Wort Jesu nennt, ist zum Sprichwort geworden. Tausende führen es im Mund, ohne zu wissen, wo es geschrieben steht und aus wessen Herz es stammt.

Und wie sich an ein Geldstück, das jahraus jahrein durch unzählige Hände geht, allerlei Unrat ansetzt, so hat sich an unser biblisches Sprichwort allerlei Mißverstand, Spott und Hohn geheftet. Viele haben es sogar in sein gerades Gegenteil verkehrt und sprechen halb ernst, halb ironisch: „Nehmen ist seliger als geben!"

Das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung, in seinem ungetrübten Glanz, in seiner noch nicht abgeschliffenen Prägung will besagen: Nehmen ist selig! Geben ist seliger!

1. Nehmen ist selig.

Wir nehmen von Gott. Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Den Wunderbau deines Leibes, Leben und Odem gab dir Gott. Was er dir gab, hat er dir bis heute erhalten. Aus seiner reichen Hand nimmst du Tag um Tag Luft und Licht, Brot und Salz, erfrischenden Trunk und Freuden mancherlei. Seine Güte ist über dir jeden Morgen neu und seine Treue ist groß. Gerade in diesen Maientagen wird jeder fromme Sinn erfüllt von Demut und Dankbarkeit für den Geber jeder guten Gabe und jedes vollkommenen Geschenkes. Die ganze große Welt der Kreaturen schließt sich zusammen zu einer großen Landsgemeinde und stimmt das Lied an: „Alles Leben strömt aus dir!" Der Himmel sendet wieder das liebe goldene Sonnenlicht und den erfrischenden Tau auf unsere Fluren und Felder; die Bäche rauschen wieder ihren Segen durch das Land und die Wiesen färben sich bunt und die Saaten sprießen in Halmen auf und die Fruchtbäume blühen weiß und rot und die Rebenhügel erwachen aus ihrem Winterschlaf — Gott deckt uns den Tisch, wir und unsere Kinder, unsere Freunde und Bekannten, unsere Witwen und Waisen werden wieder zu essen und zu trinken haben. Nehmet und esset und seid dankbar in allen Dingen — solch Nehmen aus Gottes Vaterhänden in aufrichtiger Kindesdankbarkeit ist ein seliges Nehmen.

Schau in dein Inneres! Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Wer hat höheres, geistiges, göttliches Leben in dich hineingelegt, es geweckt und entfaltet? Wer verleiht dir die Fähigkeit, die Welt um dich her immer völliger und gründlicher zu erkennen und ihre vielgestaltigen Dinge und wundersamen Kräfte deinem Willen dienstbar zu machen? Wer führt dich heraus aus dem dumpfen Kerker tierischen Trieblebens und macht dich aus einem Sinnenmenschen zu einem Geistesmenschen, daß du nach Wahrheit fragest und forschest, um sittliche Freiheit und Tugend ringest und kämpfest und los von den Banden armseliger Selbstsucht Liebe zu geben versuchst? Wer rüstet dich aus mit der Kraft, dieses Erdenleben mit seinen Mühen und Sorgen, Aengsten und Nöten, Leiden und Schmerzen, mit all seinem bittern Todesweh zu ertragen, getrost deine Straße zu ziehen, dennoch und dennoch deine Pflicht zu thun und auszuhalten in vollkommener Geduld bis ans Ende? Und wenn du unzufrieden bist mit dir selbst und dein Herz krank und matt? Wenn die Ruhe des Gewissens und der Frieden der Seele dir fehlt und du an dir selber verzagst und verzweifelst und doch jede Faser deines Wesens nach Vergebung und Friede, nach Gnade und Kraft eines neuen Lebens sich sehnt, wer gibt dir diesen Frieden, wer schenkt dir alle diese Gaben des Geistes? Wiederum der Geber jeder guten Gabe und jedes vollkommenen Geschenkes!

Jeder, der schon also empfangen, genommen hat, weiß, daß es ein seliges Nehmen ist. Es ist ein seliges Nehmen, wenn des Forschers unermüdlichem Geist ein Geheimnis der Schöpfung, ein Rätsel des Lebens sich enthüllt und wir Menschen wieder um eine Erkenntnis, um ein Heilmittel unserer körperlichen,

socialen, moralischen Gebrechen reicher geworden sind und ein seliges Nehmen auch, wenn einem gottbegnadeten Künstler ein schönes Werk gelingt, das wie eine Offenbarung von oben in seiner Seele geboren ward. Es ist ein seliges Nehmen, wenn ein Mensch im Lauf seiner sittlichen Entwicklung fortschreitet von Kraft zu Kraft, immer tüchtiger wird unreine Gluten zu löschen, die Feuer des Zornes zu dämpfen, den natürlicheu Egoismus zu mildern und einzuschränken, immer mehr gut zu sein und Gutes zu thun und ein seliges Nehmen auch, wenn in den besten Stunden unseres Daseins edle Begeisterung, heiliger Wagemut, selbstvergessene Liebe zu schönen Thaten uns hinreißen, die wir uns selber nicht zutrauten und die vor Gott mehr gelten als die herrlichsten Kunstwerke. Es ist ein seliges Nehmen, wenn ein Menschenkind in der Angst des Lebens Kräfte von oben empfängt und es an jedem Morgen seiner Kreuzfahrt die Nähe dessen verspürt, der das Kreuz zwar auflegt, es aber auch tragen hilft, mit Rosen umwindet und uns gerade durch das Kreuz wundersam segnet mit geistigen Segnungen. Es ist ein seliges Nehmen, wenn wir mit der Schuld unseres Herzens und Lebens reumütig und demütig hintreten zu unserm Gott und sprechen: Vater vergib! und wir dann die tröstliche Stimme vernehmen: Deine Sünde ist dir vergeben! stehe auf, sündige fortan nicht mehr und wandle in der Kraft eines neuen Lebens! Das alles, alles ist ein seliges Nehmen.

Und doch sind so viele, die kennen nichts von dieser Seligkeit: die einen sind zu stumpf und zu gleichgiltig, nicht bloß ihre Füße, auch ihre Seele wandelt im Staube; die andern sind stolz oder trotzig und sprechen zu ihrem Gott: ich bedarf deiner nicht! und noch andere sind verzagt und kleingläubig und sehen, eingehüllt in die Wolken ihres Erdenleids und ihrer Schuld, den geöffneten Himmel nicht mehr, aus dessen Schätzen sie Gnade um Gnade nehmen könnten. Ach, daß ihr es erfahren wolltet, wie nehmen selig macht.

Selig macht auch das Nehmen aus der Hand der Menschen. Sieh' das Kind auf dem Mutterschoß. Es kann noch nichts geben, es muß alles nehmen, was es bedarf für Leib und Seele. Und doch dünkt es sich in dieser Mutterliebe reich wie ein Prinz oder eine Prinzessin; es schmiegt sich so zuversichtlich an der Mutter Herz, es lächelt die Mutter so fröhlich an: es ist selig im Nehmen.

Auch wir Erwachsene, die wir die Kinderzeit schon lange hinter uns haben, wir denken mit herzlicher Dankbarkeit an die Zeit, da wir aus treuen Vater- und Mutter- und Lehrerhänden Tag um Tag viel Gutes genommen haben, vielleicht das beste, was in uns wirksam ist und lebt. Ihre Kreuze und Steine deckt vielleicht seit Jahren ernstes Moos. Aber ihr Segen geht noch immer mit uns und noch immer sind wir selig, wenn wir nehmen dürfen von den Toten, die leben.

Und wenn du zu denen zählst, die glücklich zu preisen sind, weil ihnen in ihrem Hause Wohl bereitet ist, wenn du mit dem Dichter frohlocken kannst: „so mancher Tag, so manches Jahr zeugt mir, es sei gewißlich wahr, daß der was Gutes findet, dem sich ein Herz verbindet", ein Herz, das mit dir eins ist in Arbeit, Freude und Leid des Lebens, eins im Glauben und Lieben und Leben, ja dann weißt du, wie nehmen selig machen kann!

Auch sonst können wir von Menschen wunderbar reiche Gabe empfangen. Wohl sagt der Dichter: es ist so elend betteln zu müssen und noch dazu mit bösem Gewissen. Aber wenn schuldlose oder verschuldete Armut sich vertrauensvoll an menschliche Liebe wendet und teilnehmende, verständnisvolle

und zartfühlende Liebe findet, dann ist auch solches Nehmen selig: denn den Empfänger beglückt die Erfahrung, daß er nicht verlassen und verstoßen in der Welt steht, sondern in einer Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern, die sich für einander verpflichtet fühlen. Und wie viel verdankt der einzelne dem andern für sein geistiges Leben! Wie viel schulden wir alle den großen Lehrern und Führern der Menschheit, die schon längst gestorben sind und doch immer noch zu uns reden durch ihre Weisheit, durch ihr Leben und Sterben. Wie viel hat nicht mancher von einem einzigen bedeutenden Mann empfangen, der deine Seele gewann, deine Lebensansicht und Lebensführung bestimmte, obwohl du ihn nur „geistweise“ nicht von Angesicht zu Angesicht kanntest. Und es brauchen nicht immer geniale Menschen zu sein. Das Wort, das Beispiel eines einfachen Mannes, einer schlichten Frau kann in dir nachklingen und nachwirken dein Leben lang. Ein guter Kamerad, der dir zur Seite geht im gleichen Schritt und Tritt, wird dir zum treuen Schutzgeist. Heinrich Pestalozzi hat das Gedächtnis jenes „Bäbeli“, der treuen Dienstmagd seiner verwitweten Mutter, in unauslöschlichem Gedächtnis bewahrt und sie in die edle Gestalt seiner Gertrud verklärt, und manch ein Pfarrer, sofern er nur frei ist von törichtem Amtsstolz, wird demütig und bescheiden bekennen, daß er schon an manchem Krankenlager und Sterbebett mehr empfangen hat, als er geben konnte: zu trösten war er gekommen, als ein Getrösteter und Gestärkter gieng er heim. Nehmen ist selig!

Wochenschau.

In Basel starb am 4. Mai ein geistvoller, idealer Journalist und Volkslehrer. Stephan Born, geboren 28. Dezember 1824 zu Lissa in der Provinz Posen, absolvierte das dortige Gymnasium, gieng aber dann statt zur Universität zu einem Buchdrucker in die Lehre und arbeitete vom Herbst 1845 bis Febr. 1848 als Schriftsetzer in Berlin, Brüssel und Paris. In Berlin hatte er während seiner Lehrzeit Vorlesungen an der Universität über Philosophie, Geschichte und Physik gehört; in Brüssel war er mit Karl Marx und Bakunin in Verbindung getreten, was auf seine spätere Entwicklung nicht ohne Einfluß war. Im März 1848 nach Berlin zurückgekehrt, stand er dort bald mit an der Spitze der demokratischen Partei, eröffnete im Herbst den dort abgehaltenen ersten deutschen Arbeiterkongreß und wurde von diesem zum Redakteur seiner Zeitschrift „Die Verbrüderung“ ernannt, nachdem er vorher in Berlin die Zeitschrift „Das Volk“ redigiert hatte. Wegen seiner Beteiligung am Dresdener Maiaufstand (1849) mit Richard Wagner, Gottfried Semper und andern steckbrieflich verfolgt, flüchtete er in die Schweiz, die seither seine zweite Heimat geworden ist. Anfangs Redaktor in Bern, kaufte er 1850 eine kleine Druckerei in Murten, ging 1852 nach Zürich, wo er erst Medizin studierte, dann als Privatlehrer thätig war, wurde 1855 Lehrer am Seminar in Küßnacht bei Zürich, trat 1857 in die Redaktion des „National Suisse“ in La Chaux-de-fonds, war seit 1859 vorübergehend als Lehrer in Schaffhausen thätig und erhielt 1860 eine Professur für deutsche Sprache und Literatur an der Industrieschule zu Neuenburg, wurde daselbst auch einige Jahre später zum Professor an der neugegründeten Akademie befördert. Hier blieb er bis Juli 1878; dann trat er in die Redaktion der „Basler Nachrichten“ ein und

habilierte sich gleichzeitig als Privatdozent für moderne vergleichende Litteratur an der Universität Basel, die ihn zum Ehrendoktor und 1879 zum außerordentlichen Professor ernannte. In dieser Stellung als Lehrer und Redaktor ist er bis zu seinem Tode thätig gewesen.

Was wir an ihm schätzten, war sein weiter, auf das Große gerichteter Blick. Er ging nicht auf in der Liebe zu einer engen und kleinen Gemeinde, auch nicht in der Liebe zu einer Partei oder einem einzelnen Volk, ihm waren die Völker Glieder an einem Leibe der Menschheit, er schätzte sie alle nach ihrem Wert und ihrer Bedeutung für das Ganze. Er liebte sein angestammtes deutsches Vaterland, er liebte Frankreich, er liebte die Schweiz, er liebte jedes Volk in seinen rein menschlichen Zügen, in dem was es Schönes, Gutes und Wahres hervorbrachte. Mit diesem Blick auf das Ganze und Große trieb er Politik, damit war er ein Segen, denn er wirkte für gegenseitige Anerkennung, für eine gerechte Beurteilung, für Menschenliebe und Humanität.

Was wir ferner an ihm schätzten, war sein tiefes und klares Denken. Er verirrte sich nicht in jene Einseitigkeit, welche bloß irgend ein specielles Gebiet des menschlichen Lebens zu schätzen weiß, etwa n u r die Wissenschaft oder n u r die Religion, n u r den materiellen Erwerb oder n u r die Pflege der Kunst, n u r die Arbeit der höheren Gesellschaftskreise oder n u r die Bestrebungen der Arbeiterwelt. Er verstand jedes menschliche Streben in seiner Berechtigung, aber er sah auch die Gefahren, die mit jedem verbunden sind. Und er hatte einen hohen, einen ganz idealen Begriff von der Aufgabe der Presse, indem er überall auf Verständigung hinwirkte, auf gegenseitiges Anerkennen, auf ein wohlanständiges und gesittetes Betragen, auf Entgegenkommen und Versöhnlichkeit, auf Recht und Liebe und Frieden. Damit war er auch ein Segen.

Und das dritte was wir an ihm schätzten, war die feine, vornehme, echt künstlerische Art seiner schriftstellerischen Arbeit. Wie hat er uns so oft erbaut und erquickt, wenn er schwierige Situationen und verwickelte Bestrebungen mit spielender Leichtigkeit auf ihren einfachsten und klarsten Ausdruck brachte, wenn er Schlechtes mit heiligem Zorn und doch immer mit einer gewissen Schonung abthat, wenn er Thorheit und Unverstand mit feiner, vornehmer Ironie geißelte, wenn er das Bedeutende in litterarischen und künstlerischen Erscheinungen mit innigster Ehrfurcht grüßte, wenn er das furchtbar Tragische im Menschen- und Völkerleben mit herzen- und seelenerschütternden Worten aufdeckte. Da dachten wir viel hundertmal: D e r Mann ist ein tiefer Denker, er hat etwas von den Weisen des Altertums, immer bleibt er seiner Ueberzeugung treu, ein klarer Geist, ein treues Herz. Ein Segen war er.

Ganz besonders sein treues Herz wußten wir zu schätzen. O welche Enttäuschungen hat des Mannes Herz erlebt! Wie manche Hoffnung sah er im grausamen Zusammenspiel der Thatsachen versinken! Welch eine Wehmut durchzittert seine jüngst erschienenen „Erinnerungen eines Achtundvierzigers“! Aber ob er auch Entwicklungen durchmachte — ein redlicher Kämpfer ist er doch bis ans Ende geblieben und die geistige, sittliche, sociale Hebung des Volkes, speciell des arbeitenden Volkes, lag ihm auch noch in ergrauten Haaren am Herzen; im Grunde seines Herzens blieb er seiner ersten Liebe bis in den Tod getreu.

* * *

Wie viele sagen es gedankenlos nach, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, aber wie wenige sehen es, wo es zu sehen und mit Händen zu greifen ist. Das arme spanische Volk! Seit vierhundert Jahren haben ihm die Priester gesagt, es sei ein christliches Volk und desto christlicher sei es, je erbarmungsloser es gegen alle Reformierten verfahre. So war denn Spanien in gutem Glauben erbarmungslos, davon zeugt das Blut, das in den Niederlanden floß, davon zeugen die Greuel der Inquisition, die nirgends in der Welt so namenlos schrecklich verübt wurden wie da, wo Spanien die Gewalt hatte und es war in der Reformation das gewaltigste Volk, vornean. Und jetzt? Die unterdrückten Protestanten, welche ihr Leben retten konnten, flohen mit der Bibel über den Ozean, drüben war Freiheit, dort arbeiteten sie und lasen die Bibel und wuchsen im Lauf der Jahrhunderte zu einem wohlhabenden, mächtigen Volk. Und dieses Volk der amerikanischen Union ist es, das jetzt dem armen Spanien furchtbare Tage bereitet, Niederlage auf Niederlage wird folgen und an die Niederlagen kettet sich der Aufruhr im eigenen Lande, bis Land und Volk elend verbluten, bis das einst erste Volk Europas nicht viel mehr sein wird als ein zuckender Kadaver. So muß es einem Volke gehen, das in die tötende Hand der Priester gerät und in seinem Irrwahn glaubt, es thue ein heilig Gotteswerk, wenn es das Evangelium und evangelischen Gottesdienst erbarmungslos unterdrückt in seinem Lande. Die Glaubenseinheit tötet ein Volk, es sei katholisch oder reformiert, die vom Pabst verfluchte Glaubensfreiheit, das Evangelium rettet. Im Jahre 1870 haben die Nachkommen der aus Frankreich vertriebenen Protestanten Paris erobert, und wenn dieses Land so, wie es jetzt angefangen, fortfährt, Juden und Protestanten zu verfolgen, so wird es Frankreich nicht anders ergehen, als es dem armen Spanien in diesen Tagen des Gerichts ergeht. Wir verstehen all das Mitleid gar wohl, das jetzt die Menschheit mit dem armen spanischen Volke und seiner Königin empfindet, wir teilen es selber, aber wir denken doch auch daran, daß all die Angst, all die Thränen und all das Blut, welches der jetzige Krieg über das geschlagene Volk bringt, kaum ein tausendstel der Angst und des Blutes und der Thränen ist, welche seit Kaiser Karl V. durch Spaniens Schuld über andere Völker gekommen ist. Eine ungeheure Schuld rächt sich jetzt. Und mag die amerikanische Union noch so listig die Stunde erharrt, die Rebellen auf Kuba längst unterstützt und den Krieg mit aller Absicht provoziert haben — sie ist doch die Zuchtrute in der Hand eines Höhern, der jetzt der spanischen und übrigen Priesterschaft sagt: „Also mußt du inne werden, was es für Jammer und Herzeleid bringt, den Herrn, deinen Gott verlassen. (Jer. 2, 19).

Zur Maifeier.

Allenthalben ist letzten Sonntag von der Arbeiterschaft die Maifeier begangen worden. In Bern bewegte sich nachmittags ein imposanter Zug nach den Festsälen, wo für den Achtstundentag gesprochen wurde. Die ganze Anordnung des Zuges mit seinen sechs Musikkorps, mit vielen Standarten und Inschriften legte Zeugnis davon ab, daß der Festvorbereitung viel Arbeit voraufgegangen war. Auch die Jugend war im Zuge zahlreich vertreten und trug Kränze, Blumen und Inschriften wie: „Die Jugend des Socialismus“;

„Kinder, eure Eltern kämpfen für eine bessere Zeit für euch!" Weniger schön nahmen sich die staubbedeckten Frauenzimmer aus, welche im Zuge vertreten waren, aber man sah es den Beteiligten an, daß sie für ihre Sache begeistert waren, bereit, mit ihrem Herzblut für ihre Ueberzeugung einzustehen. Es ist etwas Heiliges um eine solche Begeisterung für Grundsätze und man erhält dabei den Eindruck, daß solche Leute in der Welt etwas auszurichten vermögen.

Unsere bürgerlichen Parteien wollen das nicht mehr verstehen. Der 1. Mai war im Kanton Bern ein wichtiger Wahl- und Abstimmungstag, indem an demselben die Integralerneuerung des Großen Rates und die Abstimmung über vier wichtige Gesetze, das Kantonalbank-, das Ehrenfolgen- und das Vormundschaftsgesetz stattgefunden hat. Die Beteiligung war eine sehr schwache und erreichte nicht einmal 50 Prozent der Stimmberechtigten. Sämtliche Gesetzesvorlagen wurden zwar mit ansehnlicher Majorität angenommen und der Große Rat bietet im wesentlichen dasselbe Bild wie früher, d. h. er bleibt in seiner großen Mehrheit freisinnig. Einen entschiedenen Rückgang hat wieder die konservative Partei zu verzeichnen, was im Interesse der Staatsverwaltung zu bedauern ist. Denn die Konservativen bilden den Ballast des Staatsschiffes und Ballast ist unentbehrlich, wenn das Schiff nicht ins Schwanken geraten soll. Sie sind freilich an ihrem Untergang selbst schuld. Denn die maßgebenden Konservativen wollen im Kanton Bern den gegenwärtigen Zeitverhältnissen keine Rechnung tragen, sondern kämpfen gegen jede noch so berechtigte Neuerung mit aller Verbissenheit an. Sie wissen weder die Thatsachen der Geschichte, noch die Zeichen der Zeit zu deuten. Die freisinnige Partei, die eine Masse solcher Elemente in ihren Reihen zählt, die weder kalt noch warm sind und die Jeremias Gotthelf die „öden Seelen" nennen würde, „die aller geistigen Speise entwöhnt, den höheren Gefühlen abgestorben sind, die für nichts mehr Gefühl haben als für das Werktagstreiben, das Geklatsch des Tages, einen guten Schoppen und eine appetitliche Bratwurst" — sie hatten ihre numerische Stärke noch einmal behauptet. Aber einen Gewinn hat einzig die socialdemokratische Partei zu verzeichnen, welche kleine Nebenrücksichten bei Seite liegen läßt und einig und geschlossen in den Kampf zieht. Möchten doch alle Parteien erkennen, daß nur wer Ideale hat, wer arbeitet und kämpft und Opfer bringt und vor allem das Opfer persönlicher Liebhabereien, in der Welt etwas auszurichten vermag!

Nächsten Sonntag begeht unser Freund Bion seine Maifeier d. h. sein 25jähriges Amtsjubiläum an der Predigerkirche in Zürich. Unser Freund kämpft zwar nicht für den Achtstundentag; denn seine reiche Arbeit hätte eine derartige Beschränkung der Arbeitszeit nicht ertragen. Aber sein Wirken darf dennoch ein wahrhaft sociales genannt werden, das ja, wie die Ferienversorgung, die Krankenfürsorge u. s. f. gerade dem Arbeiterstande zugute kommt.

Wir senden dem begeisterten Verkünder freien Christentums, dem eifrigen Förderer christlicher Liebeswerke, dem treuen Freunde und Mitarbeiter ebenfalls unsere herzlichen Grüße, Glück- und Segenswünsche zu seinem Ehrentag. Möge dieser ein schöner Maitag für ihn werden und mögen ihm noch viele Jahre segensreichen Wirkens beschieden sein!

Sprüche.

Erkenn dich selbst! Treib's nicht zu weit!
Gar oft ist nur die Eitelkeit
Die Wurzel von solchem Beginnen,
Ueber sich selbst weltklug zu sinnen.
Die Lerche mit ihrem Frohgemüt
Singt himmelan ihr Morgenlied,
Weiß nichts von Theorie der Töne,
Aber sie widerstrahlt das Schöne,
Ahnt nichts von ihrem eignen Wert,
Fühlt nur, daß Gott sie gerne hört.

* * *

Und wär mein Herz verzagungsvoll,
Was thun es, was es lassen soll,
Ob auf der Welt ich auch was tauge,
So schau ich in ein Kindesauge:
Solang die Kleinen dich versteh'n,
Solang ist's nicht um dich gescheh'n.

Kirchliche Personalnachrichten.

Zürich. Herr A. Knellwolf, Prediger der freien Gemeinde in Mainz, tritt in die Redaktion des Landboten in Winterthur ein. — Gewählt zum Pfarrer der neugeschaffenen Gemeinde Adlisweil Herr A. Baumann, bisher Pfarrer der reformierten Gemeinde in Arth, Kt. Zug.

Bern. Gewählt zum Pfarrer der neugeschaffenen reformierten Gemeinde in Laufen-Grellingen Herr Blumenstein, V. D. M. — Die Pfarrstelle Rüeggisberg ist auf den 1. Juli ausgeschrieben.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 20. Samstag, 14. Mai 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Geben ist seliger als nehmen.

(Apg. 20. 35.)

2. Geben ist seliger.

Es ist selig zu nehmen beides: aus Gottes Hand und aus der Menschen Hand. Seliger noch ist das Geben!

Die Mutter, die dem Kind das Leben gibt und es nährt mit ihrem Herzblut, die für dasselbe arbeitet früh und spät und ihre Nachtruhe ihm opfert, die, wenn es krank ist, von seiner Wiege nicht weicht und ihrer eigenen Gesundheit nicht achtet, deren Beten und deren Thun jahraus jahrein nur darauf gerichtet ist, ihrem Liebling ein frohes Dasein zu schaffen, diese Mutter ist in ihrem Geben seliger als das Kind, das nur empfängt. Sie muß ja freilich gar oft dulden und leiden, entbehren und entsagen, muß das eigene Ich untergehen lassen im Du des Kindes, aber zu Unrecht trägt ein Weib den schönen Mutternamen, das nicht alles das willig ertrüge. Ein ewiges Weihnachtslicht brennt die Mutterliebe in ihrer Seele — sie kann nicht anders als geben und wieder geben, sie gibt das Herz aus ihrer Brust und ist selig.

Und auch wir andern alle werden recht selig erst, wenn wir geben. Wohl preisen wir etwa das sorglose und harmlose Kind, dessen Leben noch frei von Mühe und Arbeit heiteres Spiel ist. Aber möchtest du wirklich alle deine Tage mit Kinderspiel zubringen? Kennst du keine edlere Freude? Ist das Kindesdasein des Daseins höchste Form? Sieh' diesen Jüngling, noch halb ein Knabe, im Arbeitsgewand: was eilt er so rasch, mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen heim? Er hat heute seinen ersten Wochenlohn erhalten, den bringt er bis auf den letzten Rappen seiner verwitweten Mutter und seine Seele frohlockt, weil er fortan nicht mehr bloß nehmen muß, sondern auch geben und so eine Stütze des Hauses sein kann! Sieh den Arbeiter, den Handwerker, den Kaufmann, den Lehrer und Führer des Volkes an der Arbeit oder in ernster Beratung mit ihren Berufsgenossen: was hebt ihnen die Brust? Was gibt und erhöht ihnen das Bewußtsein eigenen Wertes? Sie stehen innerhalb der menschlichen Gesellschaft an einem bestimmten Posten, ein

jeder ist ein Rädlein im großen Uhrenwerk des socialen Körpers, er leistet etwas, er ist einigen Wenigen oder einigen Vielen zum Segen, „das Steinlein ist es wie der Stein, aus dem der Tempel sich erbauet!“ Geben ist seliger als Nehmen.

Das gilt auch für unser religiös-sittliches Leben. Da können wir, wie einmal einer gesagt hat, das Nehmen glauben heißen, und das Geben gute Werke thun. Nun steht mit Recht geschrieben: Der Glaube macht selig. Wir müssen nehmen sittliche Kraft und Vertrauen, Lebensmut und Leidensmut, Freude, Friede und Trost aus Gottes Händen. Ohne Gott wären wir arm und schwach, ohne ihn können wir nichts thun. „Dein Segen ist wie Tau den Reben, nichts kann ich selbst!“ Dennoch bleibt es beim Wort des Jakobus: „Der Glaube, der nicht Werke hat, ist ein toter Glaube!“ und bei dem andern des Paulus: „In Christo Jesu gilt der Glaube, der in der Liebe tätig ist.“ Was wir so von Gott empfangen, müssen wir wieder ausgeben in unserer Lebensführung und in Thaten helfender, heilender Liebe. Denn unser Gott wird uns nicht beurteilen nach dem Maß unseres Glaubens, sondern nach dem Maß solcher Liebe, mit der wir den Brüdern Gutes erwiesen und den Menschen um uns her treue Dienste geleistet haben. Der große Heidenapostel, der wie kein anderer ein Mann des Glaubens war, hat die Liebe als die Königin aller Tugenden gepriesen. Mit Recht: so selig es ist aus Gottes Fülle Gnade um Gnade zu nehmen, seliger ist doch das Geben!

Auch als Glieder der evangelischen Kirche müssen wir dieses Wortes gedenken. Wir haben ja auch von den Vätern ein köstliches Erbe übernommen, und wir können Gott nicht genug dafür danken, daß er uns durch Luther und Zwingli und Oekolampad aus der babylonischen Knechtschaft der Papstkirche hinausgeführt hat. Darum schauen wir denn auch immer wieder empor zu den Geisteshelden des 16. Jahrhunderts, um von ihnen christliche Erkenntnis, Standhaftigkeit, Ueberzeugungstreue, Leidensmut zu lernen. Aber von dem Empfangenen sollen wir auch wieder weiter geben: wir sollen mithelfen, eine geläuterte Erkenntnis des Evangeliums zu verbreiten und durch unsern Wandel den Beweis erbringen, daß auch ein von allen äußern Autoritäten freier Glaube fromme und gute Menschen zu bilden vermag; wir sollen für unsere Ueberzeugung, die wir uns in der Schule der Erfahrung und des Nachdenkens erworben, unerschrocken einstehen, und uns nicht aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit weglocken lassen von der Fahne der Wahrheit, sei es um uns in die behaglichen Zelte der Neutralen oder der Gleichgültigen zu flüchten, sei es, um gar zu denen zu stehen, zu denen wir gar nicht gehören; wir sollen bereit sein, der guten Sache kleine und große Opfer zu bringen und in Treue und Geduld daran arbeiten, daß der Geist der Wahrhaftigkeit und der Versöhnlichkeit immer mehr in unsere Kirche einzieht. Auch als Glied der Gemeinde wirst du seliger als durch Nehmen durch Geben.

Ja seliger ist geben! So laßt uns denn geben alles, was uns Gott an guten Schätzen in unser Herz gelegt hat. Ihr Eltern, gebt euern Kindern den Segen eurer weisen Worte und Lehren und den reicheren Segen eures guten Wandels, eures guten Beispiels, eurer Liebe. Ihr Berufsleute, setzet ein eure beste Kraft, um euer Bestes zu leisten, damit ihr nach sauren Wochen angestrengtester Arbeit mit gutem Gewissen frohe Feste feiern könnt. Ihr Bürger und Christen, wollt ihr, daß es in der Gemeinde und im Vaterlande wohl zugehe, so müssen die großen wie die kleinen bereit sein, Opfer zu bringen.

Wir heben unsere Augen auf zu den Bergen, von welchen uns Hilfe

kommt. Da sind aufgespeichert die unerschöpflichen Reichtümer unseres Gottes und wir dürfen davon nehmen, so viel die Hand faßt. Aber reich geworden durch Gottes Gnade wollen wir hingehen und auch unsere Brüder reich machen als Jünger dessen, der in seinem Leben wahr gemacht hat das Wort: Geben ist seliger als nehmen!

Zur Erinnerung an Savonarola.

(Gestorben 23. Mai 1498.)

Auf dem herrlichen Lutherdenkmal in Worms erheben sich zu den Füßen Luthers, als seine Vorläufer, vier Gestalten, der Franzose Petrus Waldus, der Engländer Wiklif, der Böhme Huß und, in sein Mönchsgewand gehüllt, drohend den Finger erhoben, der Italiener Savonarola, an dessen tragisches Ende wir in diesen Tagen erinnert werden. Eine der interessantesten Persönlichkeiten der Weltgeschichte, verbanden sich in ihm die tiefsten Glaubensanschauungen und echtesten Reformationsgedanken mit dem katholisch-mittelalterlicheu Ideal mönchischer Ascese und Weltflucht; zwei Seelen schlugen in seiner Brust; darum erleben wir das seltsame Schauspiel, daß gegenwärtig in Italien dieselbe katholische Kirche, die ihn einst so schmählich verwarf, zu seinen Ehren Gedächtnisfeiern veranstaltet und den Mann auch für sich in Anspruch nimmt, dessen wir am 23. Mai dankbar gedenken.

Es war am Mittwoch vor Himmelsahrt des Jahres 1498, als in Florenz vor einer ungeheuren Menschenmenge ein dreifaches Todesurteil vollstreckt wurde. Drei Priester wurden auf öffentlichem Platze zuerst gehängt und dann verbrannt, in der Mitte Hieronymus Savonarola, mit seinem Klosternamen Fra Giralomo, den noch vor kurzem das Volk der Florentiner verehrt hatte wie einen Heiligen, der durch die Gewalt seiner Rede eine Macht besessen hatte, wie kaum ein Fürst, in dem der Geist der Propheten des alten Bundes wieder aufzuleben schien. Jene Propheten des alten Bundes waren nicht blos Reformatoren gewesen, religiöse Reformatoren, die die Religion zu reinigen und zu vertiefen suchten, sie waren zugleich auch im sittlichen und religiösen Leben des Volkes das öffentliche Gewissen; ja selbst die Politik zogen sie vor ihren Richterstuhl und beurteilten auch die politischen Angelegenheiten nach sittlich-religiösen Grundsätzen. Getragen von dem felsenfesten Glauben an eine göttliche Weltordnung und Weltregierung, die das kleinste wie das größte, das einzelne Menschenleben wie die Schicksale der Völker mit Gerechtigkeit leitet, schauten sie aus der Gegenwart in die Zukunft und enthüllten weissagend ihrem Volke seine kommenden Geschicke, die späteren Propheten mit besonderer Vorliebe in der Form von Erscheinungen, Visionen. In diesem vielumfassenden Sinne ist in der christlichen Zeit das alte Prophetentum von keinem in solchem Maße erneuert worden, wie von demjenigen, der am 23. Mai auch das Schicksal der alten Propheten teilte, verkannt, verstoßen und in den Tod gegeben zu werden.

Geboren 1452 zu Ferrara als der Sohn einer altadeligen Familie, 22jährig gegen den Willen seiner Eltern in ein Dominikanerkloster der benachbarten Stadt Bologna getreten, that er, als Wanderprediger im Dienste seines Klosters, tiefe Blicke in das religiöse und sittliche Leben seines Volkes, dem trotz aller äußerlichen Kirchlichkeit jede tiefere, edlere Lebensauffassung

und echte Religiosität fehlte. Und je mehr er in das oberflächliche und leichtfertige Treiben seiner Zeit hineinschaute, umsomehr empfand er es als seine Verpflichtung, als seine ihm von Gott gegebene Aufgabe, gegen diese Versandung der Gemüter mit aller Macht auf eine geistige Vertiefung und sittliche Erneuerung hinzuarbeiten. Für diese Bestrebungen sollte er nun bald auch den rechten Wirkungskreis finden, in Florenz, im Centrum Oberitaliens, unter einem regsamen, aufgeweckten und lebhaften Völklein, in dem aber gerade während der Zeit der höchsten äußeren Blüte eine Verweichlichung der Sitten eingezogen war. Im Jahre 1490 wurde er nach Florenz versetzt, in das Dominikanerkloster von San Marco, in dessen Gotteshaus er eine immer größer werdende Zuhörerschar um seine Predigten sammelte. Eine ungeheure Erregung knüpfte sich an sein Auftreten an. Er kannte und schilderte das Menschenherz so, daß die Zuhörer im innersten Gewissen ihm Recht geben und zufallen mußten; ja manche fanden so sehr ihr Innerstes aufgedeckt, daß sie meinten, ihre Beichtväter hätten ihm ihre Bekenntnisse mitgeteilt. Eine Erneuerung des Lebens, eine sittliche Reformation war zunächst sein Ziel; doch hat er auch in Bezug auf die Lehre in das Morgenrot der Gedanken hineingeschaut, aus denen nachmals die Reformation hervorgegangen ist. Denn er lehrte, nicht auf den Heiligen, sondern auf Christus, nicht auf den Kirchenwerken, sondern in der Hingabe des Herzens an den Herrn, im Glauben beruhe das Heil. Aber in erster Linie waren seine Predigten Bußpredigten, und sie gewannen an Eindruck durch die damit verbundenen Prophezeiungen eines Gerichtes, einer gewaltigen Katastrophe, die über dieses gesunkene Geschlecht hereinbrechen werde.

Wohl verfeindete sich Savonarola durch sein Auftreten nicht nur mit dem luxuriösen Adel, sondern namentlich auch mit derjenigen Familie, die ohne fürstliche Stellung doch in fürstlicher Weise die Republik Florenz damals regierte und über die Blumenstadt am Arno den Schimmer eines geistvollen, feinsinnigen Lebensgenusses gegossen hatte, mit der Familie der Medici. Doch die Herrschaft der Medici brach in Bälde zusammen. Der Franzosenkönig Karl VIII. kam über die Alpen; das damalige Haupt der Medici, Pietro, erwies sich als einen feigen, charakterschwachen Genußmenschen, und die Erbitterung des Volkes zwang ihn zur Flucht. Savonarolas Ansehen stieg. Das Gottesgericht, das er verkündet hatte, schien sich erfüllt zu haben; und als im Jahre 1494 Florenz sich eine neue Verfassung gab, wurde er berufen, das Staatswesen neu zu ordnen. Er that dies in ausgesprochen demokratischem Sinne; aber die freisinnigen Staatsformen suchte er zu erfüllen durch den echten Bürgersinn der Gottesfurcht und der christlichen Bruderliebe, und auch in seinen politischen Bestrebungen war ihm die religiöse und sittliche Neugeburt von Florenz die Hauptsache. Der Wille Gottes sollte das gesamte öffentliche und private Leben beherrschen und Gott gleichsam der König sein. Eine öffentliche Stellung bekleidete er nicht. Nachdem er wie ein alter Volkstribun die Grundzüge des Staatswesens festgestellt hatte, zog er sich in sein Kloster zurück, dessen Vorsteher, Prior, er geworden war und verlegte den Schwerpunkt seiner Thätigkeit wieder auf die Kanzel. Seine Predigten waren geistreich, feurig, von echt italienischer Lebhaftigkeit und von einem erstaunlichen Erfolge begleitet. Eiferte er z. B. gegen die Ueppigkeit der Gastmähler, so nahm die Enthaltsamkeit im Fleischgenusse so überhand, daß der Rat den Fleischern ihre Steuern herabsetzen mußte, weil sie fast nichts mehr verdienten. Wandte er sich gegen das lange Wirtshaussitzen, so schlossen sich von selbst

ohne Polizeistunde die Wirtschaften in früher Abendstunde und viele Trinklokale gingen ganz ein. Durch sein bloßes Wort wandelte sich die leichtlebige, freudetrunkene Stadt in eine ernste Büßerin — eine Umwandlung, wie sie die Geschichte nur noch einmal erlebt hat, in dem von Calvin neugeschaffenen Genf.

Savonarola stand nun auf dem Höhepunkte seines Lebens: Florenz war nicht nur eine demokratische, sondern auch eine christliche Republik, die sich in allen Stücken nach den streng sittlich-religiösen Grundsätzen ihres geistigen und geistlichen Leiters richtete. Aber rasch überschritt die Sonne Savonaralas ihren Zenith und neigte sich dem Untergange zu. Es ist, wie wenn er mit der Ueberfülle der Macht und seiner Erfolge zugleich die Ruhe und Besonnenheit verloren hätte. Er überspannte den Bogen, und nicht zufrieden mit der freien Wirkung seiner Predigt, verlangte er vom Staate die strengsten Sittengesetze, so daß ihm die Gegner nicht ohne Grund vorwarfen, er wolle aus Florenz ein großes Kloster und aus allen Florentinern Mönche machen.

Die Opposition, die nie ganz erstorben war, vor allem die Anhänger der Medici, regte sich wieder, machte sich seine extremen Maßregeln zunutze und fand einen mächtigen Rückhalt und Bundesgenossen in dem damaligen Papste, Alexander VI., jenem liederlichen Sproß aus dem Hause der Borgia, der sich allerdings durch die bitteren Anklagen des Florentiner Mönchs gegen die entartete und zuchtlose Geistlichkeit ganz besonders getroffen fühlen mußte und umsonst sein Schweigen durch das Anerbieten des Kardinalshutes hatte erkaufen wollen. Savonarola ahnte das Gewitter, das sich über seinen Häupten zusammenzog und steigerte in fieberhafter Weise und durch immer neue Mittel den Eifer seiner Anhänger. So setzte er auf den Karvenal des Jahres 1497 ein großes Autodafé in Scene. Nach alter Sitte wurden am letzten Karnevalstage Freudenfeuer an verschiedenen Plätzen der Stadt angezündet. Savonarola ließ nun durch seine Freunde alle Gegenstände weltlicher Lust und Freude in der Stadt zusammensuchen und auf einen großen Scheiterhaufen aufschichten. Es war ein seltsames Durcheinander: alle die hundert Toilettengegenstände der Florentinerinnen, falsche Haare, Riechfläschchen, Schminkbüchsen, Schönheitswasser und Spiegel; dann wieder Spielkarten und Würfel, schlechte Bücher, musikalische Instrumente, ganz besonders aber anstößige Bilder und Gemälde. Ein venetianischer Kaufmann bot eine enorme Summe für die dem Feuertode geweihten Schätze. Vergeblich. Unter dem Schalle der Trompeten und dem Freudengeschrei der Kinder gingen alle diese Herrlichkeiten in Flammen auf.

Solche Maßlosigkeiten reizten unnötigerweise die Gegner, machten sie an Zahl immer größer und ihren Haß immer erbitterter. Am Himmelfahrtsfeste 1497 kam es währeud des Gottesdienstes in der Klosterkirche zu San Marco zu einem furchtbaren Tumult. Infolge davon erließ der Rat ein Predigtverbot und von Rom traf die feierliche Exkommunikation ein. Savonarola mußte schweigen und seine Feinde erhoben sich immer ungescheuter. Spottlieder wurden auf ihn gesungen und in den Straßen machte sich wieder das alte Treiben geltend. Da entschloß er sich, um dem völligen Zusammenbruch seines Ansehens Einhalt zu thun, allen Verboten zum Trotz, zu seiner mächtigsten Waffe, zur Predigt zu greifen. Und wie predigte er! Mit einer Rücksichtslosigkeit ohnegleichen, mit dem Mute der Verzweiflung, den man heute noch aus dem gedruckten Worte herausfühlt. Gegen päpstliche Anmaßung und

päpstliche Unfehlbarkeit ist wohl selten so scharf von einer Kanzel gepredigt worden und die Sünden des Papsttums haben wohl selten solch eine furchtbare Verurteilung erfahren, wie in diesen Predigten. Ueber solche Kühnheit staunte ganz Florenz; noch mehr staunte man in Rom. In seiner Entrüstung wollte der Papst alle Waren und Güter der Florentiner mit Beschlag belegen, und verlangte zum wenigsten, daß Savonarola in Ketten gebunden nach Rom geliefert werde. Diesen äußersten Schritt wagte der Rat nicht; er konnte um so eher darauf verzichten, da der verhaßte Mönch sich selber ins Verderben stürzte und auch der wankelmütige Volksgeist sich immer mehr von seinem Heiligen wegwandte.

Schon seit Jahren hatte Savonarola nicht nur behauptet, daß er von Gott Offenbarungen erhalte, sondern auch die Zuversicht ausgesprochen, daß Gott durch übernatürliche Zeichen, wenn es not thue, ihn vor aller Welt als Propheten erweisen werde. Besonders aber in der letzten Zeit, als alles zu einer Entscheidung drängte, scheint sich diese Hoffnung auf ein übernatürliches göttliches Zeugnis mehr als je in ihm und bei seinen Anhängern festgesetzt zu haben, und so rief er selbst den mittelalterlichen Gedanken eines Gottesurteils hervor. Ein Franziskanermönch erbot sich gegen ihn, sein Freund Domenico Maruffi für ihn die Feuerprobe zu bestehen. Der Samstag vor Palmsonntag 1498 war für das Gottesgericht bestimmt. Auf dem Markte erhoben sich zwei große, mit Oel und Pech getränkte Scheiterhaufen; dazwischen war ein Weg, breit genug für einen Menschen, und auf diesem Wege zwischen den Flammen sollten die beiden Gotteskämpfer hindurchgehen; wer unversehrt blieb, für dessen Sache hatte Gott gesprochen. Ganz Florenz fand sich ein und harrte gespannt. Aber endlose Verhandlungen verzögerten zuerst das erwartete Schauspiel und endlich machte ein Platzregen dasselbe ganz unmöglich. Das Volk, das stundenlang gewartet hatte, war enttäuscht, unwillig, empört, warf Savonarola vor, er sei seiner Sache nicht sicher gewesen, überhäufte ihn mit Verwünschungen, und am Abend wurde das Kloster San Marco von wütenden Volksmassen gestürmt. In den Klosterräumen wogte eine heftige Schlacht; die Angegriffenen wehrten sich mit Todesverachtung und die stillen Hallen ertönten von Waffenlärm und dem Stöhnen der zu Tode Getroffenen. Endlich schritt der Rat ein und nahm Savonarola und zwei seiner besten Freunde gefangen.

Es folgte eine langwierige und peinliche Untersuchung, in der die Folter reichlich gegen Savonarola angewendet wurde. Wohl konnte ihm kein Verbrechen, keine strafbare Handlung nachgewiesen werden; aber der Papst hatte gesagt, er müsse sterben, selbst wenn er der hl. Johannes der Täufer wäre; und auch in Florenz wurden die Stimmen, die zur Milde rieten, zurückgedrängt durch die Erwägung, nur ein Toter führe keinen Krieg mehr. Das Urteil ward gesprochen: die drei Gefangenen sollten gehängt und dann verbrannt werden. Am 23. Mai 1498 wurde das Urteil vollstreckt. Savonarola starb, seines Lebens würdig, gefaßt und unverbittert, noch nicht 48 Jahre alt, zwar nicht ohne eigene Schuld, doch zumeist ein Opfer seiner kirchlichen, sittlichen und politischen Reform, ein Prophet des alten Bundes in modernem Gewande. Was er gewollt und erstrebt, eine Erneuerung und Kräftigung des religiösen Lebens ist in reinerer und tieferer Form im folgenden Jahrhundert von der Reformation durchgeführt worden; aber unter den Vorläufern der Reformation verdient auch dieser kühne Schwärmer in der Mönchskutte einen Ehrenplatz.

Wochenschau.

Es ist traurig lehrreich, wie die positiven Blätter, trotz allem was ihnen bewiesen wurde, fortfahren über Walzenhausen die Unwahrheit zu schreiben, als ob diese Gemeinde einen Pfarrer wolle, der die Lotterie beschönige. Das hochfromme Genferblatt „La semaine religieuse“ sagt ganz keck: Die Kommission sucht einen liberalen Pfarrer „ami des loteries“! Das hat die Genferin freilich nicht aus den Fingern gesogen, sondern aus den positiven Blättern der deutschen Schweiz, von denen natürlich der „Christliche Volksbote“ als allerfrömmstes das Netteste leistet. Er schreibt nämlich:

„Leute, die durch Schaden nicht klug geworden sind, scheinen in ihrer Majorität die Gemeindegenossen von Walzenhausen zu sein. Sie haben ihren wackern Pfarrer Sutermeister, der gewagt hatte, das Lotterieunwesen nach Art von Jeremias Gotthelf in einer Erzählung zu geißeln, der auch in der Kirche Missionsstunden halten ließ, in ihrer Kirchhöre vom 17. April mit großer Mehrheit weggewählt. — „Lieber als ein Pfarrer, sagt die „Zürcher Freitagszeitung“, — welcher eine ernste Lebensauffassung und religiöse Entschiedenheit zeigt, scheint ihnen ein Zech- und Allerwelts-Duzbruder zu sein, welcher mit den Dorfmatadoren kegelt, Karten spielt und zu den „menschlichen Schwächen“ — der eigenen Unvollkommenheit bewußt — beide Augen zudrückt. Eine Kommission von Walzenhausen ist nun auf der Suche nach einem garantiert „freisinnigen“ Geistlichen, der die angedeutete „gesunde kirchliche Richtung“ zu vertreten in der Lage ist. Wir sind nun sehr neugierig, wo der freisinnige Pfarrer zu finden ist, der sich dazu hergibt, die Stelle von Walzenhausen anzunehmen und damit den dortigen Gewalthabern von vorneherein das Zugeständnis zu machen: „zu predigen, nach dem ihnen die Ohren „jucken“ und in allen ihren „gesellschaftlichen Ansprüchen“ ihnen zu Willen zu sein. Den Mann — heiße er wie er wolle — beneiden wir nicht um seinen „Freisinn“ und sein Ehrgefühl. — Dem ehrenvoll Weggewählten wünschen wir, daß er bald auf ein größeres und dankbareres Arbeitsfeld berufen werde.“

An die Wähler der evangelisch-reformierten Landeskirche von Basel-Stadt.

Werte Mitbürger!

Laut Beschluß des Regierungsrates soll nächsten Samstag und Sonntag, den 14. und 15. Mai die Wahl **sämtlicher Abgeordneten in die Synode für die nächsten sechs Jahre** stattfinden. Zu wählen sind nach den neuen gesetzlichen Bestimmungen nur noch **60** Abgeordnete (bisher 83).

Die orthodoxe Partei hatte bei der bisherigen Zusammensetzung der Behörde die Mehrheit, und es ist nach allen gemachten Erfahrungen als sicher anzunehmen, daß dieselbe nicht nur auf keinen der innegehabten Sitze zu Gunsten der freisinnigen Richtung verzichten, sondern noch neue zu gewinnen suchen wird.

Wenn deshalb die letztere bei der Neubestellung der obersten kirchlichen Behörden, der Synode und des von dieser zu wählenden Kirchenrates, nicht zur **verschwindenden Minderheit** herabgedrückt oder fast ganz aus denselben hinausgedrängt werden soll, **so bedarf es von freisinniger Seite aller Anstrengung,** sowie der Mithilfe derer, welche keinen ausgesprochenen Parteistandpunkt einnehmen, **aber aus Billigkeitsrücksichten eine angemessene Vertretung beider Richtungen** in den kirchlichen Behörden wünschen.

Mag man auch über die Wichtigkeit der Synode im allgemeinen geteilter Ansicht sein, so darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß dieselbe zeitweise über sehr **wichtige Fragen** zu entscheiden hat, daß die Abgeordneten zur Synode zugleich **die Kirchenvorstände ihrer Gemeinden bilden** und daß es denn doch **nicht gleichgültig ist, in welchem Sinn und Geist die Angelegenheiten der einzelnen Kirchengemeinden unserer baselstädtischen Landeskirche überhaupt geleitet werden und welche Strömung in dieser Oberwasser bekommt.**

Gerade seit den letzten Synodalwahlen sind neuerdings Erscheinungen zu Tage getreten, welche beweisen, **daß die Ausschließlichkeit und Engherzigkeit einer gewissen extrem orthodoxen Partei bei uns immer noch fortbesteht, wie sonst nirgends in der ganzen protestantischen Schweiz.** Bis zur Stunde wird bei uns den freisinnigen Geistlichen von ihren orthodoxen Amtsbrüdern **die Abendmahlsgemeinschaft verweigert,** von den meisten nicht aus Glaubens- und Gewissensgründen, sondern in der Meinung, damit einer herrschenden Anschauung und Stimmung in der Bevölkerung entgegen zu kommen. Wir müssen zu unserm Bedauern sehen, **wie Mitglieder unserer obersten landeskirchlichen Behörden gemeinsame Sache machen mit Privatgeistlichen und Stadtmissionären,** welche den **rechtmäßig von der Gemeinde gewählten Geistlichen** den Boden zu untergraben suchen, wie bestellte Hüter der kirchlichen Ordnung sich selber an diese nicht kehren und die Interessen einer extremen Partei denjenigen der Landeskirche voranstellen.

Die große Mehrzahl unserer protestantischen Bevölkerung kann mit solchem Verhalten und Treiben unmöglich einverstanden sein. Erklären wir das anläßlich der nächsten Synodalwahlen! Geben wir **unsern entschiedenen Willen** kund, daß wir ein **wirkliches Zusammenleben und Zusammenwirken der beiden landeskirchlichen Richtungen wünschen!** Dieser Wunsch liegt auch den freisinnigen Wohlvorschlägen zu Grunde, bei welchen im ganzen eine dem Stärkeverhältnis entsprechende Vertretung der beiden Parteien in der Synode vorgesehen ist.

Freisinnige Wähler! Thut eure Pflicht! Verhütet es, daß unsere Richtung aus mühsam errungenen Positionen wieder herausgeworfen wird und eine Niederlage erfährt, die sich in den nächsten sechs Jahren nicht wieder gut machen ließe und gewiß bald genug auch auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens sich fühlbar machen müßte! Verhelfet nicht durch Gleichgültigkeit der Ausschließlichkeit zur Herrschaft in der Basler Kirche!

Scheut nicht die kleine Mühe, am Samstag oder Sonntag einen Gang zur Urne zu machen, da ihr doch damit der guten Sache, dem kirchlichen Fortschritt und dem kirchlichen Frieden einen Dienst erweisen könnt!

Basel, den 10. Mai 1898.

Der Central-Ausschuß
der kirchlich-freisinnigen Gemeinde-Vereine.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 21. Samstag, 21. Mai 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Ehe-Idylle.

Ja, wir gehören zu den Alten;
Und um die Jugend ist's gescheh'n;
Doch immer soll aus unsern Falten
Ein heitrer Sinn ins Leben seh'n.
Ob auch die Zeit mit rauhem Besen
Uns Farbe nahm und Wohlgestalt:
Wir sind zusammen jung gewesen,
Und wurden miteinander alt.

Der Jahre rasche Flucht beklage
Ein Pärchen, das zu spät sich fand,
Dem nach der Wonne kurzer Tage
Zu schnell der Jugendrest verschwand.
Du Beste, die ich früh erlesen
Zu meines Lebens Trost und Halt —
Wir sind zusammen jung gewesen,
Und wurden miteinander alt.

So geh'n wir, bis der Tod uns fodert,
In glücklichem Verein die Bahn.
Wenn jähe Hitze rasch verlodert,
Hält stete Wärme dauernd an.
Auf unserm Grabe soll man lesen,
Deckt uns der gleiche Rasen bald:
Wir sind zusammen jung gewesen,
Und wurden miteinander alt.

D. Fr. Strauß.

Einsame Menschen.

Wo Dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre,
so wäre ich vergangen in meinem Elend.
Psalm 119, 92.

Am Webstuhl saß ein alter Meister, er saß und webte mit seinen langen, hageren Händen Tag und Nacht. Daß er Meister hieß, war nur eine Erinnerung an alte Zeiten. Vor vierzig oder fünfzig Jahren hatte dies Wort für ihn noch einen Sinn, als noch die alte Meisterlade bestand und der alte Hausierhandel mit Leinwand. Nun aber war alles anders geworden. Die alten Meister waren Bettler geworden, nicht Bettler um Geld, aber Bettler

um Arbeit. Sie mußten froh sein, wenn sie für mageres Brot fleißig sein durften. Das hatte sein Vater nicht gedacht, der ihn einst in seinen Beruf gethan und zu ihm gesprochen hatte: wer fleißig ist, kommt vorwärts! Wahrhaftig, er war ein halbes Jahrhundert und mehr fleißig gewesen, im Alter noch fleißiger als in der Jugend, er hatte das Seine gethan, aber das Rad der Zeit war über ihn hinweggegangen. Mit jedem Jahre war er einsamer geworden. Die Seinen lagen im Gottesacker oder waren in Amerika. Wovon lebt eigentlich seine alte Seele? Hofft er noch auf eine sociale Reform? Selbst wenn sie noch käme, ehe ihm das Auge bricht, ihm hilft sie nichts mehr. Was ist eine Reform für die Nachzügler des gewerblichen Heeres?

Eine irdische Hoffnung gibt es für solche alte, treue Gestalten nicht mehr. Wenn sie kein Gottvertrauen haben, dann müssen sie vergehen in ihrem Elend. Ein abnehmendes, aussichtsloses Leben ohne Ewigkeitshoffnung und Vorfreude des Himmels ist ein Schicksal zum Verzweifeln. Ein alter Mann, an seinen Webstuhl gebunden, hört und sieht nicht mehr viel von der Welt. Er ist ja in seinem ganzen Leben kaum von der Stelle gekommen, niemals fühlte er die Größe der neuen Zeit, immer bescheiden, fleißig, gedrückt, kennt er keinen großen Groll und keine große Liebe. Er läuft seinen Gang ab wie eine Uhr. Am Lohntag wird die Uhr aufgezogen. Nichts hat er, nichts, gar nichts, wenn er keinen Gott und Heiland hat, und ein Frevler wäre es, der versuchen wollte, dieser Seele ihr einziges zu nehmen, ohne ihr etwas anderes dafür geben zu können. Er sitzt am Webstuhl, und links neben ihm liegt die Bibel. Wie ein Vöglein vom Bache Wasser nippt, so holt er sich zwischen der Arbeit mit den Augen einzelne Sprüche aus dem Buch. Er versteht sie nicht alle so, wie die Theologen sie verstehen, aber meist versteht er sie auf seine Weise vortrefflich. Er webt und spinnt um den Spruch eine Menge einfacher Fäden. Sein Gehirn ist nicht geistreich, aber unermüdlich im Denken und Sinnen. Dieses Umspinnen des göttlichen Wortes mit seinen Erlebnissen, das Eintauchen in das lebendige Wasser, ist sein eigentliches Dasein. Weben, Essen und Schlafen sind Aeußerlichkeiten, Gottes Wort ist die Innerlichkeit.

So ist der alte Meister einsam und doch nicht alleine, er schweigt lange Stunden und spricht doch. Er ist vertrocknet, alt und steif geworden, in ihm predigen Apostel, weissagen Propheten und in ihm wandelt noch Christus. Volkswirtschaftlich angesehen ist er einer der Aermsten und Elendesten, religiös verstanden aber ist er glücklicher, als viele tausend Könige, Herren, Damen, Freigeister, Lebemänner, Geisteshelden und Künstler. Er hat den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft. Daß es ihm so elend geht, ist eine Anklage gegen die Menschheit, aber daß er trotz seines Elendes getröstet ist, ist eine Rechtfertigung Gottes. Gott verläßt keinen, der ihn wirklich sucht. Alle Alten, die auf verlorenen Posten stehen, alle Gebrochenen, die keine irdische Zukunft mehr haben, alle Uebriggebliebenen und Ueberzähligen finden im Evangelium ein lebenswertes Leben. Sie merken mitten im Elend, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Sie sprechen mit David: „Und ob ich schon wandere im finsteren Thal, fürchte ich doch kein Unglück, denn Du bist bei mir.“ Und so klammern sie sich mit allen Fasern ihres Herzens an ihren Gott und ihre alte Familienbibel, sie wachsen fest und wurzeln tief in ihrem Christenglauben. Einsame, alte Menschen, wie beneidenswert seid ihr!

Glücklich ist, wer einen Glauben hat. Herr mache uns glücklich!

(Fr. Naumann.)

Wochenschau.

Ein Jubiläum ist immer etwas gefährliches für den Jubilar, denn der „Neid der Götter“, von dem die Alten fabelten, enthält einen richtigen Gedanken. Hüte dich, ein Jubiläum zu wünschen! Halte es so viel wie möglich ab, falls man dir eins anträgt, und wird es dir aufgedrängt, so sage dir, daß du nichts bist und Gott allein groß ist!

So machte es unser lieber Freund W. Bion in Zürich, dem seine Predigergemeinde und die Stadt an der Limmat Sonntag den 8. Mai 1898 zur Feier seiner 25jährigen Wirksamkeit daselbst ein Jubiläum bereitete. Im Morgengottesdienst predigte der Jubilar in der prachtvoll bekränzten Kirche über das Wort: „Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt“, und der Kirchengesangverein (notabene ein sehr guter) schmückte die Feier mit seinen Liedern. Am Abend folgte ein Festmahl in der prächtigen Tonhalle am Seequai. Herr Oberst Brandenberger führte das Scepter und begrüßte die Versammlung von Behörden, Kirchgenossen und Freunden, die drei- bis vierhundert Personen beiderlei Geschlechts, Aristokratie und schlichtes Volk umfaßte. Herr Wirz als Präsident der Kirchenpflege sprach in höchst einfacher und darum nur umso wirksamerer Art dem Prediger und Seelsorger den Dank der Gemeinde aus. Herr Stadtrat Billeter, ein Konfirmand des Jubilars, brachte den Gruß der städtischen Behörden für alles, was Bion auf dem Gebiet der Schule und der Gemeinnützigkeit für die Hebung des Volkes that. Herr Regierungs- und Ständerat Stößel erklärte, die kantonale Regierung könne sich zwar offiziell an solchen Jubiläen nicht beteiligen, weil sie bei 153 Gemeinden zu zahlreich sind, aber sämtliche Mitglieder hätten bezeugt, wenn je ein Fest verdient gewesen, so sei es das gegenwärtige. Herr Pfarrer K. Furrer als Dekan des geistlichen Kapitels wies darauf hin, daß Bion zwei Vorwürfe widerlegt habe, erstens den, daß die Pfarrer bloß auf das Jenseits vertrösten und zweitens den, daß sie es mit den Reichen halten. Dekan Kambli von St. Gallen brachte die Grüße der Ostschweiz, wo Bion in den Kantonen St. Gallen, Thurgau und Appenzell Bürgerrecht und in tausenden von Herzen ein unauslöschliches Andenken genießt. Der Schreiber dieses erzählte, was im schweizerischen Vaterland speziell Basel dem Mitredaktor des Protestantenblattes, dem Förderer der Anstalt zum Roten Kreuz, dem Begründer der Ferienkolonien und der Lungensanatorien verdankt und was er selber vom Freunde an unbezahlbaren Wohlthaten empfangen hat. Der Präsident des Schweizerischen Aerztevereins Herr Dr. E. Haffter schilderte, warum das Medizinerkollegium d i e s e m Pfarrer auch dankt. Herr Pfarrer Schönholzer zeichnete den fast grenzenlosen Optimismus des Jubilars, dank dem er mehr als jeder andere erreicht. Herr Pfarrer Usteri dankte dem, der ein väterlicher Freund und Berater Ungezählter war. Pfarrer Gilg von der altkatholischen Gemeinde sprach von der christlichen Liebe, die sich im Jubilar verkörpert. Ein orthodoxes Mitglied der Kirchenpflege am Fraumünster dankte für die Einladung zum Feste und für die gelungene Führung desselben. Herr Pfarrer Gsell führte in sinniger Weise durch, wie wohl er als einfache Tanne sich neben der Eiche befinde. Der Sekretär des zürcherischen Kirchenrates schilderte mit feinem Humor, wie wenig in der Zürcher Kirche regiert wird und wie gut es doch geht, wenn die Pfarrer ihr Amt führen wie Bion. Andere sprachen auch noch. Es ging beiläufig von abends sechs bis morgens gegen zwei Uhr, denn

zwischenhinein trug der Kirchengesangverein ein weihevolles Lied um das andere vor, Herr Furrer und Fräulein Kramer gaben prächtige Soli zum Besten und von Zeit zu Zeit wurde wieder ein Schock Telegramme verlesen, die von überall herkamen, wo der Jubilar im Lauf von bald fünfzig Jahren durch Arbeit und Liebe seines treuen Herzens Freunde gewonnen hat. Es wollte einfach nicht enden, so daß der schneidige Tafelmajor dem Strom von Dankbarkeit Einhalt thun mußte, weil doch auch der Schlaf sein Recht hat. Ein extra gedichtetes Festspiel von W. Niedermann sei nicht vergessen und auch nicht ein prachtvoller Becher, den einige Engadiner Familien stifteten.

Wir fürchteten sonst die Jubiläen, aber dieses gelang. Und die Krone empfieng es, als Bion am Schluß Gott allein die Ehre gab. Er sagte ungefähr folgendes:

„Es ist mir heute viel, zu viel Ehre, Freundschaft und Liebe zu teil geworden. Wenn mich die Kundgebungen derselben auch auf der einen Seite demütigen und beschämen, weil sie in mir das Bewußtsein wecken, wie wenig ich doch noch dem Bilde gleiche, welches man von mir entworfen hat, so liegt in ihnen auf der andern Seite doch wieder etwas, das mich mit unaussprechlicher Freude erfüllt und zu innigem Danke auffordert. Ich danke Gott aus vollem Herzen, daß er mich diesen Tag in geistiger und leiblicher Kraft und Gesundheit erleben ließ, an meiner Seite die treue Gattin, welche mir stets eine Gehülfin des Lebens war, mir gegenüber meine guten Kinder, die mir ihr lebenlang nur Liebes und kein Leides gethan, und um mich herum manche meiner nächsten und liebsten Verwandten und Freunde. Ich danke der Predigergemeinde und vorab ihrer Kirchenpflege, welche mir während 25 Jahren so viel Achtung, Vertrauen und Liebe erwiesen, heute mir ein so schönes Fest bereitet und mich reich beschenkt haben. Ich danke dem Kirchengesangverein, der zur Weihe dieses Tages wesentlich beigetragen hat. Ich danke den verschiedenen Behörden, die mich durch ihre Abgeordneten beglückwünscht und hoch geehrt haben und allen den Freunden, die von nah und fern herbeigekommen sind, um meine Freude zu erhöhen. Manche von uns wissen, daß ich keine öffentliche Feier meiner 25jährigen Amtsthätigkeit gewünscht, sondern dieselbe zuerst abgelehnt habe. Aber nachdem ich einsehen mußte, daß ich damit lieben und wohlmeinenden Menschen wehe thun würde, und auch meine Familie mich bat, die mir zugedachte Ehre nicht abzulehnen, weigerte ich mich nicht länger. Ich darf mit gutem Gewissen bezeugen, daß mich das Lob, mit dem man mich förmlich überschüttet, nicht im geringsten eitel und selbstzufrieden macht. Es ist mir, als ob dies Alles mich persönlich gar nichts angehe, sondern jemand anderem gelte, als ob ich einen Nekrolog über einen gewissen Walter Bion angehört habe, den ich allerdings genau kenne. Wenn ich nun dennoch mich herzlich freue, so freue ich mich über die Sympathie und Anerkennung, welche der Sache, für welche ich bisher gelebt und gearbeitet habe, dargebracht wird. Ich bin von Natur aus schüchtern. Wenn auch viele mir dies kaum glauben werden, es ist dennoch so. Mit klopfendem Herzen trete ich öffentlich auf, mit bangem Herzen gehe ich meine Mitmenschen um ihre Gaben für wohlthätige Zwecke an — und sie ahnen nicht, wie schwer es mir fällt, andere um Hülfe anzugehen. Da ich aus meinen bescheidenen Mitteln selbst nicht viel geben kann, so plagt mich dies oft schmerzlich, und wünschte ich mir Reichtum, so geschah dies deshalb, um mit eigenen Mitteln das zu thun, wofür ich Andere in Anspruch nehmen mußte. Wie gerne, o wie gerne würde ich es aus eigener Kraft thun!

Indem ich aber dann so recht herabgestimmt war, erhob mich das Bewußtsein: Kannst du auch wenig an materiellen Gaben beitragen, du bringst doch auch ein Opfer und zwar ein solches, das dir viel schwerer fällt, ein Opfer der Selbstüberwindung, abgerungen deinem angebornen Wesen, deiner Schüchternheit nnd deinem empfindlichen Ehrgefühl. Es tröstet mich der Gedanke, daß ich ja schließlich doch nichts für mich suche, weder Gewinn, noch Ehre und so konnte ich dann wieder gehobenen Hauptes einhergehen. Freilich hie und da bat ich in der Stille: Herr, schicke einen Andern, wenn ich etwa selbst gute Freunde den Kopf schütteln sah, und sie mir sagten: So jetzt ist's genug — höre einmal auf zu gründen! Aber da war es eine innere Stimme, die mir zurief: Nein! Höre nicht auf, Gott hat dich einmal dazu bestimmt und berufen, dir dazu Kraft und Gabe gegeben; wehe dir, wenn du es unterließest. — Eben deshalb bin ich gar nicht stolz auf das, was mir gelungen ist. Ich konnte und kann nicht anders. Es ist Gotteswerk und nicht mein Werk. Es ist das Werk guter Menschen, die mit mir ausführten, was Gott mir und ihnen ins Herz gelegt hat. Weise ich deshalb die mir erwiesenen Ehren nicht ab, so ist es im Gefühle: sie gelten ja nicht dir, sondern dem Geiste, dessen Diener und Werkzeug du bist. Lebendig fühle ich es, daß viele, die weit weniger geehrt werden als ich, oder gar nie, und es doch viel mehr verdienen würden, die in der stillen Verborgenheit des häuslichen Lebens und demütig dienender Liebe Opfer der Selbstverläugnung bringen, gegenüber denen das was ich thue, nur sehr wenig ist. Ich nahm die mir dargebrachte Ehre als eine solche an, welche diesen Helden und Märtyrern der christlichen Liebe gilt, deren Namen die Welt nicht kennt und nennt. Ich nehme sie auch an für meine lieben heimgegangenen Eltern, welche mir die Liebe zu den Menschen, und ganz besonders zu den Armen und Niedrigen ins Herz pflanzten. Ach, wie oft habe ich gewünscht, daß sie es noch hätten erleben und sehen können, wie gut es ihrem Sohne ging, wie gut Gott und die Menschen es mit ihm meinten und machten. Wenn ich dieses Tages mich freue, so hat dies auch noch einen andern Grund. Ich hoffe, daß derselbe den Anstalten und Werken, zu deren Entstehen ich etwas beigetragen habe und für deren Gedeihen ich mir Mühe gab, förderlich sein, daß er in manchen den Glauben stärken werde, es gebe doch noch eine Hilfe und einen Segen Gottes, welche es denen, die das Gute aus redlichem Herzen wollen, gelingen lassen. . Ich hoffe, daß dieses Fest den idealen Sinn, welcher uns allein über das gemeine Trachten nach dem, was da unten ist, erhebt, und Begeisterung und Kraft für alles Schöne, Edle und Große verleiht, unter uns stärken werde. Der verstorbene Reichspostdirektor Stephan in Berlin schrieb einst in das zu Gunsten der deutschen Ferienkolonien herausgegebene Autographen-Album: „Luft und Sonne: Nehmt uns die Ideale, so leert ihr die Welt aus, und alles stürzt ein. Im luftleeren Raume fallen alle Körper mit gleicher Geschwindigkeit." — Der Mensch bedarf der Ideale, er bildet und erhebt sich an ihnen. Sie fordern ihn zum Ringen und Arbeiten um die höchsten Güter des Lebens auf und bringen ihn denselben näher.

Ich will mit einem Hoch schließen und trinke aus diesem schönen Pokale, den mir liebe Freunde aus dem Engadin, ehemalige Schüler, soeben durch einen besonderen Abgeordneten als Festgeschenk überreichen ließen. Mein Hoch gilt der Predigergemeinde, der lieben und treuen. Möge ihre Kirche bald auch in ihrem Aeußern des schönen Innern würdig sein, und von

ihrem neuen Turm, als einem Wahrzeichen, die Glocken alle Glieder der Gemeinde zur Sammlung rufen.

Hoch lebe die Stadt Zürich, die schöne, von der Natur so reich geschmückte und von Gott gesegnete, die Stätte des Fleißes, der Industrie, Wissenschaft und Kunst. Möge allezeit Lavaters Wort an ihr in Erfüllung gehen: „Zürich, deine Wohlthaten erhalten dich.“

Mein Hoch dem Vaterland, für das mein Herz schon in der Jugend glühte und glühen wird, so lang es schlägt. Möge es seine weltgeschichtliche Mission treu erfüllen und ein Hort der Freiheit, eine Leuchte der Humanität sein und bleiben!

Etwas vom Aussatz.

Die Krankheit des Aussatzes wird in der Bibel oftmals erwähnt. Sie ist im Morgenlande noch heute heimisch und kürzlich war in den Zeitungen zu lesen, daß in Ostpreußen einige Personen davon befallen worden seien. Wenn wir nun auch hoffen, daß diese entsetzliche Plage nicht weiter nach Westen vordringen werde, so mag es doch viele Leser interessieren, was Brugsch in seinem Buche: „Im Lande der Sonne“ über den Aussatz, den er in Persien aus persönlicher Anschauung kennen lernte, zu berichten weiß. Er schreibt:

Auf den besuchtesten aller Landstraßen Irans, welche von Täbris aus nach der Stadt Ssendschan führt, genießt der Reisende mehr als ihm lieb sein dürfte, den traurigen Anblick zahlreicher Aussätzigen, welche außerhalb der bewohnten Ortschaften in elenden Erdhütten in der Nähe der Landstraße hausen und die ankommenden Reisenden mit den türkisch gesprochenen Worten: „Möge dein Schöpfer dich erhalten!“ um ein Almosen bitten. Die fürchterliche Krankheit zeigt sich bei Männern, Frauen und Kindern hauptsächlich im Gesicht. Rote Beulen und traubenförmige Knollen an der Stirne, auf den beiden Backen und an der Nase, ein verzerrter Mund, triefende Augen, offene Wunden, schneeweiße Hautstellen und fehlende Gliedmaßen, welche einzelne unter den Aussätzigen nötigen auf dem Erdboden langsam fortzukriechen, geben ihnen ein entsetzliches Aussehen und man empfindet eine natürliche Scheu, sie näher herankommen zu lassen. Sie sind aus der menschlichen Gesellschaft verbannt, und jedem der Eintritt in ein Dorf untersagt. Der Schah hat in landesväterlicher Fürsorge den Befehl erteilt, daß den Unglücklichen durch die Statthalter der Provinzen eine gewisse Summe an barem Gelde und ein bestimmtes Quantum von Weizen, Gerste und Stroh aus den Einnahmen derselben alljährlich überwiesen werde, um sie vor einem noch größeren Elende zu schützen und ihr trauriges Schicksal einigermaßen zu lindern. Die Krankheit, welche auch in Palästina verbreitet ist, ist nach dem Urteile europäischer Aerzte vollständig unheilbar. Nur die strengste Absperrung der davon Befallenen und das Verbot gegenseitiger Heiraten dürfte das einzige Mittel sein, sie mit der Zeit auszurotten.

Synodalwahlen in Basel

vom 14./15. Mai 1898.

Die Vorschläge enthielten:

a) auf freisinniger Seite:

Gemeinde	Freisinnige		Orthodoxe	
Münstergemeinde	8	Freisinnige und	6	Orthodoxe
Petersgemeinde	7	„ „	3	„
Leonhardsgemeinde	11	„ „	4	„
Theodorsgemeinde	5	„ „	6	„
Matthäusgemeinde	5	„ „	1	„
	36	Freisinnige und	20	Orthodoxe.

b) auf orthodoxer Seite:

Gemeinde	Freisinnige		Orthodoxe	
Münstergemeinde	2	Freisinnige und	12	Orthodoxe
Petersgemeinde	4	„ „	6	„
Leonhardsgemeinde	5	„ „	10	„
Theodorsgemeinde	3	„ „	8	„
Matthäusgemeinde	1	„ „	5	„
	15	Freisinnige und	41	Orthodoxe

Die Wahlen ergaben:

Gemeinde	Freisinnige		Orthodoxe		Stichwahlen
Münstergemeinde	3	Freisinnige und	9	Orthodoxe	— 2 Stichwahlen
Petersgemeinde	7	„ „	3	„	—
Leonhardsgemeinde	6	„ „	7	„	— 2 Stichwahlen
Theodorsgemeinde	3	„ „	7	„	— 1 „
Matthäusgemeinde	2	„ „	2	„	— 2 „
Riehen	2	„ „	1	„	—
Klein-Hüningen	1	„ „	—	„	—
	24	Freisinnige und	29	Orthodoxe	

Ein Maientag.

Und wär's ein einz'ger Maientag,
Der über deinem Leben lag
So sonnig rein:
O schließ' ihn ein
In deines Herzens tiefsten Schrein,
Daß er in jeder Lebensnot,
Im letzten Kampf, im bittern Tod,
Als heller Stern noch leuchten mag
Verklärend deinen Sarkophag!

Lesefrüchte.

Bevor du in den Krieg gehst, bete einmal;
Bevor du auf's Meer gehst, bete zweimal;
Bevor du heiratest, bete dreimal.

Russisches Sprichwort.

* * *

Nicht Feinheit, sondern Reinheit der Sitte ist entscheidend für Glück und Wohlfahrt. Jede Sünde hat ihre Geschichte.

W. Schmidt.

* * *

Unternimm nie etwas, wozu du nicht das Herz hast, den Segen Gottes zu erflehen.

Lichtenberg.

* * *

Daß die Wölfe nach Freiheit schreien, ist begreiflich; wenn die Schafe in ihr Geschrei einstimmen, so beweisen sie damit nur, daß sie Schafe sind.

Ihering.

Sprüche.

Weise nütz' die Gegenwart,
So wirst du die Zukunft bauen.
Was dir in der Ferne harrt,
Woll's dem lieben Gott vertrauen!
Was vorbei — ist nicht zu beugen;
Um was kommt, froh zu erreichen
Lebe heut' auf rechte Art!

B. G.

* * *

Wie Stern an Stern am Himmel sich entzünden,
Sich Blum' an Blume reiht im Wiesenschoß:
Wer Liebe bringt, der wird auch Liebe finden;
Nur wer die Liebe flieht, ist freud= und heimatlos.

* * *

Der Kreisel, den der Knabe tanzen heißt,
Mit Peitschenhieben Leben ihm verleihend,
Er ist ein Bild des Menschen ohne Geist,
Dem Gassenvolke seine Scherze weihend.
Die Peitsche ruht, zu End' ist's mit dem Witze,
Es rollen Mensch und Kreisel taumelnd in die Pfütze.

Kirchliche Personalnachrichten.

Glarus. Gestorben Herr Peter Pfeiffer, Pfarrer in Mollis, 54 Jahre alt.
Bern. Gewählt zum Bezirkshelfer in Bern Herr A. Gruner, V. D. M.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 22. Samstag, 28. Mai 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:

Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Pfingsten.

Was sucht den Geist der Pfingsten ihr
Im Lärm der engen Gassen?
Steigt auf die Alpenhöh'n mit mir
Und laßt den Staub der Straßen!

Ihr sucht den Geist? Hier oben geht
Er mild durch dein Gemüte,
Das öffnet sich, von ihm durchweht,
Wie eine stille Blüte.

Aus all' der Sommerherrlichkeit,
Aus allen Blumengründen
Steigt er empor in Lieblichkeit,
In lichtem Flammenzünden.

Und schrieb in Firnen, keck und kühn,
Die nimmer weichen, wanken,
Er nicht in lichtem Alpenglüh'n
Der Freiheit Hochgedanken?

Strömt nicht aus gold'nem Wolkenzelt,
Am Abendhimmel drüben,
Ein sanftes Weh'n zur stillen Welt,
Ein Weh'n wie reines Lieben?

Und legt die Nacht den Mantel hin
Auf Luft und Leib hienieden,
Wie strömt aus Sternenharmonien
Des ew'gen Geistes Frieden!

Dann spricht zum Herzen, das noch leis
Träumt in Erinnerungen
Von seiner Jugend frohem Kreis,
Er wie mit Feuerzungen. —

Ihr sucht den Geist? Was schaut ihr nicht
Ins Auge einem Kinde?
Da wohnet er so lieb und licht,
Der Unschuld Angebinde.

Hier ist der Geist! Auch da, wo noch
Ein Mann die Wahrheit kündet,
Da leuchten Flammenzungen hoch,
Am ew'gen Licht entzündet.

Thu' auf dein Herz und laß hinein
Der Wahrheit Feuerflammen!
Vor ihrem lichten Himmelsschein
Schmelz' aller Trug zusammen!

Johannes Brassel.

Pfingsten im Gebirge.

Wir feierten seinerzeit weiße Ostern. Auf den Feldern lag noch tief der Schnee und Eisklotzen starrten uns allenthalben an. Das Fest der Auferstehung des Herrn begingen wir allein; die Natur nahm daran nicht teil, und die Lerche stieg nicht empor ins klarste Luftgebiet. Es waren, wie gewöhnlich, stille Ostern in der Einsamkeit und Abgelegenheit des Gebirges. Unsere Gedanken strebten aber auch nach den Gegenden hin, wo um diese Zeit alles blüht und keimt, und beinahe hätten wir diejenigen beneidet, die an Ostern nicht nur in die Kirche gehen, sondern auch in Gottes freie Natur hinauspilgern können, um dort etwas von Auferstehung und Gottes ewiger Macht und Güte zu vernehmen. Fast wie etwas erbost wandten wir uns an unser Gebirge mit der Frage, warum es uns Ostern ganz allein feiern lasse, und dieses herrliche Fest nicht mitbegehe. Es antwortete mit dem Tosen der Lawine und ließ die Waldbäche höher gehen, so daß sie schäumend zu Thal stürzten. Bald fieng es zu brausen und zu tosen an vom Gebirge her, und in vielstimmigem Gesange sandte es die Kunde durch das Land: Nur die Hoffnung festgehalten, es wird doch Frühling werden. Unterdessen streckte der Huflattich sein gelbes Köpfchen hervor und der blaue Enzian liebäugelte mit dem tiefblauen Himmel und die Geschwister Frühlingssafran schimmerten in Blau und Weiß durcheinander. So eilig hatte das Gebirge es nicht, das seine Untergebenen auch in Geduld üben will. Es legte sein Veto ein, und strafte diese voreiligen Frühlingsboten, indem es sie mehrmals tief in Schnee bettete. Was es aber im Brausen des Sturmes verspricht, hält es auch sicherlich. Jetzt sind die Erdgeister in voller Thätigkeit. In Bälde werden sie auf Feld und Flur eine Pracht hervorgezaubert haben, wie man es schöner nicht wünschen kann.

So deuten wir um diese Zeit mit besonderer Freude und Dank gegen den Schöpfer das Bild: der Winter lastet lange und schwer auf eine Gegend. Einmal, etwas früher oder später, tritt die Wirkung des Geistes, der lebendig macht, zu tage. Das, wonach wir uns solange gesehnt und so sehnsüchtig erwartet, oder als etwas Abhandengekommenes betrauert haben, wird uns zugestellt. Wir wissen vielleicht nicht von wannen es kommt, aber tief im Herzen empfinden wir: es ist eine Gabe dessen, der nicht zuläßt, daß der Frost irgendwo ewig alles Leben mit seinem kalten Hauch abtöte, oder daß die Nacht irgendwo ewig andauere, sondern allenthalben im Laufe der Zeiten das Nächtliche, Alte, Ueberlebte, Unbrauchbare, Schlechte vergehen läßt, und gleichenorts neues Leben schafft durch den heil. Geist.

Das offenbart sich auch im Leben des Einzelnen. Mancher hat mit Mühe und Drangsal zu kämpfen, die sich noch mehr in die Länge ziehen, als der Winter bei uns. Er mag die Hoffnung festhalten, einmal muß es Frühling werden. Und nachdem der Winter lange angehalten hat, genießt man den Frühling doppelt und dreifach. Es ist um so viel herrlicher, wenn erst nach langer Winterszeit ein lauer Frühlingswind über die grünen Auen dahinfährt, als Vorbote einer freudenreicheren Zeit. Jetzt genießen wir in vollen Zügen. Ohne Bild: infolge deiner langandauernden Krankheit lernen wir die Gesundheit, im Unglück das Glück, durch das Erstorbensein den Wert wahren Lebens recht kennen und schätzen.

Mancher ist in Arkadien geboren. Was anderen leicht von statten geht, bereitet ihm Mühe und Beschwerde. Er fühlt sich in Vergleich zu Andern so klein und unbedeutend. Wo er auch sei, und was er anfange — die Erfahrungen, die er macht, bringen ihm immer wieder in Erinnerung, daß er von Geburt nur ein Sohn des rauhen Gebirges sei. Auch ihm mache ich obige Mitteilung. Bei uns rückt der Frühling spät ein, und dann auch nicht mit jener Mannigfaltigkeit und herausfordernder Fülle, die anderswo seine Begleiter sind, aber an seinen Gebilden kann man den unbefleckten Farbenton, und die stille, in sich selbst versunkene Bescheidenheit bewundern, die gleich jener Fülle und Mannigfaltigkeit als Gaben einer höheren Welt sich erweisen.

Dann kann man seine Gedanken machen, wenn man z. B. diese kleinen, niedrig gewachsenen Bergblumen, die hier nur an den Fels sich anklammern, dort eine ganz dünne Erdschicht unter sich haben, der sie mit Mühe und Not das zum Leben Notwendigste abringen, betrachtet, und wahrnimmt, wie sie, gleichsam bewußt, von Mutter Natur auch „ihren guten Teil" empfangen zu haben, so still vergnügt in die Welt blicken. Predigen sie vielleicht uns Menschen?

Es ist nirgends ein Oertchen oder Geschöpfchen, zu dem der hl. Geist mit seinen Gaben nicht hinkommt. Was er euch gibt, liegt nicht immer offen zu Tage und wird von euren Mitmenschen nicht immer nach seinem wahren Wert geschätzt. Auch täuscht mancher sich selbst, indem er die köstlichste Gabe, die er empfangen, gering achtet. Wüßte jeder, was er empfangen hat und besitzt, auch recht zu schätzen, er fühlte sich nicht ganz arm, denn keiner hat „Alles" empfangen, und niemand so wenig, daß er sich darob nicht recht freuen könnte.

So freuen wir uns im Gebirge am meisten darüber, daß der hl. Geist nicht gebunden ist an Jerusalem, Rom, Wittenberg oder Basel.

Zur Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans.

Ch. Th. In vatikanischen Kreisen beschäftigt man sich gegenwärtig auf das angelegentlichste mit einem Kanonisationsprozesse, der wohl jeden Kenner der Geschichte befremden dürfte. Eines der vornehmsten Opfer der Inquisition, die Jungfrau von Orleans, soll in den Heiligenkalender aufgenommen werden.

Bekanntlich ist bereits im Jahre 1894 das Gesuch um Heiligsprechung, nachdem die erste diesbezügliche Eingabe vom Jahre 1855 angeblich wegen verschiedener technischer Fehler, nicht berücksichtigt worden war, mit dem Resultate gekrönt worden, daß die Jungfrau nach einer vorläufigen Untersuchung für „Venerabilis"* erklärt wurde. Hierauf wurde die Sache nach Orleans zurück verwiesen, und der Bischof veranstaltete abermals eine Untersuchung ihrer Ansprüche auf Zulassung zur Kanonisation. Das gesammelte Beweismaterial wurde sodann wieder nach Rom übermittelt, um „beurkundet" zu werden. Wenn das geschehen ist, wird der sogenannte Advocatus Diaboli (Teufelsanwalt) seine Einwände formulieren, auf welche dann ein Vertreter des Bischofes antwortet, hierauf werden die Einwände und Antworten gedruckt, und einem Tribunal unterbreitet, das die technische Korrektheit des Gesuches

* „verehrungswürdig".

prüfen muß. Darauf folgt ein neuer Meinungsaustausch zwischen dem Teufelsanwalt und den Anwälten der Kandidatin. Erst dann wird die eigentliche Frage, ob das Beweismaterial, so wie es aus der Prüfung hervorgegangen ist, der Jungfrau ein Recht auf die Seligsprechung und Heiligsprechung gibt, von Theologen im Auftrage der Congregatio rituum* entschieden. Wird sie von diesen bejaht, sa entscheiden auch die Kardinäle der Congregatio rituum über die Zulassung, worauf dann der Papst im allgemeinen Konsistorium die endgiltige Entscheidung zu verkünden hat.

Natürlich sind das alles nur Förmlichkeiten, und das Urteil in diesem Kanonisationsprozesse für eine praktische Nationalheilige ist eigentlich damit, daß sie als „Venerabilis“ erklärt wurde, schon gefällt gewesen. Von Interesse ist es übrigens auch, zu beobachten, wie in Frankreich die „konservativ-katholische“ Partei für die Ehrung der Nationalheldin im klerikalen Sinne agitiert. So erinnerte vor kurzem der „Figaro“ daran, daß der Gedenktag der Befreiung von Orleans durch die Jungfrau im Jahre 1429 mit den allgemeinen Wahlen zur Deputirtenkammer am 8. Mai zusammenfalle, und dann das erste Nationalfest für Jeanne d'Arc an demselben Tag gefeiert werden könnte, wenn die Kammer, ehe sie sich trennt, das schon vom Senate votierte diesbezügliche Gesetzesprojekt annehmen würde. Das klerikale Organ bemerkte dazu noch, daß schon jetzt große Bewegung wegen der religiösen Feier des Nationalfestes herrsche, und beschuldigt das „Syndikat“, welches fürchtet, daß das Fest der „bonne Lorraine“ zu klerikalen Demonstrationen benützt werden könnte, und diesbezüglich eine Opposition für angezeigt hielt, der Teilnahme an der englischen Justiz(!), welche die Jungfrau zu vernichten suchte. Diese Aeußerungen erinnern an die Sprache, welche die Jesuiten in den letzten Jahren beliebten, um die Jungfrau für die römischen Zwecke zu verwerten, und der Anmaßung der Freidenker entgegenzutreten.

Als man nämlich in Rom die Einleitung des Kanonisationsprozesses beschlossen hatte, um sich der Jungfrau, die sowohl als Volksheldin wie als Monarchenbefreierin zur Agitation zu gebrauchen war, bedienen zu können, traten in den Jesuitenkreisen einige Kämpfer auf, um die Geschichte der Jungfrau im Sinne der Kurie klar zu legen. Vor allem war es der Jesuit Jean Baptist Ayroles, der sich der Aufgabe unterzog, in ausführlichen Worten zu beweisen, daß die Kirche und der päpstliche Legat keineswegs der Jungfrau feindlich gesinnt waren, daß vielmehr ihre Henker papstfeindliche Schismatiker waren, sowie daß andererseits die d'Arc selbst eine treue Anhängerin des Papstes, eine hervorragend römisch gesinnte Jungfrau und Opponentin der Schismatiker gewesen sei.

Die Hauptwerke über den zu behandelnden Gegenstand sind betitelt: „Jeanne d'Arc sur les autels“ und „La vraie Jeanne d'Arc. La Pucelle devant l'Eglise de son temps. Eine Beleuchtung der Hauptpunkte dieser jesuitischen Geschichtsverdrehungen speziell in der letzteren Publikation kann am besten dazu dienen, weiteren Kreisen einen Einblick in jesuitische und vatikanische Umtriebe zu verschaffen, und deren Richtigstellung leistet wohl die beste Antwort auf dieselben. Die Thatsache, auf welche man sich stützt, um zu beweisen, daß Johanna demütig sich dem Papsttume unterwarf, daß sie „keine Vorläuferin Luthers und der Freiheit von der Hierarchie“ war, besteht in ihrer historisch überlieferten Rede von Saint-Quén, wohin

* Eine Kommission für kirchliche Gebräuche und Ceremonien.

man sie nach ihrer Verurteilung gebracht hatte, um entweder ihren Widerruf zu veranlassen, oder sie zu verbrennen. Dieselbe lautet nach dem von Quicherat herausgegebenen Protokoll des Verdammungsprozesses: „Ich möchte euch antworten, was die Unterwerfung unter die Kirche betrifft, habe ich ihnen über diesen Punkt gesagt, daß alle Werke, die ich gethan, und alle meine Reden, nach Rom zu unserm heiligen Vater, dem Papst gesandt werden sollen, auf den und Gott zuerst ich mich hierüber beziehe." Daß Johanna diese Worte nur auf Anraten eines ihr gewogenen Geistlichen den Richtern gegenüber als Rettungsmittel anwandte, nachdem sie vorher wiederholt im Prozeß erklärt, daß sie sich der streitenden Kirche nicht unterwerfen wolle, daß sie zuerst dem Herrn, dann erst der Kirche dienen müsse, und diese etwas von ihr verlangen könne, was dem Befehle Gottes widerspräche, sowie daß nur Gott, nicht der Papst ihr Richter sei, sucht man natürlich geschickt zu verbergen. Wenn man Johannas Geschichte verfolgt, so muß es überhaupt auffallen, wie wenig Achtung sie in der damaligen Zeit der Hierarchie entgegenbrachte. Man muß z. B. erstaunt sein über die unglaubliche Kühnheit, mit welcher sie den Mitgliedern der Kommission, die auf Karls Befehl sie in Poitiers prüfte, entgegentrat. Sagte sie doch daselbst unter anderm den hochwürdigsten Herren: Mein Herr hat ein Buch, in dem noch kein Priester gelesen hat, mag er auch noch so vollkommen sein in seinem Priestertume, in den Büchern des Herrn steht mehr als in den eurigen. Eine solche Behauptung bewies doch eine Geringschätzung der heiligen Schriften, der Kirchen und der Priesterwissenschaft, für die man jede andere Jungfrau hätte braten lassen.

Es dürfte ferner auch jedermann, mit Ausnahme des Jesuiten Ayroles erklärlich erscheinen, wenn die Richter auf den angeführten Wunsch Johannas erwiderten, der Papst sei zuweit entfernt, die Bischöfe seien in ihren Diözesen Richter, und sie müsse sich deshalb zu der Mutter, der heiligen Kirche, wenden und das festhalten, was die Kleriker über ihre Reden und Thaten bestimmt hätten. Denn man hätte ja konsequent alle Appellationen von Häretikern an ein höheres Tribunal berücksichtigen müssen, wenn man den Papst im Falle der Pucelle zu Rate gezogen hätte, ganz abgesehen davon, daß man damals noch keine Blitzreisen nach Rom machen konnte. Die Inquisitoren hatten aber damals eben nicht die Gewohnheit, Ketzerprozesse derart zu verzögern, und es war ihnen ziemlich gleichgiltig, ob sie ein paar Unschuldige mehr oder weniger auf dem Gewissen hatten. Ayroles allerdings sucht durch verschiedene Sophismen nachzuweisen, daß der Bischof in diesem Falle keine Jurisdiktion gehabt habe, und daß die Annahme der Richter, sie seien ohne den Papst unfehlbar, ein schismatisches Verbrechen gewesen sei. Sodann bemerkt er: Johanna hat diese für das Werk Jesu Christi so grundstürzende Doktrin nicht annehmen wollen. Sie ist die Märtyrerin der politischen Souveränität des Königs der Nationen(!), der Einheit der Kirche und der Rechte der kirchlichen Hierarchie. Diese Worte geben zuviel interessanten Aufschluß über jesuitische Anschauungen und über Ziele, die man mit der Heiligsprechung der Jungfrau anstrebt.

Anerkennenswert ist ferner auch folgende Geschichtsverdrehung, die der Jesuit zur Reinigung der Kirche vornimmt. Er geht von der Thatsache aus, daß die meisten hervorragenden Männer im Rouener Prozesse Würdenträger und Anhänger der Universität von Paris waren. Sodann weist er durch Stellen aus dem „Aperçus nouveaux sur Jeanne d'Arc von Quicherat (Paris

1850) sowie aus den „Recherches sur le procès de condamnation de Jeanne d'Arc" von Robillard de Beaurepaire nach, daß überhaupt diese Universität, abgesehen von dieser Verbindung mit den Rouener Richtern, einen Hauptanteil an der Verdammung Johannas hatte. Im Anschluß hieran führt er nun aus, welche entsetzliche Sünderin diese Universität in den Augen jedes Jesuiten sein muß. (Fortsetzung folgt.)

Wochenschau.

Was mit dem Gelde kann Gutes geschaffen werden, ist kaum auszusprechen. Davon könnten Unzählige sagen, denen mit Geld aus der Not geholfen und der Weg zu einem besseren Dasein eröffnet wurde. In unzähligen Fällen hat eine Geldgabe sinkenden Mut neu belebt, erstorbenes Vertrauen nicht bloß auf Menschen, sondern auf Gott selber wieder erweckt. Wenn doch die wohlhabenden und reichen Menschen wüßten, wie unendlich viel Gutes sie thun könnten! Die Meisten haben keine Ahnung davon.

Aber so groß wie der Nutzen ist auch der Schaden, den das Geld stiften kann. Die größten Verbrechen werden mit Geld ermöglicht. Im jetzigen Kriege zwischen Spanien und Nordamerika benutzen reiche amerikanische Jobber ihre riesigen Geldmittel, um uns in Europa das Brot zu verteuern. Sie kaufen ungeheure Vorräte an Getreide zusammen und bringen es dahin, daß Millionen und Millionen armer Menschen von Woche zu Woche mit einem neuen Brotaufschlag überrascht werden. Aus dem Unglück des Krieges bereichern sie sich um ungezählte Millionen. Daß ihnen dafür geflucht wird im Herzen von Millionen, kümmert sie nicht. Es ist ja gesetzlich erlaubt, was sie thun, folglich thun sie es. Vielleicht gelten sie in ihrer Stadt als Stützen der Gesellschaft. Vielleicht sind es sogar „Christen", die zum Tisch des Herrn gehen! Auch geben sie wahrscheinlich von den gestohlenen Millionen ein paar tausend Dollars den Armen, was dann in den Zeitungen öffentlich gepriesen wird und ihnen den Ruhm einträgt, sie seien hochedle, barmherzige, wahrhaft christliche Leute.

Traurigeres läßt sich kaum denken. Nur eins ist in unsern Augen noch schlechter: wenn das Geld dazu benutzt wird, um da, wo religiöse Ansichten miteinander im Kampf liegen, Wähler zu beeinflußen, Stimmen zu kaufen. Ob es sich dabei um die Propaganda heidnischer oder christlicher oder jüdischer, orthodoxer oder freisinniger Ansichten handle, der Handel ist immer gleich gemein, gleich schmutzig, gleich abscheulich. Jeder arme Mann, der Silber oder Gold oder Banknoten bekommt, und dabei merken muß, er bekommt sie in der Hoffnung daß er auf die Seite des Gebers trete, und er bekommt sie nicht mehr und nie mehr, wenn der Geber inne wird, daß der Empfänger dennoch auf die andere Seite hält, jeder solche arme Mann hat ein Recht zu denken, man habe ihn kaufen wollen, man habe auf die Gefahr hin, daß man ihn zum Heuchler mache und er etwas bekenne, was er nicht glaubt, kaufen wollen. Wenn wir nicht irren, ist dies das allerschlimmste, was mit dem Gelde versucht werden kann, die Verachtung der Ehrlichkeit, systematische Züchtung der Heuchelei, Korruption der Gewissen, der hauptsächlichste Grund, warum tausende und abertausende den Kampf der religiösen Ansichten nicht ernst nehmen, ihn für Schwindel halten, auch da, wo er ganz ernst ist, und

sich mit Ekel von jeder Kirche abwenden, im Wahne, daß, was einzelne freveln, die Stimmung Aller sei.

Daß du verdammt seist mit samt deinem Gelde, weil du gemeint hast, die Gabe Gottes durch Geld zu erkaufen! Apostelgeschichte 8, 20.

Das Größte am verstorbenen englischen Staatsmann Gladstone, der am Tag der Himmelfahrt Jesu seine Himmelfahrt antreten durfte, ist, daß er an die religiöse Freiheit glaubte. Die Männer, die eine Entwicklung durchmachen, sind immer die besten. Gladstone hat sich von der konservativen zur liberalen Partei entwickelt, deren Führer er seit Jahrzehnten im englischen Volk war. Aber er wollte die Freiheit auch für solche, die sich in umgekehrter Richtung entwickeln. Daß sich jeder entwickeln könne, das war ihm heilig. Darum ist er für die Freiheit der katholischen Irländer eingetreten wie für die armenischen Christen, die der große Mörder in Konstantinopel drangsaliert. Darum trug er, obwohl selber stranggläubig und hochkirchlich, in seinem Greisenalter sich mit dem Gedanken, auch die englische Kirche zu entstaatlichen, damit das religiöse Leben zu größerer Freiheit komme, als sie die Staatskirche gibt. Man feiere den Rechner, den Redner, den Schriftsteller so hoch man will — die Achtung vor der Freiheit war doch das beste an ihm. Als ich ihn 1883 im Londoner Parlament sah, glaubte ich einen alten Schweizer zu sehen. Er sah aus wie ein besserer Bauer von Wetzikon oder Mönchenstein.

Das Ergebnis der Synodalwahlen in Basel.

Bei den Nachwahlen vom 21./22. Mai wählte

Das Münster	2 Orthodoxe	—
St. Leonhard	—	2 Freisinnige
St. Theodor	—	1 "
Matthäus	—	2 "

Die Kirchenvorstände sind nun zusammengesetzt wie folgt:

Münster	11	Orthodoxe	3	Freisinnige
St. Peter	3	"	7	"
St. Leonhard	7	"	8	"
St. Theodor	7	"	4	"
Matthäus	2	"	4	"
Riehen	1	"	2	"
Klein-Hüningen	—	"	1	"
folglich sitzen in der Synode	31	Orthodoxe	29	Freisinnige
Dazu kommen Hauptpfarrer, die von Amtswegen Mitglieder sind	3	"	2	"
Delegierte der h. Regierung (wahrscheinlich)	1	"	1	"
Summe	35	Orthodoxe	32	Freisinnige

Pfingstbitte.

Komm' heil'ger Geist, o kehre bei uns ein!
Komm', komm' und laß uns Geisteskinder sein!
O komm, du Geist, der neue Herzen schafft,
Du Geist der Reinheit, Geist der Zucht und Kraft!
Du Geist der Wahrheit, Geist der Freiheit du —
In reichem Maße ström' uns mächtig zu!

Komm', heil'ger Geist, laß all' uns Brüder sein!
Dann flieht der Zwist, der Hader der Partei'n.
Du, du allein, machst erst die Herzen weit,
Voll Liebe, Sanftmut, Frieden, Einigkeit!
O komm', — dann kehrt ein neuer Frühling ein!
O komm, — dann wird ein neues Pfingsten sein!

J. Z.

Lesefrüchte.

Die Entdeckung der absoluten Grenzen des menschlichen Wissens und Könnens und die Steigerung und Verklärung des Lebensideals, welches der Kulturprozeß projiziert, sorgen dafür, daß der religiöse Prozeß der höchsten Kulturstufe so unentbehrlich ist, wie der niedersten.

* * *

So wenig ist das Wunder Merkmal einer hohen Religionsstufe, daß es vielmehr die niedrigste ganz und gar ausfüllt.

* * *

Der Entwicklungsgang der Religion ist auch der Entwicklungsgang der Offenbarung.

* * *

Nicht außer der natürlichen Welt thront die göttliche Kraft und Majestät, welche das Dasein hervorruft, trägt, beherrscht und nach bestimmten Gesetzen einer Entwicklung der Vollendung entgegenführt, die wir hoffen und glauben, sondern in der Welt wirkt und waltet sie, sich selbst gleichsam die Aufgabe stellend, durch Vermittlung der Kräfte und Gesetze, die sie in die Natur und in die Geschichte gelegt hat, die Welt dem idealen Bauriß, der ihr zu Grunde liegt, immer angemessener zu gestalten.

Wilh. Bender.

Kirchliche Personalnachrichten.

Baselland. Herr Hotz, Pfarrer in Ziefen, ist zum Hausvater des baslerischen Sanatoriums in Davos gewählt worden. Die Pfarrstelle in Ziefen ist auf den 1. Oktober wieder zu besetzen.

Zürich. Gewählt nach Egg Herr Otto Bickel, bisher Pfarrer in Niederhasli.

Bern. Herr Stettler, Pfarrer in Bremgarten, tritt auf 1. Juli von seiner Stelle zurück.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 23. Samstag, 4. Juni 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Gib mir zu trinken!

Ein Paar Jahre nach dem deutsch-französischen Krieg erschien unter einer Menge von Schlachtenbildern eines, das immer noch verdient in Ehren gehalten zu werden. An einem Berghang liegen, beim Verglühen der Abendsonne, mitten unter den Toten, zwei Soldaten, die einzigen, die noch leben. Noch liegt sichtlich des Tages sengende Hitze mit Bleischwere auf der Flur, und es ist, als ob auch die hereinbrechende Nacht mit dem Wehen ihres Trauermantels keine Kühlung bringe. Zur Rechten des Bildes erhebt unter einem letzten Zusammenraffen aller Kraft ein blonder Sohn des deutschen Nordens sein erdfahl gewordenes Haupt. Ein letztes Ringen spielt sich ab auf seinem jungen, schönen Angesicht, und im blauen halbgebrochenen Auge sitzt der Tod. Der Mund kann nicht mehr reden, aber die ausgestreckte Hand läßt erraten, was er vom andern Lebenden noch will: „Gib mir zu trinken!" Der andere, ein schwarzhaariges, sonnverbranntes Kind des französischen Südens, den zerschmetterten Fuß notdürftig eingewickelt, richtet sich auf, schaut mit Erbarmen auf des Bruders Leid, und führt die Feldflasche gegen dessen bleichen Mund. Dieses stumme: „Gib mir zu trinken", dieses, aus brechenden Augen flehende Todesleid, es hat's ihm angethan. Eine trennende Schranke ist gefallen, eine Brücke ist geschlagen über eine furchtbare Kluft! —

Auch Jesus hat eine große Kluft überbrückt durch seine freundliche Bitte an die Samariterin: „Gib mir zu trinken!" Er bricht damit die Mauer, die der Ortsgeist, der religiöse Fanatismus, das Vorurteil aufgerichtet hat zwischen Samarien und seinem Heimatland. Das war eine That! O, daß sie doch immer lauter predigen möchte, unserem von Parteien zerrissenen Volk, unserer Zeit, da der Haß zwischen den Nationen und Konfessionen liegt wie ein Ungeheuer, das Freund und Feind vernichten kann!

Dieses „Gib mir zu trinken" ist aber noch in einer andern Beziehung groß. Jesus zeigt damit, daß er doch ein unvergleichlicher Meister in der Behandlung der Menschen ist. Wie ist es so bezeichnend, daß er der Samariterin nichts anbietet, sondern daß er von ihr verlangt. Durch vornehme

Herablassung hätte er höchstens ihren Samariterstolz verletzt. Dadurch aber, daß er sie bescheiden bittet, erzeigt er ihr eine Achtung, die ihr wohlthut, die an ihr Selbstgefühl appelliert und so ihr Herz gewinnt. Jesus ordnet sich dem unter, den er gewinnen will und durch Achtung überwindet er im Menschen die Verachtung!

O, diese Weisheit, wie viel verkannt in unseren Tagen! Es fehlt ja nicht an Wohlthätern, an Armenpflegern und Samaritern auf dem Schlachtfeld des großeu Daseinskampfes, an Gebern, die aus eigenem Sack und aus gemeinsamer Kasse geben. Aber wie mächtig ist bei vielen die Sucht zu imponieren. Sie machen ihre Angebote; sie klauben ihre Almosen aus dem Beutel; sie öffnen die Thore ihrer Asyle, aber die Krüppel, die hereinkommen, sollen auch wissen, mit wem sie es zu thun haben. Man gibt ihnen, aber man verlangt zuerst ein Bekenntnis des Respekts und manchmal noch ein anderes Bekenntnis, das ein Frommer niemals fordert, bevor er wohlthun will. Jedoch so selten ist das Zartgefühl und die feine Rücksicht auf den Empfänger, den man in seiner Not nur heben und nicht demütigen will. Ja, selten die Gesinnung, die Jesus in jenes Wörtlein trug: „Gib mir zu trinken!"

Es hat sich kürzlich ein Pfarrer bei einem hohen Anstaltsherrn für einen braven unglücklichen Mann verwendet. Um einen Arbeitsposten hat es sich gehandelt. Die nachgesuchte Hilfe ward versprochen, aber dem armen Manne wurde brieflich vorgerechnet, wie viel die Kasse darauf zu legen habe, ihn schicklich zu belöhnen und dem geistlichen Gesuchsteller wurde spitzig geschrieben: „Sie werden doch ihren Mann aufmerksam gemacht haben auf Psalm 50, 15?" — Das waren zwei Fliegen auf einen Schlag! Dem armen Manne einen Merks, daß er Respekt haben müsse und dem freisinnigen Pfarrer einen Klapps, daß er seinen Klienten mit der Bibel zu traktieren habe. Zwei Fliegen auf einen Schlag und doch keine christliche That! Der arme Mann hat auf sein Gesuch verzichtet, und der Pfarrer auf den vorgeschlagenen Gebrauch der Bibel.

Da loben wir uns den milden Geist, der hinter Jesu Worte steht: „Gib mir zu trinken!" O, es ist doch immer noch etwas Herrliches um die große Liebe, die dem schwächsten Glied am Leib des Ganzen nach Paulus Rat die höchste Ehre zollt! Man soll nicht immer bevormunden, bemuttern, schulmeistern wollen! Die Armen unserer Tage wollen nicht von der Gnade ihrer Brodherrn leben, sondern von der Liebe, die ihnen freien Raum gibt zum Gebrauch ihrer ganzen Kraft. Unsere Kinder können nicht erstarken, wenn wir sie auf Schritt und Tritt bedienen. Die Aschenbrödel, die man bei jeder Gelegenheit die Dummen nennt, werden selten gedeih'n, aber ins Angesicht lachen werden sie dir mit strahlenden Augen, sobald du ihnen zutraust, daß sie dir einen Wunsch aus eigener Kraft erfüllen können. Und nebenbei gesagt: Wäre es nicht auch ein Weg zum kirchlichen Frieden, wenn man die Andersglaubenden, statt sie zu verketzern, auch freundlich anhören und in den Stand setzen wollte aus dem Schatz ihres Glaubens uns etwas zu bieten? Und endlich, was ist besser, einen gesunkenen Bruder sich zehn Schritt vom Leibe zu halten, und ihn hinabdonnern in den Sündenpfuhl oder in ihm den Menschen und den Bruder noch zu ehren und Ehrgefühl zu wecken? Schau auf Jesum, wie er die schmutzigen Zöllner und Sünder ehrt. Er spricht gleichsam zum Aermsten unter ihnen: „Gib mir zu trinken", denn er setzt sich als Gast an seinen Tisch, wie sehr die Pharisäer spotten; er weckt dadurch des armen Sünders Selbstvertrauen. Er läßt sich von ihm geben, damit er ihm

nachher alles, alles schenke. Das ist der Weg ins Menschenherz. Das ist die große Weisheit, die nebst vielem andern Reichtum in jenem Worte Jesu liegt: „Gib mir zu trinken!“ —

Zur Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans.

II.

(Nachdruck verboten.)

Fünfzig Jahre lang war nach der Ansicht des Jesuiten Ayroles die Universität Paris, diese Feindin der Befreierin Frankreich's, bemüht durch Verlängerung der Kirchenspaltung die Befreierin des Menschengeschlechtes, das Papsttum, zu vernichten. Die schreckliche Zerfleischung war kaum beendet; Martin V. heilte die Wunden der Kirche und die Universität schickte sich an, den Schnitt wieder zu öffnen und schlecht geschlossene Wunden zu erweitern (!). Sie hat der weltlichen Macht die Jungfrau, „diese wunderbare Erscheinung des Christenkönigs,“ ausgeliefert. Dem Unglauben, der wiederholt: Die Kirche hat Johanna verbrannt! kann man mit Recht erwidern, daß er lügt und verläumdet, daß er der Kirche das Werk seiner eigenen Vorgänger aufbürdet, derer, die ihm den Weg öffneten, auf dem er sich über Europa stürzte.

Alle diese Ausfälle gegen „die Henker des Papsttums, der Kirche und Johannas, der Vater-, Bruder- und Schwestermörder“ könnten aber nichts an der offenbaren Thatsache ändern, daß die Stellung dieser Angehörigen der Kirche zum Papsttum in diesem Falle gar nicht in Betracht kommt, da Jeanne d'Arc als „Ketzerin“ nach den damaligen Inquisitionsgesetzen der katholischen Kirche und unter Beiziehung eines Vertreters der Inquisition, des Dominikaners Le Maître, gerichtet wurde, so daß man mit Recht sagen kann, daß die Jungfrau von Vertretern der Kirche verurteilt worden sei. Dieses wurde überdies vom Papste Calixtus III. und den Richtern des Rehabilitationsprozesses anerkannt. Letztere Thatsache spricht am meisten gegen die Darstellung des Jesuiten, und er sucht sie deshalb möglichst zu verbergen. Von Interesse ist es übrigens auch, daß hier ein Jesuit den Anschauungen eines Papstes opponiert.

In diesem Haß gegen die Universität und ihre Angehörigen bemerkt überdies Ayroles nicht einmal, daß Karl VII. ebenso wenig ein Freund des Papsttums war, wie die Pariser Herren, daß er also konsequenter Weise gegen ihn Partei ergreifen sollte. Wie dieser aber aus politischen Gründen seiner Zeit die Anerkennung Johannas durch die Kirche durchzusetzen versuchte, so haben die Pariser Herren gleichfalls nur aus politischen Gründen gehandelt, wobei sie dann von der Inquisition unterstützt wurden. Die göttliche Mission Johannas gab eben ihrer englisch-burgundischen Politik ein Dementi, und sie mußten deshalb versuchen, die angeblich von Gott Gesandte möglichst in den Augen der Gläubigen zur Ketzerin zu stempeln, wozu dann die Inquisition die Hand bot.

Was nun noch die jesuitischen Bemühungen anbelangt, das Eintreten der „orthodoxen“ Kirche für Johanna zu beweisen, so müssen sie gleichfalls jedem Geschichtsforscher bedenklich erscheinen.

Das Urteil der Kommission von Poitiers, welche die göttliche Sendung der Jungfrau anerkannte, war keineswegs ein freies von seiten orthodoxer, unabhängiger Kirchenautoritäten. Denn dieselbe war aus Männern gebildet,

die alle dem Könige treu ergeben waren. Sie suchten vielfach die Prüfung Johannas abzukürzen, da sie von der Wirkung ihrer Begeisterung allein schon bedeutendes erwarteten. Sie ließen ihr viel hingehen, und suchten das nach mittelalterlichen Begriffen Anstößige ihrer Mission, die darin bestand, unter Männern in Männerkleidern männliche Kriegsthaten zu vollbringen, möglichst durch theologische Erwägungen zu beschönigen. Unabhängige Inquisitoren hätten die Jungfrau sicher schon in Poitiers verbrannt. Die innere Ueberzeugung einiger Mitglieder der Poitiers-Kommission zeigte sich später, als die allgemeine Stimmung gegen Johanna sich gerichtet hatte. Der Erzbischof von Reims, ihr Vorsitzender, erklärte nach Johannas Gefangennahme, daß ihr Schicksal nur eine Strafe für ihren Uebermut sei. Der Subinquisitor Le Maître, einer der Beisitzer der Kommission, trat als Inquisitionsvertreter in Rouen gegen sie auf. Orthodox kann die Kommission nach jesuitischen Begriffen doch auch nicht genannt werden, denn viele ihrer Mitglieder waren als Urheber der pragmatischen Sanktion von Bourges gegen die römischen Uebergriffe, also ebenso wie die „Henker von Rouen“ schismatisch veranlagt. Unser Jesuit sucht natürlich diese Thatsachen möglichst zu beschönigen. Sodann glaubt er, die Gläubigen davon überzeugen zu können, daß der Rehabilitationsprozeß eines der größten Verdienste Rouens ist. Vorerst aber ist es schon nicht richtig, daß derselbe, wie behauptet wird, vom Papste veranlaßt wurde. Vielmehr hat Karl VII., der ja durch Johannas Verdammung selbst erniedrigt war, denselben im Jahre 1450 herbeigeführt. Rom war sodann, da es Rücksichten auf England, auf die mächtige Universität und auf die Thatsache, daß der Prozeß von Bischöfen und Inquisitoren „ehrenvollen Angedenkens“ geführt wurde, zu nehmen hatte, nur schwer zu einem Schritte zu bewegen. Erst nach energischem Drängen des Verwandten Karls VII., des Kardinallegaten Estouteville entschloß sich der Papst zu einer abermaligen Prüfung der Angelegenheit. Im Juni 1455, also fast 5 Jahre nach dem ersten Proteste Karls VII., erließ sodann Calixtus III. das auf den Rehabilitationsprozeß bezügliche apostolische Schreiben und in diesem wird Cauchon, der Leiter des Verdammungsprozesses, mit seinen Genossen, die angeblich alle Schismatiker waren, sehr respektvoll als treuer Sohn der Kirche und des heiligen Stuhles erwähnt.

Ueberdies ist zu beachten, daß die Leiter desselben, der Erzbischof von Reims und andere, dem König freundlich gesinnte Männer waren, die gegen den Einfluß des Hofes nicht ankämpfen konnten. So kann man in dem zweiten Prozeß ebenso wie in dem ersten deutlich die politischen Tendenzen erkennen, und seine Entscheidung erscheint schon von Anfang an festgesetzt. Man sucht zu übergehen, was mit der höhern Verherrlichung der Jungfrau nicht recht übereinstimmte. Von der Kommission zu Poitiers zitierte man nur einen Beisitzer, und die man vorlud, waren Leute, die durch politische und persönliche Motive zu günstigen Aussagen bestimmt wurden. Ueber die Periode von dem Sturm auf Paris bis zur Verurteilung in Rouen vernahm man nur wenige Zeugen, da viele Vorfälle während derselben gegen Johanna gesprochen hätten. Den Inquisitor Le Maître, das größte Hinderniß, ließ man einfach verschwinden. Die Fragen an die Zeugen richtete man möglichst darnach ein, daß ungünstige Antworten nicht gegeben werden konnten.

Das Verdienst Roms um die Heldin erhellt übrigens auch noch aus der Thatsache, daß man, als der Druck von königlicher Seite gewichen war, die Jungfrau wieder und zwar durch viereinhalb Jahrhunderte ignorierte, ohne daran zu denken, daß sie als eine Vorkämpferin des Papsttums gegen galli-

kanische Tendenzen verwertet werden könnte, so daß in unserem Jahrhundert ein Freidenker ihren Rehabilitationsprozeß herausgeben mußte. Die Frage, weshalb Rom seine getreue Tochter nicht früher kanonisierte, bringt sogar die sonst so gewandten Jesuiten in Verlegenheit und Ayroles meint, daß ihre Beantwortung neue Forschungen notwendig machen würde. Um so genauer weiß er aber darüber Aufschluß zu geben, weshalb sie jetzt kanonisiert wird. Es wird nämlich nach jesuitischer Auffassung Rom als Centrum des irdischen Reiches Christi durch die Jungfrau geehrt, und das erhabene Ziel ihrer Mission ist das sociale und politische Königtum Jesu Christi speziell im heiligen Königreich Frankreich. Ferner wird sie nach ihrer Kanonisation den von ihr geplanten aber nicht durchgesetzten Universal-Kreuzzug gegen alle Feinde Christi und des Papstes lenken, zum Dank für die ihr erwiesene Ehrung. Die Absichten, welche das Papsttum mit dieser Kanonisation verfolgt, sind hiemit klar genug ausgedrückt.

Wochenschau.

Freiheit und Friede, wie steht es damit in der reformierten Landeskirche von Basel? Bei den letzten Synodalwahlen war in auffallender Weise, auf positiver und freisinniger Seite, in Aufrufen und Wahlartikeln zu lesen, man wolle Freiheit und Frieden. Freiheit und Friede! rief man hüben und drüben wieder und immer wieder. Aber jede Partei erklärte, nur wenn sie siege, gebe es Freiheit und Frieden. Ist daraus zu schließen, daß man auf einer Seite nur heuchelte? Nein, aber das geht deutlich aus obiger Thatsache hervor, daß man Freiheit und Friede auf positiver Seite etwas anders versteht, als auf freisinniger Seite. Der Buchstabe und Klang ist derselbe, aber Sinn und Geist sind verschieden.

Wenn wir nicht irren, verstehen die Positiven unter der Freiheit, daß die beiden Richtungen in unserer Kirche sich verhalten dürfen, wie zwei Familien, die im gleichen Hause wohnen, jede möglichst für sich, zwei Kirchen unter einem Dache. Sie verlangen außer der Lehrfreiheit vor allem die Freiheit, daß ihre Pfarrer den freisinnigen Kollegen die gemeinsame Feier des Abendmahls verweigern dürfen, wie es ihnen seit Jahren thatsächlich durch einen Passus der Kirchenordnung gestattet ist. Ferner verlangen sie die Freiheit, daß sie als Mitglieder der Landeskirche außer den nach Gesetz und Ordnung gewählten Pfarrern noch besondere Pfarrer berufen dürfen, wie und wo sie es zur Stärkung ihrer Richtung und zur Bekämpfung freisinniger Pfarrer für notwendig halten. Außer diesen zwei Freiheiten wollen sie es auch gestattet wissen, durch das große Institut der Stadtmission und mit allen Mitteln, die sie für erlaubt halten, gegen die freisinnigen Pfarrer zu arbeiten, damit diese möglichst wenig ausrichten können. Ich glaube, das sei ganz genau erwogen, die Freiheit, welche die Positiven meinen; um ihre Erhaltung ist es ihnen zu thun, und wo sie diese Freiheiten haben, wollen sie Frieden halten. Das heißt, sie gestatten uns das Gleiche zu thun.

Die Freisinnigen dagegen können das für keinen rechten Frieden halten. Sie meinen, es sollte möglich sein, daß auch in Basel, wie in anderen Schweizerkantonen, freisinnige und positive Pfarrer ihre Ueberzeugung frei und offen aussprechen dürften, aber nicht soweit gingen, daß einer dem andern

erklärte: Ich will nicht mit dir Abendmahl halten! Die notwendige Folge davon wäre, daß positive nnd freisinnige Pfarrer ihre Ueberzeugung in eine Form kleideten, durch die niemand verletzt werden könnte, sie würden einander in die Predigt gehen, und bei gutem Willen manches von einander annehmen und lernen, und die Folgen wären für das Zusammenleben ohne Zweifel heilsam und gut. Ich bin nicht der Verfasser des Wahlaufrufs, den das freisinnige Centralkomite unter die Wähler verteilt hat, aber ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich seit 24 Jahren die Ueberzeugung hege, und in derselben fort und fort nur bestärkt worden bin, daß beim getrennten Abendmahl nie ein wirklicher Friede erreicht werden kann, sondern bei jeder Synodalwahl sich immer wieder das peinliche Schauspiel wiederholen muß, daß man hüben und drüben die „andern" so viel wie möglich aus der Behörde zu entfernen, sie zum Haus hinaus zu werfen sucht. Und was die Anstellung von Hilfsgeistlichen betrifft, meinen die Freisinnigen, die Kirchenordnung sehe solche ausdrücklich vor, und wo das Bedürfnis erwiesen ist, sollten sie von der kirchlichen Behörde angestellt und durch den Staat besoldet werden. Zur Freiheit aber, wie wir sie verstehen, gehörte in allererster Linie das, daß positive Vorgesetzte keinen ihrer Untergebenen schädigen oder strafen wollten dafür, daß diese zur freisinnigen Richtung halten und umgekehrt auch. Nach dieser Freiheit sehnen wir uns von ganzer Seele, weil wir glauben, nur in ihr könne die Wahrheit gedeihen und ein wirklicher Friede allmählig zustande kommen.

So sehr verschieden denkt man auf positiver und freisinniger Seite über Freiheit und Frieden. Auf welcher Seite recht gedacht werde — das ist der Punkt, über den wir Menschen uns trennen und streiten. Und es ist keine Aussicht, daß es bald anders werde. Die Aussichten haben sich bei den letzten Synodalwahlen eher verschlimmert als verbessert, denn ich habe in der „Nat.-Ztg." gelesen, daß ein hiesiges Blatt, von dem man etwa sagt, es werde namentlich von Christlich-Socialen gehalten, mit krasser Offenheit den Satz gedruckt hat: Die große Mehrheit der Abendmahlsbesucher wünsche keine Freisinnigen am Altar zu sehen. Es ist gedruckt und es wird bleiben, gleichviel wem es lieb sei oder leid.

Angesichts dieses Wortes und dieser Thatsache sollte die „Allgemeine Schweizer-Zeitung" nicht so sehr entrüstet sein darüber, daß während des Wahlkampfes in verschiedenen Artikeln, namentlich aus der jungen Matthäusgemeinde, wieder die alten Kampfworte und Schlagworte „Mucker, Pietisten und Finsterlinge" sich hören ließen, die sonst in den letzten Jahren recht selten geworden waren. Die Erklärung, man wolle keine Freisinnigen am Altare sehen, war kriegerisch grobes Geschütz und die Antworten, die ihr folgten, waren es auch. Es ist gut, daß wir nur alle sechs Jahre in solche Kämpfe hinein müssen, denn sie decken allemal auf, daß die kirchlichen Zustände in unserer Stadt nur scheinbar friedliche, in Wahrheit kriegerische sind. In den sechs Jahren kann man nun von hüben und drüben wieder einander freundlich begegnen, da und dort sogar einander ein wenig gern haben — es nützt alles nichts: mit den Wahlen wird immer das Hinauswerfen und Abschlachten beginnen, bis — ja wer das wüßte! — bis die eine oder andere Richtung geistig überwunden ist — oder bis die eine oder andere Richtung sich als freie Kirche zusammenthut und dann auf Trennung des Staates von der Kirche hinarbeitet. Was man schiedlich-friedlich nennt, ist bloß scheinbar-friedlich, im Grunde ist es der permanente Krieg.

Aus dieser prinzipiellen Anschauung ging es hervor, wenn die Freisinnigen das ihnen aufgedrungene und von ihnen angenommene getrennte Abendmahl wieder zur Sprache brachten. Es geschah nicht, weil der jetzige Zustand den freisinnigen Pfarrern persönlich unbequem wäre. Es ist uns auch nur angedichtet worden, wir hätten im Plan gehabt, durch eine freisinnige Mehrheit unsere positiven Kollegen zu zwingen, daß sie neben uns am Altar stehen müßten. Von dieser „klebrigen Zudringlichkeit“ fühlen wir uns sehr frei, wir haben sie auch ganz und gar nicht nötig. Nein, es wollte nur daran erinnert werden, daß der jetzige Zustand nach unserer Ueberzeugung ein Kriegszustand sei, wie der zwischen Katholiken und Protestanten nach der Reformation es war. Und dieses Erinnern wird doch wohl erlaubt sein. Oder nicht? und warum nicht?

Erinnerungen aus einem Pfarrhause in Smaland.

Von K. L. Palmgren.

In der Mitte von Smaland stand in den vierziger Jahren ein kleines unansehnliches Pfarrhaus, in dem der Reichtum an Kindern größer war als an klingenden Münzen. Das Einkommen vom Amte war gering, aber der Haushalt war gut im stande, dank der trefflichen, umsichtigen Hausfrau. So groß auch die Kinderschar ward, immer war sie „ganz und sauber“, wenn auch die Kleider im Hause gemacht waren.

Nahe bei dem kleinen Pfarrhause, das nur zwei kleinere Zimmer und einen größeren Saal enthielt, kreuzten sich mehrere Landstraßen. Man sagt: „Alle Wege führen nach Rom“, und auch hier schien es, als ob alle Wege gerade auf das kleine Pfarrhaus führten, und alle Wanderburschen der Welt dorthin brächten.

Es war die Zeit, wo noch jeder Gesell wandern mußte, um Arbeit zu suchen und sich in seinem Handwerke auszubilden. Das dieses unstete Leben oft genug in sittlicher Hinsicht schädigend auf die armen Wanderburschen einwirken mußte, liegt auf der Hand. Ihr Ansehen im Lande war nicht gerade groß, und schon ihr Aussehen konnte oft wenig Vertrauen einflößen.

So waren diese armen Teufel in den Dörfern nicht gerade willkommen, um so weniger, als sie in ganzen Scharen kamen, und ihre Aufführung nicht selten viel zu wünschen übrig ließ. Oft genug kam es daher vor, daß ihnen eine Nachtherberge verweigert ward — nur nicht im kleinen Pfarrhause. Zu Weihnachten und zur Mitsommerszeit, wo der Strom am stärksten war, wurden hier 10 bis 20 solcher Handwerksburschen Nacht für Nacht beherbergt. Natürlich war nicht daran zu denken, Bettstellen für so viele Nachtgäste aufzuschlagen; sie mußten schon zufrieden sein, Seite an Seite, dicht auf dem Fußboden zusammengepackt zu liegen. Eine Weihnacht, bei strenger Kälte kamen auf einmal so viel Gesellen, daß der Fußboden des großen Saales nicht ausreichte, es mußte auch der Fußboden der ehelichen Schlafstube mit diesen Gästen belegt werden.

Es war natürlich für die guten Pfarrersleute nicht angenehm, Nacht für Nacht, mehrere Wochen hindurch dieses wenn auch so einfache Nachtlager für solche Stromer herzurichten: ausgehungerte, oft halb erfrorene, zerlumpte, kranke und mit allerlei Ungeziefer oder wenigstens mit Schmutz bedeckte

Menschen; am allerschwersten für die arme Hausfrau. Aber sie wie ihr Mann hatten ihr Evangelium gelesen und daraus gelernt: wenn ihr Herr und Meister, der nichts besaß, dennoch umherzog und „allen gutes that, und allen half“, so mußten doch seine Schüler, die ja eine Pfarrstelle besaßen, und wenn sie auch noch so gering war, gutes thun und helfen, soviel sie konnten, und in diesem Falle umsomehr, als auch sie vor unserm Herrn — wenn auch nicht gerade wandernde Gesellen — so doch Gäste und Wanderer hier auf Erden waren.

Und so herbergten, trösteten, ermahnten und pflegten der Pfarrer und seine Frau Abend für Abend eine Schar nach der andern. Erhielten sie auch keinen Lohn dafür, so nahmen sie dankbar das Abschiedswort entgegen: „Gott segne die Frau und den würdigen Pfarrer!“ Und kam dies Wort auch nicht aus dem lieblichsten Munde, so schien es ihnen doch mehr wert als mancher Silberthaler. Sicher ist, daß durch dieses Werk der Barmherzigkeit im ärmlichen Pfarrhause „das Mehl im Kasten nicht weniger ward, und das Oel im Krug nicht aufhörte zu fließen.“

Eines Tages kam ein armer Gesell des Weges nach dem gastlichen Pfarrhause. Er ging eigentlich nicht, er schleppte sich nur vorwärts. „Armer Mann, er kann ja nicht gehen“, sagte der warmherzige Pfarrer. — „Nein Herr, meine Beine sind gebrechlich; die Gicht steckt mir in den Gliedern“. — „Welches Gewerbe treibt der Herr?“ — „Ich bin Buchbinder“. — „O, wenn der Herr meine Jungen in diesem Handwerke unterweisen will, können Sie eine Zeitlang hier bleiben und sich erholen, aber unter einer Bedingung: der Herr darf nicht trinken!“ Der alte Bursche ging dankbar darauf ein. Und er hielt Wort, so schwer ihm dies auch manchmal sein mochte. Nun begannen die bei solchen längeren Einquartierungen üblichen Vorbereitungen: der alte Knabe ward gebadet und in einen alten Predigerrock gesteckt, ebensolche Hosen, und nachdem der hungrige Magen auch sein Recht bekommen hatte, ward eine fliegende Buchbinderwerkstatt hergerichtet. Und damit begann ein arbeitsames, munteres Leben. Kaum war der letzte Glockenschlag am Ende der Unterrichtszeit verklungen, so stürzte sich alles an die Arbeit in der Buchbinder-Werkstatt. Schüler und Lehrer überboten sich. Hier ward gekleistert und geheftet, da wurden Buchecken und Rücken gemacht, dort wieder wurden alte Zeitungen zu Umschlägen für Buchdeckel angestrichen, an anderer Stelle wurden Pappkästen gefertigt u. s. w. Bald paradierten des Herrn Pfarrers Bücher in neuen Kleidern auf den Gestellen. Die Knaben aber bekamen Uebung und Fertigkeit in einer nützlichen Beschäftigung. Auf dieselbe Weise ward ein Gesell nach dem andern ins Haus genommen: bald ein Drechsler, bald ein Holzschnitzer, ein andermal ein heruntergekommener Maler. Eines Tages trat ein armer Handwerksbursch ein, mehr einem Schatten als einem Menschen ähnlich, so bleich und ausgemergelt. „Was für ein Handwerk betreibt der Herr?“ fragte der Pfarrer. — „Ich bin Bäcker“. — „Das trifft sich ja herrlich. Hier wartet schon die Weihnachtsbäckerei. Will der Herr bleiben, so reichen die Kuchen auch für den Herrn aus, und meine Jungen können das Backen lernen.“

Der Vorschlag wurde angenommen. Nummer zwei oder drei von des Pfarrers alten Predigerröcken mußte wieder her. Der Mann ward gewaschen, geschoren, geputzt. So verging die Zeit. Die Jungen lernten, hefteten, banden ein, drechselten, schnitzten, zeichneten, buken und wuchsen. Der würdige Pfarrer segnete sie nacheinander ein, und dann flogen sie aus dem alten, lieben Hause, jeder an eine andere Stelle.

(Deutsch. Prot.-Blatt.)

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.



Einundzwanzigster Jahrgang. № 24. Samstag, 11. Juni 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. **A. Altherr** in Basel, Pfr. **H. Andres** in Bern, Pfr. **W. Bion** in Zürich,
Pfr. **O. Brändli** in Basel, Pfr. **A. Steiger** in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. **Oecolampad an Luther.**

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt **2 Fr.** für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt **15**, abholen.

Sonnenschein.

Sieh', wie herrlich strahlt die Sonne,
Spendend Leben, Lust und Wonne
In die weite Welt hinein!
Und wie spricht's aus ihren Blicken:
„Ich will segnen, will erquicken,
„Alle sollen glücklich sein!"

Nun, o Herz, du kannst nicht geben
Gleich der Sonne Licht und Leben
In die große Welt hinein!
Eins doch kannst: Gib voll Erbarmen
Jenem Kinde dort, dem armen,
Nur ein bischen Sonnenschein.

Einen Strahl doch kannst du spenden,
Einen Strahl ja kannst doch senden
In sein mattes Herz hinein:
Deine Liebe, sanft und linde,
O, erzeig' sie diesem Kinde!
Bring' ihm deinen Sonnenschein!

Laß es doch der Stadt entfliehen,
Laß es in die Berge ziehen:
„Kind, — auch du sollst fröhlich sein!
„Dort auf jenen freien Höhen
„Sollst empfinden, fühlen, sehen —.
„Leben, Licht und Sonnenschein!"

J. Z.

Das höchste Gut.

Die Frage nach dem höchsten Gut hat die denkenden Menschen zu allen Zeiten beschäftigt, besonders tief bewegte sie die Philosophen des Altertums und wurde von ihnen mit viel Ernst und Eifer behandelt. Den einen galt die Lust in dieser oder jener Form als das höchste Gut, bis sie ihnen zum größten Uebel wurde; die andern fanden das höchste Gut in der Tugend, die unabhängig sei von Lohn und Strafe, erhaben über die Gefühle der Lust und Unlust, und herzlos gingen diese Tugendstolzen an dem menschlichen Jammer vorüber; noch andere, und nicht die schlechtesten, sahen das höchste Gut in der Weisheit und Erkenntnis, bis einer kam, der alles Wissen Stückwerk nannte. Er, der Hochgebildete, lebte der Ueberzeugung, Christum lieb haben

sei besser als alles Wissen. Allmählich verzweifelten die Philosophen an der Möglichkeit einer Lösung des Rätsels, und die Frage nach dem höchsten Gut verlor das Interesse.

Die neueste Philosophie ist kaum viel mehr als ein Spott auf diese Frage. Sie sucht nachzuweisen, daß es gar kein höchstes Gut gebe, und daß man bei dem heutigen Stand der Welt- und Menschenkenntnis nur von einem höchsten Uebel reden könne. Diese Welt, sagt man, sei die denkbar schlechteste, die habe entstehen können, und um das Leben sei es ein ganz erbärmlich Ding, es sei nicht wert, gelebt zu werden. Doch für uns, die Gebildeten und Vermögenden, die wir auf den Höhen der Menschheit wandeln, hat das Leben noch einen Wert, aber nie und nimmer für denjenigen, dem die Schätze von Kunst und Wissenschaft verschlossen sind, und der sein Brod im Schweiße des Angesichtes essen muß. Als ob das Leben dem einfachen Menschen nicht ein ebenso hohes Gut wäre, wie demjenigen, der sich im Genusse irdischen Wohlbehagens sonnt! Oder haben wir nicht Menschen gesehen, die, obwohl sie an höchster Stelle gestanden und alle Freuden der Welt genießen konnten, das Leben weggeworfen haben, während andern, die ringen mußten um ihre Existenz, das Leben köstlich war? Jene Anschauung, die am höchsten Gut verzweifelt, und die Welt nur als Tummelplatz aller Uebel betrachtet, hat ihren Grund darin, daß man lediglich in vergänglichen Dingen nach Gütern suchte, und statt der Güter „eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüter" fand.

Darum war es gut, daß Jesus Christus kam und mit seiner ganzen Kraft und Freudigkeit hinzuweisen begann auf die Güter, die nicht von der Erde sind, sondern einen unvergänglichen Wert im Himmel haben. Und weil er und nach ihm die Apostel mit großem Eifer Zeugnis abgelegt haben von den Schätzen, die dem Himmel angehören, hat man das Christentum beschuldigt, es sei welt- und kulturfeindlich und führe notwendig zur Barbarei. Allerdings hat es Zeiten gegeben, da die Kirche in Mönchstum und Klosterwesen und Bettelorden den höchsten Triumph christlichen Geistes feierte. Aber freiwillige Armut und freiwillige Unwissenheit sind keineswegs das Ideal christlicher Vollkommenheit. Jesus ist nicht in der Mönchskutte aufgetreten, sondern im Gewand des galiläischen Volksmannes; er hat sich nicht in die Einsamkeit der Wüste zurückgezogen, sondern in der volkreichen Gegend am See Genesareth hat er die Frohbotschaft vom Reiche Gottes verkündigt. Er lehrte achten auf die Schönheiten in der Natur, wie uns seine herrlichen Gleichnisse zeigen, und wußte die Annehmlichkeiten des menschlichen Gemeinschaftsleben zu schätzen in Familie, Volk und Vaterland. Das Christentum Christi ist nicht Weltverneinung, sondern Weltüberwindung, nicht Weltflucht, sondern Freiheit im Gebrauch der Welt und ihrer Güter. In diesem Sinne hat Jesus ermahnt, zu trachten nach den Schätzen im Himmel, hat er das reine Herz zu einer himmlischen Schatzkammer gemacht. Wer da hineinschaut, sieht die Himmelsgüter der Liebe, Geduld, Freundlichkeit, des Friedens, der Freude, der Hingabe an Gott und die Brüder. Das höchste Gut des Menschen ist ein reines Herz.

Das reine Herz ist von Jesus selig gepriesen worden. In ihm hat er die Heimstätte der neuen Religion des Geistes geschaut. Das Reich Gottes ist inwendig in euch. Das reine Herz, nicht Opfer und Kirchengebräuche, nicht Festhalten an Buchstaben und Bekenntnis, ist Maßstab der Frömmigkeit; das reine Herz, das frei ist von unlauteren Begierden, Haß und Leidenschaft;

das auf das Wahre, Gute und Schöne gerichtet ist; das an das Gute bei den Menschen glaubt, weil es selber des Schlechten nicht fähig ist; das den Frieden sucht und nach Wahrheit dürstet. Es ist dem frischen Quell im Felsengrunde gleich, der krystallhell an die Oberfläche sprudelt; es ist dem gesunden Baume gleich, der gute Früchte bringt. Und wie es einen reinen, klaren Wasserspiegel braucht, wenn Baum und Himmel und Frühling sich darin wiederspiegeln sollen, so spiegelt sich auch nur in einem reinen Herzen die Welt als eine große und gotterfüllte Ordnung. Darum muß des Christen höchstes Streben darauf gerichtet sein, ein reines Herz zu erlangen, und lautet das Gebet des Frommen noch heute wie vor Jahrtausenden: „Schaffe in mir, o Gott, ein reines Herz!“ Ein reines Herz ist eine Gabe Gottes und des Menschen eifriges Bemühen. Es allein vermag in allen Lebenslagen das Gleichgewicht zu behalten. Und wenn es Menschen gibt, die Gott nicht zu erkennen vermögen in der Natur, in der Geschichte und im Gewissen, so ist das kein Beweis gegen die Wahrheit der Religion, gegen das Dasein Gottes, sondern ein Beweis dafür, daß ihnen das Organ zu dieser Erkenntnis fehlt. Der Blinde kann die Sonne nicht sehen, und wer in seinem Inneren nicht recht bestellt ist, kann das Göttliche nicht wahrnehmen. Das reine Herz ist die vornehmste Stätte göttlicher Offenbarung. Wer reines Herzens ist, der wird Gott schauen.

Von der Bibel.

Wenn ich nur zu wählen hätte zwischen Bibelvergottung und Bibelverspottung, ich würde mich keine halbe Sekunde besinnen, und die Bibel allen Spöttern zum Trotz zu meinem Haus- und Familiengott machen. Aber Gott verlangt von mir nicht, daß ich vor diesem Buche kniee, sondern nur, daß ich demütig und dankbar verehre, was in ihm heilig ist.

Die Bibel gleicht dem Propheten Nathan. In hundert Erzählungen ruft sie uns zu: „Du bist der Mann!“ Aber dieser Nathan findet nicht immer einen David, der ihn reumütig anhörte. Die Könige von heute sind nicht mehr groß genug, ihn zu ertragen, und die gewöhnlichen Menschenkinder fühlen sich — zu groß.

In unserer Knabenzeit ging noch die Rede um: entweder ist in der Bibel alles wahr, oder es ist gar nichts wahr. Heute essen Leute, die für sehr positiv gelten, von dem einst verbotenen Baum der Bibelkritik, und selbst die Geschichtlichkeit der so oder anders vorgestellten leiblichen Auferstehung Jesu scheint ihnen nicht über alle Zweifel erhaben. Sie haben recht: die Bibel ist ein Lehrbuch weder der Astronomie, noch der Geographie, noch der Zoologie, auch nicht ein nach wissenschaftlichen Grundsätzen verfaßtes Lehrbuch der Geschichte. Die Bibel hält den Himmel für ein festes Gewölbe, Jerusalem für den Mittelpunkt der Erdscheibe, den Hasen für einen Wiederkäuer und stempelt Herodes den Großen, an dessen Händen ohnehin genug Menschenblut klebt, zum Mörder der bethlehemitischen Kinder. In alledem wie in tausend anderen Dingen hat die Bibel geirrt, und die christliche Gemeinde darf verlangen, daß ihr das gesagt wird. Aber dem Wort Jesu: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen,“ beugt sich jedes fromme Gemüt.

Es ist eine unevangelische Kasteiung des Verstandes wie des Gemütes, die Bibel zur privaten oder zur Familienandacht in der Weise zu brauchen, daß man vorne bei der Schöpfungsgeschichte anfängt und dann Tag um Tag ein Kapitel nach dem andern der Reihe nach durchliest. Der Hirte führt doch seine Schäflein auch nicht auf dürre Steppen, wo kaum ein Gräslein oder verkümmertes Blümlein hervorlugt, sondern auf grüne Auen und zu frischen Wassern. Und die Bibel ist an blumigen Gärten und reinen Quellen so reich, daß es geradezu ein Unrecht ist, Kinder und Dienstboten und sich selbst auf einer öden Haide, wie sie z. B. das Buch Esther ist, hungern und dürsten zu lassen.

Ich kam an einem Sonntag Vormittag in die Stube eines socialistisch gesinnten, kirchenfeindlichen Arbeiters. Er las gerade „Die Bibel in der Westentasche“, jene unglaublich rohe Verhöhnung der biblischen Geschichte, die früher — ob es auch heute noch geschieht, weiß ich nicht — von socialistischen Buchhandlungen in Arbeiterkreisen stark verbreitet wurde, und nur als Antwort auf den geistlosen Götzendienst, der mit dem heiligen Buche getrieben wurde, einigermaßen begriffen werden kann. Die Bibelkritik, gleichviel ob sie von „negativer“ oder von „positiver“ Seite herkommt, ist an dem schimpflichen Schundwerk sehr unschuldig. Ich fragte den Arbeiter, ob er auch eine wirkliche Bibel habe. „Jawohl“, antwortete er, „bei der kirchlichen Trauung habe ich vom Pfarrer eine bekommen. Da ist sie!“ Und er holte sie aus dem Kasten, der in der Stube stand, hervor. „Sie ist noch ganz sauber“, sagte er mit überlegenem Lächeln, „es ist ja doch nur ein Märchenbuch und ein Kapitalistenbuch, mit dem die Herren und die Pfaffen, die in ihrem Solde stehen, uns Arbeiter in der Knechtseligkeit erhalten wollen.“ „Darf ich Ihnen einiges aus der Bibel vorlesen?“ fragte ich. „Wie Sie wollen, Herr Pfarrer, ich habe heute schon Zeit, ein wenig zuzuhören.“ Ich schlug das Buch, das noch in jungfräulicher Reinheit prangte, auf und las: zuerst das Sabbathgebot, dann einige Stellen, in denen die Propheten und die Apostel ihren Schild über das arme Volk halten, und zum Schluß das hohe Lied der christlichen Bruderliebe (I. Corinther 13). Er hörte aufmerksam zu. „Herr Pfarrer“, sagte er, „das steht in der Bibel? Das habe ich nicht gewußt.“ „Ja“, sagte ich, „die Bibel hat ein Herz für die Armen und zwar ein sehr teilnehmendes Herz, wie kein anderes Buch der Welt.“ Seither kommt dieser Arbeiter wieder zur Predigt, und die blödgemeine „Bibel in der Westentasche“ hat er verbrannt.

Es gibt „aufgeklärte“ Leute, die mit ihrer Maturität oder auch nur mit ihrer Sekundarschulbildung sich über die Weisheit der Bibel unendlich erhaben dünken. „Ein veraltet Buch!“ Ihro Weisheit vergißt, daß Männer, deren Gehirn mehrere Gramm mehr wog als das ihrige, wir nennen nur Lessing und Göthe und Schiller, von der Bibel nicht blos in der größten Ehrerbietung geredet, sondern auch von ihr gelernt haben. Und wir dürfen unter den Bibelverehrern auch einen der Modernsten nennen, der der Kirche gram war, Gottfried Keller. Conrad Ferdinand Meyer erzählt in seinen „Erinnerungen an Gottfried Keller“, wie er den kranken Dichterkollegen eines Tages besucht, und wie sie dabei auf die Unbekanntschaft der gebildeten Kreise mit der Bibel zu sprechen gekommen. „So sind viele von uns“, sagte Keller. „Man hat uns in der Jugend die Bibel verleidet, und doch stehen so schöne Sachen darin.“ Und diese schönen Sachen sind auch gute Sachen, fügen wir hinzu.

Die Geschichte eines Schreiners.

Nach dem Leben erzählt. Von S. von Adelung.

„Der Schreiner hat die bestellten Bilderkisten gebracht."

Als ich in den Flur trat, stand der Mann schon draußen, damit beschäftigt, die Kisten zur Musterung aufzustellen. Sie waren sauber gearbeitet, richtig im Maß und ohne Astlöcher. Ich äußerte meine Zufriedenheit und er schob seine Kisten nach der Wand zurück. Da bemerkte ich, daß seine eine Hand, die auf der größten der Kisten ruhte, von einem feinen seidenen Handschuh bedeckt war, und sofort sagte mir ein unbehagliches Gefühl, was es für eine Bewandtnis mit diesem schwarzen Seidentrikothandschuh haben müsse. Ich fragte aber nur so nebenher: „Sie haben eine kranke Hand?"

„Gar keine", gab er zur Antwort: „oder vielmehr, eine künstliche", und er hob die Hand in die Höhe.

„Aber wie geschickt Sie sie gebrauchen! ich hätte es niemals gemerkt, wenn nicht der Handschuh gewesen wäre . . . . ich dachte mirs zwar gleich . . . ." sagte ich unzusammenhängend, mit jener Verlegenheit, die uns fremdem Unglück gegenüber zu beschleichen pflegt.

Ueber sein Gesicht glitt ein freundliches Lächeln. „Es geht ganz gut mit der Hand sagte er ruhig: „ich kann alles mit ihr angreifen, sogar Kisten aufladen — sehen Sie, so —"

Ich sah mir den Mann genauer an. Er war mir von Bekannten empfohlen worden, ich hatte ihm die Bestellung schriftlich gemacht, und kannte ihn daher noch nicht persönlich. Eine breite, männliche Gestalt, angenehme, wenn auch nicht schöne Züge, der Blick offen, das Gesicht intelligent. Was aber am meisten fesselte, das war der geistige Ausdruck in demselben. „Der Mann hat eine Geschichte!" durchzuckte es mich. Geschichten höre ich aber für mein Leben gern, besonders, wenn es wahre sind.

„Sie haben wohl" — begann ich etwas schüchtern — „Sie haben wohl Ihre Hand durch einen Unglücksfall verloren?"

„Ja, durch einen Unglücksfall." Er sagte es ernst, aber hinter den kurzen Worten lag etwas zrrückgehaltenes, etwas, das mich noch begieriger machte, seine Geschichte zu erfahren.

„Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, davon zu sprechen, — es würde mich sehr interessieren, zu hören, wie es geschehen ist. Vielleicht erzählen Sie es mir."

„Das will ich gern", sagte er einfach, und da, mitten unter den Kisten hat er es mir erzählt, und ich wollte nur, ich könnte es mit seinen eigenen schlichten Worten wiedergeben. So gut ich kann, will ich versuchen, es zu thun.

„Es ist schon lange her — zehn oder gar zwölf Jahre" — fing er an — „ja, nächsten Sommer werden es gerade zwölf Jahre sein — da arbeitete ich in einer Sägemühle im Schwarzwald droben. Weitab von jeder Behausung lag die Mühle, das nächste Dorf zwei Stunden weit entfernt. Ich war noch jung damals, aber Weib und Kind hab' ich schon gehabt; die wohnten im Städtchen, wohin ich des Samstag abends müde heimkam, hungrig nach der harten Arbeit, aber seelenvergnügt, denn ich war stark und gesund, und mein Tagewerk war mir eine Lust."

Der Schreiner fuhr sich mit der gesunden Hand über den bereits graumellierten Bart, und sah mit einem halb wehmütigen, halb nachdenklichen

Blick auf die andere, schwarzbehandschuhte Hand. „Ja", sagte er: „leicht war es nicht. Ich mußte fest schaffen tagaus tagein, und nur Sonntags konnte ich ausrasten und mich an Weib und Kind erfreuen, denn der Verdienst war karg. Aber ich pfiff den ganzen Tag in meiner Sägemühle mit den Meisen und Finken um die Wette, und die Späne flogen, daß es eine Lust war. Wenn man jung ist und zwei gesunde Hände hat, und die ganze Zukunft gehört einem noch ...." und wieder glitt das Lächeln von vornhin über sein Gesicht.

„Nun ja, es war an einem hellen Sommertage — es ist mir, als wäre es erst gestern gewesen, denn so etwas prägt sich einem für Lebzeiten ein. Ich sehe noch den Sonnenschein, wie er draußen, auf dem Wege vor der Mühle liegt, höre noch den Bach rauschen, wie an jenem Nachmittag. Ob ich unvorsichtig gewesen, oder der großen Säge ein bissl zu nah' gekommen — wie es geschehen ist, das könnt ich um's Leben nicht sagen — weiß es bis auf den heutigen Tag selber nicht — aber geschehen ist's, und ab war die Hand, ganz ab, hier —", er wies auf das Handgelenk: „und ich steh' da, das Blut schießt aus dem Stummel, und mir wird übel vor Schreck und Grausen, grad nur so schwarz vor den Augen. Aus ist's, aus! denk ich — ein Krüppel bist worden und hin ist alles — und wieder ist mir totübel worden und in meinen Ohren saust's, und die Sinne wollen mir schwinden."

Er schwieg einen Augenblick. „Und dann?" fragte ich tief aufatmend.

„Dann hat es mich gepackt wie eine große Versuchung", fuhr er mit etwas gedämpfter Stimme fort, aus der ich die Erregung gut herausfühlen konnte, „hinzuliegen, da, gerade wo ich stand, und mich verbluten zu lassen, langsam, so nach und nach .... Kein Krüppel sein müssen, kein verunglückter, armer Krüppel .... Leicht ist es mir vorgekommen, so sacht zu sterben nach dem grausen Schreck und schon hab' ich eine gar wohlige Betäubung über mich kommen fühlen, die letzte ... Denken Sie aber ja nicht, Fräulein, daß ich das alles so langsam gedacht habe, wie ich jetzt spreche — derweilen wäre ich längst verblutet. Aber es ist gar merkwürdig! in solchen Augenblicken der höchsten Angst und Not jagen einem die Gedanken mit rasender Schnelligkeit durchs Hirn, man sollts nicht glauben, kaum zwei, drei Sekunden mag ich so dagestanden haben und dann dachte ich: morgen früh, wenn sie nach dir suchen, werden sie dich hier finden, tot. Und niemand wird's wissen und niemand erfahren, wie es alles zugegangen, als der Herrgott allein."

„Ja, der Herrgott. Das ist mir so plötzlich durch den Sinn gefahren, und mit ihm der Gedanke an Weib und Kind. Denn wenn auch meine Hand fort war, das Gewissen war noch ganz und das Herz auch. Wenn der Herrgott es haben wollte, daß ich als Krüppel weiterlebe, ja, dann durfte ich wohl mein Leben nicht nur so von mir werfen. Und wenn er mir Weib und Kind gegeben hatte, durfte ich sie nicht im Elend zurücklassen, sondern mußte für sie sorgen, so gut es ging und auch noch als Krüppel versuchen, das tägliche Brot für sie zu erwerben. Vielleicht würde er mir dazu verhelfen, denn ich selber sah freilich keinen Weg vor mir. Aber Pflicht war es, alles zur eigenen Rettung zu thun, das war klar, und weiterzuleben — das übrige mußte ich Gott überlassen."

„Ich raffte mich mit der ganzen Kraft auf, die mir noch zu Gebote stand und das war nicht mehr viel, denn mittlerweile war ich vom Blutverlust sehr schwach geworden, obschon es, wie ich bereits gesagt habe, kaum

ein paar Augenblicke waren, in denen diese Gedanken in meinem Kopf Raum hatten. Weh that's, zum Leben zurückzukehren — viel weher, als vom Leben zu scheiden. Ich drückte, so gut es gehen wollte, mit meiner gesunden Hand die Haut über den Stummel der anderen zusammen, wickelte mein Sacktuch fest darüber und wankte hinaus, dem nächsten Dorfe zu, denn das war meine einzige Rettung. Kommen würde heute niemand mehr in die einsame Waldmühle, und mein Arm mußte so bald als möglich verbunden werden. So ging ich den zwei Stunden langen Weg bis zum nächsten Dorf, wo der Bader die Wunde untersuchte und einen Notverband anlegte. Nachher wurde mir in der Stadt ein zweiter, kunstgerechter Verband gemacht."

„Und dann —?" fragte ich wieder.

„Dann? ja dann ist nicht mehr viel zu erzählen. Anfangs wurde es mir sehr sehr schwer, mit einer Hand alles das zu thun, wozu ich früher alle beide gebraucht hatte. Aber wenn mir mein Weib helfen wollte, sagte ich: „Thu's nicht! laß ich mir jetzt helfen, so werd ich mein Lebtag nicht allein fertig." Es ging zuerst langsam beim Ankleiden des Morgens, beim Auskleiden des Abends, und allem, wobei man sonst meint, man müsse zwei Hände haben. Meine Frau glaubte immer, sie müsse beispringen und zugreifen wenn ich ungeschickt war, aber ich wehrte ihr ab, und so habe ich's schon nach wenig Wochen so weit gebracht, daß ich mit allem ohne fremde Hilfe zu stande kam. Dann, als der Arm gut geheilt und vernarbt war, konnte mir die künstliche Hand angeschnallt werden und ich lernte wieder arbeiten. Jetzt vermisse ich die verlorene Hand kaum mehr. Das Geschäft ist bescheiden, aber es geht, ich bin selbständiger Schreiner, wir sind gesund und zufrieden, und ich danke es heute meinem Herrgott, der mir dazumal in der furchtbaren Stunde geholfen hat."...

Mir war bei den schlichten Worten des Mannes warm um's Herz geworden. Hochachtung vor einem Menschen beglückt immer — mag es nun ein Mann im groben Arbeiterkittel sein oder eine angesehene, berühmte Persönlichkeit. Ich habe dem Schreiner für seine Geschichte gedankt und freue mich, einen Menschen mehr in der Welt kennen gelernt zu haben, dessen Schicksal so mancherlei zu denken gibt. (Die Kirche.)

Aus Basel.

Der Kirchenrat von Baselstadt hat soeben den Bericht über seine Geschäftsführung im Jahre 1897 den Mitgliedern der Synode zugestellt. Von allgemeinerem Interesse sind nur folgende Mitteilungen:

Die am Reformationssonntag (7. Nov.) veranstaltete Kollekte für den Bau einer evangelischen Kirche in Bellinzona warf in Basel Fr. 3377.62 ab (in der gesamten reformierten Schweiz rund Fr. 25.000, obwohl sich noch nicht alle evangelischen Schweizerkirchen an derselben beteiligten). Es steht zu hoffen, daß diese Art die Reformationssonntags-Kollekte zu verwenden, allmählich zur stehenden Sitte in unserer Kirche wird; jedenfalls ist der Bau evangelischer Gotteshäuser für die Protestanten in der Zerstreuung eine der besten Methoden, evangelisches Wesen zu erhalten und zu schützen.

Dem Synodalrat des Kantons Aargau schwebt das Ideal einer gemeinsamen Liturgie für die reformierten Kirchen der deutschen Schweiz vor Augen;

aber die Sache ist zur Zeit nicht durchführbar, da alle Kantone mit Ausnahme von Zürich und Freiburg sich ablehnend verhalten. Ein gemeinsames Kirchengebetbuch wäre sehr angenehm für die Pfarrer, die bei der heutigen Freizügigkeit bald in diesem bald in jenem Kanton amtieren; aber bei der fast überall bestehenden und reichlich benützten Freiheit im Gebrauch der Liturgie scheint sie uns kein Bedürfnis zu sein.

Ueber die Arbeit, welche die nunmehr 25 Pfarrer der Stadt Basel mit ihren 100,000 Einwohnern zu verrichten hatten, gibt die kirchliche Statistik ein freilich nur unvollständiges Bild. Wie sehr diese Arbeit seit 14 Jahren gewachsen ist, mag folgende Zusammenstellung zeigen:

	1883	1897	Zunahme
Taufen	1247	1953	56 Prozent
Konfirmationen	741	1111	49 "
Trauungen	269	629	133 "
Beerdigungen	834	926	11 "
Kinderlehrkinder	1711	3075	81 "

Die neue Synode tritt Donnerstag den 16. Juni zur Wahl des Bureaus und des Kirchenrates sowie zur Erledigung des Jahresberichtes zusammen. Welchen Gebrauch die orthodoxe Partei bei dieser Gelegenheit von ihrer kleinen Majorität machen wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls wird es gut sein, wenn die freisinnigen Synodalen auf dem Posten sind.

D. B.

Spruch.

Licht und Wärme — seid beisammen!
Wärme, mußt auch leuchten, flammen!
Licht, mußt Wärme auch verleih'n,
Nicht nur Dunkelheit vertreiben!
Wärme — darfst nicht dunkel bleiben!
Beide werdet im Verein
Eins des andern Segen sein.

J. Z.

Kirchliche Personalnachrichten.

Aargau. Herr Rudolf Egg, Pfarrer in Zofingen, tritt aus Gesundheitsrücksichten von seiner Pfarrstelle zurück.

Zürich. Gewählt zum Sekretär der evangelischen Gesellschaft Herr Emanuel Preiswerk von Basel, bisher Pfarrvikar an der evangelischen Kapelle in Außersihl. — Gewählt zum Pfarrer von Egg Herr Otto Bickel, bisher Pfarrer in Niederhasli.

Glarus. Gewählt zum Pfarrer von Mollis Herr Fridolin Bartholomäus Streiff, Pfarrhelfer in Ennenda.

Baselstadt. Der Kirchenfreund weiß zu berichten, die Synodalwahlen vom 15. und 22. Mai hätten den Positiven der St. Leonhardsgemeinde die Mehrheit gebracht. In Wirklichkeit ist der neue Kirchenvorstand aus 9 Freisinnigen, 6 Orthodoxen und einem Vermittler zusammengesetzt.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 25. Samstag, 18. Juni 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Die Opferung Isaaks.

Als ich, ein kleiner Primarschüler, die biblische Erzählung von Isaaks Opferung zum erstenmal hörte, that ich die Augen groß auf und schaute meinen Lehrer, den strenggläubigen Herrn Stierlin, zweifelnd an. Aber ich machte es wie jene Weltweisen, die nicht reden, sondern nur ihre Sache denken.

Mir graute vor diesem Gott, der zu einem Vater sagt: „Nimm deinen Sohn, den einzigen, den du lieb hast, und opfere ihn zum Brandopfer", d. h. töte ihn mit dem Messer und verbrenne ihn mit Feuer, und mir graute vor diesem Vater, der ohne ein Wort der Widerrede sofort bereit ist dem Befehle Gottes zu gehorchen, den Sohn selber auf den Scheiterhaufen bindet und die scharfe Klinge wider ihn zückt. Es tröstete mich wohl, daß Gott am Ende einen Gegenbefehl gibt, und daß statt des armen Isaak ein gehörnter Widder sein Leben lassen muß. Aber ich fand die Probe, auf die der Erzvater gestellt wurde, eine grausame, Gottes unwürdige Probe, und ich sagte mir im stillen: mein Vater hat fünf Knaben und zwei Töchter, die ihm alle gleich lieb sind, wie wenn jedes Kind das einzige wäre und ist nur ein armer Schullehrer mit kleiner Besoldung, der weder Schafe, noch Rinder, noch Kameele, noch Knechte und Mägde hat, wenn jedoch der liebe Gott zu ihm sagte, er solle mich oder eines meiner Geschwister opfern, er würde gewiß antworten: Lieber Gott, ich thue was du willst, aber es ist mir leid, das kann ich nicht thun und thue es nicht". Und der liebe Gott, der jede Nacht einen Engel in unsere Kinderschlafstube schickt, uns vor allen Gefahren mit seinen silbernen Flügeln zu decken, wird solches auch gar nicht verlangen. Er ist ja unser Vater.

Einige Jahre später lernte ich die biblische Erzählung schon etwas besser verstehen. Wir waren aus der kleinen Rheinstadt in ein größeres Dorf am Zürichsee gezogen und hatten unsere Wohnung am schönen blauen Wasser; nur die Straße und ein Steinmetzplatz trennten uns von dem nassen Element. Der dritte der Knaben, der dicke, runde, gutmütige Karl, der damals im

sechsten Jahre ging, war ein fast leidenschaftlicher Freund des Sees. Aus Binsen, aus Baumrinde, aus Brettchen, oft auch nur aus Papier verfertigte er kleine Schiffchen, an denen er Schnüre befestigte, um sie dann vom Steinmetzplatz aus ins Wasser hinauszulassen. Auf dem Platze waren immer viele Arbeiter beschäftigt, Kinder tummelten sich darauf herum und das Wasser war nicht tief, es schien keine Gefahr vorhanden.

Da wurde ich an einem heißen Julinachmittag aus der Schulstube gerufen, ich solle so schnell als möglich heimkommen, mein Brüderchen, der Karl, sei ertrunken. Daheim lag der arme Knabe auf dem Bette der Mutter, mit aufgedunsenem Körper: die Flaumfeder, die auf seine Lippen gelegt wurde, bewegte sich nicht, die Bürste, die den jungen Kinderleib fast wund rieb, arbeitete vergeblich und die spitzige Nadel und der brennende Siegellack, die die Fußsohle verwundeten und brannten, konnten nur feststellen, daß der Tod ein hoffnungsvolles Leben vernichtet.

Karl hatte sich an dem verhängnisvollen Nachmittag wieder ein Schiffchen aus Binsen gezimmert, einen tannenen Spahn als Mast in die Mitte gesteckt, und die Mutter um ein Stücklein Weißzeug zu einem Segel gebeten. „Ich habe jetzt keine Zeit", hatte die Vielbeschäftigte und Sorgenbeschwerte geantwortet. Karl war kein Zwänger, still ging er weg, nahm ein Stücklein weißes Papier und spannte es an den Mastbaum; das war auch ein Segel und hatte einen Bauch, noch ehe der Wind es antrieb. Bald darauf muß er das Haus verlassen haben und auf eine unaufgeklärte Weise verunglückt sein. Vor zwei Uhr waren wir ältere Geschwister zur Schule gegangen, zwischen drei und vier Uhr wurde Karl von einem der Steinhauer im Wasser entdeckt, sofort erkannt und der jammernden Mutter gebracht.

Das war am Freitag und am Sonntag fand die Beerdigung statt. Der ehrwürdige Geistliche, der die „Abdankung" hielt, redete über die Opferung Isaaks. Die Summe seiner Trostworte, die er nachher meinen Eltern schriftlich zustellte, lautete ungefähr: „Unsere Kinder sind nur anvertrautes Gut. Jeden Tag, jede Stunde kann der Herr des Lebens zu Vater und Mutter sagen: Gebt mir das Kind wieder, das ihr lieb habt, gebt es mir, auch wenn es das einzige ist. Wir müssen alle einmal und viele vielmal auf den Opferberg, auf den Moria. Gott gebe uns Gnade, daß wir ihm gehorchen und ihm vertrauen, wie Abraham gethan hat, dann wird uns auch der Segen nicht fehlen." Ich ahnte jetzt, daß Abraham nur ein Vater unter Vätern ist, die ihr liebstes weggeben müssen.

Ich habe seither Theologie studiert. Ich weiß jetzt, daß die Geschichte von Isaaks Opferung uns darstellen will jenen bedeutsamen Wendepunkt in der religiösen Entwicklung Israels, da dieses Volk aus dem Zeitalter barbarischen Menschenopfers zum weniger barbarischen Tieropfer überging. Ich weiß, wie auch etwa sonst von den Erklärern der Bibel diese Erzählung gedeutet wird.

Aber ich habe seither auch das Menschenherz und das Leben studiert, und nun verstehe ich die Geschichte noch besser: Wir alle haben Kinder, die uns ganz besonders lieb sind, das sind unsere Wünsche und Hoffnungen, das ist unser Glück oder Glücklein, der Isaak unseres Herzens. Aber was sind Wünsche und Hoffnungen, Glück und Glücklein? Höher steht die Pflicht und der Gehorsam gegen Gottes Gebot, und wenn die Pflicht es verlangt, dann müssen wir den Isaak unserer Seele, den Sohn, den wir lieb haben, opfern

im Vertrauen darauf, daß Gott unsern Gehorsam segnen wird. Wir sind ja nicht Abrahams Söhne, wir sind Brüder Jesu Christi. Da müssen wir zu solchen Opfern bereit und fähig sein.

John Milton, als Dichter und Mensch.

I.

John Milton wurde am 9. Dezember 1608 in Breadstreet, England, geboren. Sein Vater war Notar, daneben litterarisch und musikalisch gebildet; ihn hatte sein Vater, der Großvater unseres Dichters, wegen religiösen Zwistigkeiten enterbt, da der Großvater strenger Katholik war, während der Sohn die Lehren der Reformation annahm. Auf seine eigene Kraft gestellt, wurde der Mann desto tüchtiger, er unterrichtete den jungen John selber und pflanzte diesem früh die Liebe zu den Wissenschaften ein. Als John 16 Jahre alt geworden, trat er, durch den Vater und einige Lehrer trefflich vorbereitet, in das Christkollegium zu Cambridge ein, nachdem er schon als Knabe in verschiedenen lateinischen Gedichten Proben tief religiösen Sinnes und feuriger Einbildungskraft abgelegt hatte. Auch auf der hohen Schule zu Cambridge fuhr der Jüngling fort, in lateinischer und bald auch in englischer Sprache schwungvolle, bombastische Gedichte zu machen, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit denen des jungen Schiller aufweisen. Er wollte sich dem Kirchendienst widmen, zu dem er nach Ansicht der Eltern und Freunde prädestiniert war, aber nach abgelegtem Examen hatte er Bedenken, sich ordinieren zu lassen, und die Bedenken stammten aus seiner Liebe zur Freiheit. „Ich bin entschlossen", sagt er, „aus meinen jüngern Jahren als den besten Schatz und Trost eines ruhigen Alters, wenn Gott es mir verleiht, das Bewußtsein einer anständigen Freiheit im Sprechen aufzubewahren, wo ich es für eine so teure Sache, wie mir das Wohl der Kirche ist, nützlich halte."

Wir werden sehen, wie heilig er diesen Vorsatz gehalten, und wie teuer ihm seine Liebe zur Freiheit zu stehen kam.

Nachdem er in Cambridge sieben Jahre zugebracht hatte, ergriff er weder die kirchliche noch die akademische Laufbahn, obwohl er Baccalaureus und Magister hieß, sondern begab sich in die ländliche Einsamkeit zu seinem Vater in Horton und widmete hier weitere fünf Jahre dem Studieren. Was ihn damals bewegte, geht aus folgenden Worten hervor: „ich weiß nicht, was Gott über mich beschlossen hat, aber das weiß ich, daß er mir, wenn irgend einem, feurige Liebe für das moralische Gute ins Herz gab. Wenn ich jemand finde, der voll Verachtung gegen die falsche Schätzung des Pöbels es wagt, in seinem Empfinden, Reden und Handeln nach dem zu streben, was die höchste Weisheit aller Zeiten uns als das Vortrefflichste gelehrt hat, so fühle ich mich gleichsam gezwungen, durch die Bande der Freundschaft mich mit ihm zu verbinden. Hören Sie denn, mein lieber Diodati, aber lassen Sie mich es Ihnen ins Ohr sagen, damit ich nicht erröte, und erlauben Sie mir, gegen Sie ein wenig groß zu thun — ich bin (der Himmel steh mir bei!) auf die Unsterblichkeit bedacht. Ich übe meine Fittige und denke auf einen Flug, aber mein Pegasus schwingt sich noch auf sehr schwachen Flügeln empor. Humile sapiamus. Wir wollen in Demut weise sein."

Er schrieb zunächst wieder Gedichte in lateinischer und englischer Sprache, von denen „L'Allegro“ und „Il Penseroso“ berühmt sind. Auch fehlte nicht die schwärmerische Liebe zu einer verwittweten Gräfin von Derby und zu jüngeren Mädchen, Nahrung für das junge Dichterherz und wahrscheinlich auch Schmerz. Im Frühjahr 1637 starb ihm die Mutter und ein Jahr nachher trat er seine Reise nach dem Kontinent an, wo er besonders Paris und Italien und in Florenz den Gelehrten Galiläi, den Gefangenen der Inquisition, sah. Er kam bis nach Rom, wo er dem Kardinal Barberini empfohlen war und von den Reizen einer Leonora Baroni gefesselt wurde, die er in italienischen Sonnetten besang, welche den naiven Menschen wie den genialen Dichter deutlich verraten. In Neapel hatte er zum Führer den gelehrten Manso, der dort eine Akademie gestiftet und als ihr Präsident auf eine glänzende Art lebte. Man warnte Milton vor der Rückkehr nach Rom, weil dort die englischen Jesuiten, die durch seine freien Aeußerungen über religiöse Dinge aufmerksam geworden, ihm nachstellten. Es kündigte sich damit der Sturm an, der in sein ganzes Leben hineinfahren sollte.

Nach England zurückgekehrt, riß es ihn in die kirchlichen und politischen Kämpfe hinein, statt daß er über den Parnaß zur Unsterblichkeit emporstieg. Es war in Deutschland die Zeit des dreißigjährigen Krieges, in England begann die Cromwell'sche Revolution, in der Milton seiner Anlage und Neigung gemäß auf die Seite der Freiheit trat. Kaum hatte er eine Schrift über die Reformation in England veröffentlicht, so war der Streit los, der ihn zwanzig Jahre seines Lebens kostete, denn er hielt weder mit seinen Ansichten zurück, noch besaß sein feuriges Dichtertalent die Gabe kluger Mäßigung. „Hiemit rufe ich den unsterblichen Gott, den Offenbarer und Richter aller Geheimnisse, zum Zeugen an, daß, wo ich immer in diesem Buch die Fehler und Mängel der Väter, der Märtyrer oder der christlichen Kaiser aufgedeckt oder sonst in heftigen Ausdrücken gegen Irrtum und Aberglauben losgezogen habe, es weder aus Bosheit noch aus Verläumdungssucht, noch aus irgend einer eiteln Ruhmbegierde geschehen sei, sondern einzig aus der Notwendigkeit, die unverfälschte Wahrheit von einer schmählichen Sklaverei zu retten.“

Gewiß, aber der junge Mann wußte noch nicht, daß gerade Ernst und Gewissenhaftigkeit, der reine Eifer für die Wahrheit Stürme entfesselt.

Es waren die Tage, die den kühnen und verschlagenen Oliver Cromwell an die Spitze der öffentlichen Gewalt brachten. Seit 1628 war er Mitglied des Parlaments, jahrelang ein berüchtigter Raufer und dann nach rascher Umkehr ein hitziger Beter in den puritanischen Kreisen, von Person häßlich, im Anzug schmutzig und grob in seinen Sitten. Im offenen Krieg, den das Parlament seit 1641 im Namen des Volkes gegen König Karl führte, war Cromwell derjenige, der zum äußersten trieb, so daß schließlich der König gefangen, des Hochverrats angeklagt und am 30. Januar 1649 enthauptet wurde. Während der Republik, die bis 1653 bestand, wußte Cromwell durch seine Predigten und das Vorgeben, er lasse sich in allen Dingen vom Herrn leiten und wolle nichts als seine Ehre, eine Obrigkeit von Gerechten und Heiligen, alle Gewalt in seine Hand zu bekommen, so daß er 1653—58 Protektor mit königlichen Gewalten wurde. Am Ziel seiner Wünsche angelangt, mußte er aber angesichts der ihm entgegentretenden Feindseligkeit so tyrannische Maßregeln ergreifen, wie sie der hingerichtete König sich nie erlaubt hatte, und sein Tod am 18. August 1658 bewahrte ihn vor dem ganz nah bevorstehenden,

jähen Sturz und hatte bald darauf die Wiederherstellung der Monarchie durch Karl II. zur Folge.

Diesem Cromwell, über den das Urteil so sehr schwankt, daß er den einen als Heiliger und den andern als abgefeimter Heuchler erscheint — er war ein Stück von beiden — diente Milton als lateinischer Sekretär. Als überzeugter Hasser der Päpstlichen und der halb katholischen bischöflichen Verfassung der anglikanischen Kirche, als feuriger Puritaner und frommer Christ sah der Dichter in Cromwell lange Zeit eine Art Messias, der die von einem Despoten begonnene Reformation der Kirche durchführen und aus England einen Gottesstaat machen werde. Der Dichter mit seinem weichen Herzen schreckte auch davor nicht zurück, den Königsmord in einer besonderen Schrift zu verteidigen. Damit zog er sich aber den ungeheuerlichsten Haß und die infamsten Verleumdungen seiner Person zu, und viele Jahre hindurch sah es aus, als sei er statt zu unsterblichen Ruhm zu unsterblicher Schande bestimmt.

Ein häusliches Unglück setzte diesem Schein noch die Krone auf, denn der Dichter war in seiner ersten Ehe tief unglücklich. Seine Frau, Marie Powell, die er Pfingsten 1643 heimführte, deren Familie zu den Königstreuen gehörte, schien es nicht ertragen zu können, die Gattin eines Mannes zu sein, der als revolutionär und ungläubig galt, denn sie trennte sich bald nach der Heirat von ihm. Das ertrug sein tief- und zartfühlendes Herz nicht, er gab eine Schrift über die Lehre und Zucht der Ehescheidung heraus, worin er die Scheidung auch aus andern Gründen als dem des Ehebruchs verteidigte und damit gegen das klare Wort Christi verstieß. Das Parlament, dem er die Schrift widmete, belohnte sie mit tausend Pfund, da sie seiner revolutionären Stimmung entgegen kam, hingegen der anglikanische Klerus behandelte das Buch als ein verruchtes und seinen Verfasser als einen Menschen, dem nichts heilig sei, der im Namen Christi verdiente, gesteinigt zu werden. Damit fehlten seine Gegner gegen den Geist Christi, wie er sich gegen Christi Wort aufgelehnt. Er war im Begriff, sich mit einer andern Dame zu verehlichen, als sich das völlig Unerwartete zutrug, daß seine Frau eines Tages in sein Zimmer stürzte und zu seinen Füßen um Wiederaufnahme flehte. Es war edel gehandelt von ihm, daß er sie weichen Herzens wieder zu sich nahm, und ihre durch den Sturz der Royalisten in Not geratene Familie, die ihm vier Jahre seines Lebens verelendet hatte, versorgte; aber so edel und christlich er handelte, es schlug nicht zu seinem Glück aus, denn wie Ibsen'sche Gespenster lebte die Gesinnung der Mutter in den drei Töchtern wieder auf, die ihm so wenig kindliche Liebe entgegenbrachten, daß er sie in seinem Testament als lieblos enterbte.

(Schluß folgt.)

Wochenschau.

Etwas echt römisches ist wieder geschehen. Es war überaus auffallend, daß in den Mailänder Unruhen der dortige Erzbischof Ferrari die Stadt verließ und sich auf sein Landgut zurückzog. Auffallend war dies, weil sonst die römischen Priester nicht feig sind, sondern ihr Leben einzusetzen verstehen. Jetzt kommt aber allmählich Licht in die Sache und zwar so, daß der geistliche Oberhirte selber als Anstifter der Unruhen erscheint und nicht er allein, sondern mit ihm mehr oder weniger die ganze intransigente klerikale Partei.

Wohl hat der heilige Vater in Rom, nachdem der Aufstand niedergeschlagen war, denselben öffentlich bedauert, die Katholiken von der Schuld daran freigesprochen, und diese auf eine „Sekte“ gewälzt. Aber nun fällt ein sonderbares Licht auf diese Erklärung des heiligen Vaters. Es wird nämlich nachgewiesen, daß der dem Erzbischof unterstellte Klerus den Aufstand direkt geschürt hat. Es geschah aus Haß gegen das junge Italien und seinen König, dem die intransigente Priesterschaft noch immer nicht verzeihen kann, daß er, resp. sein Vater, dem Kirchenstaat ein Ende machte. Das unläugbare Elend der ländlichen Bevölkerung in Italien, welche den Ertrag ihrer Arbeit in die Hände der Großgrundbesitzer und ihrer Agenten und Unteragenten gehen sieht, wurde von den über ganz Italien verbreiteten katholischen Vereinen als Mittel benutzt, das junge Königreich in eine große, planmäßig vorbereitete Revolution zu stürzen. Nun diese zu früh losgeschlagen hat und mißlungen ist, sucht der Vatikan sich rein zu waschen und gibt das Signal zum Rückzug. Die armen bedauernswerten Arbeiter und Bauern waren also wieder einmal nur die Opfer. Wäre die Revolution gelungen, so hätten sie nur die Herren getauscht; arm, ausgezogen und elend wären sie geblieben.

Es ist das ein neuer Beweis, daß dem Socialismus, den römische Priester und Laien betreiben, durchaus mißtraut werden muß. Es ist keiner. Es ist nur ein Mittel, mit dem sie die Kirche zu stärken versuchen, wie da und dort orthodoxe Protestanten nach Stöcker'schem Recept in Socialismus machen, nur um die Macht ihrer Kirchenpartei zu vermehren. Wem es wirklich um das Wohl der armen Leute zu thun ist, um wirklichen Socialismus, der gründet weder einen katholischen noch einen protestantischen Verein, sondern verbindet sich ohne Unterschied der Konfession mit allen, denen es um Gerechtigkeit für die Armen und Unterdrückten zu thun ist.

Wir glauben nicht, daß der heilige Vater in Rom selber ein falsches Spiel getrieben, zuerst den Aufstand geschürt und dann nach dem Mißerfolg ihn habe von sich abschütteln wollen, aber den Jesuiten, in deren Händen der hohe alte Herr ist, muß es nach allem, was diese Hände schon angezettelt haben, zugetraut werden. Der „Christliche Volksbote“ meint freilich, „Erzbischof nnd Papst stecken beide unter einer Decke“. Er kennt klerikale, intransigente Stimmungen und Gänge entschieden besser als wir, aber für so schlimm wie Leo XIII. damit erschiene, können wir ihn trotzdem nicht halten.

Etwas ganz Schlimmes geschah dieser Tage im Elsaß. Der evangelische Pfarrer Dr. G e r b e r t in Saarburg, jetzt in Bieberich am Rhein, hatte in einem Vortrag erzählt, in Alberschweiler sei bei einer Fronleichnamsprozession ein 14jähriger Knabe zur Erhöhung der Andacht an ein Kreuz gebunden worden, fast nakt, zu seinen Füßen haben zwei Mädchen knieen müssen, und vor diesem lebenden Bilde habe dann der katholische Ortspfarrer seine Ceremonie verrichtet. Das nannte Dr. Gerbert eine schamlose Profanierung des Heiligsten, was es gibt, und dafür wurde er letzten Dezember vom Schöffengericht in Saarburg zu 500 Mk. Strafe und sämtlichen Prozeßkosten verurteilt. Er appellierte an das Landgericht in Zabern und vor diesem erklärte der Anwalt der Kläger (108 Priester aus der Diöcese Metz und 58 Einwohner aus Alberschweiler), es gebe in Elsaß-Lothringen nur e i n e Konfession, die katholische, nur e i n e n Priesterstand, den katholischen. Dr. Gerbert sei weder Priester noch Pfarrer, sondern bloß ein Prediger, also bloß ein Laie, denn predigen könne jeder; die Protestanten seien ohne Glauben, und evangelisch seien die Katholiken; die Herrschaft in Deutschland gehöre der katholischen Reli-

gion, und wenn der Kaiser nur einigermaßen den Thatsachen Rechnung tragen wolle, so müsse er unbedingt katholisch sein u. dgl. mehr. Das Alles entspricht genau der Lehre, in welcher die römischen Priester jetzt unterrichtet werden. Nach dieser Lehre haben die Evangelisten keine Religion, keinen Glauben, kein Recht.

Pfarrer Rade in Frankfurt machte am evangelisch-socialen Kongreß in Berlin interessante Mitteilungen, was er durch Fragebogen über die sittliche und religiöse Gedankenwelt unserer Industriearbeiter an Antworten erzielt hat. Diese Antworten sind überaus deutlich und ergeben ungefähr folgendes: der heutige Arbeiter glaubt nicht mehr orthodox, die Schöpfungslehre buchstäblich ausgelegt hält er für widerlegt, die orthodoxe Lehre von der Versöhnung durch das Blut für unwürdig, da sie Gott als blutdürstig darstelle. In der Kirche sieht er einen Wirrwarr von falschen Dogmen, die aus Geldinteresse von reichen Leuten aufrecht erhalten werden, oft von solchen, die für sich darwinistisch denken. Die Christen sind voll Eigennutz, zufrieden wenn Gott sie errettet auf ihr Gebet, auch wenn tausende neben ihnen verderben. Im ganzen entspricht die Kirche den Dummen und ist eine Anstalt, sie noch dümmer zu machen. Die richtigen Nachfolger Jesu sind da, wo noch wirkliche Liebe vorhanden ist. Christus war ein Wanderprediger, der es ehrlich meinte mit seinen Brüdern und mutig gegen verlotterte Zustände auftrat. Seit er zum Gott erhoben wurde, ist er den Menschen in die Ferne gerückt und wird nicht mehr verstanden. Wenn er heute lebte, würde er ganz ebenso als Revolutionär verurteilt wie damals, und Freiherr von Stumm würde die Nägel zu seinem Kreuze unentgeltlich liefern; die Geistlichen würden ihn mit Hilfe der Mediziner durch die Juristen als verrückt erklären lassen. Christus ist der vollkommenste, reinste, heiligste Mensch, aber beten kann man nur zu Gott im Himmel.

So lauten nach Rade die meisten Antworten aus Arbeiterkreisen, und wir halten dafür, daß sie ein ziemlich richtiges Bild der Gedanken geben, welche in Arbeiterkreisen über Kirche und Religion herrschen. Und nicht bloß dies. Wir halten dafür, daß sie manche Wahrheit enthalten und gerade das beweisen, was die Reformer seit Jahrzehnten immer behaupten, daß es ganz unmöglich ist, die Arbeiter und überhaupt die denkenden Menschen bei den orthodoxen Ansichten festzuhalten, weil sie die Religion nur noch annehmen können, wenn diese ihnen in einer mit ihrem Wissen übereinstimmenden Form geboten wird, und diese Form haben wir nicht in den kirchlichen Ansichten über die Person Jesu, sondern in seiner Lehre und seinem Leben.

Am evangelisch-socialen Kongreß in Berlin wurde dies zum Teil auch zugegeben. Wenn die evangelisch-solialen und christlich-socialen Vereine sich auf diesen Boden stellten und den Mut hätten zu sagen, was die Reformer anstreben, sei im Grunde das einzig erreichbare, folglich sei es auch mit ihnen anzustreben, so könnte unter den Arbeitern heute viel ausgerichtet werden; es käme dann wirklich zu etwas, das den Namen christlicher Socialismus verdiente.

Aus Basel.

Donnerstag den 16. Juni hat die Synode der reformierten Landeskirche von Baselstadt eine kurze zweistündige Sitzung gehalten. Von 67 Mitgliedern waren 66 anwesend.

Dem Eröffnungsgebet des Herrn Antistes von Salis folgte eine eindrucksvolle Ansprache des Herrn alt Oberstheifer Wirth, die in dem Wunsche gipfelte, es möchte in unserer Baslerkirche, in der die vorhandenen Richtungen in voller Freiheit wirken können, auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit immer mehr erstarken, da es ja an gemeinsamen Gütern und gemeinsamen Aufgaben, vor denen die dogmatischen Differenzen zurücktreten, nicht fehle.

Das Hauptgeschäft bildeten neben dem Jahresbericht des Kirchenrates über seine Thätigkeit im Jahre 1897, der ohne Diskussion genehmigt wurde, die Wahlen. Nach gemeinsamen Vorschlägen der Freisinnigen und Orthodoxen wurden gewählt zum Präsidenten der Synode Herr Dr. K. Burckhardt, zum Statthalter Herr Pfarrer A. Steiger.

In den Kirchenrat wurden wiederum nach gemeinsamen Vorschlägen gewählt als Vertreter des Kapitels, dem alle aktiven Geistlichen angehören, die Herren Pfarrer Salis, Barth und Altherr, und als Vertreter der Laien die Herren Dr. K. Burkhardt und alt Oberstheifer Wirth. Bei der dritten Wahl aus den Laien maßen sich die Parteien. Der orthodoxe Herr Raillard erhielt 35 Stimmen, der freisinnige Herr Greuter-Engel unterlag mit 30 Stimmen; ein liberales Mitglied fehlte mit Entschuldigung. Es steht also fest, daß die Synode 35 orthodoxe und 32 freisinnige Mitglieder zählt.

Als Vertreter der theologischen Fakultät wurde Herr Professor Dr. R. Stähelin mit 39 Stimmen gewählt. Herr Professor Dr. P. W. Schmidt, der dem Kirchenrat seit zwei Jahrzehnten angehört und in dieser Stellung nicht blos die Interessen der freisinnigen Partei, sondern das Wohl der ganzen Landeskirche mit Einsicht und Geschick verfochten hatte, machte 26 Stimmen. Wir zweifeln nicht daran, daß die orthodoxe Partei auch diesmal den nun Ausgeschiedenen wie bei früheren Gelegenheiten wieder portiert hätte, wenn sie nicht der Ansicht gewesen, daß Herr Professor Schmidt als Ausländer nach § 12 des Kirchengesetzes nicht mehr wählbar sei. Herr Pfarrer Steiger verfocht mit großem Geschick eine Auslegung des Gesetzes, nach welcher Herr Schmidt wieder hätte gewählt werden können. Aber der Buchstabe siegte über den Geist. Der Große Rat wird wohl Gelegenheit bekommen, den umstrittenen Paragraphen auszulegen.

Der neue Kirchenrat besteht nun, wenn die beiden Abgeordneten der Regierung hinzugerechnet werden, aus 6 Orthodoxen und 3 Freisinnigen. Das ist wenig proportional. Wären die freisinnigen Wähler am 15./16. Mai ihrer Stimmpflicht besser nachgekommen, so besäßen die Liberalen die Mehrheit. Wie man sich bettet so liegt man.

O. B.

Kirchliche Personalnachrichten.

Graubünden. Resigniert Herr Dekan Lechner in Thusis.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 26. Samstag, 25. Juni 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Gottes Wohnung.

Ich will unter ihnen Wohnung machen, und sie sollen mein Volk sein, und ich will ihr Gott sein. 3. Mos. 26, 11. 12.

Du bist, o Ewiger, in den Seelen der Guten! Da hast du dir Wohnung gemacht. Wenn die Menschen mehr in den Augen frommer, alter Leute und guter, reiner Kinder lesen könnten, so würden sie mehr von dir entdecken. Weil sie aber blind sind für Güte und Reinheit, so leuchten ihnen die Sonnenstrahlen nicht, die aus solchen Augen herausgehen und die von dir kommen. Nur wer aus dem Licht geboren ist, der sieht das Licht. Nur wer dich in sich hat, entdeckt dich in anderen. Du bist da, aber Tausende, die sich deine Kinder nennen, sehen dich nicht.

Herr, warest du nicht stets in frommen Eltern zu finden? Nicht als ob diese Eltern sündlos oder göttlicher Art gewesen wären. Ach nein, sie waren Sünder, Schwächlinge, Zornige, Unheilige. Aber wenn sie sich ganz als Eltern fühlten und ihren Kindern die Hand aufs liebe Haupt legten und ihnen die Liebe zur Ewigkeit ins kleine Herz einprägten, da war etwas mehr in ihnen, als ihre eigene halbe und böse Alltagsnatur. Sie waren dann selbst nur Werkzeuge seiner höheren Hand und Schalen, die sie gefüllt hatte. Wie an geeigneten Stellen Elektrizität sich sammelt, um in Licht und Bewegung verwandelt zu werden, so sammelt sich heilige Spannkraft aus Gottes Wort und Offenbarungen in treuen Eltern und wird beim Uebergang aufs Kind in Freude, Kraft und Charakter umgesetzt.

Es gibt ein schwer zu beschreibendes Geheimnis wahrhaft gläubiger Seelen: Gott ist in ihnen. Er ist nicht als gespenstige Stimme in ihnen wie ein Götze im Zauberer, auch nicht als unbewegliches kaltes Gesetz. Sie fühlen keine Beeinträchtigung oder Verengung ihres geistigen Daseins, sondern eine Hebung, wie wenn der Schwimmer aus dem geschlossenen Bad in die freie See hinauskommt. Drin war er es, der das Wasser regierte, und draußen ist es die Flut, die ihn hebt, hält, treibt, schiebt, ohne ihn zu pressen oder zu verengen. Eine Seele, die zu Gott kam, ist ein Schiff, das seinen Ozean ge-

funden hat. Deshalb ist es eine tröstliche Weissagung: Ich will unter euch wohnen.

Der Unsichtbare wohnt unsichtbar. Man nennt die Tempel Gotteshäuser, ohne doch sicher zu sein, daß sie es immer sind. Ein Tempel, in dem keine fromme Seele sitzt, kniet oder steht, ist kein Haus Gottes, sondern wird es erst, sobald lebendiger Glaube in ihn einkehrt. Eine Dachkammer aber, in der eine glaubende Seele wohnt, ist eben durch diese Seele eine Heimat Gottes. Eine Versammlung, in der man singt und Gebete liest, braucht noch kein Gottesdienst zu sein, solange von ihr gilt: Dies Volk ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir; sie wird aber Gottesdienst, sobald zu dem Gesang und Gebet der Lippen das Gespräch des Herzens mit Gott kommt, jenes stille Reden unseres Ich mit dem, der in uns wohnt. Mögt ihr dieses Gespräch eine Mystik nennen oder einen Pietismus oder einen Rückfall in überwundene Schwäche oder ein Spiel mit Worten, mögt ihr es belächeln oder bestreiten, es ist da, und wo es ist, da mag es die Seele nicht lassen. Seelen, in denen Gott Wohnung gemacht hat, sind eifersüchtig ihn fest zu halten.

Gott macht sich Wohnung. Er kommt so wie der Frühling kommt. Einen Tag sehen wir die Sonne, dann sehen wir wieder Wolken, dann bläst der kalte Nord, dann blinkt ein glücklicher Abend, wechselnd kämpft das Neue mit dem Alten, schließlich aber siegt der weite, strahlende Himmel. Niemals verschwinden auch in den frömmsten Seelen Wolken und Stürme völlig, aber die Kraft der himmlischen Wärme nimmt zu und hilft die Trübungen und Hemmungen leichter überwinden. Gott zieht ein mit seinem Geiste und seiner Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Milde, Strenge, Größe, Unendlichkeit. Wer mag ihn ganz fassen? Wenn er kommt, dann ist es dem Begnadeten zu Mute, als sollte er sprechen: Herr, gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch! Auf solche Bitte aber geht er nicht, sondern bleibt, denn er wohnt gern bei den Sündern und Zöllnern.

Die Hilfe.

John Milton, als Dichter und Mensch.

II.

Es gibt ein ergreifendes Bild von Decaistle, das den blinden Dichter Milton darstellt, wie er im Garten sitzend einer Tochter das „verlorene Paradies" diktiert, während eine andere verzückt die Hände faltet, und eine dritte die Laute spielt, um die Inspirationen des Vaters, der die Musik unsäglich liebte, zu wecken und zu befördern. Aber leider existierte das rührend schöne Verhältnis bloß in der Phantasie des Malers, denn in seinen Briefen beklagt sich der Vater, daß ihn die Töchter bestahlen und quälten, und in welchem Grad dies ungeheure häusliche Elend ihn unglücklich machte, zeigte ihre Enterbung, die er im Angesicht Gottes, des heiligen Richters, an den er mit ganzer Seele glaubte, vollzog.

Wäre damit des Elends schon mehr als genug gewesen, so wurde es noch damit vermehrt, daß der Dichter von 1651 an auf einem Auge und von 1654 an auf beiden Augen blind, stockblind wurde. Zwanzig Jahre verbrachte er in totaler irdischer Finsternis, denn erst 1674 im 66. Jahre seines Lebens ist er gestorben. Und im Zustand völliger Blindheit schuf er das

große epische Gedicht „Das verlorene Paradies“, das ihm den ersehnten ewigen Ruhm, die irdische Unsterblichkeit, eintrug. Es erschien 1665 und drei Jahre später der zweite Teil, „Das wiedergefundene Paradies“, zu dem der Dichter auf Anregung eines Schülers, namens Ellwood schritt, ohne daß er darin die Höhe erreichte, auf der das verlorene Paradies steht. Der zweite Teil schlug den ersten zwar nicht tot, aber er lebt nur durch jenen.

Während seiner Erblindung verfaßte der Dichter 1654 die Verteidigung des englischen Volkes, seiner Erhebung gegen König Karl. Ihr ließ er im folgenden Jahre eine Verteidigung seiner selbst folgen, zu der ihn maßlose Angriffe gegen seine Person drängten, in welchen seine Gegner es sich nicht entgehen ließen, seine Erblindung als wohlverdientes, göttliches Strafgericht zu bezeichnen, ja ihn einen Polyphem zu nennen, monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen adeptum — ein grauses Scheusal, ungeheuer, mißförmig, geblendet. Seine letzten Jahre krönte der Dichter mit einer tapfern That: als das Königtum unter Karl II. wieder restituiert war, lehnte er es ab, seine vorige Stelle wieder einzunehmen, da er Karl für einen lasterhaften und niederträchtigen Tyrannen hielt. Und doch hätte er ein vermehrtes Einkommen wohl brauchen können, denn sein unsterbliches Werk trug ihm bloß 28 Pfund (700 Franken) ein, obschon es innerhalb zweier Jahre in 1300 Exemplaren verbreitet wurde, während Shakespeares sämtliche Werke von 1623 bis 1664 in ganz England bloß zwei Auflagen von zusammen höchstens tausend Exemplaren erforderten.

Nachdem ich in möglichster Kürze den äußern Lebensgang des Dichters dargelegt, sollen jetzt noch ein paar Proben folgen aus seinen Werken, namentlich solche, welche die Art und Weise, wie er sein ungewöhnlich hartes Schicksal ertrug, ins Licht setzen können. Sie sollen zeigen, was der geniale Dichter als Mensch, Bürger und Christ war, um seine Verläumder, unter denen leider auch ein großer englischer Dichter, namens S. Johnson, sich als eigentliche Neid- und Giftkröte erwies, abzuthun und in die Hölle, welche sie an Milton verdient haben, zu stoßen.

Als 23jähriger Student schrieb Milton an einen Freund:

„Wie schnell hat die Zeit, welche unvermerkt die Jugend uns raubt, mein dreiundzwanzigstes Jahr auf ihren Flügeln mit hingerissen. Meine eilenden Tage fliehen in vollem Laufe dahin. Aber mein später Frühling trug weder Knospen noch Blüte. Vielleicht könnte mein Ansehen es verhehlen, daß ich den männlichen Jahren bereits so nahe gekommen, und noch weit minder verrät sich innere Reife, die Gabe so manches weit früher beglückten Geistes. Aber schwach oder stark, schnell oder langsam, wird er doch sein Los, sei es hoch oder gering, noch erreichen; das Los, zu welchem die Zeit und der Wille des Himmels mich leiten.

Das italienische Sonnett an Leonora Baroni lautet:

„Jung, unerfahren, verliebt, unschlüssig wie ich mir selber entfliehe, weih' ich Dir, o Gebieterin mein Herz; zwar gering ist die Gabe, doch fand ich es in so mancherlei Proben treu, mutvoll und standhaft; fand es gut und schöner Gedanken empfänglich; wenn Stürme brüllen und der Donner rollt, steht es gleich Felsen, fest und in sich selbst verhüllt. Unbekümmert um Neid und frei von Gewalt, sowie von Furcht und von Hoffnung, durch welche der Pöbel beherrscht wird, liebt es Genie und hohes Talent, den Gesang der Musen, und die harmonische Leier — auf einer Seite nur wirst Du es schwächer finden, denn die Liebe hat es mit ihrem Pfeile unheilbar verwundet.“

Gegen einen Verleumder schrieb er aus Genf lateinisch:

„In dieser Stadt erinnere ich mich eines Verleumders meines Lebens und rufe Gott zum Zeugen an, daß ich in allen Städten, wo ich mich aufhielt und soviel Gelegenheit sich bot, mich von jedwedem Laster rein und unberührt erhalten habe, weil ich mir beständig sagte, daß ich wohl vor Menschenaugen, aber nicht vor Gottes Auge mich verbergen könnte.“

Daß er statt zum Schwert zur Feder griff, rechtfertigt er so:

„Die rechtmäßige Verteidigung der englischen Nation, ihrer Gesetze und ihrer Religion war es, was sie unvermeidlich in einen bürgerlichen Krieg verwickelte; voll Vertrauen auf Gott befreiten sie sich durch die ruhmvollsten Waffen von der Sklaverei; obschon ich mir keinen Anteil an diesem Ruhm anmaßen darf, so ist es mir doch leicht, mich gegen die Anschuldigungen von Feigheit oder Trägheit zu verteidigen, wenn je eine solche gegen mich vorgebracht werden sollte; denn nur darum habe ich die Mühseligkeiten und Gefahren des kriegerischen Lebens vermieden, um meinem Vaterland auf eine nützlichere Art und mit nicht weniger Gefahr zu dienen, mein Geist konnte durch keine Widerwärtigkeit mutlos gemacht, durch keine Schrecken der Verleumdung oder selbst des Todes außer Fassung gesetzt werden; da ich mich von Jugend auf den Wissenschaften gewidmet hatte, und stärker an Geist als an Körper war, so entzog ich mich den Beschwerden des Lagers, worin jeder gemeine Mann von stärkerm Körperbau mir überlegen sein mußte, und widmete mich ganz der Art von Diensten, zu denen ich am geschicktesten war, um so mit dem bessern Teil meiner selbst, die vortreffliche Sache meines Vaterlandes, so nachdrücklich zu unterstützen, als nur immer in meinen Kräften stünde.“ (Schluß folgt.)

Wochenschau.

Am 19. Juni hatte die Stadt **Genf** zwei vakante Pfarrstellen zu besetzen, und dabei geschah das dort Unerhörte, daß das orthodoxe Wahlkomitee den Wählern einen orthodoxen Kandidaten vorschlug, Herrn Th. Müller und einen liberalen, Herrn Louis Maystre.

Aber wie es in Basel im gleichen Fall geschähe, fühlt sich in Genf ein Teil der Orthodoxen durch dieses Vorgehen sehr peinlich berührt. Sie sagen, da zwei Stellen zu besetzen waren, so hätte das orthodoxe Wohlkomitee zwei Orthodoxe vorschlagen sollen, oder wenigstens hätte es sich begnügen sollen, Herrn Müller zu empfehlen, ohne dies auch für Herrn Maystre zu thun. Der Grund ist klar: die Unversöhnlichen, Intransigenten der orthodoxen Partei anerkennen trotz allem kein Recht der Liberalen in der Kirche, und einen von ihnen zur Wahl empfehlen heißt ja deutlich, ihr Recht anerkennen.

Da ist nun sehr lehrreich zu lesen, wie Herr Fr. Chaponnière, der ganz orthodoxe Redaktor der ganz orthodoxen „Semaine religieuse“, das tolerante Verfahren doch rechtfertigt; er thut es, man fühlt es jeder Zeile an, mit schwerem Herzen, aber er thut es entschieden, mit aller Offenheit und gentil, indem er folgendes darlegt:

1. Durch das Kirchengesetz von 1874 ist in der Genfer Kirche die Freiheit, zu lehren und zu predigen, durch kein Glaubensbekenntnis und keine Liturgie mehr beschränkt, womit das formelle Recht der liberalen Richtung in der Genfer Kirche anerkannt ist.

2. Die liberale Partei hat bei drei vorhergegangenen Wahlen keinen Widerstand erhoben gegen die Wahl der drei orthodoxen Pfarrer Peter, Goth und Berger.

3. Unter 16 Pfarrstellen der Stadt sind mit Herrn Müller 10 durch Orthodoxe besetzt, während die Liberalen mit Herrn Maystre erst 6 haben, ein Verhältnis, das nicht unbillig ist.

4. Die Liberalen haben Herrn Müller auch auf ihre Liste genommen und zwar in der Hoffnung, daß damit auch ihr Kandidat unbeanstandet passiere.

5. Hätte das orthodoxe Wahlkomitee *zwei* orthodoxe Kandidaten portiert, so hätten die Liberalen *zwei* Liberale portiert, der Kampf wäre ein erbitterter, und der Erfolg unsicher geworden; die Liberalen würden den

ganzen politisch-radikalen und socialistischen Heerbann aufgeboten und die alten Schlagworte von den „Aristokraten, Pietisten und Muckern“ erneuert haben.

6. Und hätte das orthodoxe Wahlkomitee bloß ihren Kandidaten auf die Liste genommen und den der Liberalen nicht, so wäre uns dies als illoyales Verfahren ausgelegt und die Absicht untergeschoben worden, wir schlagen bloß einen der unsrigen offiziell vor, aber wir wollen doch zwei von den unsern wählen.

7. Die Erfahrungen, die wir in den religiösen und kirchlichen Parteikämpfen gemacht haben, sind derart, daß wir uns nicht leichten Herzens in neue kirchliche Kämpfe stürzen möchten, wo die kirchliche Treue sie nicht kategorisch verlangt.

8. Das Wahlkomitee ist nicht identisch mit dem Komitee der evangelisch-kirchlichen Gesellschaft (deren schweiz. Präsident Herr Prof. v. Orelli ist — Anm. der Redaktion), doch haben 7 Mitglieder auch dieses Komitees für die Konzession und nur drei gegen sie gestimmt.

Wir gratulieren Herrn Fr. Chaponnière zu dieser Erklärung, er hat sie nicht leichten Herzens abgegeben, und er hat damit wieder bewiesen, daß er kein Mann von leichtem Herzen ist.

Etwas Humor liegt darin, daß die liberale Partei den orthodoxen Kandidaten mit einem einzigen Wort empfiehlt, welches lautet: M. Th. Müller est gendre d'un honorable pasteur de notre ville! Daß die orthodoxe Partei den liberalen Kandidaten mit den Worten empfiehlt: M. L. Maystre, fils d'un de nos pasteurs très-connus. Das ist eine Neuheit. Man portiert zwar den Gegenkandidaten, hütet sich aber wohl, mehr von ihm zu sagen als: er ist der Sohn — er ist der Schwiegerson des Herrn Pfarrer Soundso, den ihr kennt. Sehr familiär und vielleicht — wer weiß? — auch ein wenig boshaft auf beiden Seiten. Ohne das thun es nun einmal die Parteien, besonders die theologischen, nicht.

Die Wahlen in den deutschen Reichstag ergaben eine Verstärkung der extremen Parteien und die Niederlage aller Mittelparteien. Was unzufrieden ist mit dem Kaiser und über die Bedrohung des direkten Wahlrechts, was sich ärgert über die skandalöse Knebelung der Presse und des freien Worts, das geht allmählich zu den Socialdemokraten, und manch ein Schweizer, der sich bei uns für stramm freisinnig oder gar für konservativ hält, thäte draußen dasselbe, denn was die deutschen Socialdemokraten jetzt anstreben, geht nicht weit über das hinaus, was wir in der schweizerischen Demokratie haben und auf radikaler Seite festhalten. Man darf sich also über den Zuwachs der socialdemokratischen Stimmen — um die zwei Millionen herum — nicht wundern. Tief zu bedauern ist das gleichzeitige Anwachsen der ultramontanen Stimmen, obwohl man zugeben muß, daß das Centrum nicht so freiheits- und volksfeindlich ist, wie die Junker und Agrarier. Auch die Christlich-Socialen sind unterlegen, sowohl Stöcker als Naumann. Für den erstern thut es uns nicht leid, denn seiner pfäffischen Bauernfängerei mißtrauen wir stets; vom ganzen Radau wird in Berlin, Wien, Paris und Algier nichts mehr übrig bleiben als Schande. Hingegen daß Naumann, der ehrlich und redlich evangelisch-christlichen Geist in die sociale Bewegung hineinarbeiten will, im ganzen Reich bloß 26,000 Stimmen zusammenbrachte, ist ein Be-

weis, wie schwer es hält, ein Idealist zu sein, und doch wird dieser einmal recht bekommen.

Die Konfirmationsfrage.

Korreferat gehalten vor dem reformierten Kapitel des Kantons Aargau am 9. Juni 1898.

In seinen sechs Thesen hat der Referent, Herr Pfr. Pf. in M. das Glaubensbekenntnis und die Gelübdeablegung der Konfirmanden als unhaltbar hinzustellen versucht. Er hat folgende Gründe geltend gemacht:

Sie seien historisch unberechtigt, stehen nicht im Einklang mit der Glaubens- und Gewissensfreiheit, entbehren der biblischen Begründung, sie seien pädagogisch und ethisch, auch ästhetisch wertlos, ohne Konsequenz in Bezug auf Tauf- und Abendmahlspraxis. Der Bekenntnis- und Gelübdeakt könne durch bessere Gestaltung der benedictio (Händeauflegung resp. Ausstreckung über die Kinder mit Ausrufung des Segens) und der declaratio (Mündigerklärung als kommunionsberechtigte Glieder der Landeskirche) samt einem Unservater ersetzt werden.

Darauf antworte ich folgendes:

Auf evangelischem Boden ist die Frage des Glaubensbekenntnisses und Gelübdes thatsächlich eine umstrittene gewesen, und überhaupt die formelle Behandlung der Konfirmation in gewissem Sinne als ein Adiaphoron angesehen worden. Auch das Neue Testament gibt uns kein bestimmtes Citat, nach welchem der Eintritt in die Nachfolge Jesu für Sechszehnjährige von einem Bekenntnis abhängig gemacht worden wäre.

Aber müssen wir denn nicht den Sinn und Geist des Evangeliums statt des Buchstabens zur Anwendung bringen, und auch die Tradition darnach beurteilen?

Die Religionsgemeinde beruht doch nicht auf einer zufälligen oder fatalistischen Verbindung der Geister, sondern auf dem Bewußtsein eines gemeinsamen Einverständnisses in religiös-ethischen Ansichten, vom Urchristentum bis heute. Nicht das Verschweigen, sondern das Aussprechen des Gemeinschaftsbewußtseins aus dem Munde eines jeden Gliedes und zwar so, daß es für dasselbe auch persönliche Haltung hat, das ist stets hiebei Tendenz gewesen. Sollte es nicht in einem kultischen Akte geschehen, in der Meinung, daß die temporäre Giltigkeit des Bekennens und Wollens auch für das ganze Leben bestehen und dasselbe zu einem Gottesdienste gestalten solle? Nur der Umstand, daß Glaubenseinsichten (und moralische Absichten) nicht anders denn als fixe und zwar gewöhnlich nach orthodoxer Manier fixe Formeln betrachtet werden, hat sie, je nach persönlicher Auffassung, entweder für alle Menschen oder doch für die Jugend als unbrauchbar erscheinen lassen.

Welches soll nun der Inhalt der als prinzipielle Gesinnungstypen aufzufassenden Gelöbnisse und Bekenntnisse sein?

„Durch Christus zu Gott!" Das ist die wesentliche Losung im Konfirmationsritus. Gott und Christus, welche unser Verhalten im Weltleben und der Weltanschauung bestimmen, haben sich im Herzensgrunde unseres Volks wie zwei infallible Gewißheiten eingewurzelt, diese darf, nein soll, nein muß man nennen und bekennen!

Aber soll denn nicht auch irgendwelche Verpflichtung in Bezug auf die evangelische Landeskirche eingegangen werden?

Ich glaube nein, denn die evangelische Landeskirche, so hoch wir von ihr denken, ist doch keine infallible Größe und von solchem Wahrheitscharakter, daß sie in einem Atemzuge mit den Prinzipien christlicher Religion genannt werden darf! Ekklesiastische Gedanken stehen weder bei Jung noch Alt im Vordergrund der Konfirmation, und der sorgfältige Gebrauch der Gnadenmittel auch nicht. „Ja", wird man einwenden, „dann gehe der konfessionelle Charakter der Konfirmation ganz verloren. Wenn auch die Taufe den Eintritt in die Allgemeine Kirche schlechthin bedeutet, so ist doch nach vorausgegangenem konfessionellen Unterrichte das Einverständnis des Konfirmanden, Mitglied eines besondern, d. h. des evangelisch-reformierten Kirchenverbandes zu werden, klar und — wie am Kapitel betont wurde — ein gewisses Schutzmittel gegen sektiererische Gelüste." Ich gebe das zu, aber eine Selbstdeklaration betreffs der landeskirchlichen Mitgliedschaft aus Kindermund hat etwas Gespreiztes und ist wohl deshalb in der aargauischen Agende nicht in einem Extrapassus aufgenommen worden.

Ich halte es für besser, der Pfarrer deklariere in der Admissionsformel die mündige Mitgliedschaft als Bestätigung der vorangehenden Aufnahme des Kindes in die Kirche bei der Taufe, auf Grund der aus Kindermund erfolgten Bestätigung des einst von Eltern oder Taufpathen stellvertretend eingegangenen Taufbundes mit seinen religiös-moralischen Pflichten. Man behandle die Kinder in der Confirmatio als confirmandi und confirmantes.

Ein anderer Punkt betrifft die Glaubens- und Gewissensfreiheit. Die Konfirmation ist ein innerkirchlicher Akt, von dem der Staat keine Notiz nimmt, weil die Einwilligung der hiezu Kompetenten (die Sechszehnjährigen sind es selbst) zur Vornahme einer religiösen Handlung durch ihr Erscheinen feststeht, und jede daraus abgeleitete Verpflichtung, etwa diejenige der Zugehörigkeit zur Landeskirche, vor dem Forum des Staates jederzeit hinfällig gemacht werden kann.

Die Bedenken im Namen des Glaubens und der Gewissensfreiheit sind also nur, wie man zu sagen pflegt, „moralischer" Natur; man erhebt den Vorwurf, die Kinderseele in pädagogisch unverantwortlicher Weise zu belasten. Wer die rechten Anforderungen stellt, macht den Vorwurf hinfällig.

Einerseits setzt man die Rücksicht auf die Mündigkeit zu hoch, indem man es unerträglich findet, wenn ein allzu selbstbewußter, widerhaariger Sohn moralisch gezwungen die Ceremonie mitmacht. Wollen wir denn bei einer kultischen Handlung immer zuerst eine peinliche Auslese der hiezu Tauglichen vornehmen. Der Vater eines solchen Sohnes wird sagen: man konfirmiere ihn! ob er auch momentan oder später nicht ganz im Einklange mit dem feierlich-ernsten Sinne des Konfirmationsaktes sein mag. Denn daß Glaubensbekenntnis und Gelöbnis dem Kinde etwas nützen könnte, das ist für jedes natürlich fühlende Vater- und Mutterherz der erste Gedanke, und das Bedenken, daß der Aktus an seinem Charakter durch die Persönlichkeit des Sohnes Entweihung oder Schaden litte, kommt immer erst hintendrein.

Andererseits denkt man auch gar zu gering von Gewissen und Glauben der erwachsenen Kinder, als ob bei ihnen gar nichts Rechtes zu haben wäre, was sie überzeugt frei und gerne kundgeben.

Entweder: „Sie seien ja doch des Inhalts und der Tragweite ihrer Gesinnungsäußerungen sich nicht bewußt."

Oder mala fide im Sinne der Religionsverächter: „Man mutet ihnen etwas zu, was in den Kollisionspflichten des Lebens und der materiellen Natur beiseite geworfen wird."

Oder endlich bona fide im Sinne der Positiven: „Nur der Jugend seien die Bekenntnisse u. s. f. vorenthalten, dagegen reserviert für die Gemeinde der Vollen und Ganzen."

Ich erwidere darauf: Es wäre eine pädagogische Kuriosität, zu verkennen, daß beim Kinde in der Natur, dem Innen- und Außenschicksal in Verbindung mit dem Religionsunterrichte sich gewisse selbsteigene Typen der Gesinnung und des Gehorsams gegen Gott bilden. Und von dem einen Talente des auf der Grenzlinie zwischen Reife und Unreife Stehenden wird eben ein Glaubensbekenntnis und Gelübde gemäß diesem einen Talente gefordert, das denselben Wert hat, wie die Formulierung der reichtalentierten Gottesgelehrsamkeit.

Wenn der Referent eine Totalrevision der Konfirmationsfeier durch Entfernung des Glaubensgelübdes fordert, so verlange ich da, wo es angezeigt erscheint und die Formel gar zu dogmatisch und eidmäßig klingt, eine Partialrevision derselben. Aber grundsätzlich soll die bisherige Praxis bleiben.

Wie verhält es sich mit der Brechung des Gelübdes? Geradeso wie mit dem Risiko, das wir z. B. beim Genusse des Abendmahles haben, wo wir doch hoffentlich auch stillschweigend bekennen und versprechen — und doch nachher den alten Adam anziehen. Und doch gehen wir zum Abendmahle. Und wenn deine Vorsätze scheitern, so hast du, Konfirmand, so du im Leben reumütig in deinen Irrtümern umkehrst, dein Gelübde vor Gott nicht gebrochen! Solange das ernsthafte Streben nach Erkenntnis und Wahrheit und der ehrliche Wille zum Guten anhält, gerade so wie es sich beim Glaubens- und Bekenntnisakt offenbart, solange ist das der „Glaube, der gerecht macht." Sünder sind wir allzumal, heilig können wir nicht sein. Aber eine bleibende Dokumentation der Gesinnung sollen wir kultisch beim Konfirmationsritus doch abgeben; die sola gratia wird dann das Ihrige thun.

Wenn man endlich auf die absurden Ausnahmen oder unwürdigen Konfirmanden sieht, ist dann die kräftigere Benediktion, wie sie der Referent vorschlägt, besser? Kann ein räudiges Schaf den Segen vor der Kirchenthür nicht auch abschütteln?

Und zudem kann ich dem Referenten auf den religiösen Hintergrund, auf dem er steht, nicht folgen, wenn er alles objektiv an den Konfirmanden vollzieht, statt ihre subjektive Mitwirkung herausfordern will. —

Warum habe ich dennoch zugestimmt, daß ein erkenntnisfreies Formular im Einverständnisse mit den Kirchenpflegen angewendet werden darf? Weil ich, wie so manche der verschiedensten Richtungen, in kirchlichen Dingen die Ordonnanz partout nicht liebe. Der Pfarrer soll doch die Kritik seiner Gemeinde und Kirchenpflege herausfordern, wenn er von der bisherigen Praxis abweichen will! Und ich bin überzeugt, die Mehrheit unseres Volkes wird sich Bekenntnis und Gelübde aus der Konfirmationsfeier nicht verdrängen lassen wollen.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.



Einundzwanzigster Jahrgang. № 27. Samstag, 2. Juli 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. **A. Altherr** in Basel, Pfr. **H. Andres** in Bern, Pfr. **W. Bion** in Zürich,
Pfr. **O. Brändli** in Basel, Pfr. **A. Steiger** in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. **Oecolampad an Luther.**

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt **2 Fr.** für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Wie Ulrich Zwingli die christlichen Jünglinge ermahnt.

I.

Christus ist das maßgebende Vorbild jeglicher Tugend: wenn der Jüngling diesen aus seinen Worten und Thaten kennt, soll er sich so an ihn halten, daß er versucht, in all seinen Handlungen und Unternehmungen eine der Tugenden desselben zu bethätigen, so weit dies menschlicher Schwachheit möglich ist.

Er wird von ihm lernen, zur rechten Zeit zu reden und zu schweigen; er wird sich scheuen, unreif über Dinge zu sprechen, deren Beurteilung gereifte Männer erfordert, wie er denn sieht, daß selbst Christus erst im dreißigsten Jahre gelehrt hat. Denn wie der Frau durchs ganze Leben das Schweigen zum höchsten Schmuck dient, so gereicht dem Jüngling nichts mehr zur Empfehlung, als wenn er sich für eine gewisse Zeit des Schweigens befleißt, bis der Verstand und die Zunge sowohl für sich wie in ihrem gegenseitigen Verhältnis in Ehren bestehen können. Doch fordern wir nicht die Schweigsamkeit der Schüler des Pythagoras, wir weisen nur die Redesucht zurück, und wenn ein Jüngling nicht imstande ist, schicklich zu reden, so verbieten wir ihm das Reden überhaupt.

Es ist beobachtet worden, daß Elephanten ängstlich darüber nachdachten, wofür sie Schläge bekommen hätten. So soll auch der Jüngling eifrig nachdenken über die Haltung des Mundes, über die Bewegungen der Hände, damit er mit diesen das Nötige auf ehrerbietige Weise zum Ausdruck bringe, und nicht wie einer, der rudern will. Und das alles wird er so verrichten, daß es der Wahrheit dient, nicht so, daß damit den Menschen geschmeichelt wird. Denn wie könnten von einem christlichen Sinne die unsauberen Geberden gewisser Leute ertragen werden? Daher bezwecken wir mit dieser von uns geforderten Uebung nichts anderes, als daß jeder lerne, äußere Fehler zu beherrschen, die nicht die unsichersten Zeichen lasterhafter Gesinnung sind.

Betrunkenheit wird er meiden wie Schierlingsgift, denn ohne das, daß sie den jugendlichen Körper, der von Natur zur Leidenschaft geneigt ist, zur

Tollheit verleitet, verderbt sie das Greisenalter schon im Keime, so daß wir, wenn wir es erlangen, Krankheit nicht Ruhe finden. Denn es ist nicht anders möglich, als daß diejenigen, die sich maßlos dem Weingenuß ergeben, am Ende einer gefährlichen Krankheit verfallen, wie dem fallenden Weh, der Lähmung, der Wassersucht, bösartigem Aussatz und ähnlichem. Darum mache dich frühzeitig zum Greis, wenn du lange als Greis leben willst.

John Milton, als Dichter und Mensch.

III.

Den frühen Verlust eines Freundes beklagt er in einem lateinischen Gedicht also:

„Wer wird mir als treuer Gefährte zur Seite stehen, wie du oft pflegtest zu thun, wenn ringsum das Land von Kälte erstarrte, oder in brennender Hitze die Pflanzen lechzend verwelken. Wem soll ich mein Herz nun entdecken? Wer wird mich lehren, die nagenden Sorgen zu stillen; wer, mit süßen Gesprächen die langen Nächte zu täuschen, wenn der weiche Birnbaum in dem lieblichen Feuer zischt, und auf dem Herd die braune Kastanie knarrt, wenn draußen der wütende Sturm alles untereinander vermengt, und von der hohen Ulme herabrauscht? Wer bringt mir in den Tagen des Sommers, wenn die Sonne uns senkrecht bescheint, und Pan ungesehen unter dem Schatten der Eichen ruht, wer bringt mir dein freundliches Lächeln, den attischen Scherz und die bezaubernde Anmut deines Umgangs wieder zurück?“

„Kaum findet man unter tausenden einen für sich, oder wenn ihn endlich das Schicksal unsern Wünschen nicht länger versagt, so reißt ihn, wenn wirs am wenigsten dachten, ein unvermuteter Tod von unsrer Seite hinweg und laßt in unserm Herzen eine nie mehr heilende Wunde zurück.“

Dem Vorwurf, als führe er ein ausgelassenes Leben, begegnet er mit folgendem:

„Die Morgenstunden werden da zugebracht, wo es sich gehört, zuhause, nicht in trägem Schlummer oder unter den Verdauungen eines von unregelmäßigen Gastereien verdorbenen Magens, sondern außer dem Bette, und geschäftig; im Winter oft ehe der Ton einer Glocke die Menschen zur Arbeit oder zur Andacht weckt; im Sommer ebenso oft mit dem ersten Hahnengeschrei oder nicht viel später, gute Schriftsteller zu lesen, oder von andern lesen zu lassen, bis die Aufmerksamkeit ermüdet, oder das Gedächtnis seine volle Ladung hat; dann durch nützliche und edle Arbeiten die Gesundheit und Stärke des Körpers zu erhalten, damit er der Seele einen freudigen, freien, und nicht saumseligen Gehorsam leiste.“

Zur Verteidigung der Ehescheidung sagt er:

„Gott wollte, wie es scheint, mich prüfen, ob ich wagte eine gerechte Sache allein gegen die Verachtung einer ganzen Welt aufzunehmen und fand, daß ich es wagte. Ich verschwieg meinen Namen, weil ich nicht wollte, daß er den Leser entweder für oder gegen mich stimme; aber als man mir sagte, daß der Stil (woran es liege, daß man ihn so geschwind unterscheidet, kann ich nicht sagen) von den meisten Leuten erkannt worden, und daß einige Geistliche anfiengen über etwas zu schreien und loszuziehen, was sie nach glaubwürdigen Berichten nicht gelesen hatten, so hielt ich das für den rechten Zeitpunkt, nicht nur ihnen einen Namen anzuzeigen, der sich über eine so unbescheidene Art von Tadel leicht wegsetzen könnte, als der Streitfrage selbst durch noch größere Sorgfalt neues Gewicht zu geben, damit, wenn einer von ihnen so redlich sein wollte, alle Schmähungen beiseite zu setzen, und uns soviel von seiner Gelehrsamkeit und christlichen Weisheit hören zu lassen, als seine Beantwortung dieses Problems erfordern wird, dafür gesorgt wäre, daß er seine Zurüstungen nicht an ein namenloses Pamphlet verschwenden müßte.“

„Ich werde das Recht der Natur und die Freiheit, in welcher ich geboren war, als meine Vollmacht ansehen, mich öffentlich gegen eine gedruckte Verleumdung zu verteidigen, und berufe mich sehr gern auf die Richter, vor welchen ich angeklagt worden bin.“

„Das Ziel und die Hauptabsicht dieser Abhandlung soll sein, zu beweisen, erstens, daß nach dem mosaischen Gesetz außer dem Ehebruch auch andere Gründe zur Scheidung gestattet wurden, und noch jetzt, als etwas Billiges, von christlichen Obrigkeiten gestattet werden sollten, und daß man dadurch den Worten Christi nicht entgegenhandle; fürs zweite, daß es dem Grund des Gesetzes zuwiderlaufe, jede andere Ehescheidung, von welcher Art sie immer sei, die von Moses bestimmten Fälle ausgenommen, schlechterdings zu verbieten.“

Gegen Leute, welche die Freiheit mißbrauchen, schrieb er:

„In ihrem Unsinn schreien sie nach Freiheit, und empören sich immer noch, wenn Wahrheit sie frei machen will; sie schreien nach Freiheit, aber Ausgelassenheit ist's, was sie wünschen, denn um jene zu lieben, muß man zuerst weise und gut sein."

Im verlornen Paradies beschreibt er seine Wiederaufnahme des eigensinnigen Weibes:

„Der Schmerz, mit dem sie ihre Schuld beweint,
Und in den Staub zu seinen Füßen hin-
Gesunken, zitternd um Vergebung fleht,
Flößt Adams Herzen Mitleid für sie ein.
Schnell ausgesöhnt, blickt er sie wieder an;
Jüngst noch sein Glück, sein Stolz und einziges
Vergnügen, lag sie tief erniedriget,
Zu seinen Füßen, ganz von Gram erschöpft.
Er sieht das holde Weib, bemühet ihn,
Den sie beleidigt hatte, zu versöhnen,
Sich seinen Rat und Beistand zu ersleh'n.
Entwaffnet seines ganzen Zornes, hob
Er sie auf — — — — — — — — — — — —"

Einem Gegner, der ihm die Blindheit als Strafe ausgelegt, antwortet er:

„Bei dieser Gelegenheit bedachte ich, daß viele durch ein größ'res Uebel ein geringeres Gut, Ehre durch den Tod, erkauft hätten; mir hingegen ein größ'res Gut für ein geringeres Uebel angetragen werde; so daß ich, bloß durch Aufforderung meines Gesichts, die ehrenvollste aller Pflichten erfüllen könnte, welche in der Meinung jedes Menschen den Vorzug haben sollte, weil sie weit gründlichere Vorteile, als selbst der Ruhm, gewährt; ich faßte deswegen den Entschluß, den kurzen Gebrauch, welcher mir noch von meinen Augen vergönnt wäre, für das gemein Beste so nützlich als möglich zu machen. Sie sehen, was ich vorzog, und was ich verlor, den Grundsatz, nach welchem ich handelte; mögen also die Verleumder aufhören, unehrerbietig von den göttlichen Gerichten zu sprechen, und mich zum Gegenstand ihrer Erdichtungen zu nehmen; mögen sie wissen, daß ich weit entfernt bin, mein Los mit Kummer oder Reue zu betrachten; daß ich unveränderlich auf meinen Gesinnungen beharre; daß ich den Zorn Gottes weder fürchte, noch empfinde, sondern vielmehr seine väterliche Gnade und Güte in den wichtigsten Ereignissen erfahre und erkenne, vorzüglich darin, daß ich mich durch den Trost und die Stärkung, welche er selbst meinem Gemüte einflößt, in seinem göttlichen Willen beruhige, und immer mehr auf das sehe, was er mir verliehen, als auf das, was er mir versagt hat; daß ich, endlich, das Bewußtsein meines Betragens nicht gegen ihre Verdienste, so groß sie immer sein mögen, vertauschen, oder eine Rückerinnerung aufgeben möchte, welche eine beständige Quelle der Beruhigung und Zufriedenheit für mein Herz ist."

Ferner sagt er über sein Unglück:

„Drei Jahre schon, mein Cyriac, sind es, seit diese Augen, zwar fleckenlos und unentstellt dem äußern Anblick nach, des Lichts beraubt, die Pflicht zu sehen vergaßen, für ihre müssigen Kreise erscheint nicht mehr das Tageslicht, nicht Sonn', nicht Mond, nicht Sterne das ganze lange Jahr, sie sehen nicht Mann, nicht Weib; doch klag' ich nie die Hand des Himmels an, noch seinen Rat, nicht in dem kleinsten Punkte zagt mein Herz, durch nichts wird meine Hoffnung mir entrückt, gerade vorwärts steuernd, halt ich immer mich empor. Du fragst, was denn mein Trost und meine Stütze sei? Die frohe Ueberzeugung, Freund, im Kampfe für die Freiheit, zu dem das Schicksal mich erkor, bei einem Unternehmen mein Gesicht verlor'n zu haben, dessen Ruf von einem End' Europens bis zum andern drang. Schon der Gedank' alleine würde mich, in meiner Blindheit selbst, zufrieden, durch dieses Lebens Eitelkeiten leiten, wär' auch kein bess'rer Führer mir bekannt."

Auf den Vorwurf, Cromwell sei ein Heuchler, bezeugt Milton seinen Glauben an ihn, obschon er zugibt, daß er sich irren könne:

„Denn Heuchelei täuscht nicht die Menschen nur,
Täuscht Engel selbst. Dies eine Laster schleicht
Im Himmel wie auf Erden unsichtbar
Herum durch Gottes Duldung, der ins Herz
Des Heuchlers sieht. Oft wacht die Weisheit zwar,
Allein ihr Pförtner, Argwohn, schläft und läßt
Die Einfalt seinen Dienst verseh'n; indem
Die Gutheit da nichts Böses ahnet, wo
Kein böser Schein vorhanden ist. — — —

Als Cromwell auf der Höhe seiner Macht stand, schrieb ihm der Dichter:

„Ehren Sie die große Erwartung, die einzige Hoffnung, welche unserm Land noch in Ihrer Person übrig bleibt — ehren Sie den Anblick und die Wunden so vieler tapfern Männer, welche unter Ihrer Anführung mit dem größten Mut für die Feiheit stritten, die Manen derer, welche in dem rühmlichen Kampfe fielen — ehren Sie den Ruf, den wir uns bei auswärtigen Nationen erworben haben; vergessen Sie nicht, wie viel Großes Sie sich von uns'rer so mutig erworbenen Freiheit, von uns'rer so rühmlich gestifteten Republik versprechen; denn sollte diese schnell, wie eine unzeitige Geburt, wieder dahin sein, so könnte wahrhaftig unser'm Lande nichts Schimpflicheres und Entehrenderes widerfahren.

Ehren Sie endlich sich selbst; und nachdem Sie zur Erwerbung dieser Freiheit so viel Mühseligkeiten ausgestanden, sich so vielen Gefahren ausgesetzt haben, so müsse sie nie durch Sie selbst verletzt oder von andern auch nur in dem kleinsten Grade vermindert werden. In der That, Sie können unmöglich frei sein, wenn wir es nicht sind; denn die Natur hat es so geordnet, daß derjenige, welcher die Freiheit anderer antastet, zuerst seine eigene verlieren, zuerst die Sklaverei fühlen muß, und das ist billig. Aber wenn der Versecher und gleichsam der Schutzengel der Freiheit, wenn der, welchen man allgemein für vorzüglich, gerecht, fromm und tugendhaft hält, zuletzt selbst Angriffe auf die Freiheit machte, welche er vorher verteidigte, so müßte ein solcher Angriff nicht nur für ihn selbst, sondern für das Interesse der Frömmigkeit und Tugend überhaupt von den verderblichsten Folgen sein. Wahrheit, Rechtschaffenheit und Religion würden fast alle Achtung verlieren, die schlimmste Wunde, seit dem Fall der ersten Eltern, welche dem menschlichen Geschlecht beigebracht werden könnte. Sie haben eine unaussprechlich schwere Last auf sich genommen; eine Last, welche die innersten Eigenschaften, Tugenden und Kräfte Ihres Geistes und Herzens auf die strengste und immerwährende Probe setzen; welche auf eine entscheidende Art zeigen wird, ob in Ihrem Charakter wirklich die Frömmigkeit, Treue, Gerechtigkeit und Mäßigung vorhanden sei, um derentwillen wir glauben, Gott habe Sie vor andern zu dieser höchsten Stelle erhoben.

Drei der mächtigsten Nationen durch Ihren Rat zu leiten, durch Ihre Bemühungen das Volk von verkehrten Gewohnheiten zu einem bessern Betragen und zur Ordnung zurückzuführen, Ihren mit Sorgen beladenen Geist die entferntesten Gegenden durchlaufen zu lassen, beständig nachzudenken, zu wachen, Fürsorge zu thun, keine Arbeit zu scheuen, alle Reizungen der Wollust zu verachten, weder auf Reichtum noch auf Macht groß zu thun, das sind jene schweren Pflichten, in Vergleichung mit denen der Krieg ein bloßes Spiel ist, das ist's, was Sie auf die Probe setzen und bewähren wird; diese Pflichten erforden einen Mann, der durch göttlichen Beistand unterstützt, und beinahe unmittelbar von Gott selbst erinnert und belehrt wird. Ich zweifle nicht, Sie werden dieses und noch vieles andere fleißig in Ihrem Herzen erwägen, vorzüglich aber, wie Sie in den Stand gesetzt werden möchten, sowohl diese wichtigen Pflichten zu erfüllen, als auch unsre Freiheit nicht nur zu sichern, sondern zu vermehren.“

Ueber seinen Trost in der Blindheit steht im verlornen Paradies:

— — — — Ich singe jetzt
In Menschensprache sich'rer, deren Ton
Sich nie in Heiserkeit verwandelt, noch
Verstummet. Zwar, in böse Tage fiel
Mein Leben, ach, in eine böse Zeit,
Und unter böse Zungen! Finsternis
Und drohende Gefahr und Einsamkeit
Umringt mich. Doch, auch einsam bin ich nicht
So ganz allein, indem du, Himmlische,
Des Nachts in Träumen oder wenn den Ost
Des Morgens Strahl bepurpurt, mich besuchst.
Beseel', Urania, nur stets mein Lied,
Daß es der Edlen Beifall finde, sei
Die Anzahl noch so klein! Doch treibe weit
Der Trunkenheit mißtönendes Geschrei
Hinweg, hinweg der Schwelger frechen Schwarm,
Die Nachart jenes wütenden Geschlechts,
Das Thraciens Barden auf dem Rhodope
Zerriß, als sein entzückender Gesang
Den Wäldern und den Felsen Ohren gab;
Bis überschwemmt vom wilden Mordgeschrei,
Der Harf' und Stimme Ton erstarb, und ach,
Die Muse selbst den Sohn nicht retten konnte.
Laß dann zu dir mich nicht vergebens fleh'n,
Du bist ja himmlisch, jene war nur Traum.

Ueber sein Unglück sagt er im Simpson Agonistes:

„Des Lichts beraubt, im Hause, wie von außen, nur täglichem Betrug, Schmach und Verachtung ausgesetzt; stets, einem Thoren gleich, in anderer Gewalt, und nie mein eigner Herr — schein ich mir kaum zur Hälfte noch zu leben, mehr als zur Hälfte tot zu sein.“

„Mancherlei sind der Sprüche der Weisen, in alten und neuen Büchern verzeichnet, welche Geduld als den höchsten Grad von Mut erheben; und manche ermunternde Schriften, alle Unfälle und Leiden des hinfälligen menschlichen Lebens wohl zu ertragen, voll ausgedachter Gründe und überredender Kraft, Kummer und ängstliche Gedanken zu lindern; aber wenig wirket ihr Schall auf den von Schmerzen Gedrückten, scheinet ihm vielmehr ein scharfer, mit seiner traurigen Stimmung disharmonierender Ton; es sei dann, er fühle in seinem Innern eine Quelle des Trostes von oben, geheime Erquickungen, welche seine Kraft wieder herstellen und seinen sinkenden Mut aufrecht erhalten. Gott uns'rer Väter! Was ist der Mensch? daß die Hand deiner Vorsehung so mannigfaltig, ich möchte sagen, so widersprechend über seiner kurzen Laufbahn waltet; nicht so, wie du die Ordnungen der Engel, und die geringern sprach- und vernunftlosen Kreaturen regierest. Ich rede jetzt nicht von dem gemeinen Lose der Menschen, welche leichtsinnig umherirren, gleich der Fliege im Sommer hervorwachsen und wieder dahin fallen; von Leuten ohne Namen, deren man nicht mehr gedenket; sondern von solchen, die du dir sorgfältig vor andern erwähltest, die du mit mancherlei Gaben und herrlichen Vorzügen geziert hast, um irgend ein erhabenes Werk zu vollführen, zu deinem Ruhm und zu der Wohlfahrt des Volkes, welche sie auch zum Teil bewirkten. Aber oft selbst auf der Mittagshöhe ihres Glanzes verwandelt sich plötzlich deine Miene gegen sie, die du so großer Ehre gewürdigt hattest, und deine Rechte weichet von ihnen, ohne Rücksicht auf die vorher bewiesene Gnade, noch auf ihre treue Verehrung gegen dich. Nicht nur erniedrigest du sie, verurteilst sie nicht nur in Dunkelheit zu leben (das wäre bloß eine wünschbare Entlassung) nein, du wirfst sie tiefer als du je sie erhöhtest; ein unverdienter Fall nach unserm Sinn, zu hart für die nicht ganz erfüllte Pflicht! Oft überlässest du sie dem feindseligen Schwerte der Heiden und der Gottlosen Gewalt, gibst ihren Leichnam den Hunden und Vögeln zur Beute, oder du lässest sie in Gefängnissen schmachten, unterwirfst sie dem Urteil von Richtern, welche Gerechtigkeit hassen, dem verdammenden Urteilsspruch der undankbaren Menge, und entgehen sie dem, so drückst du sie vielleicht in Armut und Krankheit, in entstellende, schmerzliche Plagen darnieder, schickst ihnen ein trauriges Alter und lässest sie schuldlos die Strafe eines ausgelassenen Lebens erdulden.“

Im gleichen Werk steht folgende Bitte an Gott:

„Kurz, der Gerechte scheint wie der Ungerechte gleich beklagenswert, denn beide nehmen sie nur gar zu oft ein traurig Ende. Ach, handle so nicht mit deinem doch einst berühmten Helden, dem Bilde deiner Stärke und deinem kraftvollen Diener. Doch was bitte ich? Wie hast du allbereit schon gegen ihn gehandelt? Blicke in seinem unglücklichen Zustand auf ihn, und lenke seine Bemühungen, denn du kannst es, zu einem ruhigen Ende.“

Er bereut seine unbedachte Güte:

„Die weisesten und besten Menschen, sehr oft durch überdachte Güte getäuscht, die nicht den Reuenden verstossen, die immer nur vergeben will — müssen, von einer giftigen Schlange in ihrem Busen gequält, so ihre unseligen Tage dahin schleppen.“

Jedem aufmerksamen Leser werden diese Proben beweisen, daß der Dichter John Milton, den seine politischen und kirchlichen Gegner bis auf den heutigen Tag in der gewissenlosesten Weise als einen zuchtlosen Ungläubigen verläumden, in Wahrheit ein edler Charakter gewesen ist. Muß man auch zugeben, daß es ihm so wenig wie andern Sterblichen gelungen ist, dem Ideal, welches er in seinem Herzen trug, im Wandel immer völlig nachzuleben, so ist er doch in dem, was er wollte, entschieden groß, ein Christ, ein Protestant und ein Republikaner von ganz herrlicher Art.

Eröffnungswort

an die Versammlung der neugewählten Synode,

den 16. Juni 1898. Von J. W.

Durch die Bestimmungen des Reglements ist mir als dem ältesten Mitgliede der neugewählten Synode die Pflicht und Ehre zugefallen, die heutige

erste Versammlung derselben zu eröffnen. Indem ich Sie zu dieser ersten Sitzung willkommen heiße, wollen Sie mir einige kurze Einleitungsworte gestatten.

Als oberste Behörde unserer evangelisch-reformierten Landeskirche, deren Mitglieder zugleich Vorstände der einzelnen Kirchengemeinden bilden, hat die Synode eine nicht unwichtige Aufgabe in unserm Gemeinwesen zu erfüllen. Der Schwerpunkt des religiös kirchlichen Lebens liegt ja freilich nicht in der Thätigkeit der kirchlichen Behörden, sondern in der stillen, treuen Wirksamkeit der Geistlichen und vor allem in dem, was von religiösem Leben und religiösem Gemeinschaftsbedürfnis bei den Kirchgenossen selbst, im Schoße unserer Gemeinden vorhanden ist. Allein schon das bloße Dasein einer gemeinsamen, alle Richtungen und Anschauungen umfassenden und zusammenschließenden Landeskirche ist doch von großer, tief greifender Bedeutung, und ich glaube keinem ernstlichen Widerspruch zu begegnen, wenn ich sage: diese gemeinsame Landeskirche, weit entfernt, nur ein Notbehelf, wohl gar ein „notwendiges Uebel", überhaupt eine nur auf Ueberlieferung und Gewohnheit, auf dem Buchstaben von Verfassungs- und Gesetzesartikeln beruhende Einrichtung zu sein, wurzelt vielmehr heute noch tief im Gemüt und Bedürfnis unseres protestantischen Volkes, und es ist ohne Zweifel nur ein verschwindend kleiner Teil desselben, der nicht — trotz aller Mängel und Unvollkommenheiten, die ihr anhaften mögen — ihre Notwendigkeit, ihre Unentbehrlichkeit und den reichen Segen, den sie für den Einzelnen und die Gesamtheit in sich schließt, anerkennen würde.

Es liegt nun aber im Wesen und Charakter einer in solcher Weise organisierten Landeskirche, daß ihr Bestand und Gedeihen hauptsächlich durch zwei Faktoren bedingt ist: einmal durch die unbedingte Freiheit der religiösen Ueberzeugung und ihrer Aeußerung und Bethätigung und sodann durch die gegenseitige aufrichtige Anerkennung, einerseits durch die ungehinderte Entfaltung der vorhandenen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, und andererseits durch das Bewußtsein, daß man auch zusammengehöre und einander bedürfe und ergänze. Was das Erste betrifft, die Berechtigung verschiedener Richtungen und die Freiheit ihrer Bewegung, so ist dieselbe nachgerade wohl etwas Selbstverständliches geworden, und es ist niemand, der sie durch irgend welche äußere Zwangsmittel beeinträchtigt wissen möchte. Dagegen dürfte es am Platze sein, auch das zweite Erfordernis einer Landeskirche nie aus dem Auge zu verlieren, sich stets dessen bewußt zu bleiben, daß wir schließlich doch alle auf demselben Grund und Boden stehen, auf dem Boden der Reformation und in letzter Linie auf dem einen Grunde, der da gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. — „Ein Jeder sehe zu", sagt der Apostel, „wie er darauf baue" — und daß es gegenüber den alten und immer neuen Weltmächten des Egoismus, Materialismus und Indifferentismus wahrlich genug gemeinsame Güter zu wahren, gemeinsame Heiligtümer zu schützen, gemeinsame Aufgaben zu lösen gibt für alle, die eines guten Willens sind, — zumal in einer Zeit, wo die dogmatischen Differenzen, wenn sie auch ihre Bedeutung nie völlig verlieren werden, doch keine entscheidende Rolle mehr spielen, sondern vor den großen ethisch-socialen Fragen, vor den immer dringender werdenden Aufgaben des praktischen Christentums weit in den Hintergrund treten.

Lassen Sie uns, meine Herren Synodalen, welcher Richtung wir angehören mögen, nie vergessen, daß das Gottesreich der Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit, dem wir schließlich alle dienen wollen, unendlich viel größer ist

und höher steht, als jede Partei und jede Kirche, und an eine Weiterentwicklung auch unserer Landeskirche in diesem Sinne glauben und darauf hoffen und dafür wirken, jeder nach seiner Einsicht und Kraft!

Nachschrift der Redaktion. Der „Christliche Volksbote" aus Basel hat in seiner Nummer vom 22. Juni den Mut gefunden zu der Behauptung, dieses Eröffnungswort des Herrn alt Obersthelfer Wirth enthalte drei Unrichtigkeiten. Nach der Ansicht dieses Unversöhnlichen ist es eine Unrichtigkeit, daß die beiden Parteien einander bedürfen, eine Unrichtigkeit, daß sie beide bauen auf dem einen Grund, der gelegt ist, Jesus Christus; eine Unrichtigkeit, daß hinter den brennenden sittlichen und socialen Fragen die dogmatischen Unterschiede stark zurücktreten.

Wir Freisinnige sind bescheiden genug zu bekennen, daß wir noch vieles zu lernen haben und auch von unsern theologischen und kirchlichen Gegnern noch allerlei lernen können. „Zeigt mir der Freund, was ich kann, sagt mir der Feind, was ich soll". Eines allerdings werden wir vom Volksboten niemals lernen: seine geistliche Sattheit und seinen lieblosen Richtgeist. Wenn er aber meint, die positive Partei bedürfe der Ergänzung durch die freisinnige nicht, so ist das seine Sache; vielleicht trifft er einmal einen Parteigenossen, der ihm ins Ohr sagt: „Lieber Bruder Volksbote, ich bin eigentlich doch froh, daß uns die Reformer die volle Freiheit errungen haben und wir nicht mehr gezwungen sind, das „apostolische Glaubensbekenntnis" zu bekennen."

Der Volksbote bestreitet, daß wir Freisinnige auf dem *einen* Grunde stehen, der gelegt ist, Jesus Christus. Damit verübt das christliche Blatt nicht eine Unrichtigkeit, sondern etwas anderes, wofür es einen parlamentarischen Ausdruck nicht gibt. Der ehrwürdige Mann, welcher am 16. Juni die Synode von Baselstadt eröffnete, hat länger als ein halbes Jahrhundert die Gemeinde, die ihm zuhörte und die Jugend, die er unterrichtete, zu Jesus Christus geführt, und alle seine gleichgesinnten Amtsbrüder in Basel und im Schweizerland thaten und thun dasselbe und werden es ferner thun. Allerdings ist der Christus, den wir verkünden und dem wir nachzufolgen versuchen, nicht der übernatürliche Gottmensch des Volksboten, aber der Jesus der drei ersten Evangelien. Vielleicht trifft der Volksbote einmal einen Parteigenossen, der ihm ins Ohr flüstert: „Lieber Bruder Volksbote, dein dogmatischer Christus ist nicht mehr haltbar, wir müssen in die Nachfolge des historischen Christus eintreten."

Die dogmatischen Unterschiede erscheinen dem Volksboten noch immer außerordentlich wichtig und groß. Nun wollen wir nicht bestreiten, daß wir Freisinnige in manchem Stück der Glaubenslehre wesentlich anders lehren als der „Kirchenfreund" des Herrn Professor von Orelli und der Volksbote. Aber woher kommt es doch, daß das „Kirchenblatt" der Vermittler, dem manche positive Geistliche Basels nahestehen, jene einst vor mehr als zehn Jahren versprochenen Artikel über die dogmatischen Differenzen zwischen Reformtheologie und „positiver" Theologie noch nie gebracht hat? Und vielleicht trifft der Volksbote auch einmal einen guten Freund in Basel oder auswärts, der ihm leise ins Ohr sagt: „Lieber Bruder Volksbote, die religiöse, sittliche und sociale Not ist in unserm Land und Volk so groß, daß jetzt wahrlich keine Zeit ist, über die Inspiration der h. Schrift, über die Rechtfertigungslehre des Paulus oder über den Unterschied zwischen der lutherischen und reformierten Tauflehre zu streiten: jetzt gilt es nach Maßgabe der Lehre und des Lebens Jesu der Volksseele Gottesglaube und Gottvertrauen, christliche Gesinnung und Gesittung zu erhalten, und den socialen und moralischen Uebeln zu wehren. Das ist der Ruf Gottes an unsere Zeit." Aber der Volksbote wird das auch dem besten Freunde nicht glauben, sein heiliger Krieg ist der Krieg wider die ungläubige Reform.

O. B.

Aus Bern.

Nächsten **Sonntag den 3. Juli** nachmittags 3 Uhr findet im Freienhof zu **Thun** die Jahresversammlung des **kirchlichen Reformvereins des Kantons Bern** statt. Herr Pfarrer König in Seeberg wird einen Vortrag halten über: **Idealismus und Frömmigkeit.** Nach Abwicklung der Vereinsgeschäfte folgt gemütliche Vereinigung im Garten des Hotels. Wir zählen auf zahlreichen Zuzug aus dem Oberland und von Bern. Abfahrt von Bern 1.45. H. A.

Vom Büchertisch.

L'Appel des femmes aux fonctions publiques. Par Mme E. Pieczynska. Bern, Schmid & Francke. Preis 70 Cts. — Die vorliegende Broschüre enthält einen Vortrag, den Frau Pieczynska im letzten Frühling im Schoße der christlich-sozialen Gesellschaft in Bern gehalten hat. Der Kanton Bern zählt 46,000 mündige, unverheiratete Frauen, die ihren natürlichen Beruf als Gattin und Mutter nicht ausüben können, und unter den verheirateten gibt es viele, deren Arbeitskraft nicht genug in Anspruch genommen ist. Diese haben bisher vielfach auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit gearbeitet, aber ohne daß sie die Schäden der Gesellschaft zu heilen vermochten. Alle solchen Frauen möchte die Verfasserin zur Mitarbeit an der Lösung socialer Fragen herbeiziehen, und ihnen durch Eröffnung von Arbeitsgelegenheit und ernste Bethätigung die zu solcher Arbeit nötige Befähigung geben und noch mehr entwickeln. Dem Vortrage schließen sich praktische Vorschläge an, welche in der Diskussion gemacht wurden, und deren Uebermittlung an die Behörden der Vorstand der christlich-socialen Gesellschaft übernommen hat. Das Büchlein sei allen, die für die humanen Bestrebungen unserer modernen Frauen Interesse haben, bestens empfohlen. H. A.

Kirchliche Personalnachrichten.

Appenzell A.-Rh. Gewählt zum Pfarrer von Walzenhausen Herr Ph. Zinsli, bisher Pfarrer in Safien. — Gestorben Herr Albert Herzog, Pfarrer in Wolfhalden, erst 43 J. alt.

Bern. Gewählt zum Pfarrer von Bremgarten bei Bern Herr Ott, bisher Pfarrer in Eggiwil. Die Pfarrstelle in Eggiwil ist ausgeschrieben.

Zürich. Gestorben in St. Croix, Kt. Waadt, Herr G. Ziegler, Redaktor des Landboten, früher Pfarrer von Eglisau, dann Regierungs- und Nationalrat. — Gewählt zum Pfarrer von Niederhasli Herr Maag, V. D. M., von Bachenbülach.

Zug. Gewählt zum Pfarrer der protestantischen Gemeinde in Arth Herr O. Weyermann, V. D. M. von St. Gallen.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 28. Samstag, 9. Juli 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Wie Ulrich Zwingli die christlichen Jünglinge ermahnt.

II.

Christus hat sich für uns hingegeben, ist der unsrige geworden; so mußt auch du dich allen hingeben und dich als einen solchen ansehen, der nicht dir selbst, sondern den andern angehört. Denn wir sind nicht dazu geboren, um uns selber zu leben, sondern um allen alles zu werden.

Ich bin nicht so ängstlich, den Jüngling von geselligen Anläßen, wie den Hochzeiten der Anverwandten und jährlich wiederkehrenden Spielen und Festen fernzuhalten, da ich sehe, daß auch Christus keinen ganz unersprießlichen Anteil an Hochzeiten genommen hat. Denn wir halten es für richtiger, wenn das, was durchaus geschehen muß, sich öffentlich vollzieht, als in Winkeln und verrufenen Orten: die Menge der Zeugen schreckt nämlich manche wirksamer ab, als der eigene Verstand, und wer sich nicht schämt, sich öffentlich unehrenhaft aufzuführen, ist überhaupt als verloren zu betrachten.

Nichts halte ich für thörichter als die Sucht, durch prunkvolle Kleider Aufsehen zu erregen; denn auf diese Weise können auch die päpstlichen Maultiere berühmt und gefeiert werden: da sie nämlich stark sind, könnten sie mehr Gold, Silber und Edelsteine tragen als irgend ein Athlet.

Fremde oder neue Kleidermoden, wie sie täglich aufkommen, sind das sicherste Zeichen eines unbeständigen, oder wenn das zu stark ist, eines weibischen oder verweichlichten Geistes: sie sind keine Christen, denn inzwischen lassen sie die Armen vor Kälte und Hunger zugrunde gehen.

In schwierigen Lagen geziemt es sich, mit verhängten Zügeln herbeizueilen: hier gereicht es zum Ruhm, der erste und der letzte zu sein, hier müssen alle Sehnen angespannt, das Uebel ins Auge gefaßt, angepackt, beseitigt und Rat erteilt werden.

Die Eltern nächst dem unsterblichen Gott in höchsten Ehren zu halten, gilt auch bei den Heiden als Pflicht. Diesen hat man sich also immer zu fügen. Und wenn sie sich nicht nach der Lehre Jesu verhalten, die auch die unsere ist, so ist es nicht unerlaubt, ihnen entgegen zu treten, aber was ge-

sagt oder gethan werden muß, ist mit der größten Milde vorzunehmen; wenn sie es nicht annehmen wollen, ist es besser sie zu verlassen als sie zu beschimpfen.

Laufen, springen, Steine stoßen, ringen und schwingen sind Spiele, die fast bei allen Völkern üblich sind, am allerüblichsten bei unsern Vorfahren, den Helvetiern, und sind in verschiedenen Notfällen sehr nützlich. Das Schwimmen scheint mir wenig förderlich zu sein, obwohl es manchmal Vergnügen macht, die Glieder in den Fluß zu tauchen und ein Fisch zu werden; in gewissen Lagen hat es sich auch als nützlich erwiesen.

Unsere ganze Unterhaltung und Redeweise soll derart sein, daß sie diejenigen, mit denen wir leben, erfreut.

Wenn wir einen andern schelten müssen, soll das so herzlich, so witzig, so fein und besonnen geschehen, daß wir den Fehler vertreiben, den Gescholtenen aber bessern und enger an uns knüpfen.

Darauf ist aller Eifer zu legen, daß er Christus auf die reinste Weise in sich aufnehme, wenn er diesen aufgenommen hat, so wird er selbst ihm zur Regel werden. Im Rechtthun wird er niemals ermüden, niemals sich rühmen; er wird täglich wachsen, aber sich selbst immer abzunehmen scheinen; er wird befördert werden und sich am Ende doch für den Diener aller halten; gut wird er gegen alle handeln und nichts in Rechnung bringen; so nämlich hat Christus gehandelt. Vollkommen wird derjenige sein, der sich entschlossen hat Christus allein nachzufolgen.

Des Christen Sache ist es, nicht über Dogmen Hohes zu reden, sondern Hohes und Schweres mit Gott zu vollbringen.

Von unseren Freunden in Frankreich.

Nach dem Bericht des Abgeordneten des schweizerischen Vereins für freies Christentum, Herr Pfarrer H. Balavoine in Genf.

Am 7., 8. und 9. Juni d. J. fand in einem Saale der Kirche L'oratoire in Paris eine Generalversammlung der liberalen französischen Protestanten statt, an der etwa 80 Abgeordnete der freisinnigen Konsistorien des Landes teilnahmen. An derselben erstattete die Délégation libérale (eine Art leitenden Ausschusses), die während 3 Jahren die Rechte und Interessen der freisinnigen Kirchen zu wahren hatte, Bericht über die von ihr entwickelte Thätigkeit und wurde darauf für die nächste Amtsdauer bestätigt. Auch die Rechnung, die u. A. 25,000 Fr. Ausgaben zeigte, wurde unter Verdankung genehmigt. Sodann gaben zwei Vorträge Gelegenheit zu fruchtbarer und lebhafter Besprechung. Der erste bezog sich auf die Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit (relèvement moral) und wurde von Herrn Pfarrer Comte von St. Etienne, der die Seele dieser Bewegung in Frankreich zu sein scheint, gehalten. An diesem Werke, das sich auch mit der Bekämpfung der Unsittlichkeit, wie sie sich in schmutzigen Bildern und Schriften breit macht, befaßt, beteiligen sich Protestanten und Katholiken in gleicher Weise. Ein besonderes Blatt erscheint regelmäßig zur Wahrung dieser Interessen, und jeder in demselben veröffentlichte Aufruf zur Leistung von Geldbeiträgen für irgend ein dem edeln Unternehmen dienendes Werk findet sofort offene Hände. In den weitesten Kreisen begegnet diese Bewegung begeisterter Zustimmung, wobei hervorge-

hoben werden darf, daß sie keineswegs aus geistlicher oder kirchlicher Anregung stammt, sondern so recht einem Zusammenwirken von verschiedenen, durch dieselbe gute Gesinnung und den Drang des Gewissens vereinigten Elementen zu verdanken ist. Der im Protestantismus lebende freie oder freisinnige Geist durchweht das Werk und wird es auch weiter leiten. Ein zweiter Vortrag beschäftigte sich mit dem „Werk in Pons“ (Depart. Charante im Südwesten Frankreichs). Diese Bezeichnung gilt dem Eindringen des Protestantismus in Gegenden, in denen er im 16. Jahrhundert herrschte, bis ihn die von der Regierung eingeleitete Verfolgung ausrottete. Herr Pfarrer Robert, der über diese höchst merkwürdige Angelegenheit sprach, war am besten dazu befähigt, da er persönlich katholische Priester, die das Evangelium kennen gelernt hatten und nach ihrem Austritt aus der Papstkirche mit ihren ehemaligen Pfarrkindern protestantische Gemeinden bilden wollen, mit Rat und That unterstützt. Noch läßt sich das Ende dieser Auferweckung evangelischen Glaubens in jenen Gegenden nicht klar voraussehen, aber die Sache, die zu der allgemeinen Gleichgültigkeit in religiösen Dingen in so auffallendem Gegensatz steht, geht vorwärts und bleibt eine Erscheinung, welche innige Teilnahme verdient. Demgemäß wurde auch dem Vortragenden dankbare Anerkennung zuteil.

Von allgemeinem Interesse waren ebenfalls die Verhandlungen über die schon seit Jahrzehnten in Frage stehende Neugestaltung der reformierten Nationalkirche. In Erneuerung eines vor 3 Jahren in Nîmes gefaßten Beschlusses wurde an die Regierung das Gesuch gestellt, sie möchte zum Zwecke einer bessern Organisation der Kirche eine Centralwahlbehörde ernennen. Von der neuen Ordnung der Kirchenangelegenheiten ist auch eine günstigere Stellung der freisinnigen Kirchen und Geistlichen zu hoffen, die zwar nach der gegenwärtigen Verfassung eine immerhin starke Minderheit in der Gesamtheit der Kirchen bildet, in Wirklichkeit aber die Hälfte oder gar zwei Dritteile betragen. Diese hoffnungsvolle Aussicht, die in den Verhandlungen mehrfach ihren Ausdruck fand, beruht sowohl auf den seit mehr als einem Vierteljahrhundert gemachten Erfahrungen, als auch auf dem Hinblick auf die große Zahl bedeutender Männer, die der freisinnige Protestantismus in seinen Reihen besitzt und die eine sichere Gewähr für den endlichen Sieg des freien Christentums bieten. Viele von ihnen, Männer wie Athanase Coquerel Vater und Sohn, Martin Pachoud, Viguié, Pelissier, Steeg, Aschmann, Buisson (s. Z. Professor in Neuenburg) sind nicht mehr unter den Lebenden, aber ihr Geist waltet fort. Und wie viele wirken noch heute! Wir nennen nur Baron von Schickler, Jalabert, Et. Coquerel, Fontanès, Grotz (Mitglieder des Ausschusses) und jüngere Männer wie die Pfarrer Wagner, Trial, Robert u. a. m.

Zu der diesjährigen Generalversammlung waren von dem Präsidenten, Herrn Baron von Schickler, der schweizerische Verein für freies Christentum und die denselben Grundsätzen huldigenden Vereine der Niederlande, Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten eingeladen worden. Unser Centralkomitee folgte gerne diesem Rufe durch Abordnung eines seiner Mitglieder, Herrn Pfarrer H. Balavoine, der früher schon ähnliche Missionen auf sich genommen. Mitten in einer Sitzung erhielt er Gelegenheit, die Grüße und Glückwünsche der schweizerischen Gesinnungsgenossen vorzubringen und ließ sich durch das außerordentliche Wohlwollen, das man ihm bezeugte, bewegen, in längerer freier Rede über das Verhältnis des „freien Christentums“ zum französischen „liberalen Christentum“, über das durch die Freiheit der Gläubigen innerhalb der Kirchen sich erwahrende Recht, über die Andeutungen,

durch welche die göttliche Vorsehung zu erkennen gibt, daß sie in unserm gegenwärtigen Protestantismus den Sieg der Freiheit herbeiführen wolle, und über die Beziehungen zu sprechen, die zwischen den diesjährigen Feiern zu Ehren des vor 300 Jahren erlassenen Duldungsediktes von Nantes und der tagenden Versammlung der Liberalen in Paris beständen. Der obengenannte Berichterstatter schließt mit den Worten: Die französischen liberalen Protestanten freuen sich sehr der gemeinsamen Gefühle, die sie mit den freisinnigen Glaubensgenossen aller Länder verbinden. Es bildet sich auf diese Weise eine Art geistiger Katholicität (eine Gemeinschaft im heiligen Geiste). In diesem Sinne gelobten unsere französischen Freunde, regelmäßiger als bisher an unseren Versammlungen sich vertreten zu lassen. Ihre Abgeordneten werden zwar bei solchen Gelegenheiten Reden vernehmen, deren Worte sie nicht verstehen, aber doch Klänge hören, welche der Sprache des Herzens entstammen, die hoch erhaben ist über die menschlichen Grenzen und uns in die Zeit der Pfingsten versetzt, da die ersten Jünger „in Zungen redeten".

Katholische Propaganda.

Aus dem Kanton Wallis ist uns der Hirtenbrief zugesandt worden, welchen der Hilfsbischof von Sitten, Jules-Maurice Abbet, auf die letzte Fastenzeit erlassen hat. Das in französischer Sprache verfaßte Rundschreiben erklärt eingangs die Behauptung als absurd, daß alle Religionen wahr und gut seien; es gebe nur eine wahre und wirklich gute Religion, das sei diejenige, welche der Sohn Gottes verkündigt habe, d. h. die katholische. Diese These, welche der Bischof bereits in seinem letztjährigen Fastenmandat entwickelte, habe in der protestantischen Schweiz ein Gewitter erregt. „Die Wahrheit reizt ihre Feinde. Wenn die Kugel fällt, so schreit derjenige, den sie verwundet". Darum befiehlt der Bischof seinen verehrten und lieben Mitbrüdern, jenes Fastenmandat, an dem er absolut nichts zu ändern habe, ihren Pfarrgenossen nochmals vorzulesen; insbesondere empfiehlt er ihnen, diejenigen Stellen hervorzuheben, welche die protestantische Propaganda und die gemischten Ehen betreffen. Es würden im Wallis, dem laut Aussage des Dr. Erb in den „Zürcher Nachrichten" tolerantesten Kanton der ganzen Schweiz, protestantischerseits Broschüren und Publikationen verbreitet, in denen weder die Beichte noch die Verehrung der hl. Jungfrau empfohlen werde; es würden daselbst Temperenzgesellschaften gegründet und ein Almanach verbreitet, welcher das Dogma der Beichte leugne. Ein Buch, das in Sitten und an anderen Orten verkauft wurde, sei voll Lügen und Verleumdungen gegen die katholische Religion. Es werde darin z. B. die Autorität des Papstes, die wirkliche Anwesenheit Jesu Christi im Abendmahl (Eucharistie) und die Ewigkeit der Höllenstrafen geleugnet. Darum wird den Katholiken jede Beziehung zu den Temperenzgesellschaften, der Besuch nichtkatholischer Pensionate und Schulen, das Abonnement auf protestantische Bibliotheken, Zeitungen und das Lesen dieser letzteren strenge verboten.

Der diesjährige Hirtenbrief enthält eine Abhandlung über den der Kirche schuldigen Gehorsam. Dieser Gehorsam bestehe darin:

1. zu glauben, was die Kirche lehrt;
2. zu thun, was die Kirche befiehlt;
3. zu verdammen, was die Kirche verdammt.

Im ersten Teil wird behauptet, es sei Pflicht aller Menschen, der Kirche zu gehorchen, weshalb letztere zum voraus die Verdammnis gegen alle diejenigen ausspreche, welche ihrer Lehre sich nicht unterwerfen wollten. Die unbefleckte Empfängnis der hl. Jungfrau und die Unfehlbarkeit des Papstes seien wirklich im Evangelium enthaltene Wahrheiten und müßten darum festgehalten werden. Nach dem zweiten Teil ist es erste Pflicht, die katholische Religion, die einzige, welche Gott gestiftet habe, um uns zu retten, anzunehmen. Wem die Kirche nicht gefalle, der könne aus derselben austreten und Heide, Jude, Protestant werden. Der Bischof kommt da auch auf die Benützung der Gotteshäuser und des Glockengeläutes zu sprechen. „Kann die katholische Kirche ihre Altäre nnd Glocken für die Beerdigung derjenigen leihen, welche nie ihre Kinder gewesen sind? Augenscheinlich nicht! Diese Nötigung der Kirche auferlegen, das ist ganz einfach die Logik der Gewalt und der Leidenschaften, aber es wird nie die Logik des Rechtes und der Vernunft sein". Im dritten Teil wird nachzuweisen versucht, daß, da die Wahrheit, welche die Kirche lehrt, so gewiß sei, wie zweimal zwei vier, man alles verdammen müsse, was die Kirche verdammt, eingedenk der Worte Sr. Heiligkeit Leo's XIII.: „Die Christen müssen es als Pflicht betrachten, sich durch die Autorität der Bischöfe und besonders durch diejenige des apostolischen Stuhles leiten, regieren und führen zu lassen" (Encycl. Sapientiae christianae).

Neues bringt dieser Hirtenbrief zwar nichts, was die katholische Kirche seit 1870 nicht schon tausendmal gesagt hätte. Aber jedenfalls ist er kein Muster kirchlicher Toleranz. Wie es um die vielgerühmte Walliser Toleranz überhaupt steht, das hat uns neulich der von der Bundesversammlung behandelte Rekurs Mermoud von Saxon gezeigt, wo ein neugewähltes Mitglied aus dem Großen Rate ausgeschlossen worden war — nun! — weil der Gewählte freisinniger Protestant ist.

Die römische Kirche ist auf der ganzen Linie thätig. In Bern steht in prächtiger Lage beim Ausgang der neuen Kornhausbrücke auf dem Spitalacker die von protestantischen Aerzten geleitete Krankenanstalt Viktoria, in welcher die Krankenpflege seit einiger Zeit von Schwestern des Klosters Ingenbohl besorgt wird. Seit bald einem Jahre befindet sich auch die ganze Verwaltung dieser Anstalt in den Händen jener Schwestern. Wie es heißt, hätten die Aerzte mit dem Diakonissenhaus in Bern, welches früher die Anstalt Viktoria bediente, wiederholt Anstände gehabt und sich deshalb schließlich für die Schwestern von Ingenbohl entschieden. Aber gibt es nicht auch ein Schwesternhaus zum roten Kreuz, welches tüchtige, ohne konfessionelle Voreingenommenheit arbeitende Krankenpflegerinnen heranbildet, die manchenorts im Schweizerland vorzüglich wirken? Die Verwaltung der Anstalt vom roten Kreuz hätte ohne Zweifel ihre Ehre darein gesetzt, eine Krankenanstalt in dem prostantischen Bern zur Zufriedenheit aller Interessenten zu bedienen.

Aus dem Kanton Bern.

Letzten Sonntag, den 3. Juli, hielt der bernische Reformverein im Freienhof zu Thun seine 28. Jahresversammlung ab. Der zahlreich besuchte, von schönen Liedern des dortigen Männerchors eingerahmte Vortrag des Herrn Pfarrer König in Seeberg über „Idealismus und Frömmigkeit" fand

Zustimmung. Der Vortragende ging von der Beobachtung aus, daß unter den Verächtern der Religion nicht nur Materialisten, sondern auch solche Männer sich befinden, denen die Ziele und Güter des menschlichen Lebens Ideale, nicht Illusionen sind. Angesichts dieser Erscheinung erwächst den Freunden der Religion die Aufgabe, zu diesen Zeichen der Zeit Stellung zu nehmen. In erhöhtem Grad steht diese Pflicht uns Anhängern der Reform zu, weil wir den ethischen Kern des Evangeliums schärfer betonen wollen als andere Richtungen. Somit ist es eine zeitgemäße Aufgabe, sich das Verhältnis zwischen Idealismus und Frömmigkeit klar zu machen, eine Frage, die der Referent zuerst geschichtlich und dann prinzipiell untersucht hat.

Zunächst wurde der Ursprung des Idealismus nachgewiesen in der platonischen Ideenlehre, welche in ihren letzten Konsequenzen auch schon eine religiöse Wendung genommen hat. Dann leistete ein Gang durch die Religionsgeschichte den Nachweis, daß Trennung zwischen Idealismus und Frömmigkeit eingetreten ist, sobald der eine oder andere der beiden Faktoren entartet war. Endlich wurden Griechenland und Rom herbeigezogen, um zu zeigen, wie diese Scheidung sich vollzogen habe zur Zeit des Niedergangs der altgriechischen und altrömischen Volkskraft. In Rom wird die Religion während der Kaiserzeit zu einer Sache des Marktens und treibt die edlen Geister in die Arme der stoischen Philosophie. Indessen zeigt sich das stoische Lebensideal unfähig, weitere Kreise zu erfassen und seine Anhänger völlig zu befriedigen.

Die neuen Lebensideale, die das Christentum in die Welt gebracht, sind keimartig eingeschlossen in die Verheißung an die Samariterin von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Doch ist die spätere Verwirklichung dieser Lebensideale den Anfängen derselben nicht würdig gewesen, wie die Geschichte des Mittelalters, der Reformation und der Neuzeit beweist. Die Loslösung der modernen Humanität von der christlichen Lebensgrundlage ist zum großen Teil auf Rechnung dieser Thatsache zu setzen.

Im prinzipiellen Teil wird vom Redner nachgewiesen, daß diese Scheidung zwischen Idealismus und Frömmigkeit, wie sie durch David Friedrich Strauß proklamiert worden ist, für beide Teile verhängnisvoll wird. Die Religion, welche dem sittlichen Willen keine Impulse verleiht, durchschneidet damit ihren eigenen Lebensnerv und wird zu einem kraftlosen Salz. Aber auch die moderne Humanität täuscht sich über die eigene Position, wenn sie die Religion verwirft, weil dieselbe Glaubensforderungen stelle, da sich die Gesetze der sittlichen Weltordnung so wenig mit mathematischer Sicherheit begründen lassen, wie die religiösen Postulate des Daseins Gottes und der Unsterblichkeit. Sobald der Idealismus das Leben ohne Gott erklären und sittlich führen will, wird er Mühe haben, den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit zu überwinden. Dieser Widerspruch wird um so schneidender empfunden, je mehr einer als Idealist in die Welt tritt, und er treibt viele unter unsern besten Zeitgenossen einem trostlosen Pessimismus in die Arme, wogegen das Christentum thatsächlich die größte weltgeschichtliche Macht geworden ist, um die Widersprüche von Not und Sünde zu überwinden. Das Leben und die Schriften Fritz Reuters zeigen, wie eine religiöse Lebensanschauung schmerzlichen Erfahrungen des Lebens den bitteren Stachel zu nehmen vermag und ein versöhnendes Licht über die Härten des Daseins wirft.

Zum Schlusse hat der Referent die Folgerung ausgesprochen, daß wir ein weitgehendes Entgegenkommen zeigen sollen gegenüber allen Bestrebungen, die dem Menschen das Bewußtsein nahe bringen, daß es noch höhere Inte-

ressen gibt, als gut essen, trinken und schlafen. Der Christ darf um so unbefangener diese Bestrebungen, auch wenn sie in nicht kirchlichem und religiösem Gewande erscheinen, anerkennen und unterstützen, als er viele der besten Ideen unserer Zeit als „unbewußtes Christentum" in Anspruch nehmen dürfte. Nicht weniger dringlich aber ist die Forderung, die wir an uns stellen müssen, das, was allenfalls an unbewußtem Christentum in uns enthalten ist, zum Bewußtsein zu gestalten, und so Idealismus und Frömmigkeit in harmonischen Einklang zu bringen.

Nach diesem mit großem Beifall aufgenommenen frei gehaltenen Vortrag wurden Jahresbericht und Rechnung genehmigt, und dem abtretenden Vorstand von Langnau seine zweijährige Thätigkeit verdankt. Für die nächsten zwei Jahre wurde der Vorstand aus fünf Mitgliedern von Thun und vier von Interlaken bestellt und Herr Gerichtspräsident Kummer in Thun mit der Konstituierung beauftragt. Die neue Sektion zur Johanniskirche in Bern wurde dem kantonalen Verband eingegliedert. Die Teilnehmer an der Jahresversammlung erhielten als Zeichen freundlicher Erinnerung vom Verkehrs- und Kurverein Thun den hübsch ausgestatteten Führer von Thun und Umgebung, und die Stadtmusik erfreute sie im Hotelgarten mit ihren musikalischen Vorträgen.

Wochenschau.

In Zürich ging es wieder einmal hoch her. Der Bundesrat und das eidgenössische Parlament mit dem diplomatischen Korps machten der Stadt, der schönsten Stadt der schönen Schweiz, zur Einweihung des schweiz. Landesmuseums einen Besuch, und am Festzug beteiligten sich Delegierte aller Schweizerkantone durch Darstellung allerhand charakteristischer Scenen aus dem Volksleben. Beim Lesen der Beschreibungen dieses Festes konnte man nicht umhin, Vergleiche anzustellen zwischen den jämmerlichen Zuständen in unserer Schweiz vor hundert Jahren und ihrem jetzigen Gedeihen und Blühen. Vor hundert Jahren brachten fremder Herren Heere Blutvergießen und Verwüstung in unser Land. Kein Mensch hätte damals geglaubt, daß nach hundert Jahren es noch eine Schweiz gäbe, und daß sie nach außen stärker und nach innen blühender wäre als je. Gott allein die Ehre.

Nach dem großartigen Fest vom 25./26. Juni versammelte sich in Zürich die Synode der nach Gottes Wort reformierten Zürcher Landeskirche, und auf dieser Synode wurde etwas geleistet: man stand zusammen gegen die freche römische Propaganda. Nicht eine Proklamation an das Volk wurde beschlossen, die weiter nichts als ein Feuerwerk gewesen wäre, den einen zur Bewunderung und den andern zum Aerger, sondern eine populäre Schrift soll herausgegeben werden, in welcher der evangelische Glaube dem katholischen Glauben entgegengestellt und das evangelische Volk zum Aufsehen und zur Treue ermahnt werden soll. Auch wird den Geistlichen eingeschärft, die heranwachsende Jugend zu belehren, was die Reformation ist und was die Reformatoren sind, wovon wir uns einen bleibenden Gewinn versprechen, denn kein Mensch wird die Thatsache wegwischen, daß speziell unsere Schweiz seit dreihundert Jahren durch das Evangelium groß und stark geworden und daß jedes Land und jede Stadt desto bessere Ordnung und gerechtere Zustände hat, je bewußter und treuer sie im protestantischen Geist sind. Die Synode nahm auch den Entwurf

zu einem Kirchengesetz entgegen, dessen Annahme in einer spätern Sitzung gesichert ist. Die Zwinglistadt ist auf guten Wegen, denn es lebt in ihr Zwingligeist.

Auch in Basel ließ sich letzter Tage ein guter Ton hören. Am Fest des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins wies Herr Antistes von Salis nach, wie notwendig das Aufsehen der Protestanten gegenüber den unverschämten Hetzreden zweier schweizerischer Bischöfe ist. Auch ist anzuerkennen, daß der genannte Verein das Gift, welches vor bald zwanzig Jahren in Basel durch Ausschluß der freisinnigen Gemeinden von der Unterstützung gestreut wurde, ohne Schaden verschluckt hat, denn der Verein unterstützt jetzt auch wieder Gemeinden in Diaspora, welche freisinnige Geistliche wählen, und somit wird er wieder zur Angelegenheit aller Protestanten, wie er es von Anfang an war.

Bei der Weltkonferenz der christlichen Jünglingsvereine in Basel wurden auch die freisinnigen Protestanten eingeladen, Gäste zu beherbergen. Wir fanden das in der Ordnung, denn nicht überall sind die Jünglingsvereine exklusiv orthodox, pietistisch, muckerisch. Und wir gehören zu denen, die sich mehr Segen davon versprechen, wenn die jungen Leute zum Bibellesen und Beten zusammenkommen, als wenn sie sich bloß in sinnlichen Vergnügen und Geldverputzen üben. Jeder Pfarrer, welcher Richtung immer, hat vollkommen recht, wenn er, zur Leitung eines Jünglingsvereins ersucht, sie übernimmt und ihr Zeit und Kraft weiht. Aber a bissele Falschheit ist dabei, wenn ein Führer, der den christlichen Jünglingen zum Geschenk gemacht wird, sehr deutlich zu verstehen gibt, daß die freisinnigen Pfarrer in Basel nicht „rechtmäßige Hirten" seien. Entweder müßte diese Taxierung oder die Bitte um Quartier bei den hiesigen Freisinnigen unterbleiben. Beides zusammengehalten macht einen ganz übeln Eindruck. Die Liebe sei nicht falsch — ist ein biblisches Wort.

Wie empfänglich übrigens das protestantische Volk dafür ist, wenn die Parteiführer von hüben und drüben gelegentlich einmal vernünftig auftreten, das zeigte sich auch bei den jüngsten Pfarrwahlen in Genf. Die dortigen Wähler haben die beiden ihnen vorgeschlagenen Pfarrer, den orthodoxen wie den liberalen, mit ungefähr gleich viel Stimmen, etwa 850, gewählt, während die unverbesserlichen Intransigenten bloß etwas über 30 zusammenbrachten. Am Tage, wo die Häupter der orthodoxen und der liberalen Parteien erklären würden, wir wollen keinen Krieg mehr, sondern Frieden, ganzen, redlichen Frieden halten — an dem Tage würden die Mehrheiten auf beiden Seiten überall jubeln: Gottlob, daß ihr endlich einmal zum Verstand kommt!

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 29. Samstag, 16. Juli 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittenberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Landesmuseum und Christentum.*)

Text: Mark. 13, 1. „Und da er aus dem Tempel ging, sprach zu ihm seiner Jünger einer: „Meister, siehe, welche Steine und welch' ein Bau ist das."

Was alle bewegt und in aller Mund ist, kann und darf, so wenig nahe auch die Beziehung zur Religion scheint, auch von der gottesdienstlichen Betrachtung nicht ausgeschlossen sein. Soll ja doch diese vor allem die Tagesfragen und Tagesaufgaben, die Sorgen und Kämpfe, die Freuden und Leiden der Zeit ins Licht des Evangeliums stellen! Anknüpfend an das kurze Texteswort reden denn auch wir heute von dem Fest dieser Tage und seiner Veranlassung, vom

Landesmuseum und Christentum.

I.

In den Tagen, da Jesus zum Passah droben in Jerusalem weilte, wiesen auch seine Jünger hin — wie gern that das der Israelite — auf des Tempels Pracht, auf diese mächtigen Marmorquadern, eine auf die andere getürmt, Stein an Stein gefügt zum gewaltigen Bau, Heiligtum und fast uneinnehmbares Bollwerk zugleich, des Juden Zuversicht und Stolz — aber auch sein Verhängnis. Mit dem Tempel glaubte er sich im unverlierbaren Besitz der Gnade Gottes und der Anwartschaft auf sein Reich und blieb blind für die Zeichen der Zeit, die immer drohender das Verderben kündeten. Den Stolz der Jünger teilt darum Jesus nicht, und wehmütig lautet seine Antwort: „Siehest du wohl diesen großen Bau? Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben!"

„Siehe, welche Steine und welch' ein Bau" — so sprechen auch wir von dem Bau dort unten, wo vor 15 Jahren ein anderer Tempel des Schweizervolkes**) sich erhob. Wir sprachen es schon lange, als wir ihn all-

*) Die Predigt wurde in den Tagen der Landesmuseumsfeier gehalten.
**) Die schweiz. Landesausstellung 1883.

mählich aufsteigen sahen, seine Mauern, seine Türme, seine Giebel. Wir sprechen so mit Befriedigung heute und fortan, werden nicht ohne natürlichen Stolz die neue Sehenswürdigkeit unserer Stadt zeigen, und uns freuen, wenn auch der Schweizer, der aus andern Kantonen kommt, wenn auch der Fremde von draußen bewundernd davor stille steht. Darum feiern wir gestern und heute, wo das Werk vollendet der Oeffentlichkeit übergeben werden soll, dieses Fest. Viele werden es bemängeln: es seien der Feste nachgerade zuviele; es sei kein „christliches" Fest; es sei der Aufwand zu groß, wo tausende mit der Not zu ringen hätten, freundeidgenössischer Sinn hätte auf andere Weise sich ehrenvoller bethätigen können, und was der Einwände mehr sind. Sie sind ja nicht ganz ohne Grund und mögen auch die Festfreude in den richtigen Grenzen halten. Ja wohl darf es auch Feste geben nach glanzlosen, oft grauen Tagen und Wochen. Auch Jesus hat die Festfreude gern geteilt, hat über die Jünger, die nicht fasteten, hat über das Weib, das ihn festlich gesalbt, schützend seine Arme gebreitet, als es getadelt wurde: „sie hat ein gutes Werk an mir gethan"; und was aller, was eines ganzen Volkes Freude ist, darf auch festlich gefeiert werden. Feste sind Höhen, die sich erheben aus den Niederungen des Lebens, wenn sie nur unmittelbar aus der Arbeit herauswachsen als deren natürlicher Lohn und wieder zur Arbeit zurückführen mit neuer Lust und Freude an ihr; wenn sie nur so gehalten sind, daß sie zum wirklichen Volksfest werden, daß alles sich mitfreuen kann, nicht die einen drinnen stehen im Tempel der Freude, die andern als bloße Zuschauer draußen, die einen sich gleichsam „vorfreuen" und den andern nur das „sich nachfreuen" bleibt, wie die Säulenheiligen einer vergangenen Zeit auf ihrer hohen Warte im Gefühl der Gottinnigkeit und Gottseligkeit schwelgten, während die Masse des Volkes am Fuße der Säule vorbeiwogte, bewundernd und — neidisch zu ihnen emporschauend. Ihr wißt, in der Oeffentlichkeit und Allgemeinheit liegt immer ein Schutz vor Ausschreitung; je weniger allgemein die Festesfreude, je mehr sie nur diejenige bevorzugter Kreise ist, um so leichter fehlt hier das Maßhalten, um so sicherer regt dort sich Mißgunst und Neid, und darum schließen viele Feste mit einem so schrillen, schmerzlichen Mißklang. Nicht Festfeier und Festfreude überhaupt verwirft das Christentum, nur eine gewisse Art derselben.

Und wie dem Fest, so werden auch dem Bau da drunten selber die strengen Kritiker nicht fehlen, und sie werden glauben, im Namen des Christentums, im Namen der Armen zu sprechen, wenn sie die Summen ausrechnen, die darauf verwendet worden und die den Armen hätten gegeben werden können. Auch da scheint ein Körnlein Wahrheit zu liegen. Ja, wenn über solchen Werken und Bestrebungen die großen Aufgaben der Humanität leiden müßten, wenn darüber die Erleichterung und Besserstellung und Förderung der armen und schwachen und zurückgebliebenen Glieder unseres Volkes zu kurz kämen, wenn z. B. die im Wurf liegende schweizerische Krankenversicherung, die einem Großteil unseres Volkes zum Segen werden soll, hinter Pracht- und Luxusbauten zurückstehen müßte, die einfacher ihren Zweck ebenso gut erfüllen, dann möchte auch der Bau dort unten eine Anklage gegen uns sein. „Postgebäude sind minder nötig als die Versicherung der wirtschaflich Schwachen" — hat es jüngst in den eidgenössischen Räten geheißen, dann müßte auch da das Wort Jesu zutreffen: „Siehest du diesen großen Bau? Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde." Aber nein, ideale Bestrebungen können einander nicht im Wege stehen. Da wäre ja das Reich

Gottes in sich selber uneins, da wären die Söhne des Himmels unter sich im Streite; sie können sich nur fördern. „Arme habt ihr allezeit bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes thun, mich aber habt ihr nicht allezeit bei euch" — gewiß, wir thun dem Worte Jesu keinen Zwang an, wenn wir sagen: „Auch das menschlich Schöne und Frenndliche, auch Kunst und Wissen, auch die vaterländische Erhebung und was ihr dient, muß einen Platz auf Erden und im Menschenleben haben; ist es doch oft genug nur das flüchtige Kind des Augenblicks, und steht der Wohlthätigkeit, der echten Bruderliebe wenig im Wege, daß es vielmehr die Herzen williger macht und die Hände bereiter, daß, je nüchterner, prosaischer, spießbürgerlicher eine Zeit, ein Geschlecht, ein Volk ist, umso weniger wirklich Ersprießliches auch für die Armen geschieht, und daß die Hand, die offen ist für das Schöne, auch offen ist für das Gute."

„Siehe, welche Steine und welch ein Bau ist das!" Heute freuen wir uns noch am Aeußern: an den Formen und der Kunst des Bau's, am Laubwerk, das ihn umgibt. Bald wird man hineinströmen. Wohl wird mancher sich eines Gefühls der Wehmut nicht entschlagen: wie es auch hätte anders sein können, wie viel schöner und der alten immer wieder gehörten Losung: „Einer für Alle und Alle für Einen" angemessener, wenn jeder Teil des Volkes das Seine willig dem ganzen zum Opfer gebracht und einer mit dem andern gewetteifert hätte, das Schönste und Beste zum Schmuck des Tempels beizutragen. Damit wir uns nicht überheben, ist auch diesem Volk ein „Pfahl in's Fleisch gegeben" — möchte er nur nirgends verhängnisvoller werden als hier: der Partikularismus, jener Sonder- und „Kantönligeist", der so schwer und oft von der Not erst getrieben, zu allgemeinern, größern und weitern Standpunkten sich erhebt, von der Partei zur Gemeinde, von der Gemeinde zum Kanton, von diesem zu dem, was der Wohlfahrt des Landes frommt. Aber auch so zieht ein gut Teil der Geschichte unseres Schweizerlandes an uns vorüber. Nicht in trockenen Buchstaben und Schilderungen, mit denen der Schüler sich quält, sondern in Bildern, die jeder anschauen und begreifen kann. Das sind auch Steine, die an- und aufeinander gefügt sind. Große, gewaltige darunter, und es ist uns, als sähen wir an manchem noch Blut. Aber wenn wir erschrecken, daß Blut und Eisen in der Geschichte so oft den Ausschlag gegeben, dann stoßen wir daneben auf andere, die scheinbar so unwichtig sind und doch in Wahrheit das Ganze zusammenhalten, die Lücken ausfüllen, auf all jene Zeichen der Arbeit im Stillen und Verborgenen, im Haus, in Handwerk und Kunst, in der Schule, am Gemeinwesen, auf all jene Zeichen guter, schöner Sitte, froher Geselligkeit, aufopfernder Liebe, und ich glaube mich nicht zu irren: diese Dinge werden auf die meisten eine dauerndere Anziehungskraft üben als die blutigen Gestalten der Söldner von Marignano, und werden helfen einer ruhigern, vorurteilsloseren Betrachtung der Geschichte, einer edlern, gemütvollern Auffassung von den Aufgaben, Zwecken und Zielen eines Volkes auch in unserm Leben Bahn zu brechen. Irre ich mich nicht, so wird also auch diese Anstalt, die so wenig mit der Religion zu thun zu haben scheint, christlich wirken im Sinne jenes Worts: „Trachtet nach dem, was zum Frieden dient und zur Besserung untereinander!"

„Siehe, welche Steine und welch' ein Bau!" Gewiß, Menschenhand und Menschenkunst hat sie gefügt; von Menschenlos, von Menschenfreude und Menschenleid erzählen sie. Aber wie viele Geschlechter mußten doch vorausgehen, auf deren Staub wir wandeln, auf deren Schultern wir stehen, von

deren Arbeit wir uns nähren, und andere wieder werden das Werkzeug ergreifen, das deiner Hand entsinkt. So geht der denkende Blick in die Vergangenheit zurück und vorwärts in die Zukunft und mit allem hinauf zu dem, der die Zeiten verbindet, der die Geschlechter der Menschen kommen und gehen heißt, und was sie gethan und hinterlassen haben, als Segen oder Fluch mit unsichtbarer Hand hineinflicht in das große Gewebe der Zeit. Wie undankbar wären wir darum, wenn wir nicht auch dessen gedächten, ohne dessen Himmelsgeschenk, den Frieden, auch dieser Bau nicht wäre, ohne dessen Gnade und Güte es kein Schweizervolk gäbe, das seiner Vergangenheit sich freuen darf, der aus Unglück und Erniedrigung vor hundert Jahren den Bund neu emporsteigen ließ, der aus der Zerrissenheit die getrennten Teile wieder zusammengeführt zu jener Einheit, deren Symbol der Bau fortan sein soll: „Wenn der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen; wenn der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst". „Herr, deine Güte ist es, daß wir nicht gar aus sind und deine Barmherzigkeit hat noch kein Ende!"

(Schluß folgt.)

Wie der Arbeiter über die christliche Wohlthätigkeit urteilt.

Pfarrer Rade in Frankfurt hat am diesjährigen evangelisch-socialen Kongreß in Berlin einen Vortrag über „Die religiös-sittliche Gedankenwelt unserer Industriearbeiter" gehalten. Vor der Ausarbeitung desselben hatte er an eine Anzahl von Arbeitern Fragebogen mit verschiedenen Rubriken geschickt und eine Menge von Antworten erhalten, deren Hauptwert darin besteht, daß sie uns in die Gedankenwelt unserer Industriebevölkerung einen Blick thun lassen. Auf die Frage nach dem Wert der christlichen Wohlthätigkeit bekam Rade 48 Antworten, von denen wir im folgenden die interessantesten mitteilen:

Die christliche Wohlthätigkeit kann nicht höher bewertet werden als jede andere, da eine wirkliche Besserung der Verhältnisse durch sie überhaupt nicht zu erreichen ist; denn Wohlthätigkeit selbst ist die Anerkennung schlechter Verhältnisse.

Die christliche Wohlthätigkeit halte ich für gut und nützlich; da sie jedoch nur im engsten Kreise wirkt, also nur einem kleinen Teil der Menschheit zugute kommen kann, so ist sie nicht in der Lage, das menschliche Elend zu mildern.

Die christliche Wohlthätigkeit kann nicht viel gegen das heutige Elend ausrichten. Das Christentum will keine Aenderung der Produktionsweise und andere Verteilung des Arbeitsertrages, deswegen wird ihre Thätigkeit nur eine Sisyphusarbeit sein. Loves labours lost!

Wenn es die Wohlthätigkeit ist, die uns das Christentum lehrt, so ist sie gut; aber leider ist sie meist recht pharisäerhaft, man gibt, um noch mehr wieder zurückzubekommen, oder wenigstens für sehr edel gehalten zu werden. Besser wäre es, wenn das Wort Wohlthätigkeit überhaupt nicht angewendet zu werden brauchte. Wenn jeder Mensch soviel hätte, als er nötig hat, dann wäre das Wort auch überflüssig.

Wohlthätigkeit ist ganz gut, aber besser wäre es, wir brauchten sie nicht, denn hier wird nur in Eimern gegeben, was man vorher in Scheffeln genommen hat.

Wenn die Welt christlich wäre, d. h. wenn Gleichheit regierte, ist sie überflüssig. Es werden nur solche, welche Frömmigkeit heucheln, unterstützt.

Der Mensch braucht keine christliche Wohlthätigkeit, nur muß ihm die Möglichkeit zu seinem Fortkommen staatlich garantiert werden.

Gleich Null: mir graut für die Frommen, da sie nur tropfenweise geben, was sie in Eimern genommen haben.

Christliche Wohlthätigkeit ist eine schöne Sache, aber besser wäre, sie würde nicht gebraucht, denn sie hat doch nur ihren Untergrund in der Ungerechtigkeit der Menschen. Der reichste Unterdrücker und Ausbeuter, der keinen Funken des Mitleids kennt, wenn es gilt, seinen Profit zu vermehren, kann sich als Wohlthäter der Menschheit preisen lassen, wenn er der christlichen Wohlthätigkeit einige tausend Mark opfert.

Christliche Wohlthätigkeit, welche nur durch Bettelei zustande kommt, ist abschreckend und verwerflich.

Mit christlicher Wohlthätigkeit sollen wohl die Almosen gemeint sein. Diese drücken den Empfänger tief herab, und töten alles Selbstgefühl. Die Form des Gebens ist oft eine Beleidigung, Mietzinsunterstützung an den Hauswirt direkt gezahlt, statt an den Armen. Der Wille mag gut sein, aber die ausführenden Personen, Krankenschwestern und dergleichen besitzen in den meisten Fällen nicht den Charakter und das Gefühl für solche Aemter. Die christliche Wohlthätigkeit sollte nicht so betont werden, weil der Empfänger, wenn er nicht „gläubig“ ist, ein Heuchler werden muß.

Die Wohlthätigkeit ist doch nur dazu, um das Volk für ihre Idee zu gewinnen. Das alles könnte in Wegfall kommen, wenn man dem Volke das gibt, was es zu beanspruchen hat. Nämlich Gleichberechtigung für Alle.

Von Wohlthätigkeit kann man gar nicht gut reden, denn da, wo es Wohlthätigkeit erfordert, und man ist in der Lage, Mitmenschen zu unterstützen, ist es moralische Pflicht eines jeden, einzugreifen.

Die christliche Wohlthätigkeit ist ein sehr mangelhafter Ersatz für die Pflicht des Staates, für seine Angehörigen zu sorgen.

Die kann heute bei der allgemeinen großen Notlage gar nichts mehr nützen; man soll Zustände schaffen, wo man keine Wohlthätigkeit mehr braucht. Das einzige, was davon heute manchmal ganz gut zu brauchen ist, ist die kirchliche Krankenpflege, aber die Schwestern sollten dabei bloß ihre Bekehrungsversuche unterlassen.

Sand in die Augen! Oft vielleicht ganz gut gemeint, kann aber gar nichts helfen, ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, macht den Empfänger bloß abhängig und entmündigt. Oft auch nur Spielerei und Zeitvertreib seitens der Reichen (Wohlthätigkeitsbazare, Bälle); kann wohl im einzelnen Fall wohlthätig wirken, lenkt aber im ganzen den Sinn des Volkes von dem ab, was nötig ist (Klassenkampf).

Ist ganz unnötig! Man sollte Zustände schaffen, in denen die Menschen nicht mehr um Almosen zu betteln brauchen. Die Erde ist reich genug, um allen Wohlstand gewähren zu können.

Der größte Teil der sogenannten christlichen Wohlthätigkeit ist sozusagen Paradearbeit, die christliche Nächstenliebe kommt meist erst in zweiter Linie. Der größte Teil der mildthätigen Geber gibt eben, weil er es seinem Stande schuldig zu sein glaubt.

Die Wohlthätigkeit ist sehr gut als Erziehungsmittel, ist aber als sociales Heilmittel nicht genügend, veraltet. Könnte durch irgend ein Wirtschaftssystem

die materielle Not gehoben werden, so bliebe für die Wohlthätigkeit auch noch ein großes Feld. Es gäbe dann immer noch viel Trost und Mitleid zu spenden, es gäbe dann immer noch Trostlose und Trostreiche, geistig und religiös Arme und Reiche.

Da die christliche Wohlthätigkeit häufig als ein Geschäft betrachtet wird und von vielen stark ausgenützt wird, so halte ich eine solche unter städtischer Kontrolle für nutzbringender.

Die christliche Wohlthätigkeit ist nicht zu verachten, doch soll sie nicht bloß in Bettelpfennigen und Bettelbrot bestehen; wer wirklich christlich wohlthätig sein will, der muß herabsteigen zu denen, denen er die Wohlthat erweist und sich nicht über sie erheben, sonst ist es eitel Heuchelei und Prahlerei. (Siehe Veröffentlichung von Gaben in Zeitungen mit vollen prunkenden Namen.)

Wohlthätigkeit ist eine der schönsten und höchsten Pflichten der ganzen Menschheit, nicht nur der Christen.

Christliche Wohlthätigkeit mit prunkender Oeffentlichkeit hat Aehnlichkeit mit Selbstgefälligkeit und heuchelnder Frömmigkeit.

Wohlthätige Christenheit gibt mit Ehrlichkeit, hat Aehnlichkeit mit Brüderlichkeit und Uneigennützigkeit.

Die christliche Wohlthätigkeit möchte ich nur fördern. Wieviel Waisen und arme Kinder sind hauptsächlich zur Konfirmation bedürftig, ohne die andern kirchlichen Feste.

Die christliche Wohlthätigkeit ist an und für sich sehr löblich. Es wird viel damit geholfen und manche Not gelindert. Aber es wäre besser, wenn sie fortfiele, wenn an Stelle ihrer ein gesetzliches Eingreifen des Staates käme. Denn die christliche Wohlthätigkeit wird von den Empfängern als Almosen betrachtet, und das verursacht Bitterkeit. Viel richtiger wäre es, wenn der Notleidende gesetzlichen Anspruch auf staatliche Unterstützung hätte. Darum fort mit der christlichen Wohlthätigkeit, aber erst dann, wenn wir staatliche Unterstützung haben.

Das, was sie sein soll, ist sie mir nicht. Wenn ich mir Christus denke, wie er unter dem armen, gemeinen, darbenden und bedürftigen Volke lebte, seine Leiden empfand und sie zu lindern suchte, wie er seine zürnenden Worte an die Selbstsucht im reichen Gewande richtete, und nur Trostworte und Worte der Barmherzigkeit für die Armen hatte, so finde ich einen grellen Gegensatz hierin zu dem, wie es heute ist. Das Volk hörte ihn und sah seine Werke und glaubte an ihn. Warum glaubt das Volk heute nicht an seine Nachfolger? Warum mehr den Worten des Hasses, als denen der Liebe, die jene predigen? Auch heute ließen sich Wunder verrichten, auch heute würde das Volk wieder daran glauben. Der Diener der Religion sieht das Volk mehr über sich, als mitten unter sich stehen, gleich jenen, die sagen: „Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben", und ihm doch statt Brot Steine reichen. Auch Almosen will das Volk nicht. Der Ruf nach Almosen, der vor 2000 Jahren sich erhob, er hat sich heute, dank unserer Christenlehre, und seinem ersten Gebot: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", zu dem Rufe nach „Gerechtigkeit" verdichtet. Gerechtigkeit aber erhöht ein Volk, die Sünde ist sein Verderben.

Zum „Reklamemachen" heruntergesunken. Wer verdient, daß er nicht verdient, dem gibt man jetzt recht reichlich!

Dies könnte gesetzlich geregelt werden, daß jeder, der im Schweiße seines Angesichts das Brot sauer verdient hat, daß man ihn auch im vollen Maße und unverkürzt so besolden müßte, daß er, auch wenn hohes Alter herannaht, soviel zu leben hätte, oder vom Staat reichlich unterhalten werden müßte: auf diese Art wäre die christliche Wohlthätigkeit vollständig überflüssig.

Christliche Wohlthätigkeit ist ganz gut, aber sie schafft nicht das Elend aus der Welt, und erzieht den, der sie braucht, zu hündischer Unterthänigkeit, oftmals zu ganz erbärmlichen Subjekten.

Sei edel, mildthätig und barmherzig an deinem Nebenmenschen, so wird der Mensch mit Freuden sterben und schon bei Lebzeiten geachtet, wenn er Gutes gethan. Beim Geizigen ist es umgekehrt.

Wer christliche Wohlthätigkeit üben will, muß es uneigennützig und ohne alle Nebengedanken thun. Die Menschen sollen danach streben, die Wohlthätigkeit, die niemals zu entbehren sein wird, christlich aufzufassen. Wohlthätigkeit mit Nebengedanken ist Sünde. Wohlthun, um berechtigte menschliche Forderungen zu beschwichtigen, oder um von solchen abzulenken, ist verächtlich und verwerflich.

Sie wird zu allen Zeiten notwendig sein. Das Protektorat über derartige Anstalten und Zwecke müßte aber aus allen Bevölkerungsschichten gebildet werden. Die Arbeiterwelt muß hier mehr zu praktischer Arbeit erzogen werden, damit das Mißtrauen, welches jetzt, zumeist sehr mit Recht, besteht, allmählich schwinde. Mehr Thaten, weniger Geklapper und schöne Reden.

Die christliche Wohlthätigkeit schätze ich sehr, welche freudig und von ganzen Herzen geübt wird. Die Wohlthätigkeit, welche nicht freudig und von Herzen geschieht, sondern auf Aeußerlichkeiten beruht, hat meiner Meinung nach keinen Wert. (Die Hilfe.)

Nicht fein.

Es ist schon in unserer letzten Nummer darauf hingewiesen worden, daß der für den jüngsten Weltkongreß der christlichen Jünglingsvereine verfaßte und auch den freisinnigen Pfarrern zugeschickte „Basler Fremdenführer" einen Ausfall auf diese letztern enthält, der um so unpassender ist, weil auch sie mit Einschluß der freisinnigen Bevölkerung um Quartier für die fremden Gäste ersucht wurden.

Wir wollen die betreffende Stelle (S. 25) etwas tiefer hängen, damit die wirklich friedliebende Bevölkerung Basels wieder einmal sieht, was von dem Friedensgeflöte orthodoxer Wahlaufrufe zu halten ist. Sie lautet:

„Als im Jahre 1859 auch in Basel öffentliche religiös-freisinnige Vorträge gehalten wurden, da wurde es vielen ernster Gesinnten klar, daß man zur Verteidigung des christlichen Glaubens nicht mehr die alten Wege beschreiten dürfe, sondern neue suchen müsse. Es bildete sich unter dem Präsidium des seligen Ostertag eine „evangelische Gesellschaft". Deren Hoffnung, ein Sammelpunkt für alle christlichen Vereine zu werden, erfüllte sich zwar nicht; dagegen fiel ihr die Gründung und Leitung der Stadtmission zu. Zuerst wurde 1860 ein „Kolporteur und Bibelleser" angestellt; nachdem derselbe bald wieder die Stadt verließ, berief man im Januar 1861 den ersten Stadtmissionar, dem in ziemlich rascher Folge noch weitere Mitarbeiter folgten, so daß die Gesellschaft gegenwärtig 13 Stadtmissionare und 3 weibliche Arbei-

terinnen hat. Ueber ihre Aufgabe und Arbeit spricht sich der neueste Bericht aus: „Das Werk der suchenden und rettenden Liebe an allen Verlorenen möchte unsere Gesellschaft neben und mit der evangelischen Kirche unserer Stadt treiben als die Dienerin im Reiche unsers Gottes. Sie möchte Seelen retten nicht für sich selbst zu ihrem eigenen Ruhm, nicht für die oder jene Partei oder christliche Gemeinschaft, ja nicht einmal in erster Linie für die Kirche, obschon sie die verirrten Schafe der Kirche und ihren rechtmäßigen Hirten* zuweist und sie zum Besuch der evangelischen Gottesdienste ermuntert, sondern retten für Gott und sein Reich durch Jesum Christum ihren Heiland und Erlöser. Und als hauptsächlichstes Mittel in dieser Arbeit sollen unsere Stadtmissionare Tag für Tag, auch an Sonntagen, wo die Männer am besten zu treffen sind, ihre Hausbesuche machen."

Was heißt das? Das heißt in eine rückhaltlose Sprache übersetzt folgendes:

1. Die Stadtmission ist gegründet worden, um den von den Reformern gelehrten „Unglauben" zu bekämpfen;

2. die orthodoxen Pfarrer von der äußersten Rechten bis zu den Vermittlern sind rechtmäßige Hirten, die freisinnigen Pfarrer, obwohl von der Gemeinde gewählt, sind unrechtmäßige Hirten und die von ihnen geleiteten Gottesdienste sind keine evangelischen Gottesdienste;

3. die Stadtmissionare haben den Auftrag, die von ihnen besuchten Gemeindsgenossen zu den orthodoxen Pfarrern zu weisen und sie — das steht nicht da, aber es geschieht alle Tage — vor den „ungläubigen" Reformpfarrern zu warnen.

Wir hoffen, die Herren vom Komitee, zu denen auch zwei Vermittlungstheologen gehören, haben nachträglich gemerkt, daß es nicht fein ist, jemanden um ein Gastbett zu bitten, um ihn in derselben Stunde mit Steinen zu bewerfen.

O. P.

Vom Büchertisch.

Pestalozzi als Philosoph. Von Dr. Christ. Rothenberger in Basel. Bern, Verlag von Steiger & Co. 1898. Diese ursprünglich als Doktordissertation verfaßte, nun in die von Ludwig Stein herausgegebenen „Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte" aufgenommene Arbeit ist eine überaus fleißige und gründliche Studie. Unter kurzer Charakterisierung des philosophischen Milieu in Zürich um die Mitte des 18. Jahrhunderts und der Aufklärungsphilosophie wird zunächst der Boden geschildert, aus dem Pestalozzi's geschichtlich bedingter und doch wieder selbstgeschaffener philosophischer Standpunkt erwachsen ist, worauf eine gedrängte, mit zahlreichen Belegstellen versehene Darlegung der neuen, zum Teil reformatorischen Pestalozzi'schen Ideen in der Erkenntnistheorie, Pädagogik, Psychologie, Ethik, Sociologie 2c. folgt.

Die Schrift ist nicht nur sehr lesenswert, weil sie den großen Reformator der Pädagogik von einer verhältnismäßig noch wenig berücksichtigten Seite beleuchtet, sondern auch, weil sie gleichzeitig ein interessantes Kulturbild seiner Zeit gibt.

A. St.

Kirchliche Personalnachrichten.

Bern. Rüeggisberg. Gewählt nach heftigem Wahlkampf mit 138 gegen 108 Stimmen der freisinnige Vikar Ernst Guggisberg gegenüber einem von orthodox-pietistischen Nachbarpfarrern portierten Kandidaten.

* Von uns unterstrichen. D. R.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.



Einundzwanzigster Jahrgang. № 30. Samstag, 23. Juli 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Landesmuseum und Christentum.

II.

Und das weist uns auf ein anderes. Das Haus dort unten, zwischen wehrhafte, trotzige Mauern hineingebaut die Kapelle, alles umgeben von schattigem Park, ist ja auch ein Bild des Schweizerhauses, des Schweizerlandes, hineingebettet in die erhabenste Gottesnatur der Welt, des Schweizervolkes mit den beiden Seelen in der Brust, der wehrhaft trotzigen und der friedebereiten, sinnend nach innen und betend nach oben gerichteten. Welch' merkwürdiger Bau, dieses Volk mit seinen Gegensätzen und Verschiedenheiten: des Temperaments, der Sprache, der Konfessionen, der beruflichen Bethätigung! Während nicht weit von uns eine ähnliche Verschiedenheit zu immer neuen erbitterten Zwistigkeiten führt und die gedeihliche Entwicklung hemmt, hat hier alles trotz engstem Raum nebeneinander Platz, und ist uns eine Gewähr für steten Fortschritt und doch weise Behutsamkeit und Besonnenheit zugleich. Gebe Gott uns Gnade, daß keiner sich vor dem andern überhebe, daß jeder gern den andern und dem Ganzen diene, und diesem zuliebe trage der andern Last, daß jeder Stein es sich auch einmal gefallen lasse, daß man ihn behaue, um ihn hineinzufügen in den Bau, daß man auch hier mit Freuden sagen darf: „Siehe, welche Steine und welch ein Bau ist das!"

Das Haus da drunten ein Bild des Schweizerhauses. Krieg und Frieden reichen sich dort die Hand, neben den Waffen des einen die Früchte der Arbeit des andern. So dürfen ja auch wir uns noch nicht ungestört der letztern freuen. So dürfen auch wir das Schwert noch nicht beiseite legen. So ist auch unser Zeichen im roten Felde erst das weiße Kreuz. Aber weiß ist auch das Kreuz, der Friede unser Glaube und unserer Sehnsucht Ziel und unseres Volkes schönster Schmuck und Krone, nicht die Tugenden des Krieges, nicht das Schwert, das es auf die Wagschale zu legen hat, sondern vor allem die Arbeit, die erhält und erbaut, die mit der Hand und die mit Kopf und Herzen — und keine verachte die andere — die Arbeit in Werkstatt oder Fabrik, in

Schule oder Schreibstube, im Ratsaal oder an Krankenbetten oder auf der Kanzel, und nicht am wenigsten die stille, aber gesegnete Arbeit der christlichen Hausfrau und Mutter an ihren Kindern, für die Ihrigen, die christliche Liebesthätigkeit, die nicht nach Lorbeeren sucht, sondern das Kreuz Christi trägt, die all die armen und schwachen Glieder dieses Volkes trägt auf warmem Herzen. So lange es sein muß, so lange es um uns gährt und brandet, in Gottes Namen die Waffe in der einen Hand, soll doch die andere frei bleiben für diese stille, treue, unverdrossene Arbeit!

Wie zeigen wir doch so gerne unser Schweizerhaus und freuen uns, wenn auch der Fremde sein gastlich Dach gern sucht und seiner mit Achtung gedenkt! „Sehet welche Steine": diese Freiheit und Unabhängigkeit, auf die wir so stolz sind, die Teilnahme aller an den öffentlichen Angelegenheiten, manche gute, alte Sitte, die sich noch erhalten hat, all die Gesetze und Einrichtungen der Wohlfahrt, zu gegenseitigem Schutz und Förderung, wie sie gerade in den letzten Jahrzehnten entstanden, und wo immer noch Stein auf Stein sich fügt. Aber vom Tempel zu Jerusalem galt in Jesu Tagen das Wort: „Andacht wölbt' einst diese Bogen, diese Kuppeln, hoch und hehr, doch der Geist ist ausgezogen, wohnet nicht im Tempel mehr." Möchte man nie vom Schweizerhaus sagen müssen: Begeisterung, ein mut- und kraftvoller Sinn hat einst den Grund dazu gelegt, echte Vaterlandsliebe daran weiter gebaut, gute, einfache Vätersitte und Tugend es wohnlich und heimelig gemacht; aber von allem ist nur noch der Schein geblieben, man glaubt noch zu besitzen und besitzt nicht mehr, der Geist der Freiheit wohnt nicht mehr da, nur ehrgeiziges Strebertum, man opfert nicht mehr dem Vaterlande, sondern will nur nehmen von ihm, der Tugend und Sitte hat man den Abschied gegeben, der Name des Allmächtigen steht wohl an der Spitze seines Grundgesetzes, aber die Furcht und Liebe Gottes erfüllt die Herzen nicht! Meine Freunde, die besten Gesetze und Einrichtungen machen ein Volk nicht glücklich, so lange sie bloß auf dem Papier stehen, so lange sie nicht Fleisch und Blut geworden — der Geist ist's, der da lebendig macht. So rufen uns denn diese Tage eindringlich zu: „Freuet euch, aber beuget euch auch unter die gewaltige Hand Gottes!" „Heute, so ihr seine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht." Erinnert euch, wie vor hundert Jahren die nämliche Eidgenossenschaft, die heute ein Fest ihrer Einheit feiert, zusammengebrochen, weil man sich auf die alten Bünde berief, aber sie lebten nicht mehr in den Herzen aller.

III.

Aber an das Bild des Schweizerhauses und des Schweizervolkes knüpft sich noch ein Höheres an. Auch dieses Schweizervolk ist ein Glied nur und zwar ein recht kleines, in der großen Menschheitsfamilie, in der Gott sein Wesen offenbart, seine Macht und Weisheit und Güte. Das hat auf den ersten Blick etwas recht demütigendes. Wir glaubten auf hohem Berge zu stehen, und siehe da, rings um uns ragen noch gewaltigere Häupter. Das muß alle Eitelkeit, allen nationalen Stolz und Hochmut beugen, als ob wir nur uns wärmen dürften an der Sonne göttlicher Gnade. Wie tritt mein persönliches Wohl und Wehe, das mir so unendlich wichtig schien, bescheiden zurück, wenn ich der tausend Fröhlichen und Weinenden um mich gedenke, und wie bedeutungslos für das große Ganze der Menschheit ist vielleicht das, was wir gelegentlich an unserm Volk am meisten rühmen, oder um das wir uns ereifern! Was lag z. B. daran, ob das Landesmuseum in Zürich sich

erhebe, in Luzern oder Basel! Und doch, wie eifrig hat man sich darum gestritten.

Aber dieser demütigende Gedanke erhebt uns auch wieder. Unser Volk und Vaterland ein Glied in der Familie der Menschheit, seine Geschichte ein Glied in der Kette menschlicher Entwicklung — das bedeutet ja nichts Geringeres als: was du dem Vaterland wirklich bist, das leistest du auch der Menschheit, das trägst du auch bei zum Bau des Gottesreiches auf Erden. Auch dieses Gottesreich ist nicht etwas Fernes, Unnahbares und Unfaßbares, etwas bloß Jenseitiges. Es ist etwas immer wieder Konkretes, Wirkliches. Auch da fügt sich Stein an Stein. Haus und Schule, Staat und Kirche und Gesellschaft, all die engern oder weitern menschlichen Gemeinschaftskreise, jede ordentliche, ehrliche Bethätiguug menschlicher Kräfte im Dienste des Ganzen, das alles sind die Steine, aus denen dies Gottesreich unter den Menschen emporsteigt. Was du deiner Familie nicht bist, was du in deinem Berufe unterlässest, was du als Bürger versäumt, das hast du auch am Gottesreich versündigt und gegen Gott gefehlt, und umgekehrt: was du thust in Treue und Gewissenhaftigkeit, in unverdrossenem Fleiß, voll Liebe und Hingabe an deine Pflicht, das nimmt eine höhere Hand und fügt es ein, ohne daß du viel daran denkst oder davon merkst, in jenen Bau, der langsam, aber immer weiter sich dehnt und in dem der Chor der Geister den Ewigen preist!

Dann muß in jenem Gedanken auch eine Norm liegen, eine Richtschnur für unser Denken und Handeln und nicht am wenigsten für unsere Vaterlandsliebe. Wie schrumpfen da die heute noch am meisten gepriesenen kriegerischen Tugenden zusammen und verlieren ihren Wert, die nichts bauen, nur zerstören, nur niederreißen, was zusammengehört! Wie gewinnt die unscheinbarste Arbeit an Wert, alles treue, gewissenhafte Sorgen und Walten, alles was verbindet und versöhnt! Es gab eine Zeit, wo von unseren Bergen das gefürchtetste, kriegsgeübteste Heer, der Lauine gleich, sich herabwälzte in die Niederungen, die Schlachten der Großen zu schlagen. Wem es seine Waffen lieh, war nicht gleichgültig. Die Eidgenossenschaft spielte eine Rolle in der großen Politik. Jener Ruhm ist geschwunden, ist längst an andere übergegangen, wahrlich nicht zu unserm Schaden, wenn dafür ein anderer Einfluß sich geltend macht, wenn gleich den Wassern von unseren Bergen hinausströmt der Hauch wahrer Freiheit, der Geist treuer, erfinderischer, thätiger Menschenliebe, die überall anregt und befruchtet, die Wunden heilt und versöhnt und Brücken schlägt. O, daß wir auch in dieser Beziehung immer mehr unseres Vaterlandes uns freuen dürften!

So weist uns der Bau dort unten, der heute im Festschmuck prangt, nicht bloß auf das Schweizerhaus hin, in dem es uns wohl ist, auch auf den unsichtbaren Tempel des Gottesreiches auf Erden, das wir alle pflegen und bauen sollen. Vaterlandsliebe und Religion sind überhaupt nicht Gegensätze. Sie sind beide dieselbe Richtung des Geistes nach oben, derselbe Zug des Herzens zu dem, was über unserm kurzen persönlichen Dasein steht, was war, ehe wir ins Leben getreten, was bleiben wird, wenn wir lange schon geschieden, und damit unserer Arbeit Zweck und Dauer verheißt. Aus dem bloßen Fürsichsein, aus der Isoliertheit der Selbstsucht heben sie den Menschen hinaus, und zeigen ihm ein großes Ganzes, dem er angehört, deß Herzschlag auch seine Pulse beben oder stocken macht: siehe da, deine Brüder! So hat dies Fest, so fern es dem Christentum zu liegen scheint, doch auch etwas mit diesem zu thun. Wohl hätte darum auch eine religiöse Feier einen Grund

gehabt, wie wir sie sonst etwa mit unsern vaterländischen Festen verbunden sehen. Wir können es begreifen, wenn sie unterbleiben mußte. Umso mehr wollen wir hier im Gotteshaus dessen gedenken, der unser Land und Volk in treuer Hut geführt, und an dessen Segen alles gelegen ist. Herr, du hast Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich; du wirst auch ferner deine Hand nicht von uns zurückziehen, sondern Großes an uns thun nach deiner Barmherzigkeit um deiner Güte Willen!

„Gott um Himmel, sei uns gnädig, schütze unser Vaterland,
Gott im Himmel, schirme, segne seine Flur mit starker Hand!
Steh' ihm bei in jeder Not, gib ihm mild sein täglich Brot,
Seine Thäler, Felder, Höh'n laß dein freundlich Antlitz seh'n!
Gott im Himmel, Allerhalter, schirme allwärts Stadt und Land,
Laß gedeihen, was da frommet jedem Alter, jedem Stand!
Liebe, Friede, Herzlichkeit führ' uns zur Glückseligkeit!
Wenn wir alle Brüder werden, ist der Himmel schon auf Erden.

Aus den „Gedanken und Betrachtungen“ von Max Klinger.

(1752—1832.)

Von allen großen, außerordentlichen Menschen, um nur menschlich zu reden, die je gelebt haben, ist Christus der verkannteste. Mißkannt und mißverstanden von seinen Feinden, mißkannt und mißverstanden von seinen Schülern, von seinen Freunden, Verehrern, die ihm Macht, Ehre, Glück und den täglichen Unterhalt verdanken, so lebte, starb er, und so ist er's noch. Jeder deutet und zeigt auf ihn hin, von dem Papste bis auf den letzten ärmsten Dorfpfarrer; aber wer in seinem Geist? Und haben ihn seine Verehrer nicht in jedem gekreuzigt, den sie aus heiligem Eifer in seinem Namen schlachteten? Thun sie es durch Verfolgung da, wo sie es können, nicht noch täglich? — Nur wenige Weise erkennen ihn und schweigen, weil die Juden, die ihn kreuzigten, nicht mit mehr Blindheit geschlagen, als die meisten auf seinen Namen getauften Christen.

Käme Christus heute zur Welt und predigte seine Lehre in dem reinen Geist und Sinn, wie er sie einst gepredigt hat, in Rom, die Inquisition würde ihn schnell als Ketzer ergreifen, ihn in die Engelsburg festsetzen, wenn sie nicht, um dem Greuel zuvor zu kommen, etwas ärgeres thäte. In protestantischen Ländern könnte er nicht Pfarrer werden, denn schwerlich würde er die symbolischen Bücher unterschreiben wollen. Und wie sehr würde er sich wundern, wenn man ihm sagte: er müßte erst nach Halle ziehen, seine Religion zu studieren, wenn er sie predigen oder lehren wollte.

Wer sich einen reinen Begriff von dem menschenfreundlichen Charakter Christus machen und sich ganz überzeugen will, daß er keine Religion als Priester und für Priester zu stiften gedachte, der vergleiche seine milden Lehren, die er selbst ausgesprochen, mit den harten, gewaltsamen, zwingenden Dogmen einiger Kirchenväter, des Augustinus, Calvin's, Luther's u. s. w. Hier findet man, was der Stand wirkt, welchen Einfluß er auf den Charakter hat. Sie scheinen alle von dem Spruch ausgegangen zu sein: wer über den Geist des

Menschen herrschen will, muß ihn ängstigen und zerknirschen. Christus, der den Priestergeist, von dem er so ganz entfernt ist, kannte, wollte die Juden von den Zwangsgesetzen des Leibes befreien und ihnen Gott als einen Vater nach seinem milden Sinn darstellen — die spätern vermessenen Lehrer oder Priester seiner Lehre legten den Geist in Fesseln, und damit er sie nie löse, frischten sie die Schreckensfarben wieder auf — —.

Der Maler, der es wirklich versteht, eine Madonna, einen Johannes, einen Christus oder irgend einen andern Gegenstand der edlen, erhabenen Art dem Geiste darzustellen, läßt ihm keine Flämmchen aus dem Schädel emporsteigen, um dadurch dem Anschauenden zu sagen, was er habe malen wollen. Er malt einen zarten, kaum merklichen Schimmer über das Haupt, auf dunklem Grund, und dieser sanfte Schimmer ist es, womit er den reinen, göttlichen, geläuterten Enthusiasmus bezeichnet. So gleicht diesem Bilde der edle Mann, der seine Tugend und das reine Gefühl dafür durch die Welt und das thätige Leben gerettet hat; auch um seine Stirne, in seinen Augen schimmert der göttliche Enthusiasmus, noch geläutert durch Erfahrung und Weisheit, aber nicht verkältet.

Die Katholiken mögen die Protestanten immer Ketzer schelten: das was sie von Aufklärung erhalten haben, sowie die wenige Geistesfreiheit deren sie genießen, verdanken sie ihnen doch, und sie lohnen es, wie Menschen immer Wohlthaten lohnen.

Die gefährlichsten Feinde der Religion sind nicht die, welche über den Mißbrauch, den die Menschen mit ihr treiben, laut werden, gegen die Vorurteile zu Felde zu ziehen und für die helle Vernunft arbeiten, ja selbst die nicht, die die Sache selbst und gerade antasten; die Indifferenten, die kalten Gleichgiltigen sind es, die über den Mißbrauch und die Vorurteile lachen und sich ihrer schädlichen Wirkungen erfreuen. Diese verachten die Menschen so sehr, daß sie glauben, sie könnten nicht anders sein, wären nichts besseres wert, die Vorurteile allein machten ihr Glück, und man müßte sie lieber tiefer in den Schlamm hineinstoßen, als sie herauszuziehen suchen.

Man könnte zu dem biblischen Spruch: die Thoren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott! hinzusetzen: laßt es die Thoren in ihrem Herzen nur immer sagen, handelten nur die Klugen nicht oft so, als gäbe es keinen.

Die Städte auf Rollen.

Der liebe alte Schmied im „Wahrheitszeugen", dem deutschen Organ der Baptisten, erzählt für seine Leute eine Kalendergeschichte, die wir ihm nacherzählen wollen, da seine Nutzanwendung grade so gut auf uns wie auf jene paßt. Die Geschichte lautet:

„In zwei kleinen Städten im Norden der kanadischen Provinz Manotiba hatten die Einwohner aufregende Zeiten. Die Dauphin-Eisenbahn, welche später einen Teil der Hudson-Bai-Bahn bilden soll, sollte um eine Strecke von 26 Meilen nördlich von Dauphin verlängert werden. Sie war noch nicht bis dorthin fertig, die Einwohner erwarteten aber, daß ihre Stadt mit einer Station bedacht werde. Etwa 4 Meilen davon liegt aber das Städtchen Gartmore, und dessen Einwohner meinten, sie seien ebensowohl zu der Bahnverbindung berechtigt, wie jene. Sie sandten also eine Deputation an den

Leiter der Vermessungen ab, und als dies in Dauphin ruchbar wurde, machten sich die dortigen einflußreichen Bürger auf die Strümpfe, um die Bahnhofsgelegenheit nicht zu verlieren.

Der Bahningenieur sah sich nun zwischen zwei Feuern. Er besann sich eine Minute, faßte sich kurz und ließ die Linie mitten zwischen den beiden Städten hindurchlegen, so daß keine von der Bahn berührt wurde. Wandernde Häuser sind im Westen von Amerika ja keine Seltenheit, und so waren die Bürger von Dauphin der Aufgabe gewachsen. Sie stellten ihre Häuser auf Rollen und zogen der neuen Bahnlinie zu. Die Gartmorer aber thaten desgleichen, und bald waren beide Städte im Anzug gegeneinander.

Inzwischen ging der Verkehr seinen Gang. Die Leute gingen von ihrem rutschenden Hause zu dem ebenfalls rutschenden Kramladen, um ihre Einkäufe zu machen, und der hereinkommende Landwirt band seinen Gaul nach wie vor neben dem Laden an. Während er drinnen einkaufte, wanderte der Gaul mit und stand nachher zum Heimritt bereit. Als die Dauphiner und Gartmorer an der Stelle der zukünftigen Bahnstation aufeinander trafen, gerieten sie sich nicht in die Haare, sondern beschlossen, wie vernünftige Christenmenschen, künftighin nur ein Stadtwesen bilden zu wollen. Der Ruhm des Namens blieb den Bürgern von Dauphin. Auch die Kirche hatte jede Bürgerschaft mitgebracht, und nun hatten sie eine mehr, als sie brauchten. Die Frage war bald entschieden. Man schob die beiden Gebäude aneinander und machte eins daraus. Aber einen der Pfarrer mußten sie ziehen lassen, und das so gesparte Gehalt deckte die Baukosten.

Wie wäre es, wenn man überall, wo Trennung und Streit drohen, sich von diesen Kanadiern belehren ließe?" (Mennonitische Blätter.)

Das Schwesternhaus vom roten Kreuz

in Fluntern-Zürich hat uns soeben seinen 16. Bericht (1897/98) zugestellt. Da Freund Bion im Laufe des Jahres in unserm Blatt ausführlich die dermalige Lage der Anstalt geschildert hat, können wir uns kurz fassen.

Im Dienste der Anstalt stehen 41 diplomierte, 26 geprüfte und 14 Probeschwestern, zusammen 81, von denen 15 im Kantonsspital Zürich, 5 im Kantonsspital Winterthur, 9 im Kantonsspital Glarus, 7 im Kantonsspital Olten, 3 im Bezirksspital Zofingen, 1 in der Heilstätte Aegeri, 1 in der Kinderkrippe St. Gallen, 7 in Gemeindepflegen (1 in Basel) und durchschnittlich 10 in Privatpflegen ihres schweren, aber auch dankbaren Amtes walten.

In der Krankenanstalt des Schwesternhauses wurden 225 Personen verpflegt und 134 Operationen ausgeführt.

Die Einnahmen betrugen 84,787 Fr., darunter 8098 Fr. Legate, die Ausgaben 78,500 Fr., so daß sich ein Vorschlag von 6287 Fr. ergibt. Die Aktiven betragen 288,710 Fr., die Passiven 150,000 Fr., so daß sich eine Rechnungsschuld von 138,710 Fr. ergibt. Seit Abschluß der Rechnung ist aber diese Hypothekarschuld durch eine großmütige Schenkung auf 35,000 Fr. reduziert worden, so daß der Bau eines zweiten Krankenhauses, das 40 Betten enthalten und 300,000 Fr. kosten wird, guten Mutes begonnen werden kann, zumal wenn man weiß, daß das Gesamteigentum des Schwesternhauses auf 800,000 Fr, geschätzt werden darf.

Die Schwesternkasse, deren Zinsen erholungsbedürftigen Schwestern zugute kommen, erzeigt einen Vorschlag von 4593 Fr., da 3332 Fr. an Geschenken eingingen; 1945 Fr. wurden an kranke Schwestern verabfolgt. Das Vermögen der Kasse beträgt 65,289 Fr.

Gott segne die Anstalt und lasse sie wachsen und blühen. Was sie bedarf, das ist die ökonomische Unterstützung ihrer Freunde und wackere, an Leib und Seele gesunde Töchter, die ein opferwilliges Herz haben. Wer meldet sich?

D. B.

Entwöhnen.

Das ganze Leben ist Entwöhnen;
Der Mutter Brust, das Kinderspiel,
Das Hoffen, Streben, Lorbeerkrönen,
Entsagen jedem höchsten Ziel.

Die Freunde sterben; wir entwöhnen
Uns einer trauten Plauderwelt.
Tot ist das Weib; von Töchtern, Söhnen
Baut jeder sich ein eigen Zelt.

Doch wehe, wer mit Winselworten
Einhalten will den Lauf der Zeit.
Klopf' männlich an der Zukunft Pforten,
Doch bebe nicht vor dem Entscheid.

Wenn sich des Auges Blicke trüben,
Daß es des Himmels Blau nicht sieht,
Wenn Zug um Zug von unsern Lieben
In düster Nebelgrau entflieht.

Der Wanderstab ruht in der Ecke,
Die Gicht bannt uns ans enge Haus;
Dem Klausner gleich, aus dem Verstecke
Schau'n wir ins Weltgetrieb hinaus.

Das ist ein schmerzliches Verzichten,
Und doch erträgt's mit heiterm Mut
Der Weise, dem von Lebensfrüchten
Ein großer Schatz im Herzen ruht.

Lern' Weisheit drum in frühen Tagen,
Stark sei das Herz, die Seele reich,
So wird Entwöhnen und Entsagen
Dir leicht, ist einst dein Scheitel bleich.

R. Kelterborn.

Till Eulenspiegel und seine Vetterschaft.

Till 1 genannt Eulenspiegel: ist freudig beim Besteigen einer Höhe, weil er an das kommende Herabsteigen denkt, er ist traurig beim Herabsteigen, weil er der Mühseligkeiten gedenkt, die ihm ein späteres Aufsteigen verursachen wird.

Bei Mühseligkeiten der Gegenwart spiegelt er sich Freuden der Zukunft vor — bei Freuden der Gegenwart aber denkt er an Schmerzen der Zukunft.

Die Gegenwart spielt für ihn kein Rolle, sie löst nur Gedanken aus, die stets ins Gegensätzliche der Impulse verfallen. — Die Wirklichkeit setzt sich in Träume um. — Aus rechts wird stets links — man wird an die Versetzung der Bewegungscentren im Gehirne erinnert.

Till 2: der Alltagsmensch, ächzt beim Steigen und jauchzt beim Sinken — er kostet die Gegenwart aus mit Freud und Leid, wie sie sich bietet und macht sich keinen Kummer im Voraus. Nichts bringt tiefer ein, alle Vorgänge spielen sich auf der Oberfläche ab.

Till 3: Der Melancholiker, beim Besteigen des Berges ist er traurig, weil ihn die Anstrengung belästigt, — da nimmt er die Gegenwart voll und ganz. — Beim Herabsteigen fängt er an zu träumen und denkt an das zukünftige Aufsteigen und wird traurig im Anblick der Zukunft. Er lebt halb in der Gegenwart, halb in der Zukunft, bei ihm setzt sich alles in Unlust um — er ist Halbbruder Tills 1.

Till 4: Der Optimist lacht beim Bergsteigen in der Vorfreude der lohnenden Aussicht und freut sich beim Herabsteigen der angenehmen Entlastung der früheren Anstrengung.

Bei ihm wendet sich alles zum Genuß und zur Freude, die gegenwärtigen Genüsse nimmt er direkt auf — bei den Beschwerden lösen sich freudige Zukunftsträume aus.

Fassen wir zum Schlusse unsere Tillen noch einmal kurz zusammen:

Der Alltagstill lebt ganz in der Gegenwart und konsumiert die an ihn tretenden Einwirkungen sofort auf — nichts dringt tiefer ein — alles wird augenblicklich verbraucht, es bleibt kein Rest, der in Gährung geraten und Blasen treiben könnte, er ist dem geistigen Alkoholmonopol nicht untergestellt, Gefahr für heimliches Gähren und Destillieren existiert nicht.

Till 1, genannt Eulenspiegel, lebt ganz in der Zukunft — er speichert alles auf und konsumiert nur abgelagerte Ware. Was er heute speist, zählt als Mittagessen für morgen. Er besitzt innere Tiefe und gährt und destilliert eifrig darauf los. Hingegen scheint bei seiner Montage ein Fehler untergelaufen zu sein. Der rechte Arm ist in die linke Achsel eingehängt worden. Wenn er die Hand zum Abschiede reicht, so gibt er die Rechte, aber sie kommt von links.

Endlich der optimistische und der melancholische Till leben halb in der Gegenwart, halb in der Zukunft — beide haben Höhen und Tiefen — Gegenwart und Zukunft — sie sind Zwillingsbrüder und aber Spiegelbilder — was beim einen rechts, ist beim andern links. Sie essen und speichern und gähren. Hingegen lade ich mich lieber beim Optimist als beim Melancholiker zum Mahle — denn bei ersterem lachen die Musen, während beim letzteren die Erinyen den Wein kredenzen.

Kirchliche Personalnachrichten.

Bern. Gestorben Herr Georg Langhans, gewesener Pfarrer am Inselspital in Bern, 68 Jahre alt.

St. Gallen. Gestorben Herr A. G. Heß, Pfarrer in Lichtensteig, 53 Jahre alt.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 31. Samstag, 30. Juli 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Der Sieg des Evangeliums.

Welche Religion wird siegen in dem gewaltigen Kampf der Geister? Wir antworten: die Religion, welche am innigsten sich verbindet mit allem guten, edlen, heiligen Streben menschlichen Geistes. Die Religion, welche ein Verständnis hat für jeden Zug der Menschenseele, der aufwärts dringt, der über das Gemeine, Niedrige und Sinnliche die Menschheit zu ihrer Würde erheben will. Die Religion, welche die Begeisterung versteht in allen Formen des Schönen, Guten und Wahren, in Kunst und Wissenschaft. Die Religion, welche den Menschen am meisten mit fröhlichem Lebensmut ausrüstet, daß er gern an sein Tagewerk geht, und geduldig sein Kreuz trägt. Die Religion, welche die Todesfurcht hinwegnimmt und uns stark macht, den Rätseln von Zeit und Ewigkeit getrost entgegenzuschauen. Die Religion, welche das Herz für Liebe und Wohlwollen möglichst weit macht und das Gewissen möglichst enge. Die Religion, welche uns mit tiefster Ehrfurcht vor der Majestät des Ewigen und Heiligen erfüllt und zugleich das innigste Heimatsgefühl an Gottes Vaterherzen uns gibt, die am tiefsten uns unsere Schuld und am gewissesten eine volle Vergebung derselben empfinden läßt. Die Religion mit einem Wort, die am meisten erlösende, verklärende und beseligende Kraft in sich trägt. Diese Religion wird im stande sein, die Menschheit bei der steigenden Fülle äußerer Kultur und Gesittung vor greisenhafter Abmattung zu bewahren und dem kommenden Geschlecht jene innere frische Freudigkeit und Begeisterung zu bewahren, die es befähigt jung zu bleiben und durch alle Wandel der Zeiten sich unsterbliche Jugend zu erhalten.

* * *

Wenn wir bedenken, was wir alles dem einen Menschensohne Jesus Christus zu verdanken haben, wie viel unsagbar inniges, seliges Heimatglück er gebracht, wie er die Würde der Frauen gehoben, wie er den Namen Vater verklärt, wie er die Kinder in seinen Schutz genommen, wie er uns gelehrt

hat, als dankbare Gäste jede gute Gabe auch des äußern Lebens als Gruß ewiger Liebe zu betrachten, wenn wir bedenken, wie er es gewesen ist, der die Menschheit gelehrt hat, auch in dem Geringsten und Aermsten die höchste Menschenwürde zu ehren; wenn wir bedenken, wie durch ihn eine Fülle von Trost und Erquickung auf die Leidensstätten ausgegangen, wo sonst kein Trost, sondern nur sternenlose Nacht zu walten schien, wie er den tiefsten Kummer gestillt, indem er den reuigen Sünder Gottes verzeihender Liebe gewiß machte; und wenn wir endlich bedenken, wie immer aufs Neue die Menschheit jugendfrisch geworden, begeistert zu jedem rechten und edeln Thun, so oft sie ihm wieder ins Herz geschaut, dann werden wir für ihn eine unbeschreiblich große, unauslöschliche Dankbarkeit empfinden, und sagen: Es braucht keinen Messias der Neuzeit, Jesus Christus, der Gekreuzigte ist und bleibt der große, rettende Führer des Menschengeschlechtes!

(Vorträge über „Religiöse Tagesfragen“ von Dr. Konrad Furrer.)

Leo Tolstois Weltanschauung.

I.

Zu den interessantesten Erscheinungen im geistigen Leben der Gegenwart als Mensch und als Schriftsteller gehört der russische Graf Leo Tolstoi. Sein Name ist nicht bloß in Rußland sozusagen allgemein bekannt, sondern durch seine zahlreichen originellen Werke auch über die Grenzen seiner engern Heimat in alle Kulturländer gedrungen. Hervorragende Bedeutung hat dieser Mann zunächst allerdings für das erst seit kurzem sich geistig entwickelnde russische Volk, in welchem Tolstoi eine Stellung einnimmt, die in mancher Hinsicht an diejenige eines alt-israelitischen Propheten oder eines unserer Reformatoren erinnert. Er bietet den vielen Millionen der untern Klassen, die erst seit einigen Decennien lesen und einigermaßen selbständig denken gelernt haben, in seinen einfachern Romanen und dann insbesondere in seinen kraftvollen Volkserzählungen und Legenden eine geistige Nahrung, nach der dieselben mit einem wahren Heißhunger greifen. Und auch für die gebildeten Stände ist Tolstoi ein literarischer Quell ersten Ranges. Seine Schriften, in denen er kühn und unerschrocken, energisch uud unerbittlich, mit oft ergreifender Beredsamkeit seine Ansichten darlegt über kirchliches und wahres Christentum, über die socialen und politischen Zustände, über Krieg und Frieden und was sonst alles die Strömungen im Menschenleben betrifft, sind wohl zum größten Teil von der russischen Censur verboten worden. Sie dürfen in Rußland nicht gedruckt werden, werden dafür aber in unzähligen Abschriften, Autographien und auf andern Wegen unter allen möglichen Kreisen massenhaft verbreitet. Ja, es wurde sogar, um ein charakteristisches Beispiel anzuführen, die Widerlegung eines Buches Tolstois, das gesetzlich verboten war und demgemäß in Rußland niemand hätte kennen sollen, in den geistlichen Akademien als Thema für theologische Aufgaben gegeben. Ein Mann und Denker von solcher Bedeutung unter den über 100 Millionen Bewohnern seines Heimatlandes verdient denn wohl auch die Beachtung in weitern Kreisen, und er hat diese thatsächlich bereits gefunden in den verschiedensten Schichten der einigermaßen gebildeten menschlichen Gesellschaft.

Diese universelle und originelle Bedeutung Tolstois dürfte es denn auch rechtfertigen, daß wir versucht haben, ein flüchtiges Bild von seiner Persön-

lichkeit und seiner ganzen Weltanschauung zu entwerfen. Es ist dies an dieser Stelle umso eher am Platze, da Tolstoi, dessen siebzigjähriges Jubiläum in diesem Jahre mannigfach gefeiert wird, nicht bloß eine interessante und bleibende Erscheinung auf dem Gebiete der Weltliteratur ist, sondern speziell für Theologen und alle, die sich um die Stellung großer Männer zu den großen Fragen der Menschheit kümmern, viel Anziehung bietet. Der Darstellung seiner Weltanschauung möge noch vorangehen eine kurze Erwähnung seines Lebenslaufes und seiner interessanten geistigen Entwicklung.

Leo Tolstoi erblickte das Licht der Welt am 28. August 1828 auf seinem väterlichen Landgut Jasnaja Polana im Gouvernement Tula als Glied einer Familie, die zu den angesehensten Adelsgeschlechtern Rußlands gehört und manche Seite in der russischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts in Anspruch genommen hat. Seine Mutter, eine geborne Fürstin Maria Wolkonskaja, verlor der Knabe schon in seinem 2. Altersjahr und auch der Vater wurde ihm verhältnismäßig früh entrissen. Im Jahr 1843 inscribirte er sich als Student der philologischen Fakultät an der Universität Kasan. Mißverständnisse mit einigen Professoren zwangen ihn jedoch, seine philologischen Studien aufzugeben und sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Im Jahre 1848 bestand er seine Prüfung als Kandidat der Petersburger Universität und kehrte mit leichtem wissenschaftlichen Gepäck nach Jasnaja Polana zurück. Das einsame Leben auf dem Lande mag ihm aber nicht allzusehr behagt haben, denn schon im Jahr 1851 sehen wir ihn in einem Artillerieregiment im Kaukasus. Beim Ausbruch des Krimkrieges nimmt er Anteil an der Schlacht bei Tschernaja und am Sturm von Sewastopol, 27. August 1855. Im Jahr darauf gibt er seine Entlassung und geht nach Petersburg, wo er anfängt, sich schriftstellerisch zu bethätigen und sein dichterisches Talent zu verwerten. Außer seinen Kriegserzählungen schreibt er in dieser Zeit Novellen, in denen namentlich die Entartung des russischen Adels geschildert wird und in denen schon manche Gedanken heraus zu lesen sind, die auf seine spätere Weltanschauung innigsten Bezug haben. Zwei Reisen ins Ausland erweitern einerseits seinen Horizont, bestärken ihn aber anderseits durch die Eindrücke, die der europäische Westen mit seiner entwickelten Kultur und Hyperkultur hinterließ, in seiner skeptischen Welt- und Lebensbetrachtung, die ihm mit ihrem grübelnden Zweifeln über die Zweckmäßigkeit des menschlichen Daseins und die Endziele des Fortschrittes viel zu schaffen machte. 1862 verheiratete er sich mit der Tochter eines ihm bekannten Moskauer Arztes, Sophie Andrejewna Behrs, mit der er ein glückliches Familienleben führte, fern vom Getümmel der Großstadt auf seinem Landgute Jasnaja Polana, daneben eifrig schriftstellerisch thätig. Aus den Sechzigerjahren stammen denn auch folgende Werke: Polikuschka, eine Erzählung aus dem Volksleben, ferner eine Abhandlung über „Erziehung und Bildung", die große und ideenreiche Epopöe: „Krieg und Frieden". Die Siebzigerjahre bilden sodann die entscheidende Krisis in seinem Denken. Er fängt an, sich in Theologie, Religionsgeschichte und Philosophie zu vertiefen und entwirft in seinen Schriften, von denen wir nur einige wenige nennen wollen, wie „Anna Karenina", „Die Beichte", „Worin besteht mein Glaube", „Was sollen wir nun thun", „Die Macht der Finsternis", „Die Kreutzersonate" u. a., ein immer präciser werdendes Bild von seiner zu einem versöhnenden Abschluß gelangten Weltanschauung, von seinen Ideen über Kultur und Wissenschaft, Religion und Christentum, Krieg und Frieden, Ehe und Familie, Staat und menschliches freies Gemeinschafts-

leben. Wohl den besten und zusammenfassendsten Ausdruck hievon finden wir in einem seiner jüngsten Hauptwerke, betitelt: „Gottes Reich ist in Euch", in dem Schriftchen: „Das Ende naht" und in einer kleinen, aber ungemein scharf pointirten Abhandlung: „Religion und Moral", Antwort auf eine in der Zeitschrift „Ethische Kultur" an ihn gestellte Frage, was er unter Religion verstehe, und ob er glaube, daß es eine von der Religion unabhängige Moral gebe, was Tolstoi verneint.

Das einige Daten aus dem äußern Lebenslauf und der schriftstellerischen Thätigkeit des nun bereits greisen und betagten russischen Dichters und Denkers Leo Tolstoi. Wer seine Werke einigermaßen kennt, dem ist namentlich interessant auch die geistige Entwicklung, die dieser hochbegabte Mann durchgemacht, der neben Dostojewsky und Turgenjew wohl der bedeutenste Schriftsteller Rußlands ist. In seiner „Beichte" und zum Teil auch in der „Kreutzersonate" enthüllt er uns rücksichtslos das geistige und moralische Leben, das er geführt, bis eine Krisis in seinen Anschauungen und Ueberzeugungen eingetreten. Es ist dasjenige der meisten Angehörigen der adeligen Gesellschaft in- und außerhalb Rußlands, dasjenige unserer modernen jeunesse dorée, von vielen jungen, reichen Kaufleuten und einer gewissen Species Studenten, von angehenden höhern Beamten ꝛc., das wir kurz zusammen fassen können in die Worte: blasiertes und raffiniertes Genußleben! Mit bewundenswerter Offenheit sagt Tolstoi darüber in seiner „Beichte": „Ohne Entsetzen, Eckel und Herzweh vermag ich nicht an die frühern Jahre meines Lebens zurück zu denken. Ich tötete Menschen im Kriege, ich forderte zum Duell, um zu töten; ich verspielte in Karten, was die Bauern mühsam erarbeitet hatten; ich mißhandelte dieselben, ich buhlte, ich betrog. Lüge, Diebstahl, Buhlerei aller Art, Völlerei, Vergewaltigung, Totschlag —, es gab nichts, das ich nicht begangen hätte. Und für das lobte man mich, meinesgleichen hielten und halten mich noch für einen relativ sittlichen Menschen". Allmählich aber wendet er sich mit Entsetzen und Abscheu von solchem Leben ab und fängt an nachzudenken über Zweck und Ziel des Universums und des eigenen menschlichen Lebens. Langeweile hatte sich eingenistet in seine Seele und nagte am Lebensmark. Unzufrieden mit sich und der Außenwelt ergriff ihn Sehnsucht nach Wahrheit, nach einem festen Punkt in diesem Abgrund ohne Grenzen. Es ist das ein Zustand, wo man dem geistigen Selbstmord nahe ist, ein Gährungsprozeß, den mancher denkende Mensch gezwungen ist durchzumachen, um ein neues, festeres Leben zu gewinnen. Das alte Gedankengebäude bricht zusammen, die frühern Lebensbegriffe, geistigen und moralischen Vorgänge unterwühlen sich, um neuen, lebensfähigeren, bewußteren und tieferen den Platz zu räumen. Diese seelische Krisis spielte sich nun auch im Leben Tolstois ab, doch erst durch viele Qualen gelangte er zu einer fest gegründeten Weltanschauung. Der Positivismus vorerst konnte ihn nicht befriedigen, denn dieser Lehre fehlte eben das, was in Tolstoi immer schlummerte, der metaphysische Aufschwung. Zu mathematisch, zu reglementiert war ihm der politische Staat des Verfassers der „Philosophie positive", übertrieben schienen ihm die Motive, die Comte dem menschlichen Handeln zugrunde legt und phantastisch die geistigen und moralischen Hoffnungen, die er im Begriff der „Grand être" der Menschheit zusammenfaßt. Später wurde Tolstoi Anhänger des Schopenhauer'schen Pessimismus, aber auch das war nur ein Durchgangsstadium in der Entwicklung seiner philosophischen Anschauungen. Wohl schwankte er lange zwischen dem extremen Pessimismus Buddha's und Scho-

penhauers und dem überlieferten Glauben. Seine Lage, so sagt er selbst, sei da entsetzlich gewesen. „Denn ich wußte, daß ich auf dem Wege der vernünftigen Erkenntnis nichts als eine Ableugnung des Lebens finden konnte, und dort im Glauben nichts als eine Ableugnung der Vernunft, welche noch unmöglicher ist, als die Ableugnung des Lebens". In diesem qualvollen Widerspruch befangen, begann Tolstoi, seine überlieferten religiösen Glaubensvorstellungen einer genauern Durchsicht und strengen Kritik zu unterwerfen. Es kann uns nicht Wunder nehmen, wenn ein Mann von solcher Schärfe und Tiefe des Denkens nicht gerade ein Bewunderer des offiziellen Christentums der russisch-orthodoxen Kirche war. Er wurde im Gegenteil in der Folgezeit ein unerbittlicher Kritiker und Gegner desselben. Aber eben diese Beschäftigung mit religiösen Fragen und das Studium des neuen Testamentes, insbesondere der Evangelien, führten ihn allmählich doch zu der Einsicht, daß nur der Mensch den wahren Sinn des Lebens versteht, der die Lehre Jesu Christi zu der seinigen macht. Unter der letztern versteht er allerdings kein orthodoxes dogmatisches System, sondern begreift darin nicht viel mehr als die Bergpredigt, aber mit den Grundsätzen, die Christus in dieser ausgesprochen, macht er dann wirklich Ernst. Auf diesem Standpunkt einmal angelangt, behandelt er alsdann die verschiedenen Lebensprobleme mit dem Ernst und der Strenge, die er im Kampf mit den uralten Fragen über die Entstehung und Bedeutung des Lebens gewonnen hat. Er stellt sich vor allem die Frage: Was ist das Leben? Begreiflich, daß die Definitionen der Physiologen, wie z. B.: „Das Leben ist der Doppelprozeß der ununterbrochenen Zersetzung und Verbindung", oder: „Das Leben ist eine spezifische Thätigkeit der organischen Materie 2c." ihn nicht befriedigen können. Er will vielmehr den inneren Zweck des Lebens erforschen, die moralische Bedeutung desselben feststellen. Für Tolstoi ist das Leben nicht nur Wissens-, sondern auch Gewissenssache. Trotz des blauen Grafenblutes Demokrat vom Scheitel bis zur Sohle kann ihm auch die Wahrheit in echt demokratischer Form erscheinen. Es gibt für ihn keine Wahrheiten, eine Wahrheit für Gebildete, eine Wahrheit für Ungebildete, eine für den Theologen auf seinem Studierzimmer, eine andere für das Volk auf der Kanzel. Er stimmt auch nicht mit Göthe überein, daß nur derjenige, der keine Philosophie besitzt, Religion haben müsse. Tolstoi macht keinen wesentlichen Unterschied zwischen Philosophie und Religion, denn es gibt für ihn nur eine Frage im Leben, das Leben selber. Den Zweck und Sinn desselben und damit das Glück des Menschen findet er in der Selbstentsagung und Selbstüberwindung, in der absoluten Liebe zur Menschheit, wie Christus sie nach Grund und Wesen in den Evangelien gelehrt. Tolstoi verneint die Ergebnisse der Wissenschaft und die Fortschritte der Kultur in Bezug auf das Glück des Menschen. Das Glück liegt nicht außerhalb, es wurzelt tief in uns.

So viel über die geistige Entwicklung und die Weltanschauung Tolstois im allgemeinen. Sie dürfte noch klarer und schärfer hervortreten, wenn wir sie in einigen speziellen, ihn besonders charakterisierenden Punkten etwas näher betrachten. Ein Hauptmoment in der Kritik der bestehenden Verhältnisse bietet sich Tolstoi in dem klaffenden Widerspruch, der besteht zwischen dem Leben der Menschen und dem Gewissen der bessern Einsicht. Er zeigt das auf kirchlich-religiösem, ökonomischem oder socialem und politischem Gebiete.

(Fortsetzung folgt.)

Im Lande des heiligen Patrik.

Vom Tara-Hügel, der sagenberühmten keltischen Königsveste, schaue ich über ein weites ebenes Land, unter einem wolkenlosen blauen Himmel. Ueber mir breitet der hl. Patrik segnend seine Arme gen Westen. Dem Osten, dem Land der Sachsen kehrt er demonstrativ den Rücken. Die gelblichen Wiesen sind eingerahmt vom Buschwerk oder hohen Bäumen. Der Ferne zu scheinen sich die blauen Kronen zu verdichten und bis zu Wäldern anzuwachsen. Aus einer Baumgruppe blitzt an vier fünf Stellen das Dach oder der Giebel eines Herrenhauses. Auf der Strecke von Dublin bis hieher — ca. 9 Stunden — finden sich bloß drei winzige Städtchen; dazwischen Weiden, nichts als Weiden. Scharen von rotbraunen Rindern drängen sich, Kühlung suchend, an die Hecken und stehen bis an den Leib im Wasser der Gräben und Tümpel. Mutwillige Pferde unternehmen eine Strecke weit einen Wettlauf mit der Lokomotive und zeigen bei der angestrengten Bewegung jene geraden Linien, die das britische Rennpferd auf den Sportbildern charakterisieren.

Zwei Dörfchen, die ich durchschritt, bestanden aus einer Zeile strohgedeckter Hüttchen. Das Innere ist durch Bretterverschläge notdürftig in Küche und Kammer geteilt. Die Thüreinfassungen, das Kamin, vielleicht auch die Giebel sind aus Steinen gefügt; der Rest ist überkalkter Lehm. Die unbewohnten — sie finden sich überall — fallen rasch in Stücke. Niemand fällt es ein, die Ruinen zu beseitigen. Selbst die äußern Straßen und die ältern Quartiere der kleinen Städte setzen sich aus solchen Eintagsbauten zusammen. Aber wie viel weniger elend scheinen die Bewohner da draußen, als in den schmutzstarrenden Barracken von Alt-Dublin. Hier haben sie doch ihr Gärtchen, ihre Blumentöpfe. Die Kinder wälzen sich nicht im schwarzen Unrat der Gassen.

Die endlose Mauer eines Herrenguts war aus soliden Steinen erbaut. „Wenn sich solche Steine in der Nähe finden, warum nehmt ihr für euere Hütten so elendes Material?“ fragte ich einen Schmied, der mir nachgelaufen war, um mir den rechten Weg zu weisen. „Die sind eben alt“, sagt er, „die neuen baut man solider!“ Diese Behauptung fand ich überall bestätigt. Meistens Hütten zwar, wenig Häuser, aber dauerhaft und wohnlich. Bei Drogheda zeigte man mir ein halbes Dutzend Besitztümer von freien Bauern, mit unverkennbarem Stolz. Sie zeichneten sich alle durch sorgfältigere Ausnützung des Bodens aus und kamen englischen Farmen gleich. Eine hätte sogar mit ihren zweckmäßigen Räumlichkeiten und Einrichtungen einem schweizerischen Musterbauern Ehre gemacht. Ein reicher und sorglicher Landlord scheint der Herr von Slane Castle, Lord Conyngham, zu sein. Schloß und Park von imposanter Schönheit. Die Batterie von Kanonen, dem Boynefluß zugerichtet, ist wohl nicht aufgestellt, um den Bauern Respekt einzuflößen. Das Städtchen Slane, natürlich Eigentum des Schloßherrn, blank und niedlich, aus lauter Steinhäusern bestehend. Die Pachtgüter sind alle mit eisernen Staketenhägen umzogen und vortrefflich bestellt.

Auch in der Nähe des Tara-Hügels, bei den epheuumsponnenen Ruinen der Beetive-Abtei, wird fleißig gebaut. Einem Maurer, der von einem halbfertigen Steinhüttchen weg kam, entlockte ich manches, was mich zu wissen reizte. Es werde von der Landliga gebaut, einer Vereinigung von irischen und englischen Grundbesitzern; sie vermiete solche Heimstätten, samt einem

Morgen Gartenland, an Taglöhner um 1 Schilling per Woche. Ein solcher Mann verdiene im Tag 2½ Schilling und die Mittagskost. Freilich sei der Verdienst unsicher; darum daure die Flucht in die Städte und nach Amerika fort.

Die Wege sind hier im Osten stets vorzüglich unterhalten. Kein Wunder, daß ich stets der einzige Fußgänger bin. Man muß schon eigene Zwecke verfolgen, wenn man die menschenleeren Strecken nicht per Velo oder zweirädrigen Karren zurücklegen will. Aber auch zum Wandern ist das Land hier in Meath recht schön. Die Wege sind eingerahmt mit hohen schattigen Hecken und Alleen. Rechts und links laden Ruinen von Schlössern, Kirchen und Abteien, Rundtürme und keltische Grabhügel den Fremdling ein, die kleinen Anhöhen zu besteigen. Dort schaut er manch entzückendes Bild, und zweifelnd fragt er sich: Was! das wäre das unglückliche Irland? Welch' fruchtbares, liebliches Land!

„Irland ist so reich wie irgend ein Land unter der Sonne, Herr!" so hatte mir ein alter Taglöhner versichert, der für das Armenhaus von Trim ein Fleckchen Gras gemäht hatte, und sich nun samt dem Gras von der Sonne dörren ließ. „Kohlen gibt es und Silber- und Goldminen. Jawohl! Aber die englische Regierung will die Leute nicht graben lassen. Dort unten war einst eine reiche Stadt", fuhr er fort, indem er mit dem rechten Arm mich väterlich umfaßte, und mit dem linken in das Thal des sanft und sumpfig fließenden Boyne zeigte. „Sehen Sie all diese Ruinen von Schlössern, Kirchen und Brücken? Dem Schloß hier im Städtchen hat Cromwell den Turm heruntergeschossen, vor langer, langer Zeit, ehe wir beide geboren waren!"

Der leibhaftige Gottseibeiuns hätte kein schlimmeres Andenken hinterlassen können, als dieser neue Gideon. Wo ein Turm in Trümmer gefallen ist, da erzählt man von Cromwells Kanonen. Und wo ein Name von einer Blutthat zeugt, da bringen ihn die Leute mit Cromwell in Verbindung, auch wenn der Ort schon ein Jahrtausend vor ihm so hieß.

Gold muß in den Zeiten der irischen Gaukönige in Menge vorhanden gewesen sein, woher es auch immer kam. Davon reden die Schränke im glänzenden Nationalmuseum zu Dublin. Da liegen breite Halsketten und Spangen von solcher Größe, daß man meinen könnte, sie hätten zu einem Pferdegeschirr gehört. Die meisten Fundstücke sollen schon vor tausend Jahren die Dänen aus den Königsgräbern geholt haben. Um einen neuen Schatz streiten sich eben die irischen Abgeordneten und die Verwalter des britischen Museums. Eine Stunde von Drogheda sah ich zwei solch mächtige aus Steinen aufgeschichtete Hügel äußerlich gekennzeichnet durch die im Kreis aufgestellten Steinblöcke. Je ein Hauptgang und zwei Nebengänge führen in diese Kyklopenbauten. In der Mitte wölbt sich eine Kammer mit drei Seitengemächern; der Boden ist jeweilen gedeckt mit einem rundlichen gehöhlten Stein.

Die kirchlichen Altertümer sind die reichsten. In alten Kirchen wurden sie bis vor kurzem gehütet oder aus Seen und Sümpfen heraufgeholt: kostbare Hostien- und Evangelienbehälter, Glocken (mehr viereckige als runde), Bischofskreuze. Manche der mit Kleinodien geschmückten Heiligtümer steckten noch in ihren Ledersäcken. Alle Ueberreste, über- und unterirdische, deuten darauf hin, daß das keltische Volk der Iren es zu hoher Kunstfertigkeit gebracht hatte; daß es zur Zeit, da es den Normannen erlag, viele Könige, Bischöfe und Aebte, zahllose Kirchen und Klöster gab — und ein armes Volk, das keine andern Wohnungen als Lehmhütten kannte. Denn von seinen An-

siedlungen hat sich keine Spur erhalten. War die „freie" irische Nation glücklicher als die heutige? Auch die Iren haben eine Schuld zu büßen, nicht nur ihre Herren, die Engländer.

Preisausschreiben.

Die unter Verwaltung des Bremer Protestantenvereins stehende „Ludwig-Stiftung", welche die Herausgabe und Verbreitung volkstümlicher religiöser Schriften im Geiste einer wissenschaftlich freien und undogmatischen Auffassung des Christentums bezweckt, schreibt als Preisaufgabe eine Abhandlung über „Die Lehre vom Sohne Gottes" aus.

Die Abhandlung muß in allgemein verständlicher Sprache eine knappe und klare Darstellung der Bedeutung geben, die dem Begriff des Gottessohnes, sowohl in den außerbiblischen Religionen, wie im Testament und in der kirchlichen Theologie zukommt, und hieraus den religiösen Wert dieser Lehre entwickeln. Als erster Preis sind 500, als zweiter 300 Mk. festgesetzt. Der zweite Preis wird nur erteilt, wenn nach dem Urteil der Preisrichter keine der eingegangenen Arbeiten die Bedingungen für den ersten Preis völlig erfüllt. Die Arbeiten, welche den Umfang von 4 Druckbogen nicht überschreiten dürfen, sind bis zum 1. Februar 1899 mit Motto und versiegelter, das gleiche Motto tragender Adresse in leicht lesbarer Handschrift, die nicht die des Verfassers sein darf, an den Schriftführer der Stiftung, Pastor prim. Dr. Kalthoff, Bremen, Martinikirchhof 6, einzusenden. Wünscht der Einsender im Falle der Nichtprämierung seiner Arbeit die Rücksendung derselben, so ist die Adresse, an die die Rücksendung erfolgen soll, anzugeben.

Das Preisurteil erfolgt bis zum 15. Juni 1899. Preisrichter sind außer dem zwei Stimmen vetretenden Schriftführer: Pastor prim. Scheukel in Bremen und die Pastoren Klapp und Dr. Buck in Hamburg. Die preisgekrönte Arbeit wird Eigentum der Stiftung.

Kirchliche Personalnachrichten.

Baselland. Gestorben in Liestal Herr Hans Kestenholz, Pfarrhelfer, während zwanzig Jahren Schulinspektor des Kantons Baselland, 67 Jahre alt. — Gewählt zum Pfarrer in Ziefen Herr Fritz Glur von Langenbruck, z. Z. Sekundarlehrer in Kulm, Kt. Aargau.

Glarus. Gewählt zum Hilfsgeistlichen dieses Kantons Herr Hans Christen, V. D. M., von Basel.

Zürich. Gewählt zum vierten Pfarrer in Außersihl-Zürich Herr Brassel, bisher Pfarrer in Neßlau, Kt. St. Gallen.

Aargau. Gewählt zum Pfarrer in Zofingen Herr Giezendanner von St. Gallen, der bisherige Vikar.

Briefkasten der Expedition. Die Hinterlassenen eines in Basel verstorbenen Abonnenten haben die letzthin eingelöste Quittung an uns zurückgesandt, ohne die Adresse des Abonnenten anzugeben. Wir bitten um die letztere.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 32. Samstag, 6. August 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Ferien.

Wir hatten unser Quartier ein paar Wochen in einem Bauernhaus, das mitten im Grünen steht; Bäume umgeben es, deren Aeste wie grüßend sich zu den Fenstern und über die Lauben neigen, wo wir unsere Mahlzeiten einnahmen und die Zeit vertrieben. Im untern Stock regieren die Eltern das Gewerbe, das ihnen der Sohn mit seiner jungen Frau verständig und unermüdlich besorgt. Wir hatten es gut; die Kühe im Stall sorgten für Milch, die Hühner für Eier, das umliegende Feld für Gemüse; ein Schwein, das sich im Fressen übt, um im Laufe des kommenden Winters den nötigen Speck und Schinken zu liefern, grüßte uns, so oft wir an seinem Trog vorbeigingen — eine ganz vergnügliche Musik. Auch die Aussicht war sehr nach Wunsch; nach Osten Wiesen und Bäume, zwischen denen ein Stück See durchblickt, nach Norden und Süden grüne Halden und steile Felswände, nach Westen geht der Blick über ein paar sonnenverbrannte Hütten auf Vorberge und auf ein Stück des weißen Schneegebirgs; über Haus, Wiesen, See und Gebirge war meistens ein blauer Himmel, und wenn die Nebel an den Felsen auf und niederzogen, oder ein majestätisches Gewitter blitzte und toste, war es in seiner Art auch schön.

Da fühlten wir wieder, wie vieles die armen und die reichen Stadtleute entbehren. Es sind doch die elendesten aller Geschöpfe, die an den staubigen, lärmenden Straßen der Stadt wohnen, in dumpfen, stinkenden Räumen ihre Arbeit verrichten, und nach gethaner Arbeit durch Staub und Dunst der Straßen in ihre Mietskasernen zurückkehren, um dort in unzulänglichen Räumen eng zusammengepfercht in Dunst und Qualm die Nacht zu verbringen, oft eine durch Sorge und Zank und Sünde verwüstete Nacht. Es muß einem als eigentliches Unheil erscheinen, daß sich die Städte allenthalben vergrößern, obschon mit Händen zu greifen ist, daß das Leben auf dem Land unendliche Vorteile bietet. Wir können es freilich nicht machen, aber wenn es zu machen wäre, daß die Fabriken statt in die Städte hinein auf das Land hinausgebaut

würden, so gäbe es ungleich viel weniger Elend, denn auch der Fabrikarbeiter, der auf dem Land wohnt, ist im Vergleich zu dem in der Stadt beneidenswert, hat er doch Luft und Licht genug, tägliche Gelegenheit, auf seinen Gängen zu und von der Arbeit Landluft und Himmelslicht einzuatmen. In dem Dorf, wo wir wohnten, ist auch Industrie, weil die Landwirtschaft allein das Volk nicht ernährt, aber zu den offenen Thüren der Holzschnitzer und Handwerker herein strömt den ganzen Tag reine Luft über Berg und See her, und am Abend nach gethaner Arbeit sitzen die Leute vor ihren Häusern mitten im Grünen.

Am schlimmsten in der Stadt haben es die Kinder. Auf den Dörfern sehen sie ärmlicher aus, aber in Wahrheit sind sie alle viel reicher. Auch wenn sie hart arbeiten, an den Felshängen Holz zusammenlesen, oder den Eltern, die droben heuen, stundenweit die Mahlzeit zutragen müssen, sie sind doch zu beneiden, weil sie mehr Luft und Licht und Freiheit, reiche Anregung und Anschauung genießen, von weniger schlechten Beispielen und sittlichen Gefahren umstellt sind als in der Stadt. Die Ferienversorgung armer und kränklicher Schulkinder bietet einem kleinen, winzigen Prozentsatz der Städte das, was viel tausend und tausend nie erreichen, obschon sie es auch nötig hätten, und ein Städter kann kaum von den Bergen in sein Haus zurückkehren ohne das Gefühl, es sollte viel, viel mehr für Landaufenthalt der Stadtjugend, besonders der armen, gethan werden können. Und das beste, was gethan werden könnte, wäre das, den immer noch wachsenden Zustrom vom Land nach der Stadt aufzuhalten, und gerade das wird niemand können. Wir haben in den Ferien viel Mühsal der Landleute gesehen, Männer und Frauen und Kinder, die von den steilen Felsenhängen ein spärliches Heu für ihre paar Ziegen herabholten, ihre Wohnung ist eine schwarze Hütte mit zwei kleinen Fensterchen, aber sie atmen frei in herrlicher Luft, vor ihren Augen die Alpenwelt mit ihrem Sonnenschein und ihren Wettern, sie dünken uns reich wie Könige zu sein im Vergleich zu tausenden, die in den Städten ein wirklich elend und erbärmlich Leben führen, an die ohne tiefes Mitleid zu denken unmöglich ist.

Leo Tolstois Weltanschauung.

II.

In religiös-kirchlichen Dingen ist Tolstoi ein Freund der Sektierer und Häretiker, vom russischen Standpunkte aus sehr leicht begreiflich. Die Kirche als kirchliche Organisation ist ihm dagegen eine nicht nur fremde, sondern der Lehre Christi direkt entgegengesetzte Institution, die Voltaire nicht umsonst l'infâme genannt habe, die die christlichen Sekten nicht ohne Grund in der großen Sünderin erkennen, welche die Offenbarung Johannis vorhersagt. Die Thätigkeit der Kirche, so bemerkt er, bestehe in nichts anderem, als den Gläubigen durch alle Mittel die überlieferten Glaubensartikel einzuflößen, das Volk mit den Formeln über die Dreieinigkeit, die Mutter Gottes, die Sakramente, die Beichte ꝛc. zu inficieren, Formeln, welche doch für die Menschen unserer Zeit keinen Sinn mehr haben, und an die oft der Pope selbst nicht mehr recht glaube. Scharf wendet er sich insbesonders gegen den Götzendienst, der bestehe in der Verehrung von Reliquien und Bildern, sowie den Opfern, die man ihnen bringt. Demgegenüber stellt Tolstoi dann die Alter-

native: Entweder die Bergpredigt oder das Glaubensbekenntnis! Man kann nur an das Eine oder das Andere glauben! Menschen, welche an einen Gott glauben, der die Menschheit verflucht und seinen Sohn zum Opfer gebracht hat, und einen Teil der Menschen einer ewigen Qual überliefert, können nicht an einen Gott der Liebe glauben. Der Mensch, der an Christus als an einen Gott glaubt, der die Lebendigen und die Toten richtet und straft, kann nicht an einen Christus glauben, der befiehlt, die Wange dem Beleidiger zu bieten, nicht zu richten, sondern zu vergeben und die Feinde zu lieben. Der Mensch, der an die Lehren und Aussprüche der Kirche über die Aussöhnung des Christentums mit den Hinrichtungen und dem Krieg glaubt, kann nicht mehr an die Verbrüderung aller Menschen glauben rc. Weil nun die Kirche aus Machtgründen am Bekenntnis festhalte, so verdunkle sie den Sinn der Bergpredigt und mache sich zum Anwalt der bestehenden ungerechten Verhältnisse. Tolstoi macht diesen Vorwurf nicht bloß der russischen Kirche, sondern — allerdings in einseitiger und übertriebener Weise — auch der katholischen, anglikanischen, lutherischen, allen, die auf dem alt-orthodoxen Bekenntnisstandpunkt stehen. Diese Kirchen ohne Ausnahme wenden nach ihm alle Künste an, um sich aufrecht zu erhalten, alle Mittel von der Architektur bis zur Poesie, um auf die Seelen zu wirken und die Intelligenz einzuschläfern. Diese Notwendigkeit, die Menschen zu hypnotisieren, um sie zu verdummen, sei namentlich auch bei der Heilsarmee zu beobachten, welche noch neue Mittel erfunden habe, wie Trompeten und Trommeln, Fahnen und Uniformen, Hallelujahmädchen und sonstige dramatische Tingeltangelkünste.

Tolstoi stellt dann diesem kirchlichen Christentum gegenüber seinen Standpunkt fest. Er geht aus von drei verschiedenen Weltanschauungen und Lebensauffassungen, die in der Menschheit existiert haben, nämlich: 1. die persönliche oder tierische, nach der das Leben des Menschen nur in seiner alleinigen Persönlichkeit enthalten, Zweck des Lebens die Befriedigung des Willens dieser Persönlichkeit ist, das bewegende Prinzip des Lebens das persönliche Vergnügen und Wohlbefinden, die Religion auf dieser Stufe darin bestehend, sich der Gottheit geneigt zu machen. 2. Die sociale oder heidnische Lebensauffassung, nach der das Leben des Menschen nicht nur in seiner alleinigen Persönlichkeit, sondern in einer Mehrheit und Reihenfolge von solchen, in Familie, Stamm und Staat enthalten ist. Der Zweck des Lebens besteht in der Befriedigung des Willens dieser Mehrheit von Persönlichkeiten, ihr opfert der Einzelne sein eigenes Glück. Die Religion auf dieser Stufe besteht in der Verherrlichung von Stammesältesten, Vorfahren, Königen und in der Anbetung von Göttern, welche ausschließlich die eigene Familie, Stamm, Volk und Staat beschützen. 3. Die universelle oder göttliche, wahrhaft christliche Lebensauffassung, nach welcher das Leben des Menschen in dem Prinzip und der Quelle des Lebens enthalten ist, nämlich in Gott. Um den Willen Gottes zu erfüllen, muß der Mensch sein persönliches, sociales und Familienglück opfern, das bewegende Prinzip des Lebens muß sein in allem die Liebe, seine Religion die Anbetung des Ursprungs von allem: Gott. Fünf Gebote der Bergpredigt stehen hier wie Merkzeichen auf dem Wege zur Erreichung des Zieles, nämlich: 1. Keinen Groll gegen irgend jemand zu haben und niemand durch Worte zu beleidigen. 2. Vollkommene Keuschheit, auch in Gedanken, Reinheit des Ehelebens und Enthaltung von sexuellen Lastern. 3. Nicht um die Zukunft zu sorgen, nur in der gegenwärtigen Stunde zu leben. 4. Niemals zu irgend einem Zweck Gewalt anzuwenden, also nie Böses mit Bösem vergelten.

5. Die Feinde zu lieben. Diese Liebe zu den Menschen ist aber nicht möglich ohne die Liebe zu Gott. Scharf wendet Tolstoi sich in dieser Beziehung gegen die Verkündiger der positivistischen, kommunistischen und socialistischen Verbrüderung, deren Liebe er eine zahlungsunfähige nennt. Die wahre Liebe gehe nur hervor aus der echt christlichen Lebensauffassung, nach welcher der Sinn des Lebens in der Liebe und dem Dienste Gottes besteht. Der Unterschied der christlichen Lehre von der frühern ist nach ihm also der, daß die frühere sagte: Lebe im Widerspruch mit deiner Natur, worunter man die tierische verstand; unterstelle sie dem äußern Gesetz der Familie, der Gesellschaft, des Staates, während das Christentum sagt: Lebe im Einklang mit deiner Natur, worunter die göttliche Natur zu verstehen ist. Der Mensch liebt dann nicht deshalb, weil es ihm vorteilhaft ist, diesen oder jenen zu lieben, sondern weil die Liebe das Wesen seiner Seele ist, weil er nicht anders kann. Das ist Tolstois, des 13. Apostels, wie man ihn schon genannt hat, einfaches, undogmatisches, praktisches Christentum der Bergpredigt.

Einen weitern Widerspruch erwähnt Tolstoi auf dem ökonomischen oder, wie wir gewöhnlich sagen, auf dem socialen Lebensgebiet. Er bemerkt, daß wir uns da noch immer durch jene Prinzipien leiten lassen, welche vor drei oder fünf Jahrtausenden für die Menschen geeignet waren, welche aber unserer heutigen Erkenntnis und den Lebensbedingungen, in welchen wir heutzutage wandeln, direkt widersprechen. Für den Menschen des Altertums war eine Einrichtung des Staates passend und annehmbar, welche die Menschen in Sklaven und Herren einteilte, so lange, als er glaubte, diese Einrichtung komme von Gott, und es könne nicht anders sein. Uns aber ist es doch wohl nicht mehr möglich, daran zu glauben. Wir, die wir in der Atmosphäre des Christentums aufgewachsen, kennen alle jene Grundwahrheit der christlichen Lehre, daß wir alle Söhne desselben Vaters und, in welcher Sprache wir auch sprechen, alle Brüder und nur dem einen Gesetz der Liebe zu unserm gemeinschaftlichen Vater unterworfen sind. Welches auch die Form der Gedanken und die Bildungsstufe eines Menschen unserer Zeit sein mag, jeder weiß, daß die Menschen alle dieselben Rechte an das Leben und die Genüsse der Welt haben. Jeder weiß das unzweifelhaft, aber zugleich sieht er nicht nur um sich her die Einteilung der Menschen in zwei Kasten, von denen die eine die mit Arbeit überladene, Mangel leidende, bedrückte, und die andere die müßige, im Luxus lebende ist, sondern er nimmt auch unwillkürlich Anteil an dieser seinem Gewissen widersprechenden Einteilung der Menschen. Unter diesem beständigen, peinlichen Widerspruch dessen, was ist und was sein sollte, leidet natürlich am meisten die arbeitende Masse, die große Mehrzahl der Menschen. Sie wissen, daß sie in der Sklaverei sich befinden und in Mühe und Finsternis untergehen, um der Genuß- und Herrschsucht einer Minderheit zu dienen. Dieses Bewußtsein vergrößert nicht nur ihre Leiden, sondern bildet den hauptsächlichsten Teil derselben. Der Sklave des Altertums wußte, daß er Sklave von Geburt war, unser Arbeiter aber weiß, daß er nicht Sklave zu sein braucht, und das verursacht ihm die Qualen des Tantalus, indem er ewig wünscht und niemals erhält, was ihm nicht nur zukommen könnte, sondern auch zukommen sollte. Tolstoi meint auch, alle Fortschritte der Wissenschaft und Kultur haben die Lage der menschlichen Mehrheit, des arbeitenden Volkes, nicht nur nicht verbessert, sondern vielmehr verschlechtert. Er sagt: „Wenn der Arbeiter jetzt, anstatt zu Fuß zu gehen, auf der Eisenbahn fahren kann, so hat ihm die Eisenbahn den Wald verzehrt, das Brot

vor der Nase weg entführt, und ihn in einen Zustand der Sklaverei versetzt, der denjenigen der Knechtschaft übertrifft. Wenn der Arbeiter jetzt für einen billigen Preis Baumwollenstoff kaufen kann, so haben ihn dafür die Maschinen zum Sklaven des Kapitalismus und der Fabrikherren gemacht. Wenn es jetzt Symphonien, Opern und Ballets, Telephone und Teleskope, Gemäldegalerien rc. gibt, so haben alle diese Dinge das Leben des Arbeiters nicht verbessert, weil sie dem arbeitenden Volke fast durchwegs unzugänglich sind." Aber auch das ganze Leben unserer höhern Klassen ist nach Tolstoi ein beständiger Widerspruch, der umso peinlicher für einen Menschen sein muß, je empfindlicher sein sittliches Bewußtsein ist. Denn jeder unter ihnen, der nicht ein absoluter „Gesinnungslump" ist, der überhaupt an etwas glaubt, sich wenigstens zu den Prinzipien der Brüderlichkeit, Humanität, Rechtschaffenheit, Wissenschaftlichkeit bekennt, weiß bei näherm Nachdenken, daß sein ganzes Leben auf Vorbedingungen ruht, die diesen Prinzipien widersprechen. Und nicht genug an dem! Er hilft auch selber mit an der Erhaltung dieser Ordnung der Dinge, welche allem gerade entgegengesetzt ist, an was er glaubt. Ein Mensch mit einem empfindlichen Gewissen kann ein solches Leben nicht führen, ohne innerlich darunter zu leiden. Und jene, deren Gewissen weniger empfindlich oder durch betäubenden Genuß zum Schweigen gebracht worden ist, leiden wieder aus Furcht. Sie wissen, welcher Haß gegen sie in den arbeitenden Klassen gehegt wird, daß diese anfangen, sich zu organisieren, um sich von der Bedrückung zu befreien und an den Bedrückern zu rächen. Die höchsten Klassen sehen die Bündnisse, die Ausstände am 1. Mai, die großen Lohnbewegungen, die Wahlerfolge. Sie wittern das Verderben, das sie bedroht, und diese Angst vergiftet ihr Leben. Und dabei widmen sie noch eine heuchlerische Sorgfalt dem Wohl des Arbeiters, dem Verbot der Arbeit der Minderjährigen und der Frauen, den Altersversorgungen und Krankenversicherungen. Alles das ist Trug und Heuchelei, ihre Sorgfalt hat nur den Zweck, dem Sklaven Kraft zum Arbeiten zu lassen und aus seiner Kraft möglichst viel für sich zu gewinnen. So Tolstois Darstellung der socialen Verhältnisse, gewiß in sehr greller Beleuchtung, aber begreiflich bei dem düstern Hintergrund, der ihm zunächst vorschwebt, dem Land der Knute! Er ist aber überhaupt in seinen ökonomischen und volkswirtschaftlichen Ideen mehr oder weniger — genau klassifizieren läßt sich Tolstoi nicht — grundsätzlicher, überzeugter Socialist. Das Kapital, das Geld ist ihm die Ursache aller socialen Uebel; es ist unpersönliche Sklaverei. Darum will er das Geld als solches abschaffen, denn er ist zur Einsicht gekommen, daß es absolut kein Ausdruck der Arbeit ist. „Ich habe eingesehen," sagt er, „daß das Geld die Ursache der Leiden und der Verworfenheit der Menschen ist. Ich kam auf einem langen Weg zu diesem unvermeidlichen Schluß, zu welchem vor einem Jahrtausend die Chinesen gelangt sind in dem Ausspruch: ‚Auf jeden Müßiggänger gibt es einen andern Menschen, der vor Hunger stirbt.'" An einem andern Ort bemerkt Tolstoi vom Geld als dem vermeintlichen Produkt der Arbeit: „Ich habe nichts gethan, ich thue nichts, als meine Coupons abschneiden, und gleichwohl ist man der Ueberzeugung, daß Geld Arbeit darstelle. Welche denn? Augenscheinlich nicht diejenige des Menschen, der die Coupons abgeschnitten, sondern die des Arbeiters. Das Geld hat also denselben Zweck wie die Sklaverei, es will den Menschen entbinden von dem Naturgesetz der persönlichen, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse notwendigen Arbeit." Daß Tolstoi mit diesen seinen Ideen von der Bedeutung des Geldes als eines unmoralischen und sich auf Macht

stützenden Faktors mit der Grundlage unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung brechen muß, ist klar. Und er thut es auch. Er verwirft den gegenwärtigen Staatsorganismus, der nur auf der Gewalt beruhe. Heere und Polizei, Gerichte und Gefängnisse sind von Uebel. Regierungen, Beamte, Herrscher, Könige, Kaiser stehen zur Menschheit nur in dem Verhältnis von Unterdrückern zu Unterdrückten. Das alles muß einst verschwinden durch das wahre Christentum, welches den Nichtwiderstand gegen das Böse durch Gewalt in sich schließt. (Fortsetzung folgt.)

Aus Bern.

In unserer Stadt sind vor kurzem zwei Männer aus dem Leben geschieden, die, ob auch äußerlich in sehr verschiedenartiger Stellung, beide um ihres treuen Wirkens und ihrer humanen Gesinnung willen Erwähnung verdienen, der der theologischen Mitte angehörende Pfarrer Georg Langhans, gewesener Inselprediger, und der der Reformrichtung huldigende Oberst Rudolf Schmidt. Pfarrer Langhans von Bern ist geboren worden den 30. Dezember 1830. Nach Absolvierung seiner Studien wurde er Helfer zu Kurzenberg, dann Pfarrer zu Niederbipp, Grafenried, und anfangs Oktober 1887 Prediger am Inselspital, von welcher Stelle er im November letzten Jahres aus Gesundheitsrücksichten zurückgetreten ist. Was Langhans auszeichnete, war weniger wissenschaftlicher Scharfsinn, als vielmehr eine unbegrenzte Liebe zum Volke, insbesonders zu den Armen, Kranken und Verlorenen, in deren Dienst er seine Lebenskraft aufgezehrt hat. Davon legen seine zahlreichen Aufsätze, die von ihm verfaßten Broschüren, seine Arbeit im Ausschuß für kirchliche Liebesthätigkeit, überhaupt sein ganzes seelsorgerisches Wirken beredtes Zeugnis ab. Im Laufe des letzten Jahres mußte er seine Thätigkeit am Inselspital wegen Krankheit wiederholt aussetzen. Er sagt darüber in dem soeben erschienenen Jahresbericht der Insel pro 1897, „es sei vielleicht das, was der Seelsorger gelitten, gewissermaßen auch dem Patienten zugute gekommen, indem die eigene Erfahrung von Gottes Hilfe und Trost den Zusprüchen mehr Nachdruck gibt.“

Sein Standpunkt in der Wunderfrage war, wie er sagte, der von Herrn Pfarrer Dr. Furrer in den „Vorträgen über religiöse Tagesfragen“ niedergelegte („Gibt es Wunder?“). Gegenüber andersdenkenden Theologen war er stets ein liebenswürdiger, milder Kollege. Am 21. Juni abhin wohnte er noch der Hauptversammlung des Vereins für Verbreitung guter Schriften bei, dessen Vorstand er viele Jahre hindurch als eifriges Mitglied der literarischen Kommission angehört hat. Bewegten Herzens nahm er damals von seinen Kollegen Abschied, aber niemand ahnte, daß sein Ende so nahe bevorstehe. Am 17. Juli ist er einem alten Blasenleiden, das sich mit erneuter Heftigkeit einstellte, erlegen. Das Andenken dieses Gerechten bleibt im Segen.

Oberst Rudolf Schmidt stammte aus Basel und wurde daselbst im Jahre 1832 geboren. Von Beruf Kaufmann, war er Anteilhaber einer Seidenfabrik, die anfangs einen schönen Aufschwung nahm, aber später mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Da Schmidt sich in seiner militärischen Laufbahn ausgezeichnet, und als gründlichen Kenner der Gewehrtechnik bewiesen hatte, wurde er zum Direktor der eidgenössischen Waffenfabrik

in Bern berufen. In seiner neuen Stellung erwarb er sich durch Erfindungen und Verbesserungen in der Gewehrfabrikation das Zutrauen der Behörden in dem Maße, daß er eine zeitlang im In= und Ausland in hoher Achtung stand und um seiner menschenfreundlichen Gesinnung willen allgemein geschätzt wurde. Auf religiösem Gebiet schloß er sich der Reform an, deren eifriges Mitglied in Kirche und Verein er allezeit gewesen ist. Gegen die Mitte der 90ger Jahre erhoben sich unter den Arbeitern der Waffenfabrik Widersprüche gegen den Vorsteher, die dieser nicht zu beschwichtigen vermochte und die schließlich seinen Rücktritt zur Folge hatten. Seither lebte er in Zurückgezogenheit seinen Kindern, ein schweres Halsleiden wurde Ursache seines Todes. Kein Mensch hat die Wandlungen des Geschicks wohl mehr erfahren müssen als Schmidt; aber er hat auch die mannigfachen Leiden, die ihm beschieden waren, standhaft ertragen. Am 27. Juli hat der Kämpfer ausgerungen und die verdiente Ruhe gefunden.

Wochenschau.

Im Monat Juli ist viel geschehen, das einem kirchlichen Blatt Anlaß zu Betrachtungen geben könnte: Spanien hat wieder eine Flotte verloren und beginnt jetzt trotz seines nicht umzubringenden Stolzes mürbe zu werden. — Frankreich verrennt sich immer wahnsinniger in die Hetze gegen Zola, sodaß in Bordeaux ein Professor bestraft wird, weil er am Grabe eines Freundes gesagt hat, derselbe habe die Dreifusaffaire als eine Schande empfunden. — Die Schweiz feierte ein eidgenössisches Schützenfest in der Stadt Neuenburg, bei dem wieder die Liebe der Kinder zu ihrer Mutter Helvetia sichtbar und wohl auch gestärkt wurde — aber das größte kam eine Stunde vor dem Ende des Monats über das deutsche Reich, indem Fürst Bismarck am 31. Juli starb.

Gott allein ist groß, sagte ein katholischer Priester einst am Grabe Ludwigs XIV. Es ist sehr wahr und doch begreifen wir, daß das deutsche Volk vom großen Bismarck spricht. Er hat es aus jammervollen Zuständen herausgerissen und zu einem großmächtigen Reiche gemacht. Aber er allein doch nicht. Daß Oesterreich durch seinen klerikalen Geist verlottert war, sah er und warf es nieder; daß Frankreich schlecht vorbereitet war für den Krieg, nach welchem es schrie, das wußte er, und darum schlug er es; aber das deutsche Heer mit seiner Zucht und die deutsche Bildung mit ihrer Tiefe und den deutschen Patriotismus mit seiner Kraft hat er nicht geschaffen; er benutzte das Alles und gab ihm ein Ziel. Auch gäbe es noch heute kein deutsches Reich, wenn der alte König Wilhelm nicht so verständig gewesen und begriffen hätte, was Bismarck dachte. Unter dem jetzigen Kaiser wäre das deutsche Reich kaum entstanden und ohne das protestantische Preußen gewiß nicht. Bismarck hat das Alles gewußt, und wer ihn den Großen nennt, dem würde er antworten, es habe zu dem, was er zustande brachte, Großes mitgewirkt, viel Größeres, als er war, die Entwicklung der Dinge, das Bedürfnis der Zeit, die Macht der Umstände, ein höherer Wille, Gott.

Gott allein ist groß. Als Leiter des neugeschaffenen deutschen Reiches, ja als souveräner Beherrscher der gesamten Politik während zwanzig Jahren, hatte der mächtigste Mann Europas natürlicherweise neben Freunden und An=

betern auch Feinde. Von den Franzosen ist hiebei abzusehen; sie ertragen es in ihrer jämmerlichen Eitelkeit nicht, daß sie jemand besiegt, in solchem Fall sind sie immer „verraten“ worden, somit ist klar, daß Bismarck nach ihrer Ansicht „infame“ Mittel angewandt hat, in Wahrheit bestand seine einzige Sünde darin, daß er seinen prahlerischen Nachbar erkannte und dafür sorgte, daß er den Krieg, nach welchem er schrie, auch bezahlen mußte. Nein, von den Franzosen als Feinden reden wir nicht; es sind Knaben, die immer gewonnen haben wollen, auch wenn sie totgeprügelt werden. Feinde ernstlicher Art hatte Bismarck in den Ultramontanen und Socialisten des eigenen Volkes. Er kannte die erstern in ihrer Gefährlichkeit, und wollte sie durch Gesetze unschädlich machen. Es ist ihm mißlungen, aber damit ist nur bewiesen, daß die römische Kirche mächtiger ist als er glaubte, nicht daß sie besser ist als er glaubte. Auch den Sturmschritt der Socialisten wollte er durch Gesetze aufhalten und verfuhr grausam gegen sie, aber damit ist nur bewiesen, daß er das Bedürfnis nach Freiheit im deutschen Volke unterschätzte. Als er noch an der Regierung war, erwarteten und hofften wir immer von ihm, er werde eines Tages den Fehler dadurch noch gut machen, daß er seine Gegner in die Verwaltung des Reiches hereinziehe und mit ihnen regiere. Er hatte, seitdem er ein absoluter Junker gewesen, soviel gelernt und sich so entschieden in liberaler Richtung entwickelt, daß es in seiner Linie gelegen wäre. Aber dann entließ ihn der junge Kaiser, und aus war der Traum.

Gott allein ist groß. Der große Mann hat dies selber schlagend bewiesen. Wir empfinden einen sehr geringen Grad von Achtung gegen diejenigen im deutschen Volke, die auf kaiserliches Kommando aus Anbetern Verächter des Mannes wurden. Wir konnten auch ganz wohl begreifen, daß es dem alten Riesen, nachdem er so Außerordentliches geleistet hatte, schwer fiel, sich von heut auf morgen fortschicken zu lassen und ein Handlanger zu heißen, nachdem er das Reich gebaut. Aber sein Grollen und Schmollen im Sachsenwald nahm einzelne Wendungen, die deutlich bewiesen, daß die Größten auch ihre Schwächen haben.

Und doch war er als Mensch anziehend wie selten einer. Wenn er im Reichstag sprach, kam immer ein Strom von Licht und Geist über die Versammlung. Und liest man was er eine Stunde nachher bei Tisch redete, so ist der kämpfende Centaur ein Meister im Scherzen. Wie Luther konnte er donnern, zürnen, zertreten in großem Styl, und wie bei Luther ist das, was er über alltägliche Dinge sagt, ungewöhnlich, sie bis in all ihre Tiefen durchleuchtend. Nach hunderten von Jahren wird man Bismarck lesen, wie man heute die Klassiker liest, der alte Kaiser Wilhelm wird neben ihm erscheinen wie der Churfürst neben Luther.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 33. Samstag, 13. August 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Ich bin öfter auf Reisen gewesen.

So schreibt der Apostel 2. Cor. 11, 26. Wenn es nur darauf ankäme, öfter auf Reisen gewesen zu sein, so hätte Paulus heute viele, die ihm nachfolgen, unzählige; unsere Kinder kommen schon in jungen Jahren viel weiter als unsere Großväter gingen. Eine Rigireise war noch vor hundert Jahren ein seltenes, von jedermann angestauntes Unternehmen, auf das hin man Abschiedsfeste arrangierte, sein Testament machte. Wie ist das anders geworden!

Ein gründlich tiefer Denker, Schopenhauer, behauptet, die Menschen reisen desto mehr, je ärmer es mit ihrem Innenleben bestellt sei. Das trifft alle diejenigen nicht, welche reisen, um zu lernen, zu beobachten, sich für die Erfüllung ihrer Lebensaufgabe zu stärken, die Seele zu reinigen von all dem Elend des Alltäglichen; aber auch diese ehrenwertesten Reisenden mögen sich einmal an das Reisen des Apostels erinnern lassen — wie himmelweit verschieden es von dem unsrigen war.

Paulus reiste nicht zum Vergnügen, weder um eine schöne Gegend und seltene Aussicht zu genießen, noch um die Menschen seiner täglichen Umgebung los zu werden, noch um seine Gesundheit zu stärken. Alle die Gedanken, mit denen Tausende und Abertausende heute ihren Bädecker oder Gsell-Fels oder Tschudi zur Hand nehmen und besonders die Gedanken derer, die den Kunstschätzen und fashionablen Kurorten, den Bädern, Forellen und guten Weinen oder den Bergspitzen nachreisen, waren ihm vollkommen fremd. Er bestieg keine Höhe, um eine Ansichtskarte nach Hause schicken zu können. In seinen Briefen ist keine Spur, daß er in den 25 Jahren seines Herumreisens durch Syrien, Kleinasien, Macedonien und Griechenland sich ein einziges Mal über ein Kunstwerk oder eine Landschaft gefreut. Den Dingen gegenüber, die uns zum Reisen bewegen, war er gleichgültig, ein ganzer Barbar. Seine ganze und einzige Freude bestand darin, daß er Menschen fand, die an den lebendigen Gott glaubten, an die Herrlichkeit Christi und seine nahe Wiederkunft, an die Erlösung durch ihn und an ein ewiges Leben.

Wir reisen bequem. Auch wer dritter und vierter Klasse fährt, reist im Vergleich zu Paulus wie ein Fürst. Wir fahren in bequemen Postkutschen, Wagen und Schiffen, auf sichern Brücken über gähnende Abgründe, wenn wir wollen, können wir vor dem Hause in den Wagen steigen und fahren, fahren, fahren, an den Bergwänden empor bis zu den Gletschern, überall winken die Buffets und Tables d'hôtes bei Musik. Paulus dagegen watete durch heißen Wüstensand, durch Bäche und Ströme, auf unwirtlichen Inseln, immer in Gefahren der Elemente, unter wilden Thieren, Räubern und falschen Brüdern. Wenn er wochenlang unsägliche Strapazen ertragen hatte, begegnete es ihm, daß er zu Leuten kam, die ihn einen Narren und Schwätzer nannten, einen falschen Apostel, der den Herrn nicht gesehen habe und nicht vom Herrn berufen sei; man gab ihm die Hand nicht und wünschte, daß ihn der Satan verderbe.

Uns kostet das Reisen viel Geld für Billets, Droschken, Posten, Hotels, Dienstmänner, Führer, Alphornbläser, Kellner, Portiers und Zimmermädchen. Paulus verdiente sich, wo er hinkam, die Reiseauslagen mit seiner Hände Arbeit, damit jene falschen Brüder, die Judenchristen, die sich ungenirt von den Gemeinden erhalten ließen und zu größerer Annehmlichkeit auch ihre Weiber mit sich führten, nicht die bösen Mäuler brauchen und sagen konnten, er sei nur um des Gewinnes willen Christ geworden und mache aus der Gottseligkeit ein Gewerbe. Und erhob Paulus irgendwo auf seinen Reisen eine Kollekte und trug er den Ertrag nach Jerusalem zu den hungrigen Judenchristen, so bildete sich zum Dank dafür die Legende über ihn, er wolle mit solchen Gutthaten in die Jüngerkreise, wohin er nicht gehöre, sich einschmuggeln.

Unter solchen Umständen 25 Jahre lang zu reisen und im hohen Alter noch, in Ketten, nach Rom zu begehren, bedurfte es eines gewaltigen innern Feuers. Paulus durfte mit Recht sagen, seine Politik sei im Himmel, Phil. 3, 20. Sie war es wahrhaftig. Und das darf man auch sagen: was Paulus verkündigte, der lebendige Gott, sein Plan zur Erlösung der Menschen und das ewige Leben waren ernste Dinge, wert seiner mühseligen Reisen. Millionen, welche heutzutage in der Welt herumfahren, wollen nichts mehr von ihnen wissen; ihr Gott ist etwas, das sie nicht hindert am sündigen, ein toter Professorengedanke, und wenn sie an der Sünde verderben, so trösten sie sich mit dem Tode, der allem ein Ende mache, der Seele wie dem Leib. Aber wenn sie bei dieser Weltanschauung sich gescheidt dünken, so irren sie sich: wirklich gescheidte Männer wie Carlyle, Schopenhauer und Bismarck glaubten an das, was den Apostel zu seinen Reisen veranlaßte. Der Letztgenannte z. B. hat einmal, obwohl er gewaltige Reichtümer und eine fast unerhörte Machtstellung besaß, das Wort fallen laßen: dieses Erdenleben käme mir schaal und öde, jämmerlich vor, wenn ich nicht an eine Unsterblichkeit und an ein ewiges Leben glaubte.

Leo Tolstois Weltanschauung.

III.

Das führt uns nun zu dem dritten Punkt, dem Widerspruch zwischen Gewissen und Leben auf politischem Gebiete. Diesen Widerspruch findet Tolstoi schon in vielen Gesetzen des Staates, die den Menschen einfach aufoktroirt werden, trotzdem sie nicht an die Gerechtigkeit derselben glauben

können, sich ihnen aber doch unterwerfen. Er sagt: „Wir erkennen die Ueberflüssigkeit der Zölle gegen das Ausland, müssen sie aber doch bezahlen. Wir halten die Ausgaben für Erhaltung des Hofes und vieler Behörden für unnütz und schädlich und müssen doch zu diesen Ausgaben beisteuern. Wir halten die Verteilung des Grundbesitzes für unrichtig und schädlich und müssen uns ihr unterwerfen. Wir anerkennen nicht die Notwendigkeit der Heere und Kriege und müssen doch schreckliche Lasten für die Erhaltung des Heeres und die Führung der Kriege tragen." Doch dieser Widerspruch ist ihm noch unbedeutend im Vergleich mit demjenigen, welcher in den internationalen Beziehungen sich vor den Menschen aufgerichtet hat. Das ist der Widerspruch des christlichen Gewissens mit dem Krieg. So oft Tolstoi auf diesen Punkt zu reden kommt, wird er warm und in so mancher seiner packenden Erzählungen stellt er uns in ergreifender, wie ein Jeremia klagender und zürnender Weise die himmelschreiende Ungerechtigkeit vor Augen, die darin bestehe, daß die Obrigkeit von ihren Bürgern verlange, zugleich Christ und Gladiator zu sein. Mit von tiefem Weh zerrissenem Herzen höhnt er über die innere Verlogenheit unserer Zeit und unseres Geschlechtes, wo die ganze Welt vom Frieden spreche, und dennoch die Regierungen ihre Rüstungen, ihre Heere und Flotten vermehren, neue Steuern einführen, neue Anleihen machen und die Schuldenlast ins Unerträgliche erhöhen. Das heutige Europa, führt er aus, hält in den aktiven Armeen 9—10 Millionen Mann unter den Waffen, nicht gerechnet die 15 Millionen Reservetruppen. Die Kosten betragen nur für den Unterhalt ca. 5000 Millionen Franken im Jahr. Außer diesen bekannten Ausgaben der Kriegsbudgets müssen noch in Betracht gezogen werden die enormen Zinsen für die Summen, welche für Kriegsvorbereitungen ausgegeben werden und nichts einbringen, gar nicht zu reden von den ungeheuren Verlusten, welche die Menschheit durch die Entziehung einer so kolossalen Zahl der kräftigsten Menschen erleidet, welche für das Gewerbe, die Landwirtschaft 2c. verloren sind.

Das Alles besteht fort, trotzdem wir Christen uns alle nicht nur zur Liebe bekennen, sondern handeln und leben auch in einem gemeinsamen Leben mit demselben Pulsschlag. In dieser Annäherung liegt ja auch der Sinn des ganzen Lebens — doch Morgen wird ein einfältiges Haupt einer Regierung eine Dummheit reden, ein anderes wird ebenso antworten, und wir müssen uns dem Tod aussetzen, um selber Leute zu töten, welche uns nicht nur nichts gethan haben, sondern die wir sogar lieben. Und das alles ist keine entfernte Möglichkeit, sondern das, auf was wir alle uns vorbereiten. Das ist nicht nur ein wahrscheinliches, sondern ein unvermeidliches Ereignis. In heiligen Zorn gerät Tolstoi denn auch bei dem Verhalten von hervorragenden Persönlichkeiten, berühmten Schriftstellern, Leuten, die behaupten, der Widerspruch der Bestrebungen der Friedensliebe mit der Notwendigkeit des Krieges sei entsetzlich, aber das sei nun einmal das Los der Menschen auf Erden, sei ein unvermeidliches Uebel. Er citiert da Aussprüche von Maupassant, der den Schießübungen französischer Soldaten zusieht und den ihn dabei bewegenden Gedanken gefühlvollen Ausdruck gibt. Er erinnert an Moltke, diesen genialen „Mörder", der einmal an den Abgesandten des Friedens folgende Worte gerichtet habe: „Der Krieg ist heilig, eine göttliche Einrichtung, eines der geheiligten Gesetze der Welt. Er ruft bei den Menschen alle großen, edlen Gefühle hervor, das Ehrgefühl, die Uneigennützigkeit, die Tugend, den Mut und verhindert sie, in den häßlichsten Materialismus zu verfallen." Er bringt ferner in seinen

Werken einen Brief von Emile Zola, nach Tolstoi der populärste Schriftsteller Europas, worin es heißt: „Ich betrachte den Krieg als eine verhängnisvolle Notwendigkeit, welche für uns unvermeidlich ist wegen ihrer engen Verbindung mit der menschlichen Natur und dem ganzen Weltall. Ich bin überzeugt, daß die allgemeine Entwaffnung eine Art von moralischem Verfall nach sich ziehen würde, welche sich in der allgemeinen Schwächung zeigen und den Fortschritt der Menschheit aufhalten würde. Eine kriegerische Nation hat immer eine blühende Gesundheit, die Kriegskunst bringt die Entwicklung aller andern Künste mit sich, wie die Geschichte beweist . . .“ Der Akademiker Vogué endlich schreibt zu Tolstois höchster Entrüstung, daß die Geschichte und die Natur des Menschen und ein göttliches Gesetz uns beweisen, daß es immer Krieg geben wird, so lange es zwei Menschen und zwischen ihnen Brot, Geld und ein Weib gibt, daß auch kein Friedenskongreß die Menschen dazu bringen könne, ihre wilde Lebensauffassung aufzugeben. Von den Friedenskongressen hat Tolstoi überhaupt keine hohe Meinung. Er sagt darüber ziemlich spöttisch, sie seien nur ein Anlaß, Reden zu halten und Bücher zu schreiben, Präsidenten, Vicepräsidenten und Sekretäre zu wählen, sich in dieser oder jener Stadt zu versammeln und zu sprechen. Von diesem gesprochenen und geschriebenen Wortschwall soll dann die Folge sein, daß die Regierungen aufhören werden, Soldaten auszuheben, welche doch die Grundlage ihrer Gewalt sind, ferner die Armeen zu entlassen und damit nicht allein gegen die Nachbarn, sondern auch gegen die eigenen Unterthannen wehrlos zu bleiben?! Das wäre ebenso, als ob man erwartete, daß die Räuber, welche wehrlose Leute gebunden haben, um sie auszuplündern, auf ihre Klagen über die Schmerzen, welche ihnen die Stricke verursachen, sie sogleich losbinden werden. Nein, Tolstoi will den Widerspruch lösen, indem er das Uebel an der Wurzel faßt, mit anderen Worten: Der Staat, die Regierungen müssen verschwinden, denn sie beruhen nur auf der usurpierten Gewalt, und seit dem Ende des letzten Jahrhunderts ist jeder Fortschritt der Menschheit durch die Regierungen nicht ermutigt, sondern eher gehindert worden. So wird auch die Lösung der brennenden Fragen unserer Zeit, aller socialen, politischen und religiösen Fragen von der Staatsgewalt viel weniger unterstützt, als aufgehalten. Das Christentum ist denn auch keine Gesetzgebung, sondern eine neue Lebensauffassung, und eine ihrer Grundlagen ist die christliche Lehre vom Nichtwiderstand dem Bösen durch Gewalt. Diese Lehre vom Nichtwiderstand ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Tolstois Steckenpferd, das er in fast allen seiner Werke aufzäunt, der man an sich auch unbedingt beipflichten muß vom streng christlichen Standpunkte aus. Die ersten Anregungen hiezu hat er von den amerikanischen Quäkern erhalten, die jeden Krieg und jede Gewaltthat als für den Christen verboten erklären und keinerlei Autorität anerkennen, welche ihn nötigen könnte, im Widerspruch mit der Lehre Gottes und dem Geist des Christentums zu handeln. Diese Lehre hat Tolstoi dann weiter ausgeführt, zu einem eigentlichen Lebenssystem erhoben, zu einem grundlegenden Prinzip in seiner ganzen Weltanschauung. Er sagt, der Mensch brauche nur zu begreifen, daß der Zweck seines Lebens die Erfüllung von Gottes Gesetz ist, und dieses Gesetz wird allen menschlichen Gesetzen ihre Verbindlichkeit nehmen. Diese Befreiung erfolgt nach Tolstoi auch ohne Kampf, nur durch einen Wechsel in der Lebensauffassung, dadurch, daß der Christ das Gesetz der Liebe anerkennt, das ihm sein Lehrer verkündigt hat, daß er daher jede Gewaltthat für überflüssig und unrechtmäßig ansieht, daß er ferner alle Leiden, Entbehrungen

und Drohungen geduldig erträgt, ohne mit Gewalt dagegen anzukämpfen. Der Christ streitet mit niemand, greift niemand an und wendet gegen niemand Gewalt an. Im Gegenteil. Er trägt Gewalt mit Ergebung und befreit dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch die ganze Welt von jeder äußern Gewalt. So zerstört allmählich das Christentum, die neue Lebensauffassung vom Nichtwiderstand gegenüber dem Bösen, den modernen Staat; die Menschen richten ihre Kräfte nicht mehr auf Ueberflüssiges, sondern auf jene einzige geistige Macht, die der Urquell alles wahren Lebens ist. Gegenwärtig jedoch, sagt Tolstoi, ist die Lage der christlichen Menschheit mit ihren Festungen, Kanonen, Dynamitbomben, Gewehren, Torpedos, Gefängnissen, Galgen, Fabriken, Schlössern ꝛc. wirklich entsetzlich. Aber weder die Festungen, noch die Kanonen, noch die Gewehre schießen von selbst; die Gefängnisse schließen niemand von selbst ein, die Galgen hängen niemand selbst auf, und die Zollämter halten niemand an, die Schlösser und Fabriken bauen sich nicht von selbst auf. Das alles machen die Menschen. Wenn sie aber einmal begreifen werden, daß sie das nicht thun sollten, so wird auch nichts davon geschehen. Wenn sie den rechten Sinn des Lebens verstehen und darnach handeln, wenn jeder von uns in jenem Lichte lebt, das in uns ist, so wird auch das verheißene Reich Gottes anbrechen, nach welchem das Herz jedes Menschen sich sehnt.

Das in kurzen Zügen, in objektivem Referat ein Bild von der eigenartigen Weltanschauung des viel genannten Russen Leo Tolstoi. Manches wird uns darin sonderbar, fast bizarr vorkommen, weil es spezifisch russischen Erdgoût trägt. Doch im einzelnen wollen wir mit dem weit und tief, scharf und edel denkenden, großen Manne nicht rechten, insbesondere nicht darüber, was er hinsichtlich der kirchlichen Verhältnisse vorbringt, die anerkanntermaßen in Rußland derart sind, daß vom ursprünglichen Christentum wenig mehr zu erkennen ist. Daß Tolstoi ferner unsern gesellschaftlichen Organismus für krank und zerrüttet erklärt und von der modernen Hyperkultur nicht gerade eine hohe Meinung hat, dürfte ebenfalls bei Vielen wenig Widerspruch hervorrufen, fraglich hingegen dürfte sein, ob die von ihm verschriebenen Heilmittel den kranken Leib der Menschheit so ohne weiters wieder gesund zu machen imstande sind. Die Stärke Tolstois besteht überhaupt in der treffenden Analyse unserer Gesellschaftsübel, Tolstoi ist darin ein vorzüglicher Diagnostiker. Bei der Aufstellung seiner positiven Ideale läßt er aber außer Acht, daß das materielle Leben und die Formen, die dasselbe unter dem Einfluß des menschlichen Bewußtseins annimmt, einer langsamen Entwicklung unterworfen ist, daß folglich der Mensch nicht auf einmal und auch nicht allein durch seinen eigenen guten Willen sich von der Gewalt und dem Kapitalismus, der nach Tolstoi die Hauptursache alles Uebels ist, sich wird loslösen können. Ob auch überhaupt jemals eine Gesellschaftsform ohne Gesetze, Ordnungen und Obrigkeiten möglich sein wird, ist wenigstens uns mehr als zweifelhaft. Solange der Mensch aus Körper und Geist besteht, wird er auch ebensogut physische wie geistige Macht zur Erreichung seiner Ziele anwenden. In hohem Maße anerkennenswert jedoch ist in der originellen Welt- und Lebensanschauung Tolstois der tiefe, religiös-sittliche Ernst, mit dem er das ganze Menschenleben anfaßt und auffaßt, mit dem er die Ehe und die Familie, das ganze vielgestaltige Gemeinschaftsleben der Menschen durchdringen will. Da steht Tolstoi in leuchtender Größe vor uns, und ich glaube, wir dürfen es ihm danken, daß er mit solchem Nachdruck und solch feuriger Begeisterung eintritt für alles

Hohe, Edle und Göttliche, daß er auch im Gegensatz zum materialistischen Socialismus immer und immer wieder betont, daß die persönliche Moral der gesellschaftlichen Umwälzung vorangehen muß, daß, wenn nicht die Menschen besser werden, auch die äußern Daseinsverhältnisse sich nicht dauernd bessern werden. Und wer ist unter uns, der nicht mit Tolstoi hoffen würde, daß einmal doch noch die Zeit kommen werde, wo die furchtbare Geißel des Krieges mit all dem namenlosen Greuel und Elend aus der Welt verschwunden, die Spieße und Schwerter in Sicheln und Pflugscharen verwandelt sind?! Summa summarum sagen wir denn: Mag auch dies und jenes in Tolstois Welt- und Lebensanschauung einseitig und übertrieben, oder wieder zu idealistisch, utopistisch sein, mögen auch manche Kritiker, wie ein Dr. Wesendonk, eine Marie Hertzfeld u. a. über Tolstoi höhnen als von Mönchsmoral, modern religiösem Wahnsinn, von der neutheologischen Krankheit befallen, uns bleibt Tolstoi als Mensch und Christ, als Denker und Dichter nicht bloß eine interessante, sondern auch eine sympathische Erscheinung.

Im Lande des heiligen Patrik.

II.

Mit dem marathonischen Sieg vergleichen die Patrioten von Londonderry die glückliche Abwehr der irischen Belagerer, die der aus England verjagte König Jakob II. im Dezember 1688 gegen ihre Mauern führte. 105 Tage lang erwehrten sich die protestantischen Städter und Bauern der Angriffe, nicht erschüttert durch Hunger und Pest, bis von zwei Kauffahrern die Blokade durchbrochen wurde. Jedes Jahr wird der erste und der letzte Tag der Belagerung gefeiert. Die Stadtmauer wird wie ein Heiligtum gehütet. Auf der höchsten Bastion steht eine Säule, welche das prächtig gelungene Steinbild des Pfarrers Walker trägt. Die Bibel hält er in der Rechten, mit heftiger Geberde weist die Linke nach der Mündung des Foyle, von wo die Hilfe nahen muß. Als der verräterische Kommandant Lundy sich vor der Wut der Bürgerschaft zu den Feinden geflüchtet hatte, feuerte dieser Mann die Gläubigen zum Kampf und zur Hoffnung an, bis die schreckliche Gefahr vorüber war. Im Jahr 1689 fiel der streitbare Priester in der Schlacht am Boyne, wo der protestantische König Wilhelm von Oranien den Stuart endgiltig besiegte.

In der Kathedrale wird die Kanonenkugel aufbewahrt, in deren Höhlung die Aufforderung zur Uebergabe gesteckt hatte. Keine Uebergabe! antworteten die Belagerten, und die Parole der Protestanten von Derry ist heute noch: No surrender!

Es ist bekannt, daß im Norden der irischen Insel, in Ulster, die schottischen und englischen Protestanten nicht nur durch ihren Reichtum, sondern auch durch ihre Zahl dominieren. Hier sind die blühenden Fabrikstädte, hier wird mit rührendem Fleiß dem Erdboden abgerungen, was er leisten kann. Wo nicht ein Torfmoor menschlicher Betriebsamkeit ein Ziel steckt, da reiht sich ein Heimwesen ans andere. Fast möchte man hier und dort nach einem Vergleich mit einem Schweizerkanton suchen. Am Sonntag herrscht ein fröhlich bewegtes Leben. Scharen von Kindern grüßen den Eisenbahnzug mit Jauchzen

und mit Tücherschwenken. An den wichtigen Verbindungspunkten harrt eine laute, lustige Menschenmenge wie zu Olten oder Luzern.

Vergißt man die historischen Verhältnisse einen Moment, so fühlt man sich freudig eines Glaubens mit den Männern von Derry und drückt ihnen die Hand: Recht habt ihr! Ein marathonischer Sieg! Euere Väter fochten für menschliche Kultur, und ihr kämpfet weiter! Man grollt dem britischen Erzvater Gladstone, weil er bereit war, durch seine Homerule-Bill dieses wackere schöne Ulster einer national-irischen Majorität preiszugeben, und glaubt an die Behauptung derer, die den großen Schauspieler am besten zu kennen vorgaben: Gladstone habe selber nie an der Unausführbarkeit seines Projekts gezweifelt und das große Blendwerk nur in Szene gesetzt, um als Vorkämpfer der Freiheit, der Humanität grandios zu fallen. Freilich verstand sich kein Britte besser auf die Pose als Gladstone.

A. Balfour, der Irland selber musterhaft verwaltet und zu den jetzigen befriedigenden Zuständen viel beigetragen hat, scheint mir pädagogisch richtiger zu verfahren mit seiner Local Governement Bill, die den Kantonen das Recht der Selbstverwaltung verleiht, die höchste Aufsicht aber den Beamten der Krone läßt. Die irischen Politiker sind Kelten im schlimmsten Sinne des Worts, Maulhelden, die es auf momentanen persönlichen Erfolg abgesehen haben, und die sich gegenseitig so unablässig und niederträchtig befehden wie die Gaukönige in den Tagen nationaler Selbständigkeit. Irland hatte das Schicksal Polens verdient und verlor sein Erstgeburtsrecht an die Engländer. Wer sich die nationale Freiheit erhalten will, sollte auch nationale Tugend pflegen. Das südliche Irland hat den Uebergang vom ackerbauenden zum Industriestaat nicht mitgemacht. Darum ist es ein Jahrhundert lang Knecht und Bettler gewesen.

Wer Belfast, die typisch englische Fabrikstadt in allen Teilen gesehen hat, dürfte den Irländern des Südens fast Glück wünschen. In den Arbeiterquartieren starrt aus allen Thüren und glotzt aus allen Augen die stumpfe Brutalität des Proletariats. Es braucht irische Gleichgiltigkeit und Sorglosigkeit, um ein Dasein in solchen Fetzen, in solch empörender Unreinlichkeit zu ertragen. Die Rußfarbe auf den Gesichtern der endlosen Kolonnen von Dockarbeitern ist ehrlich gewonnen. Aber warum tragen Frauen und Kinder zu Hause, auf der Straße, auf der Eisenbahn dieselbe Schminke, als ob Wasser zu Belfast nur einmal im Jahre flöße? Da ist ein Arbeitsfeld für hundert Missionen. Die obern Zehntausend genießen die Segnungen der fortgeschrittensten Kultur, die untern Hunderttausende kennen vom Leben nur die harte Arbeit und die rohen Genüsse.

Eine freundliche Dame von Glasgow fragte mich in einem Londner Hotel, ob ich schon vom Pastor Bartolomeo X. von Florenz gehört habe. An der Missionskonferenz zu Glasgow habe er so nett von seinen Evangelisationserfolgen in der Lombardei erzählt. Hätte ich damals schon gesehen, was ich nachher sah, so wäre meine Antwort noch viel bitterer gewesen. Nicht Almosen, nicht Temperenzlokale, nicht Sonntagsschulen werden das Volk zu wahrer Menschlichkeit emporführen. Dieses Volk muß von den Elementen an erzogen werden. Warum sind hier die Armenhäuser und Gefänguisse so riesengroß und stattlich, die Schulhäuser so unansehnlich und klein?

Die Kirchen sind immer zahlreich und schön, protestantische und katholische, am imposantesten in den vorzugsweise katholischen Städten wie Drogheda oder Sligo. Im ersten Ort wollte ich gerne wissen, wie man trotz dem

Rückgang der Geschäfte, über den alle Welt klagte, die Mittel zu den zwei prachtvollen neuen Kirchen zusammengebracht habe. Man zuckte einfach die Achseln. In Sligo habe ich selber unwissentlich zu einem solchen Bau beigetragen. Ein Kind, das mir den Weg zum Belvoir-Hügel zeigte, bot mir einen Zettel zum Verkauf an, auf dem ich bloß die Worte „St. Paul of Vincent" las. Ich gab meinen Obolus, mehr als ein Kompliment; denn die Augen des Mädchens waren so schwarz wie ihre Hände. Nachher sah ich denselben Namen auf einem Plakat, das an eine Kirchthüre geheftet war. 500.000 Pence (Batzen), stand darunter, genügen, um diese Kirche fertig zu bauen.

Jede Stadt der Küste entlang hat ihren „Belvoir-Hügel", von dem einem nach winziger Anstrengung eine Fernsicht zuteil wird, die Götter entzücken müßte. Belfast hat seinen Cave Hill (Höhlenhügel). Da schweift das Auge dem segeltragenden Wasserlauf entlang bis ans blaue unendliche Meer. Am Rande gruppieren sich Wäldchen, Wiesen und Villenstädte. Draußen lagern kühn geformte Vorgebirge und strecken wie ruhende Löwen ihre Tatzen ins Meer hinaus. Am Horizont, über dem blauen Streif, erkennt man deutlich die Umrisse der schottischen Küste. Landeinwärts glänzt hinter sanft gewellten Hügeln der Spiegel des größten aller irischen Seen, des Lough Neagh. Die Gegend von Belfast ist durch hundert schwarze Rauchbänder verhängt, als stiegen von hundert Altären Rauchopfer zum Himmel.

Zwei Knaben hatten mir auf die steile Anhöhe das Geleite gegeben. Auf dem schönsten Punkt angelangt, sah ich einen Mann im Grase liegen, den ich anfangs als einen ideal angelegten Landstreicher betrachtete. Plötzlich kam er auf mich zu und redete mich wie einen lieben Bekannten an. Es war der Vater der Knaben. Sie hätten ihm schon erzählt, was ich ihnen gesagt. Er nannte mir Namen und Bedeutung der Türme, Schlösser, Ortschaften und Berge, beschrieb mir die schönen Ausflüge, die ich von Belfast unternehmen konnte. Wir verstanden uns gut. Schon hatte er sich eine Strecke weit entfernt, da kehrte er zu mir zurück und überreichte mir zwei Traktate: Nr. 1 Vor Gott mußt du erscheinen — wie? Nr. 2 Gericht oder Reue? Der Mann war ein schottischer Presbyterianer.

Aus Bern.

Arbeiterheim Tannenhof. Soeben ist der 9. Jahresbericht der Arbeiterkolonie auf dem großen Moos erschienen. Nach demselben besitzt die Kolonie 140 Jucharten kultivierten und abträglichen Landes. Seit der Gründung der Anstalt sind 689 Kolonisten ein- und 650 ausgetreten. Zu Anfang des Berichtjahres 1897 befanden sich 41 in der Anstalt, neu aufgenommen wurden 94, wovon 5 zweimal, der tägliche Durchschnittsbestand beträgt 30. Die Betriebsrechnung weist einen Ueberschuß von Fr. 121. 80 auf. Die Aktiven belaufen sich auf Fr. 105.480. 96, die Passiven auf Fr. 40.500. —. Das Reinvermögen betrug auf 31. Dezember 1897 Fr. 64.980. 96, was eine Vermehrung von Fr. 3660. 98 bedeutet. An freiwilligen Gaben wurden Fr. 1600 gesammelt, ein Freund der Anstalt bedachte dieselbe mit Fr. 2000. —. Vom Verwalter werden täglich Hausandachten gehalten, am Sonntag findet regelmäßig Gottesdienst statt, welcher abwechselnd von zwei benachbarten Geistlichen geleitet wird. Das Wirken der Anstalt ist ein stilles, segensreiches.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 34. Samstag, 20. August 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:

Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Was bringst du von der Reise heim?

Hoffentlich außer dem verbrauchten Geld so ziemlich alles, was du mitnahmst, Koffer und Kleider etwas beschädigt von den Strapazen, die Wäsche verbraucht und weniger sorgfältig verpackt als sie bei der Abreise war, manch Stück zerrissen. Und fehlt dir das eine oder andere Stück, so tröstest du dich mit den großen Geistern, die gern zerstreut und vergeßlich sind, z. B. mit dem Dichter Tasso, von welchem Goethe berichtet: „Immer fehlt es ihm an Geld, an Sorgsamkeit. Bald läßt er da ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie von einer Reise wieder, daß ihm nicht ein Dritteil seiner Sachen fehle."

Gewiß bringst du von deiner Reise Andenken heim, seltene Blumen von verschiedenen Alpen, Versteinerungen, eine Anzahl Skizzen und Karrikaturen, Berganſichten, Photographien, die du später nur ansehen darfst, um in lebendiger Erinnerung Natur und Menschen wieder zu haben, wieder zu genießen. Bewahre alles schön auf — eines Tages wird es dir gleichgültig. Aber die Menschen doch sicher nicht? Nicht die interessanten Tischgenossen und Reisebekanntschaften, mit denen du dich so innig befreundet hast? Die dir so vertraut wurden, als hättet ihr einander von Geburt an gekannt? Nein, die interessanten herrlichen Menschen bleiben dir für das ganze Leben, habt ihr doch feierlich gelobt einander zu schreiben, zu besuchen und nächstes Jahr am gleichen Ort wieder zu treffen, sicher und unfehlbar, die ewigen Sterne sind Zeugen. Und doch — nach einigen Briefen ist das nächste Jahr da, aber — leider — hat der Arzt etwas anderes befohlen, aus dem Wiedersehen wird nichts, es wär zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein — gewöhnliches Ende der Reisebekanntschaften — keine Häuser darauf zu bauen.

Soliderer Art wird schon sein, was du von den gemachten Kuren und Touren als Ertrag für deine Gesundheit heimbringst, gerötete Wangen, beförderte Verdauung, gelenkere Glieder, ein klareres Auge, neue Frische zum Tagwerk, und vor allem das Gefühl, es sei daheim auch nicht übel — von Ost und West daheim das Best'! Möge es lange anhalten, und keine Erinnerung an begangene Thorheit dich stören, kein Herzfehler dich mahnen, daß

du bei deiner Bejahrtheit und Korpulenz tausend Meter zu hoch gestiegen bist, möge keine Störung in den Eingeweiden den Trunk Gletscherwasser rächen, den du unbesonnen in den erhitzten Körper geschluckt. Kann man sich bei den Erholungen ja allerlei erholen, auch den Keim zu unheilbarer Krankheit, auch bittere Reue über gewagte, sinnlose Geschichten, ach Gott, auch jähen, schrecklichen Tod.

Höher noch wirst du anschlagen, was dich in deinem innern Leben bereicherte, deine Seele reinigte; wenn du weniger trübe, nervös, empfindlich, galligbitter bist als vorher, wenn du findest, es gehe dir eigentlich recht gut, nicht schlechter, sondern besser als du es verdienst, weil tausende uud abertausende die Ausspannung nötiger gehabt hätten als du, und eingespannt blieben im täglichen Sorgenwerk, während du dir konntest wohl sein lassen. Das ist Segen, wenn du heimkehrst mit dem Entschluß, künftig mehr nach der Sonnenseite zu sehen, bei widrigen Dingen guten Muts und ein zufriedener Kostgänger deines Gottes zu sein, ja wenn es sein muß, zu leiden ohne zu klagen. Das wird wohl der beste Gewinn deiner Ferien sein, daß du mit dem biedern, gemütvollen Schwaben sagen kannst:

> Oft auch auf Bergen sproßte mir im Geist
> Ein edleres Gefühl
> Und ein Entschluß, der nicht von der Erde,
> Und reich und froh trug ich heim
> In der Hand den duftenden Blumenstrauß,
> Aber im Busen den köstlichen Fund
> Himmlischer Gedanken.

Manchmal, selten zwar, fügt es sich auch, daß mit einer Reise ein ganzes Schicksal sich wendet; der Erzvater Jakob brachte von seiner Reise Viehherden, Frauen und Kinder heim, der aussätzige syrische Naeman eine reine Haut und im Herzen Israels Gott, Tobias eine Frau für sich, eine Augensalbe für den blinden Vater und einen ganzen Zug reichbeladener Kamele. Der jüdische Kämmerer aus Mohrenland kehrte heim mit dem Glauben an Christus, der sich für uns in den Tod gegeben, die Bibel hat eine Fülle der wundervollsten Reisegeschichten. Aber ihr größter Reisender war doch der Apostel Paulus, denn am Ende seiner Weltfahrten und Lebensreise schrieb er den Brief an die Philipper, der wie kein anderer seiner Briefe voll Freude und Dankbarkeit ist, voll auch von Bereitwilligkeit zum Abscheiden aus dieser Welt, weil er seines nichtigen Leibes müde und eines bessern ewigen Lebens in der Herrlichkeit Gottes gewiß war.

Wer das heimbringt von seiner Lebensreise, Freudigkeit zum Fortmachen, wenn es sein muß, und zum Abscheiden, wenn es sein muß, dem ist zu gratulieren, sonst niemandem.

Im Lande des heiligen Patrik.

III.

Seit uralten Zeiten erzählen die Fischerleute im Westen Irlands von einem glückseligen Eiland fern über dem Meer. O'Brasil hießen es die Kelten. Eine Augenweide ist das Meer, wenn der Himmel lächelt, und wenn die blauen

Wasser eingehegt sind von schön geformten Bergen. Der Küstensaum längs den weitvorspringenden Halbinseln oder tief eingeschnittenen Buchten des Westens ist nirgends ohne Reiz. Wer von Bundoran über die herrlich gerundete Bucht nach den Höhen von Donegal hinüberschaut, der träumt vom Genfersee, von Montreux und von den Savoyeralpen. Aber ein Land, das dem Menschen Glück verheißt, oder auch nur ein würdiges Dasein ermöglicht, kann nur in unsichtbarer Ferne nach Westen zu liegen. Landeinwärts zeigt sich in allen Bezirken dieselbe Armut. Nur an einigen geschützten Halden scheint sich die Bebauung des Bodens zu lohnen.

Stundenweit ist das ärmliche Weideland unterbrochen von braunem Torfmoor, für unsere Begriffe eine trostlose Einöde, für den Bewohner das nützlichste und ergiebigste Feld. Torf ist das einzige Brennmaterial. „Das sind alles prächtige Berge", sagte ein Bauer in Kerry, „famoser Torf bis an den Kopf hinauf. Die Grenzen der Farmen zu beiden Seiten treffen sich erst auf dem Rücken. Die Pächter müssen freilich für jeden Quadratfuß schweren Zins zahlen. Nicht einmal die Klippen an der Küste sind steuerfrei. Auch die werden von den Herren abgeteilt und verpachtet wegen des Seetangs, der Farbstoff enthält." Den meisten ist's zu toll geworden, und sie haben das gelobte Land jenseits des Ozean aufgesucht. Stolz sind die Zurückgebliebenen auf das Glück oder den Ruhm der Ausgewanderten. Den Sieg der amerikanischen Waffen betrachtet nicht nur der gemeine Bauer als einen Erfolg seiner irischen Brüder, die am zahlreichsten dem Sternenbanner gefolgt sind, auch der Volksvertreter im Parlament begründet damit die Kriegstüchtigkeit der irischen Nation.

Ein Geschenk hat die harte Mutter Natur ihrem Stiefkind, dem westlichen Irland, nicht versagen können, die Seen. Droben im wilden Connemara freilich helfen sie nur mit, den Wanderer traurig zu stimmen. Regen und Sturm scheint die notwendige Ergänzung des Bildes. Fern von menschlichen Behausungen wälzt da der See seine schwarzen Fluten gegen das felsige Ufer. Tiefe Einsamkeit ringsum. Kaum daß ein paar Möven in der Höhe kreischen oder ein großer Raubvogel mit schwerem Flügelschlag sich aus dem Schilf aufschwingt. Auch durch diese unfruchtbaren Hügelländer hat die Regierung Straßen bauen lassen, in den Hungerjahren, um der elenden Bevölkerung Verdienst zu geben. Eisenbahnen führen den Angler und Touristen an das entfernteste Vorgebirge und helfen dem Fischer, seine Ware rasch und frisch in die Städte zu liefern.

Von sanfter Schönheit ist der Lough Erne, eingerahmt von Wiesen und Wäldchen. Zwei Arme des Obersees umfangen die wundernette Garnisonsstadt Enniskillen, ein englisches Idyll. Die Sauberkeit der Häuser und der Straßen verrät den Ursprung und die Konfession der Bewohner. Die Stadt mutet den südwärts Wandernden an wie ein letzter Gruß des Protestantismus.

Das Symbol einer hoffnungslos dahinlebenden Nation ist Galway. Eine Stadt, die nicht leben und nicht sterben kann. Es gab eine Zeit, wo Galway einen blühenden Handel mit Spanien betrieb. Die Kaufherren liebten es, die Mauern ihrer Häuser nach spanischer Art mit gemeißelten Schildereien zu schmücken. Heute hat sich in einem dieser Patrizierhäuser ein Trödler eingenistet; dem zweiten fehlt das Dach, und durch die untern Fensterhöhlen schaut man in eine Wildnis von Nesseln; der Rest der Häuserzeile liegt in Trümmern. Die Warenhäuser am Hafen stehen leer. In dem anliegenden Fischerdorf entfaltet sich ein buntes, malerisches Elend. Auf Steinen und

Gebüschen trocknen vielfarbige Fetzen. Alte Männer sitzen feiernd auf umgestürzten Kähnen; die Jungen treiben ein erheiterndes Spiel mit Kupfermünzen. Wo einer arbeitet, da hat er zehn Zuschauer. Beurteilt man diese Leute nach dem Augenschein, so schwankt man zwischen den Gefühlen des Mitleids und der Verachtung. „Gewiß, viele wollen nicht arbeiten. Es ist ein faules Volk.“ So versicherte mir ein Handwerksmann, der in der hübschen Vorstadt Salthill mit mir an der Quaimauer stand und einer Truppe von österreichischen Musikanten zuhörte, die flott und sicher ihre lustigen Weisen spielten. „Die Jungen könnten auch etwas Rechtes lernen, wenn sie Lust hätten. In der ‚Industrial School‘ unterrichten die ‚Christlichen Brüder‘ Knaben in allen nützlichen Arbeiten und lehren sie jedes Handwerk umsonst. Bei den Nonnen können die Mädchen alle Hausarbeiten und mancherlei feine Sachen lernen. Sie erziehen auch die Waisenkinder. Die Regierung gibt ihnen für jedes Kind einen wöchentlichen Beitrag von 2½ Schilling.“ Die von Nonnen und Laienbrüdern geleiteten Institute sind in der That auffallend zahlreich, und immer thronen sie wie Paläste zwischen den niedrigen Hütten und Häuschen der kleinen Städte. Auch die Filialen von vier Banken der Provinz Ulster sind stets in ornamentalen Gebäuden eingerichtet, selbst da, wo der Fremde nicht begreifen kann, wie sich Geldgeschäfte können betreiben lassen.

Ein Betteljunge wurde von meinem ehrsamen Nachbar zur Rede gestellt. „Ich würde nicht betteln, wenn ich nicht hungrig wäre“, antwortete er. — „Was treibt denn dein Vater?“ — „Nichts; er steht in der Straße und wartet auf einen Job (eine gelegentliche Arbeit). Er ist zu faul zu arbeiten.“ — „Und die Mutter?“ — Sie sitzt an der Ecke; ist zu faul zu arbeiten.“ — „Warum gehst du nicht in die Handwerksschule zu den Brüdern. Sie nehmen jeden, der guten Leumund hat.“ — „Ich weiß nicht; der Vater mag nicht fragen.“

Wenn dem Bauer seine paar Aeckerlein Kartoffeln fehlen, so ist er dem Hunger preisgegeben. Kein Wunder, daß im Winter ganze Distrikte von der Regierung durch Notarbeiten müssen erhalten werden. Seit zwanzig Jahren haben sie keinen so trockenen Sommer gehabt wie dies Jahr. Ein Schimmer von Glück und Zufriedenheit scheint drum das ganze Land zu verklären. Sie plaudern gern und verständig, diese Leute der niedern Stände, und je mehr man sich mit ihnen unterhält, desto lieber gewinnt man sie. „Alles wird sich wieder machen, wenn wir nur erst unsern Partner los sind,“ so versicherten sie alle mit bedeutungsvollem Winken. Aber die Regierung läßt uns zuviel Steuern zahlen und deckt alle Gruben gleich zu, sobald man einen glücklichen Fund gemacht hat.“ Immer dieselbe fixe Idee. Sie wollen nicht glauben, daß die Goldminen von Wicklow thatsächlich erschöpft sind, und daß nicht der böse Wille der Regierung, sondern geringe Ausbeute und übermächtige Konkurrenz die Eigentümer der Kupfer- und Kohlenbergwerke veranlaßte, ihre Arbeit einzustellen. Ueber die verschrobenen Besitzverhältnisse selten ein Wort. Die von der Regierung bestellten Kommissionen haben die Pachtzinse so herabgemindert, daß diejenigen, die sich überhaupt noch um eine Pacht bewerben, in einem guten Jahr keinen Anlaß zur Klage haben. Die unzähligen Ruinen von Bauernheimstätten erzählen deutlich genug die Geschichte der letzten Dezennien. Bis in die entlegensten Bergthäler hinauf treffen wir Kasernen von Konstablern. Die Hüter der Ordnung bewegen sich mit der Sicherheit von Riesen unter einem Liliputanervolk. Ihre Gutmütigkeit und Höflichkeit stimmt den Fremden unfehlbar zu ihren Gunsten, und man wundert sich, wie

sie trotz den Neckereien der händelsüchtigen Müßiggänger in den Städten ihre olympische Ruhe bewahren können.

An den Seen von Killarney wartet des Reisemüden eine Ueberraschung, als hätten ihn über Nacht Feenhände in ein fremdes, glücklicheres Land getragen. Da grünt's und blüht's wie bei Vitznau und Lugano. Die Ufer und die Eilande prangen mit einer Vegetation, die durch ihre Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit entzückt und zugleich durch Ehrwürdigkeit andächtig stimmt. Die gewaltigsten dieser Bäume sind vor vielen Jahrhunderten von fleißigen Mönchen gepflanzt worden und breiten jetzt noch schützend ihre Aeste über zerfallendes Gemäuer. Nicht nur Eichen, Eschen, Linden wachsen da zu nie gesehener Höhe; den Wegen entlang wuchern hunderte von Lorbeergebüschen; die Stämme von Eiben und Stechpalmen wetteifern an Mächtigkeit mit denen der Eichen und Buchen. Mit dem Alter sind die Stechpalmen friedlich geworden; ihre Blätter verloren die Stacheln und ahmen die Form des Lorbeers nach. Ueber dem See ragen felsige Bergkuppen empor, die ganz den Charakter unserer Voralpen tragen. All diese Herrlichkeit ist das Eigentum von drei englischen Baronen. Die Irländer erscheinen nur als Diener, Kutscher und auf den Bergpfaden als aufdringliche Führer und Wegelagerer. Am Samstag strömen in dieser Oase Legionen von Touristen zusammen aus Dublin, London, Liverpool, Glasgow. Wer unter einer lachenden Schar in der Barke sitzt, vergißt die Unfreiheit der Eingebornen. Und wenn der bestellte Cornetbläser altbekannte irische Melodien gegen die Felsen schmettert, um das Echo zu rufen, so verweben sich die wechselnden Szenen mit Bildern aus glücklichen Jugendtagen, da wir dieselben Weisen mit fremden Worten singen lernten.

Pfarrwahl und Pfarreinsatz in einer Berggemeinde.

Auf der südlichen Abdachung des Längenberges, der als Fortsetzung des Gurten betrachtet werden kann, liegt, vier Stunden von Bern entfernt und 950 Meter über Meer, das kleine Pfarrdorf einer ausgedehnten Berggemeinde mit prächtiger Fernsicht. Südlich vom Dorfe ist ein tiefes Thälchen, durch welches die langgestreckte Straße wie ein Silberband sich dahinzieht. Höher schaut das Auge das herrliche Grün der Matten und Tannenwälder, nach Westen das amphitheatralisch aufsteigende Guggisberggeländ mit dem Guggershorn; im Süden erhebt sich ganz in der Nähe der Gurnigel, darüber die Stockhornkette mit den westlichen Ausläufern Neunenen, Gantrisch, Bürglen, Ochsen; im Osten steigen die Großen, die Berner Alpen vom Sustenhorn bis zur Blümlisalp trotzig empor und über die Berner Alpenwand winkt das Aletschhorn herüber. Zu den Füßen der Gebirgsstöcke erblicken wir den blauen Thunersee mit Stadt und Schloß Thun und dicht daneben den Niesen und die Emmenthaler Berge. Steigen wir auf die eine Viertelstunde über dem Dorfe gelegene Egg hinauf, so findet die Rundsicht nach Norden ihren Abschluß an der Wand des blauen Jura mit dem Silbenstreifen des Neuenburger- und Bielersees. Die dem hl. Martin geweihte, uralte Kirche, deren Gründung die Sage der Königin Bertha zuschreibt, liegt im Dorfe selbst, während das Pfarrhaus etwas südlich davon auf den Mauern des ehemaligen, auf einem Bergvorsprung, der nach drei Seiten steil abfällt, gelegenen Klosters aufgebaut ist.

In der Nähe des Pfarrhauses steht ein hohes, altertümliches Gebäude als Ueberrest der alten Klosterkirche.

Die Gemeinde hatte jüngst eine Pfarrwahl zu treffen. Allgemein war man der Ansicht, es sollte der junge Pfarrverweser, welcher fast 9 Monate lang sein Amt zu jedermanns Zufriedenheit verwaltet hatte, gewählt werden. Aber einige benachbarte Pfarrer, denen sich ein früherer Inhaber der Stelle beigesellte, erinnerten sich plötzlich, daß der Kandidat Reformer sei und stellten ihm einen Gegenkandidaten positiver Richtung entgegen, und nun wiederholte sich die alte Geschichte: ein Sturmlaufen von Haus zu Haus mit Briefen aus Bern gegen den „ungläubigen" Reformer. Friedliche Bürger sahen sich deshalb gezwungen, in den Kampf zu ziehen und sich für ihre Ueberzeugung zur Wehr zu setzen. Der geachtete und beliebte Gemeindspräsident, ein intelligenter Mann in den Sechzigern, verteidigte die Reform in einer Rede, die einem Theologen Ehre gemacht hätte. Den Vorwurf des Unglaubens wies er für sich und seine Gesinnungsgenossen mit Entschiedenheit zurück. Er fragte: „Was war Christus nach der Darstellung des Evangeliums eigentlich anders als ein Reformer?" Er wies hin auf das Werk der Reformation und fragte abermals: „Was waren Luther, Zwingli, Calvin anders als Reformer?" Darum möchten die Wähler sich durch diesen Namen nicht schrecken lassen, sondern im Gedanken an das, was der junge Geistliche bisher gelehrt und wie er gewirkt, kräftig zu ihm stehen. Hatte der erwähnte frühere Inhaber der Stelle einen positiven Vermittler empfohlen, weil nur ein solcher „allen etwas bieten" könne, so blieb ihm das Urteil nicht erspart, daß er zu denjenigen gehöre, welche Religion und Theologie nicht zu unterscheiden vermögen, und daß der junge Reformpfarrer vom religiösen Standpunkt aus positiver sei, als einst der Vermittler. Der freisinnige Kandidat wurde gewählt.

Ein wunderschöner Sonntagsmorgen war über dem Bergdorfe aufgegangen, als die Glocken zur Installationsfeier riefen. Die hübsch dekorierte, geräumige Kirche war völlig besetzt, und zwei Gesangvereine verschönerten die Feier. Der installierende Prediger sprach auf Grund von Epheser 4, 3—6 über die Einigkeit im Geiste, ihren Grund, ihr Ziel und ihre Bewährung, indem er zeigte, wie man auch bei verschiedenen religiösen Anschaunngen den Frieden wahren und in Eintracht zusammenwirken könne. Nach der Uebergabe der Wahlurkunde durch den Regierungsstatthalter sprach der Präsident des Kirchgemeinderats, ein Lehrer, goldene Worte über die große und schwere Aufgabe, die dem neuen Pfarrer in der ausgedehnten Gemeinde warte. Es sei in der Gemeinde noch ziemlich viel rohes Wesen, Aberglauben, leibliche und geistige Not. Was die Gemeinde bedürfe, sei Christentum, l e b e n d i g e s Christentum. Wenn der Pfarrer dasselbe verkündige auf und unter der Kanzel; wenn er es hintrage an die Stätten der Not, an das Kranken- und Sterbebett, und wenn er von diesem lebendigmachenden Christentum zeuge an der offenen Gruft, dann sei seine Aufgabe nicht nur eine große und schwere, sondern auch eine schöne und dankbare, und er dürfe überzeugt sein, daß weitaus der größte und beste Teil der Gemeinde, wie auch die Behörden, ihn jederzeit kräftig unterstützen werden. Mit dem Dank für die ihm bereits zuteil gewordenen mannigfachen Beweise der Liebe und Freundschaft bekannte sich der neue Pfarrer als Verkündiger des lebendigen, freien Christentums, dessen Ziele er in Kürze darlegte. Wenn es aber auch seine Wahrhaftigkeit verlange, zu seiner Ueberzeugung zu stehen, so werde er diese doch immer mit aller Schonung Andersdenkender zum Ausdruck bringen, indem er die Inschrift

auf einen verdienten schweizerischen Staatsmann zum Wahlspruch nehmen möchte:

„Was du als wahr erkannt, verkünd' es ohne Zagen,
„Nur trachte, Wahrheit stets mit mildem Wort zu sagen".

Im zweiten Teil der Feier ergriff auch der Gemeindspräsident, der laut Pfarrarchiv schon mit manchem Pfarrer schriftlich und mündlich über die höchsten Fragen diskutiert und sich als Philosophen im Gewande des Landmannes erwiesen hatte, das Wort, indem er betonte, daß es ohne Kampf bei den Pfarrwahlen nicht abgehen könne, indem alter und neuer Glaube in den Gemeinden nebeneinander seien. Nun aber, nachdem die Schlacht geschlagen, möchte wieder Friede herrschen in der Gemeinde, von Dan bis Berseba, und der Wahlspruch des alten Kirchenvaters zur Geltung kommen: „Im notwendigen Einheit, im zweifelhaften Freiheit, in allem die Liebe." Es nahmen an der Hauptfeier und am gemütlichen Akt auch die bei der Wahl unterlegenen Gemeindegenossen teil, und es zeigte sich deutlich, daß der Kampf von außen in die Gemeinde hineingetragen worden war. Fast möchte ich sagen, es wäre schade gewesen, wenn er nicht heraufbeschworen worden wäre. Der neue Pfarrer besitzt Wissen, Geschick und Takt genug, um sein Amt zum Segen der ganzen Gemeinde zu verwalten. Möge sie unter seiner Leitung blühen und gedeihen und die Einsicht dort oben nicht weniger gut sein als die Aussicht, die man in jener Höhe genießt.

Ein Brief Bismarcks an seinen Schwager Oskar von Arnim.*

Reinfeld, am 16. August 1861.

Soeben erhalte ich die Nachricht von dem schrecklichen Unglück, welches Dich und Malwine betroffen hat. Mein erster Gedanke war, sogleich zu Euch zu kommen, aber ich überschätzte damit meine Kräfte. Die Kur hat mich angegriffen: und der Gedanke, sie plötzlich abzubrechen, fand so entschiedenen Widerspruch, daß ich mich entschlossen habe, Johanna allein reisen zu lassen. Ein solcher Schlag geht über den Bereich menschlicher Tröstung hinaus, und doch ist es ein natürliches Verlangen, denen, die man liebt, im Schmerz nahe zu sein und mit ihnen gemeinschaftlich zu klagen. Es ist das einzige, was wir vermögen. Ein schwereres Leid konnte Dich nicht wohl treffen; ein so liebenswürdiges und freudig gedeihendes Kind auf solche Weise zu verlieren und mit ihm alle Hoffnungen zu begraben, die die Freude Deiner alten Tage werden sollten, darüber wird die Trauer nicht von Dir weichen, solange Du auf dieser Erde lebst. Das fühle ich Dir nach mit tiefem schmerzlichem Anteil. Wir sind in Gottes gewaltiger Hand ratlos und hilflos, soweit er selbst uns nicht helfen will, und können nichts thun, als uns in Demut unter seine Schickung beugen. Er kann uns alles nehmen, was er gab, und uns völlig vereinsamen lassen, und unsre Trauer darüber würde um so bitterer sein, je mehr wir sie in Hader und Auflehnen gegen das allmächtige Walten ausarten

* Ich zitierte die Worte Bismarcks aus dem Gedächtnis — hier ist der betreffende Brief. A.

lassen. Mische Deinen gerechten Schmerz nicht mit Bitterkeit und Murren, sondern vergegenwärtige Dir, daß Dir ein Sohn und eine Tochter bleibt, und daß Du mit ihnen, und selbst in dem Gefühl, ein geliebtes Kind fünfzehn Jahre lang besessen zu haben, Dich als gesegnet betrachten mußt im Vergleich mit den vielen, welche Kinder niemals gehabt und Elternfreuden nicht gekannt haben. Ich will Dir nicht mit schwachen Trostgründen lästig werden, sondern Dir nur in diesen Zeilen sagen, wie ich als Freund und Bruder Dein Leid wie mein eignes fühle und bis ins innerste davon ergriffen bin. Wie verschwinden alle kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten, welche unser Leben täglich geleiten, neben dem ehernen Auftreten wahren Unglücks, und ich empfinde wie ebensoviel Vorwürfe die Erinnerungen an alle Klagen und begehrlichen Wünsche, über welche ich so oft vergessen habe, wie viel Segen Gott uns gibt, und wie viel Gefahr uns umringt, ohne zu treffen. Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden. Noch zwanzig oder dreißig Jahre im glücklichsten Falle, und wir beide sind über die Sorgen dieses Lebens hinaus, und unsre Kinder sind an unserm jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre; erinnerst Du Dich noch dieser Worte eines Stolpmünder Reisegefährten? Der Gedanke, daß der Tod der Uebergang zu einem andern Leben ist, wird Deinen Schmerz freilich wenig lindern, denn Du könntest glauben, daß Dein geliebter Sohn Dir die Zeit hindurch, die Du auf dieser Erde noch lebst, ein treuer und lieber Begleiter sein und Dein Andenken hier in Segen fortpflanzen werde. Der Kreis derer, die wir lieben, verengt sich und erhält keinen Zuwachs, bis wir Enkel haben.

Man schließt in unsern Jahren keine neuen Verbindungen mehr, die uns die absterbenden ersetzen könnten. Laß uns darum umso enger in Liebe zusammenhalten, bis auch uns der Tod von einander trennt, wie jetzt Deinen Sohn von uns. Wer weiß, wie bald! Willst Du nicht mit Malle nach Stolpmünde kommen, still mit uns einige Wochen oder Tage leben? Jedenfalls komme ich in drei bis vier Wochen zu Dir nach Kröchlendorf oder wo Du sonst bist. Meine geliebte Malle grüße ich von Herzen; möge Gott ihr, wie Dir, Kraft verleihen zum Tragen und geduldiger Ergebung!

Einundzwanzigster Jahrgang. № 35. Samstag, 27. August 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

„Nur keine Todsünde!“

Das Alpendorf Zermatt liegt scheinbar am Ende der Welt. Die Bergungetüme umstehen es so trotzig, wie weidende Stiere ein Mäuschen, das ängstlich zu ihren plumpen Füßen einen Ausweg sucht. Wer von den schwarzen Walliserhütten und den weißen Welthotels aufschaut zu den schreckhaften Wänden des Matterhorns und dazu das Donnern des Bergstroms und das Gesumm aller Weltsprachen im Ohre hat, dem wird zu Mute, als stände er unten am Turm zu Babel, vor dem Aufbruch der Völker. Zu den Merkwürdigkeiten von Zermatt gehören auch die stillen Friedhöfe, in die neben einheimischen Bauern und Bäuerinnen auch die Leichen derer gebettet liegen, die im Ansturm auf die Bergfestungen links und rechts gefallen sind. Man meint in der Nähe eines Schlachtfeldes zu sein. Da liegen sie, wie Offiziere und Soldaten nebeneinander, tapfere Führer und kühne Forscher, tollkühne Jünglinge und unternehmende Männer, denen kein Fels zu hoch, kein Abgrund zu tief, kein Bergeis zu glatt gewesen war. Die einen haben die Spuren der andern gesucht, und wo diese das Opfer geworden waren der zürnenden Berggeister, da haben jene das Panner ins Eis gesteckt, um aufs Neue die Schlacht zu eröffnen gegen den grausigen Berg, bis ihm abermals die Geduld ausging. —

Auf einem solchen Friedhof stand ich vor ein paar Jahren und sah dort etwas, über das ich mich nicht minder wundern mußte, wie über die Gräber der Abgestürzten. Es stand dort ein großes, schwarzes Kreuz und darauf in weithin lesbaren Lettern geschrieben das Wort: „Nur keine Todsünde!“ — Was sollte das Wort an solcher Stätte? Wollte es die Kühnheit derer nochmals verdammen, die auf hohen Felszinnen Gott versucht, und ihr Wagnis schon bezahlt hatten mit eingeschlagenen Köpfen und blutigen Gliedern? Wollte es eine Strafpredigt halten jener haute volée, die alljährlich samt ihrem Geld und ihren edlen und unedlen Passionen angefahren und angeritten kam über Brücken und Stege der zürnenden, zischenden Visp? Oder war es ein Mahnruf an die Landeskinder, auf der Hut zu sein vor dem Gelde, das all-

sömmerlich aus tausend weißen, seinen Händen in die schwieligen Finger und die ledernen Beutel der Walliser rollt?

Ich konnte es nicht ergründen, aber ich wurde ärgerlich über die katholische Unterscheidung von „Todsünden" und „läßlichen" Sünden. Was soll diese Unterscheidung zwischen großen und kleinen Sünden, zwischen Fehlern, die der Mensch aus eigener Kraft überwindet, wenn er nach den Ordnungen der Kirche lebt, und Fehlern, aus deren Bann ihn nur die allmächtige Mutter, die Kirche, nach abgelegter Beichte lösen kann? Wer hat ein Recht, die eine Sünde eine läßliche und die andere eine Todsünde zu nennen? Wo ist die Grenze? Wer sieht ins Menschenherz hinein, also daß er einen Fehltritt nach Entstehung und Tragweite, ganz aus des Menschen Eigenart heraus begreift? Wer mag ermessen den heillosen Schaden, der der christlichen Moral erwächst durch eine solche Rubrizierung der Sünden, über deren eine man ruhig zur Tagesordnung schreitet, und über deren andere man den Kopf hängt, wie ein Deliquent, über dessen Haupt das Schwert hängt? Nein, eine solche Unterscheidung ist nicht vom Guten und noch viel weniger gut ist die Abschreckungstheorie, die sich erlaubt, das Kreuz zum Popanz zu machen vor den Augen von Menschen, denen das Wort Sünde nicht mehr imponiert, wenn man nicht den Totenkopf daneben zeichnet?

Ueber solchen Gedanken ward ich stolz ein freier Protestant zu sein? Aber seither bin ich oft demütig geworden, wenn ich mitten unter Protestanten jenes Kreuzes von Zermatt gedachte. Es sind nicht alle frei, die über die Ketten katholischer Glaubenssätze spotten! — Wenn ich gelegentlich Eltern und Erzieher treffe, die ihre Sprößlinge gröblich sich verfehlen sehen gegen Sitte und Anstand, und doch ein Auge zudrücken, als wollten sie sagen: „Eine Todsünde ist's nicht"! Im Handumdrehen aber haben sie den rohesten Elternzorn in Fingern und Fäusten, sobald ihr Liebling etwas thut, was sie eine „gravierende" Sünde nennen und was sie, samt den Jungen nach außen kompromittieren kann! Wenn ich solches sehe oder höre, dann denk' ich ans Zermatter Kreuz! —

So ich dann und wann einmal der Selbstgerechtigkeit begegne, und höre durch ihre fromm sein wollenden Redensarten hindurch doch immer nur tönen: „Ich bin auf alles gefaßt, denn ich bin niemandem schuldig, ich habe in Zucht und Ehren gelebt und mit keinem Gerichte Bekanntschaft gemacht. Man kann mir keine Schlechtigkeit nachreden, und wenn ich auch meine Schwächen an mir getragen, so hab ich doch dies und das getan, von dem man reden wird — —" dann denk ich ans Zermatter Kreuz! —

Wenn ich mir sage, daß es Leute gibt, deren Predigtweise nichts als ein stetes, unkeusches Stürmen gegen Sünde und Unflat in der gemeinen Welt, wenn ich sie reden höre von der Sünde wie vom täglichen Brot, oder ich erfahre, daß sie ihre Rede- oder Schreibkunst dazu verwerten, das Laster in möglichster Scheußlichkeit vor Augen der Menschen zu führen, damit ja der kirchliche Philister vergnüglich zuhöre im Gedanken, selber kein Todsünder zu sein, wie diese oder jene da, — dann denke ich ans Zermatter Kreuz und gebe dem feinen Theologen Watson Recht, der geschrieben hat: Auffallend ist es, daß Jesus verhältnismäßig selten ein Wort über die Sünde gebraucht zu haben scheint. Er hat dadurch umso tiefer gewirkt . . . ." definiere die Sünde mit der allergrößten Genauigkeit, und man wird sie leugnen. Sei still, als ob du von der Sünde überhaupt noch nicht gehört hättest, und man wird sie bekennen! . . . ."

Zeigt man mir aber erst Leute, die in Handel und Verkehr gerne fünf gerade sein lassen, die ängstlich besorgt sind, mit ihrem Wucher und ihren Spekulationen noch ungeschlagen um die Ecke zu kommen, die dann aber dafür am Sonntag in der Kirche helfen Gott anzustöhnen mit dem Sündenbekenntnis der Gemeinde oder ihn anzusingen mit Jubelhymnen, glücklich das Brandmal der Todsünde nicht an der Stirne und dafür Vergebung für ihre „kleinen“ Gebrechen als „gläubige“ Leute in sicherem Besitz zu haben — dann denk' ich ans Zermatter Kreuz!

Zum Schlusse möchte ich aber Jeden, der einmal nach Zermatt kommt und jenes Kreuz ansieht, bitten, dabei nicht nur an Katholiken und fehlerhafte Protestanten, sondern am liebsten an sich selbst zu denken! Im Rubrizieren der Sünde klebt uns allen noch gut katholisches Wesen an, und ich müßte mich täuschen, wenn nicht jeder, der diese Zeilen liest, schon sich selber darüber ertappt hätte, daß er über dunkle Linien und Flecken seines Herzens und Lebens verhältnismäßig recht ruhig blieb, als wäre nichts geschehen. Die Welt hat's nicht geseh'n. Das eigene Herz hat's entschuldigt und beschönigt auf alle Weise. Es klang über alles hin, wie das fatale Wort: Eine Todsünde wars ja nicht — du bist salviert! Schweig still, o Herz! —

Weißt du, was Luther davon hielt, als ihm einst in seinem Sündenelend der Ordensgeneral Johann von Staupiz zusprach: „Du willst mit Gewalt ein Sünder sein und hast doch keine rechte Sünde. Soll Christus dir helfen, so mußt du nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen und aus jedem Gedanken gleich eine Sünde machen!“ Luther achtete diesen Mann hoch, aber sein Trost schlug nicht an. Das Herz des Augustinermönch war trotz der weißen Kutte schon viel zu protestantisch geworden. Er ruhte nicht, bis er im Glauben an Christus die Einsicht gefunden hatte: Jede Sünde ist ein Unrecht gegen Gott, aber keine ist so groß, daß nicht die Liebe Gottes dem reumütigen Kinde sie vergeben könnte! Den Frieden aber fand er nicht in den Schreckmitteln der Kirche und nicht in der Absolution der Priester, sondern einzig und allein im Glauben und in der neuerwachten Liebe zu Gott und zu allem Guten. Dieser Mann war ein Protestant; — auch du kannst einer sein!

Eine Plauderei über das Passionsspiel in Selzach.

Zur großen Verwunderung war's am 13. Juli wieder einmal schön. Die Wetterpropheten hatten sich getäuscht. Allein sie können sich immer aus der Blamage helfen, hat der Falb nicht recht, so trifft's der Antifalb in Wien, und wenn diese Fiasko machen, so steht bewundert der Trimbacher Wolkenschieber und Tierbändiger da, der hohnlächelnd die Prophezeihungen der deutschen Seewarte und die Billwyler'schen stereotypen „bewölkt, regnerisch, gewitterhaft“, ebenso wie die wenigstens dieses Jahr oft so lügnerischen Angaben des Barometers mit seinem Wissen übertrumpft. Kurz, es war schön draußen, weit drüben leuchteten im weißen Festgewande die Berge, rings im Grase sangen die Mücken ihr Sonntagslied. Denn es war Sonntag heute für mich. Es kommt ja nur darauf an, wie man gestimmt ist, ob sonntäglich oder werktäglich, ob unter dem Werkgewand ein festliches Herz schlägt oder nicht. Die Vögel singen ihr gleiches Lied, die Blumen zeigen ihre gleichen Farben, die Berge haben ewigen Schnee, aber das Herz, das schaudert manch-

mal bei Sonnenschein. Heute war drinnen und draußen Sonnenschein. — In Schönenwerd haben wir noch Zeit, wir hören das Rasseln der Maschinen, das Klopfen der Hämmer, ja ja, die beiden Schönenwerder Schuhmacher haben es weit gebracht. Olten — alles aussteigen! Nur etwa 50 Personen warten auf den Zug nach Solothurn, die vermutlich Selzach besuchen wollen, nun — wenn das alles ist von der Seite, wenn nicht mehr kommen von Biel her, dann adieu Schauspielhaus, o weh ihr Schauspieler, dann könnt ihr vor vielen leeren Bänken reden, ihr seid nicht allein, es geht andern Leuten auch so, dann hat euer vielbesprochenes Spiel die Anziehungskraft verloren. Nun, Mitleid habe ich nicht mit euch, warum wollt ihr den Oberammergauern ins Handwerk pfuschen, ihr seid Fabrikarbeiter, aufgeklärte Köpfe, ihr habt die Rechnung ohne den Wirt gemacht! Was meint ihr eigentlich? Jene spielen seit 1640, dort leben die Leute in ihren Rollen, ihr habt ein kleines Theater, eine kleine Bühne, die Eisenbahn fährt durchs Dorf, die kommen, die bringt mühelos das neue Verkehrsmittel zu euch, sie sind nicht vorbereitet, nun ist's wahrscheinlich den meisten verleidet, sie haben anderes zu thun, Arbeit, Geschäft, Wein, Bier, das ist besser in diesen Tagen als euer Theaterspielen, wozu euch ein verschrobener Kopf getrieben hat. — Mit solchen Gedanken fahre ich s'Gäu hinauf, halb mich schämend, von irgend einem Bekannten auf dem Wege nach Selzach angetroffen zu werden. Allein es kommt anders, in Wangen, in Solothurn stehen hunderte von Menschen, Männlein, Weiblein, alles will zum Passionsspiel. Auf den Straßen wandern ganze Karawanen, groß und klein in Staub und Hitze, auf beflaggtem Wagen jubiliert und singt die Schuljugend, die auch nach Selzach muß. Soeben hat ein Zug von Biel ein ordentliches Aufgebot gebracht. In den Straßen Selzachs wogt's wie nicht einmal an der Zeil in Frankfurt oder unter den Linden Berlins. Vor fast jedem zweiten Hause stehen Tische und Bänke, frisches Bier und was einem gerade gefällt, ist zu haben. Aha! ist das am Ende die Hauptsache, es gibt Geld und Verdienst ins Dorf?

Um 11 Uhr soll die Vorstellung beginnen, ich suche meinen Platz und schaue mir die zusammengewürfelte Gesellschaft an. Es mögen wohl 12—1500 Menschen gewesen sein. Alle Klassen sind vertreten, Privatiers, Geschäftsleute, Bauern, Handwerker, Gecken. Vor mir sitzt lärmend, hemdärmlig die Hoffnung des Landes; der Nachwuchs, dort schaut grimmig ein dicker, runder Abbé drein, von rechts her verpestet ein Parfum die Luft, eine übergegangene Schöne hat der Nachbarschaft das Leid angethan. Wahrscheinlich soll der scharfe Tabak die Heuchler und Barbaren von ihr abhalten, wie Schwefel und Feuer, weil sie keiner gewollt. Links hinter mir hat der Kanton Bern Platz gefunden, verkörpert in einem Frauenverein, wohl 50 bis 60 Bernerinnen, alle in ihrer Tracht und in allen Altersstufen. Dort ißt ein recht biederer Philister sein „Znüni“, da kämmt ein alter Kadett sein goldenes Haar und seinen Bart. Die Nase glänzt, der Kopf ist ihm so ziemlich über die Haare gewachsen, darum sucht er noch zu retten, was möglich ist, er hält seine Locken und streichelt sie mit seinen gepflegten Händen. Der Mann soll Meier heißen, offenbar einer der besten der großen Familie, er habe Geld im Vorrat und alles läßt darauf schließen. Monocle, Fingernägel wie Maulwurfskrallen und Lackschuhe mit chinesischen Schnäbeln. O! du verrückte Welt! Was tragen wohl diese Menschen heim von der Passion?

Die Musik beginnt. Der eine, erste Vorhang hebt sich, und ein Jüngling im seidenen Gewande begrüßt Selzachs Gäste nnd sagt uns in wenigen

Worten, was für ein Bild, was für eine Szene aus dem alten Testamente gezeigt werden soll. Dann tritt er zurück, und es erscheint vor uns Bild um Bild. Mit einem Schlage ist eine wunderbare Vegetation hingezaubert, reich ist alles, märchenhaft. Dann folgen Adam und Eva, die Vertreibung aus dem Paradies, dann der Brudermord. Kain erschlägt den Bruder Abel. Nun flieht er mit der Keule den Ort, mein Bruder, was geht mich der an, soll ich meines Bruders Hüter sein? Heutzutage ist's mit diesem Morde nicht mehr so gefährlich, man braucht keine Keule mehr. Konkurrenz, das ist der Mord, es ist ja nur Konkurrenz, die ist erlaubt, was will man mehr? O Reklamen, o ihr Stärkern, ihr Sieger, wie vielen habt ihr s'Brot genommen, sie können nichts verdienen, Mangel und Not ist schon lange in die Stube gezogen. „Weit unter dem Preis", „fabelhaft billig" verkauft ihr euere Sachen, bringt ihr die Produkte auf den Markt, so billig, daß der, der sie geschaffen, hungern muß. Und ihr, das Kapital stand euch zur Verfügung, die Maschine arbeitet schnell und billig, aber in seiner Werkstatt wartet der Meister, wer kommt zu ihm? niemand, er ist zu teuer, zu langsam. Es ist nicht Brudermord, es ist Konkurrenz, die Keule ist zur Maschine geworden. So mancher geht heute noch den Weg von Jerusalem nach Jericho und fällt unter die Räuber, moderne Raubritter, mit Glacehandschuhen und goldenen Ketten, wohl kommt der barmherzige Samariter den Weg, aber die heutige Zeit weiß, daß damit nicht geholfen ist, mit dem Verbinden der Wunden, nein, sagt sie, fort mit den Räubern, die am Wege lauern, wir wollen freien Weg, dann ist auch die noch meistens erniedrigende, sogenannte freiwillige Wohlthätigkeit abgeschafft. Wie falsch haben die Menschen doch das Wort Christi verstanden, die rechte Hand soll nicht wissen, was die linke thut. Die rechte schlägt Wunden, die linke hält dann und wann den Beutel hoch mit den Silberlingen, seht, sie gibt, das ist eine gute, freigebige Hand. Aber, wie wird's anders? wann wird's anders? wie mancher wird noch unterliegen müssen! wer kann helfen? das muß einer sein, größer als Buddha, als Luther, als Pestalozzi, ein Wissen und Lieben muß er haben riesengroß, ein Herz voll Wärme, aber auch wieder einen Mut ohne Furcht vor dem eigenen Untergang. Ja, du mußt deines Bruders Hüter sein.

Doch, wohin komme ich, bin ich ein Träumer; da reißt mich neue Musik, neuer Gesang aus meinem Sinnen. Siehst du den Joseph, den die Brüder verkaufen? wie gierig schauen sie auf das Geld, das ihnen herausgezählt wird. Nicht wahr, es ist, als ob's gerade jetzt dort unten im fernen Lande gescheh'n, leibhaft stehen die Männer vor dir. Aber, wie nun? wollen wir nicht hinauf auf die Bühne? wir wollen spielen, Geschichten erzählen, dann können diese Israeliten zuschauen. Ha! ein ähnliches Bild, zwar nicht so farbenreich, aber dafür ebenso wahr. Seht da den armen, gebückten Mann, müde, verscheucht, und nebenan zählen sie das Geld, das sie für ihn und durch ihn erhalten haben, nun ist er alt, nun fort, der Moor hat seine Pflicht gethan, der Moor kann gehen. Und sieh, wie's heiter ist vom elektrischen Licht, das zündet in deine Hände, in dein Gesicht, das zündet auf deine Schuhe, auf dein weißes Hemd, zündet's auch in dein Herz, wer du sein magst? auch das gehört zur Passion, zum Leid in der Welt, und du verstehst, was sie da oben gespielt, sie haben nur bunte Gewänder an.

Das neunte Bild versetzt uns an den Nil, die Königstochter findet das Kind im Schilfe, das die Mutter ausgesetzt. Fein und zierlich hält es seine Hände ihr entgegen, als ob es nur auf sie gewartet hätte, als ob es sagen

wollte, hab' Erbarmen, hab' mich lieb. Wie manches Kind hat seitdem seine Hände ausgestreckt, wie manches ist schon in das Wasser gelegt worden, ohne Korb, wie manches ist am Morgen vor der Hausthüre gelegen, wie manches hat mit seinen Blicken den Vater gesucht. Hart ist die Welt, sie richtet die Mutter, sie soll die Schande tragen, während er sich seines Lebens freut. Warum soll sie nur klagen, nur leiden und er

„spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke.“

Doch immer zieht Bild um Bild vor uns vorbei, das Manna, Moses mit den Gesetzestafeln, dann kommen Bilder und Szenen aus dem neuen Testament. Einfach herrlich sind die Hirten auf dem Felde, Maria mit dem Jesuskind, 's ist ein Duft und Zauber darüber, auch ein abgehärteter Mensch wird davon ergriffen, da kommt einem in den Sinn die Jugendzeit, als die Mutter erzählte, als du mit dem Schwesterlein zu ihren Füßen saßest, staunend, im Banne dieser Geschichte. Ach, wie liegt so weit die Jugendzeit mit ihren Träumen, mit ihrem Glauben, mit ihrer Naivität und Kindlichkeit, vergessen die Hirten, vergessen jenes Engelskind „Friede auf Erden“, statt Friede gewaltiger Männerkampf und blutiges Ringen, herzlos und doch eigentlich auch freudlos, trotz Fest und Gesang, trotz begeisterten Reden. Es leben auch im eignen Gemüte wieder auf all' die Geschichten aus dieses Größten Leben, die Taufe am Jordan, die Bergpredigt, seine Kinderliebe, ein Bild, so erhebend, ein Pestalozzibild, liebend, kosend, zutraulich scharen sie sich um diesen Zimmermannssohn. (Schluß folgt).

Wochenschau.

Auf meiner Heimkehr aus den Ferien kam ich ganz unerwartet eine Stunde zu den Mormonen, die neuerdings ihre Propaganda beginnen. „Wozu jedermann aufs freundlichste eingeladen ist“, hieß es auf den in den Straßen der Stadt Bern verteilten Zetteln: daher ging ich in das Restaurant Kirchenfeld, wo die „Konferenz“ stattfand, und hatte es nicht zu bereuen, denn wie sehr vieles andere, sind auch die Mormonen in der Nähe nicht so arg, wie sie aus der Ferne erscheinen. Viele bekreuzen sich schon beim bloßen Hören des Namens, und doch war, was ich fand, ein harmloses Stündeli.

Zuerst kamen ein paar Mannli und Fraueli in der Berner Bauerntracht, dann eine Anzahl Jünglinge und abgeblühte Mädchen, bis zuletzt, die Neugierigen mitgezählt, etwas über hundert Leute beisammeu sein mochten. Die meisten grüßten einander mit dem Vornamen als gute Bekannte, offenbar die festen Angehörigen der Sekte. Ein paar im Cylinder eintretenden Herren sah man gleich an, daß sie die Propheten und Apostel waren, die Versammlung grüßte sie mit leuchtenden Augen und Händedrücken von allen Seiten, bis sie sich auf der Estrade, ihr Gesicht der Versammlung zugewendet, setzten. Dann begann es.

Ein Chor von ca. 20 jungen Leuten sang aus einem mitgebrachten Buch ein einfaches, würdiges, inniges Lied. Es that wohl. Dann betete ein gesetzter, strammer Mann mit erhobenen (nicht gefalteten) Händen um den Segen Gottes über alle und alles in amerikanisch-deutschem Jargon. Darauf setzte der Gemeindevorsteher, nach seiner Aussprache ein Englisch-Amerikaner, in

stark gebrochenem Deutsch sehr schwerfällig, stockend und stoßweise auseinander, daß die Heiligen der letzten Tage (so nennt sich die Gemeinschaft am liebsten) in dieser Konferenz darlegen wollten, um was es sich bei ihnen handle. Wie es nur eine Wahrheit gibt, so gebe es auch nur eine Kirche und diese Kirche seien sie, weil sie Prediger haben, die recht ordiniert seien, durch Gottes Ruf an sie und Händeauflegung, denn so müsse es und nur so dürfe es sein, — alles mit Bibelsprüchen belegt. Der Mann machte den Eindruck, daß er glaubte an das, was er sagte, was doch immer die Hauptsache ist, wenn es einem wohl, nicht übel werden soll, und so folgte ich dem weitern mit Sympathie. Stand dann mit rotem Gesicht und schwarzem Backenbart und goldener Brille ein anderer auf, der vielleicht einst einem Missionshaus oder einem Seminar nach trüben Geschichten entlaufen war, dessen Dialekt einen nach Amerika verschlagenen Berner verriet; er dankte den Propheten, daß er bei ihnen den Frieden gefunden. Etwas komisch war sein Ausfall gegen diejenigen, welche lehren, Gott sei Geist, denn das sei falsch, vielmehr sei Gott eine Person. Um diese Thorheit zu entdecken, schien mir der gute Mann etwas weit gereist zu sein, denn er hätte sie viel näher haben können. Wurde abermals vom Chor ein Lied gesungen, dann erschien das Hauptstück, ein fast elegant gekleideter Herr, den der Gemeindevorsteher als Rulon S. Wells, den Präsidenten von der „europäischen Mission“ vorstellte. Er sagte ungefähr folgendes:

Sein Vortrag sei nicht studiert, sondern, wie er hoffe, vom heil. Geist eingegeben. Das nahm mich gegen ihn ein, denn es ist doch ein starkes Stück, für ein so trübes menschliches Meinen, wie er es vorbrachte, die dritte Person der Gottheit verantwortlich zu machen. Auch bereitete mir einiges Unbehagen, daß er englischen Accent affektierte, während seine Sprache die eines vor kurzem aus dem Hamburgischen oder Holstein'schen Ausgewanderter war. Item — er fuhr fort und deckte dann, was ich immer gern habe, die Karten auf, indem er einmal gerade heraus sagte: „Wir Mormonen“ und ihr ewiges Evangelium kund gab.

Damit kam nun endlich die Hauptsache daran, und ich hörte was folgt.

In Offenbarung 14, 6 steht das Wort: „Und ich sah einen andern Engel durch die Mitte des Himmels fliegen, der hatte ein ewiges Evangelium, es zu verkünden denen, welche auf Erden wohnen und allen Nationen und Stämmen und Zungen und Völkern“. Dieser Engel sei Josef Smith, der Stifter der Mormonen-Sekte! Wer dies etwa wunderbar finde, der solle die Sache deshalb ja nicht verwerfen, denn er müßte sonst die ganze Bibel verwerfen, die auch wunderbar sei! Das ewige Evangelium sei immer vorhanden gewesen, die Lehre Christi und der Apostel, aber verborgen, und erst von Josef Smith (im Mormonenbuch) ans Licht gezogen worden. Es enthalte, entsprechend den vier Himmelsgegenden, vier Grundsätze, nämlich Glaube, Buße, Taufe und Auflegung der Hände zur Sündenvergebung und Mitteilung des hl. Geistes. Wie sich von selber versteht, bewies Herr Wels dies mit Bibelsprüchen und zwar so, daß er altes und neues Testament, Mosesbücher, Hebräer-Brief und Johannesschriften als völlig gleichwertige, unzweifelhafte Worte Gottes citierte, ohne eine Ahnung von einem geschichtlichen Verständnis der Schrift, Citat auf Citat häufend wie es Stündelihalter gewöhnlich machen; es war, als ob einer Kilometer, Pfingstrosen, Centnersteine und Säugetiere addierte. War das der hl. Geist? die absolute Unwissenheit in den Dingen, über welche der Herr fast eine Stunde lang sprach. Für dieses

ewige Evangelium, sagte er, seien zur Stunde 1700 mormonische Missionare auf der Fahrt, damit, wenn es allen Völkern und Zungen gepredigt sei, der Herr dann kommen könne und mit ihm die Herrlichkeit.

Im Weggehen sagte ich mir, daß das Gehörte zwar von völliger Unwissenheit in Bezug auf die Bibel zeuge, aber doch nicht schlimmer sei als das, was in andern Stündeli landauf und landab vorgebracht wird. Die Mormonensekte, soweit sie sich da hören ließ, fußt auf einer buchstäblichen Auffassung des Bibelworts, die ja in Dorf- und Stadtkirchen vielfach immer noch als die wahre verkündet wird. Sie glaubt an die Wiederkunft des Herrn und ist darin nur konsequent, viel konsequenter als einige Positive, die diesen Glauben sanft unter's Eis gehen lassen. Sie sind die wahre Kirche und wer will selig werden, muß zu ihnen kommen (wir kennen das). Sie allein haben wahre Prediger, die recht ordiniert sind (wir kennen auch das). Die Taufe ist nichts ohne vorhergegangenen Unterricht und ein völliges Untertauchen (biblische Lehre der Wiedertäufer). Mit Auflegen der Hände wird die Sünde vergeben, und der heil. Geist mitgeteilt (schriftgemäß und apostolisch). Es dürfte vielen schwer fallen, die Mormonen zu bekämpfen, sind sie doch von ihrem Fleisch und Blut, etwa auch vom gleichen hl. Geist, der sich als krasse Unwissenheit offenbart in den Dingen, über die sie stundenlang zum Entzücken ihrer Zuhörer reden. Entschieden gegen die Schrift und phantastisch ist nur die Lehre von Josef Smith als dem Engel, der das ewige Evangelium brachte.

Aber die Vielweiberei der Mormonen? Es war mit keinem Hauch die Rede davon. Nur aus Klugheit oder aus Furcht vor der Polizei? Wir wissen es nicht. Die Lehre war unter Mormonen selber immer eine bestrittene; in Amerika sind sie darüber in zwei Parteien zerfallen. Die im Restaurant Kirchenfeld Anwesenden machten den Eindruck, es seien so brave Leute, wie nur irgend Kirchenbesucher sein mögen. Sie wurden auch von den Propheten ermahnt brav zu sein, wie es die Kirchenleute mit ungefähr gleichem Erfolg überall thun.

Eines aber war bei den Berner Mormonen unbedingt apostolisch, sie schrieben auf ihre Zettel: freien Eintritt für jedermann, und es kostete in der That nichts. Die Propheten erklärten, daß sie ihre Mission ohne Lohn und Besoldung ausüben. Beim Austritt wurden einem noch drei Büchlein geschenkt.

Auf Grund des Gehörten scheint mir der in unserm Volk verbreitete Abscheu gegen die Mormonen etwas übertrieben zu sein. Innert den Schranken der Ordnung und Sittlichkeit muß auch die Ausübung ihres „Gottesdienstes" gestattet werden. Natürlich werden sie strafbar, sobald sie die Polygamie praktisch ausüben wollen, aber die Kindertaufe verwerfen, das völlige Untertauchen und Händeauflegen verlangen, die Wiederkunft Christi lehren, ihre Unwissenheit für den hl. Geist ausgeben, und vorgeben, Josef Smith sei der in Off. 14, 6 fliegende Engel — wer kann ihnen das wehren? Das würde weit führen und vielen Landeskirchlichen tief in das eigene Fleisch schneiden. Wer die Mormonen gründlich bekämpfen will, der helfe unser Volk zu einem geschichtlichen Verständnis der Bibel führen und höre auf, diejenigen, welche es thun, ungläubig zu schelten.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 36. Samstag, 3. September 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Zur Grundsteinlegung der Pauluskirche in Basel.

(Mittwoch 7. September 1898.)

Was ist uns nöt, da eine Pauluskirche
Wir bau'n? Granit'ne Quadern, Marmorsäulen,
Von Meisters Hand gefügt zu edler Wölbung;
Geschnitztes Holz und Scheiben mit den Bildern
Des Dorngekrönten und des Auferstandnen;
Auch eine Kanzel mit dem Bibelbuche
Im feinsten Goldschnitt und zu ihren Füßen
Der Kinder Taufstein und der Tisch der Gnaden;
Ob ihr die Orgel bald in Sturmesbrausen,
Bald still und freundlich zu den Herzen redend;
Ein Thurm dann auch zum Firmamente ragend,
Die breite Brust gefüllt mit Glockenstimmen,
Die Frieden rufen in's Gewirr der Gassen:
Das ist uns not! Es fehlt uns nicht, Gott gibt es!

Doch jener, der die ersten Pauluskirchen
An Asiens Küsten, an dem Meer der Griechen
Vormals gebaut, der arme Zelttuchweber,
Der hatte nichts von dem, gar nichts. — Er hatte
Viel besseres! Gemeinden, welche lebten!
Stark war ihr Glaube, gleich der Quadermauer,
Ein Sohn der Freiheit, in sich selbst gegründet;

Kühn ihre Hoffnung, gleich dem kühnsten Thurme,
Aus Erdenthaten ferne Himmel stürmend;
Rein ihre Lieb', wie reine Orgeltöne,
So Brot wie Herz mit jedem Bruder teilend.
Denn in den Seelen stand des Herren Bildnis,
Des Dorngekrönten und des Auferstandnen! — —

Wenn uns're Pauluskirche steht vollendet,
Der Bau aus Stein, von Menschenhand errichtet,
Dann, Vater Gott, bau du ihr die Gemeinde
Voll Geist, voll Kraft, voll jeden heil'gen Feuers,
Die lebt und liebt, und gib ihr Frieden, Frieden!



Die Gnade Gottes.

(Kor. 4, 7 und 15, 10).

Das Wort Gnade ist unter den heutigen Menschen eher etwas in Mißkredit gekommen, weil es oft mißbraucht wird, angewendet auf Menschen, die es nicht besonders verdienen. In manchen östlichen Ländern heißt jedermann, der etwas besser gekleidet ist und ein Trinkgeld zu geben vermag, „gnädiger Herr", „gnädige Frau", „gnädiges Fräulein". Und besonders an den Höfen der Fürsten und Könige heißt fast alles, was sie im Verkehr mit Untergebenen thun, Gnade, sie geruhen immer „gnädigst" dies und jenes zu sagen oder zu befehlen oder zu geben. Davon hat das Wort Gnade einen üblen Beigeschmack bekommen, so daß es unter uns meist Hohn und Spott ist, wenn wir von Jemand sagen, er oder sie that sehr gnädig. Wir mögen nicht, daß jemand gnädig mit uns thut, wir wollen, was recht ist, was wir verdient haben und uns zugehört, kein Gnadenalmosen. Aber Gott ist kein Mensch. Und was der Apostel Paulus von Gottes Gnade lehrt, das wollen wir jetzt miteinander beherzigen.

I.

Wir wissen, daß die Christen in Korinth sich in Parteien trennten und darüber stritten, wer der größere Apostel sei, ob Petrus, Paulus oder Apollos, der nach dem Weggang des Paulus die Gemeinde in Korinth leitete, und gerade in Beziehung darauf schreibt Paulus I. Kor. 4, 7: „Was hast du, das du nicht empfangen hast? Was rühmest du dich denn, als ob du es nicht empfangen?" Darin stecken unausgesprochen folgende Gedanken: Apollos ist schöner als ich bin, er kann besser reden als ich es kann; ihm steht mehr Gelehrsamkeit, mehr Kunst und Wissenschaft zu gebote als mir, ihn lobt und verehrt ihr mehr als mich, er gilt als ein Weiser und ich als ein Thor, ihn erhebt ihr in den Himmel, mich vergesset ihr, ich bin der geringste unter allen Aposteln, obwohl ich den Grund gelegt zur Gemeinde und gepflanzt habe, während Apollos nur begossen hat. Aber, Apollos, laß dir vom Rauch

und Weihrauch des Ruhmes den Kopf nicht benebeln, es ist doch nur Einer, der Lob wirklich verdient: Gott, der dir gab, was du hast, dich werden ließ, was du bist. Ihn lobe, Apollos! Ihn lobet, Korinther!"

Es ist merkwürdig, was für ein Gericht im Worte des Apostels liegt, sobald wir es anwenden auf uns, auf alles, was unter uns hervorragt an Schönheit und Kraft, an Besitz und Begabung, an Verstand und Geist, an Erfolg und Glück. Wie pflegt das sich zu fühlen und zu dünken? Was für ein Wesen und was für eine Geschichte wird daraus gemacht! Wie werden die Reichen beneidet, umschmeichelt, ob sie dazu herausfordern oder sich dessen schämen! Wie krönt man die Starken an allen Festen! Wie läuft man bewundernd der Schönheit nach, um einen Blick ihrer Gottheit zu erhaschen! Wie fetiert man die Machthaber in ihrem Leben und bei ihrem Sterben! Wie umbraust der Beifall, frenetischer Beifall die Sieger in allerlei Künsten! Und doch ist es in den meisten Fällen ererbter Reichtum, ererbte Kraft und Schönheit, ererbte Kunstbegabung: die Gabe, welche der geheimnisvolle, wunderbare Gott in ihr Werden und Wachsen legte, sie hat alles vorher bestimmt, zum voraus alles entschieden. Und auch wo eigene Arbeit, mühevolles Ringen, unendlich viel Enthaltsamkeit und Selbstüberwindung die angeborene Begabung begleitete, förderte, ausbildete, zum Sieg führte, da war auch dies Begleitende, mitwirkende Kraft, welche die Menschen nicht sich selber gaben, Antrieb und Begeisterung kam aus unsichtbaren Quellen, alles von Gott. Wenn dich also Gott in irgend einer Hinsicht vorgezogen, ausgezeichnet hat — niedersinken solltest du, dich beschämt fühlen, denn womit hast du es verdient, daß du ein Reicher unter Bettlern oder ein Kraftstrotzender unter Siechen und Krüppeln oder ein Meister unter Unfähigen bist? Sage, womit verdient! Du hast mehr empfangen als andere. Dich hat Gott vorgezogen und erwählt Und warum gerade dich und tausend andere nicht? Du weißt keine Antwort. Darum waren wirklich gescheidte Menschen im Grunde ihres Herzens immer demütige, innerlich beschämte, dankbare Menschen. Am Ende ihres Nachdenkens stammelten sie: Gott, du bist allein groß! Gnade, deine Gnade ist alles!

II.

Solch ein Mensch war der Apostel Paulus. Er schrieb den Korinthern: Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin. I. Kor. 15, 10.

Paulus ermahnte nicht bloß den Apollos, er solle daran denken, daß er alles empfangen habe, sondern von sich selber sagte er auch: ich habe alles empfangen! Ja, von sich selber sagt der Apostel das fortwährend in allen seinen Briefen, und so wird er es gewiß auch in seinen Predigten gethan haben. Immer wo er auf sich selber zu sprechen kommt, auf seine Bekehrung, sein Apostelamt, auf die Arbeit, die er vollbracht, auf die Leiden, die er ausgestanden, wo er auf den Grund dessen kommt, was die Freude seines Lebens, den Frieden seiner Seele, den Trost seines Sterbens ausmacht, da gerät Paulus immer wieder auf den gleichen Gedankeu: ich habe es nicht verdient, ich habe es nicht zu stande gebracht, es lag im Ratschluß Gottes, der mich erwählt, der mich ausgesondert, gerettet hat. Warum, weiß ich nicht. Gott weiß es allein! Und so ist denn das große, hundermal wiederkehrende Hauptwort in allen seinen Briefen die Gnade Gottes!

Dachte er an sein früheres Leben im Judentum, daß er die Gemeinde Gottes verfolgt, mehr als irgend ein anderer gegen sie gewütet, und jetzt ihr

Apostel sei, und fragte er sich, wie es zu dieser großen Wendung und Bekehrung in seinem Leben gekommen, so mußte er sich sagen: ich habe mich nicht bekehren wollen, ich wollte im Gegenteil unter den Christen zu Damaskus fortfahren zu wüten, fortfahren wie ich angefangen, aber ein Stärkerer als ich ist mir entgegengetreten, hat mich vom hohen Roß des pharisäischen Judentums heruntergeworfen, und mich wie einen Blinden an der Hand genommen und mich geführt, wohin ich nie wollte, zur Erkenntnis der Wahrheit, zum Heil und Frieden in Christus, zu dem, was jetzt mein Trost ist für Leben und Sterben. Gottes Gnade!

Dachte Paulus an Jesus, was seine Bedeutung sei für die Menschheit, so sagte er sich: Gott hat Jesus in die Welt gesandt, um Juden und Heiden den Weg zu zeigen, wie sie können gerettet werden, nicht durch jüdisches Ceremonienwesen und nicht durch griechische Wissenschaft und Kunst, sondern durch Glauben an den Sohn Gottes, der sein Leben gab zur Erlösung, so daß wir jetzt wissen, wir sollen nicht verderben in unserer Sünde, sondern durch den Glauben Kinder Gottes werden und ein ewiges Leben haben. Gott hätte statt seines Sohnes irgend einen gräulichen Bösewicht und Tyrannen in die Welt senden können — er gab uns seinen Sohn, damit wir inne werden, daß er uns lieb hat; Gottes Gnade ist Jesus.

Und dachte Paulus, wie es zugegangen, daß er christliche Gemeinden gründen konnte in vielen Ländern, so war er überzeugt: das habe nicht ich mit meiner schwachen Predigt vollbracht, nicht ich geringes Geschöpf habe die Feinde geschlagen, sondern das that die Kraft des Evangeliums, die Allgewalt des Kreuzes Jesu, die unwiderstehliche Macht seines Geistes, den der lebendige Christus gesandt hat in die Herzen der Gläubigen.

So kam der Apostel, wenn er seine Erfahrungen zu rate zog, auf allen Seiten zur Erkenntnis: es kann ein Mensch nicht thun, was er will, sondern es ist ein Gott, der einen Plan mit ihm hat. Es läuft unter Heiden und Juden in der Welt alles nicht zufällig wie es mag, sondern es liegt der Weltgeschichte ein Plan Gottes zu grunde. Und dieser Plan ist nicht das Verderben, sondern die Rettung der Menschen; Gesetz und Evangelium, Moses und Christus sind Rettungsseile, hinausgeworfen in das tosende Meer des Menschenlebens, von einer starken, unsichtbaren Hand, und diese Hand ist Gottes, ist seine Vaterliebe, seine Vatergnade, die alle, alle ergreifen möchte.

Das war der Glaube, die Weltanschauung des Paulus. Und weiß denn jemand von uns nach 1800 Jahren einen besseren Glauben, eine tiefere Weltanschauung? Nein, auch wir werden, wenn wir unsere Lebenserfahrung befragen, gestehen müssen, daß uns alles auch darauf hintreibt, es gebe einen lebendigen Gott, der einen Plan mit uns hat und einen solchen Plan, der von Güte und Gnade zeugt. Wir werden alle, wenn wir offen sind, zugeben müssen: ich bin schon an manchem Abgrund gestanden und doch nicht hinuntergefallen. Ich habe mich zu mancher schweren Sünde hinreißen lassen, und doch hat mich keine verderben können. Ich darf nicht sagen, meine eigene Kraft und Geistesgegenwart und Selbstüberwindung haben mich gerettet, denn was ist mein eigen? Ich bin in einem christlichen Lande geboren und aufgewachsen, während Millionen und Millionen unter Finsternissen und Gräueln aufwachsen. Ich stehe seit meiner Kindheit unter den Segnungen evangelisch-protestantischen Geisteslebens, Apostel, Propheten, Reformatoren und andere Große unseres Geschlechts öffnen mir ihre Schätze. Unzählige Wohlthaten, die ich nicht erfunden habe, erquicken mich täglich an Leib und Seele. Andere

meines Alters sind längst gestorben und ich lebe noch. Viele sind verdorben, ich sah wie sie fielen und mich beschützte eine allmächtige Hand. Andern ist das Herz gebrochen vor Leid und Verzweiflung, mir war das Herz manchmal auch schwer; ich ging zitternd im Dunkeln und erwartete von der nächsten Stunde das Schlimmste, aber dann ward es immer wieder Tag, und mit dem Tag kam neue Freude und neues Hoffen. Ueberlege einmal, wie du diese Erfahrung benennen willst. Suche Namen so viel du willst, es deckt keiner völlig die Sache! Nur mit einem Namen kommst du zur Ruhe und ans Ziel: du hast erfahren, daß ein Gott ist, der dich besser führte, als du gehen wolltest. Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin.

III.

Nun ist aber noch einem Einwand Rede zu stehen. Diese Weltanschauung des Apostels, daß Gott einen Plan habe, und alle aus der Sünde und ihrem Verderben retten wolle zu einem geistigen, ewigen Leben, das wäre wohl schön, wenn sich nicht Zweifel dagegen auftürmten, eine ganze schwarze Wolke von Zweifeln. Und es sind Zweifel, die sich nicht so leichter Hand wegwischen lassen, denn sie stützen sich auf Thatsachen, die vor aller Augen sind. Es sieht ja, sagst du, gerade so aus, als ob nur ein kleiner Teil der Menschen Gottes Gnade erfahre, der weitaus größere Teil dagegen seine Ungnade. Wenn denn alles Gute von Gott kommt und Gott will, daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen und gerettet werden — warum rettet Gott nicht alle? Ist er etwa nicht ganz allmächtig? oder ist er ein parteiischer König, der einzelne erhebt und die große Masse verderben läßt? Und wenn denn der Apostel sagt, ein Mensch müsse von allem Guten denken, er habe es empfangen durch Gottes Gnade, was soll denn ein Mensch denken vom Bösen, das ihn trifft, von den Lüsten und Leidenschaften, die in ihm erwachen, ihn herumwerfen, ihn quälen und niederziehen in das Verderben? Es verderben ja so unzählig viele, nicht weil sie wollen, sondern trotz ihrer Anstrengungen, die sie dagegen machen — müssen denn, dürfen denn diese auch sagen, sie haben es empfangen und ererbt? es komme von Gott, sei Gottes Wille? Das wäre ja die Leugnung der sittlichen Verantwortlichkeit; wäre das Abwälzen aller Schuld auf Gott, der einigen gnädig sei und vielen andern ungnädig; da würde denn das Wort klingen wie Hohn und Lästerung gegen den Himmel: durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin!

Das ist der Zweifel, der sich gegen die paulinische Lehre erhebt. Seht, Paulus kannte diesen Zweifel auch und beantwortete ihn. Es machte ihm sein Lebtag furchtbar zu schaffen, daß er sehen mußte, wie sich die Juden fast samt und sonders feindselig gegen ihn und seine Lehre verhielten, während die Heiden sie annahmen. Er fragte sich angesichts dieser Thatsache, wo denn die gerade den Juden gegebenen Verheißungen seien? Die Geladenen verstoßen und die Verstoßenen angenommen? Er bezeugte, daß er deswegen große Traurigkeit und unablässigen Schmerz habe in seinem Herzen (Röm. 9, 2). Aber er verzweifelte deswegen doch nicht an Gott und behielt eine Hoffnung auch für die Juden. Wenn die Vollzahl der Heiden eingegangen sei, dann, sagt er, werden auch die Juden noch nachfolgen, und dann werde es sich erfüllen, was Gott verheißen, ein Ratschluß der Gnade für alle.

Darüber denken wir so. Es ist sehr wahr, daß viele nicht sagen können, sie seien durch Gottes Gnade was sie sind, weil sie in ihrem kurzen oder langen Leben nicht etwas Gutes zur Ehre Gottes und zum Segen ihrer Mit=

menschen geworden sind, sondern eher eine Schande für ihren Schöpfer und eine Qual für ihre Mitmenschen sind. Wir wollen sie gar nicht zu zählen versuchen, die ungeratenen Kinder, die im Strudel ihrer Leidenschaften versunkenen Jünglinge und Jungfrauen, die Männer und Frauen, die aussehen wie entgleiste Existenzen, wie traurige Trümmer, aus einem Schiffbruch gerettet. Alle müssen sie klagen über ein verfehltes Leben. Allen geht bewußt oder unbewußt durch die Seele ein Verlangen, sie möchten noch einmal jung werden, noch einmal anfangen und es besser machen. Umkehren? Ach, wenn sie das könnten! Sind viel zu schwach dazu, liegen darnieder und stehen nicht mehr auf, rutschen weiter und sinken tiefer, bis sie sterben können, sterben müssen.

Und wahr ist, wenn wir billig sind, müssen wir zugeben, sie sind an ihrem Zustand selten allein schuld. Meistens sind gar viele Mitmenschen mitschuldig an ihrer Lage, gefahrvolle Verhältnisse, üble Erziehung, schlechte Beispiele, schwere Versuchungen, Versäumnisse von Seite der Schule und Kirche, am meisten des Hauses, und dann vor allem, wichtiger als alles andere: schlimme Veranlagung, erbliche Belastung, jenes furchtbare Gesetz, nach welchem die Sünden vorangegangener Geschlechter heimgesucht werden an den Nachkommen bis ins dritte und vierte, ja bis in das achte und zehnte Glied, eine unzerreißbare Kette, die sich um sie schlingt, daß sie das Gute wollen und doch das Böse thun. Bei vielen steht es so, daß wir es begreifen müssen, wenn sie meinen, sie seien zum Unglück geboren, Kinder des Zorns, von der höchsten Gewalt selber zu einem Gefäß nicht der Ehre, sondern der Unehre bestimmt, durch einen grausamen Ratschluß verdammt zu sein, was sie sind. Ja, solche gibt's. Und doch können wir, obschon das Herz wollte, nicht milder sein, als der Apostel war. Nicht auf den Schöpfer dürfen wir die Schuld wälzen. Sie haben keine Entschuldigung, sagt Paulus. In irgend einer Stunde, an irgend einem Tag ihres Lebens hörten auch sie die Stimme eines guten Gottes, eines Menschen, der an Gottes Stelle ihnen helfen und sie retten wollte. Und dazumal wollten sie nicht. Die Stunde, der Tag des Heils ging vorbei. Ihr Herz war ungehorsam, verstockt. Und daraus folgte dann alles andere, alles andere bis an ihr trübes, verzweifeltes Ende.

Aber sind wir etwa damit zu hart? aus Furcht vor Gott zu hart? — Wir dürfen, wir müssen auch für sie hoffen, wie Paulus für Israel hoffte. Nur sollen wir nicht meinen, daß wir auskommen mit diesem Leben. Wer nur auf dieses Erdenleben hoffen kann, sieht, er mag sich drehen und sträuben wie er will, sich vor die furchtbare Thatsache gestellt, daß ihr Ziel nur wenige erreichen, und vielmehr vorher versinken, eine Hand voll, welche die Gnade erwählt hat, und eine Masse, die nebenaus gehen. Dagegen sträubt sich alles in uns. Wir könnten Gott kaum mehr ehren, wenn dem also wäre. Darum drängt uns alles, ob wir wollen oder nicht, zum Glauben des Apostels an ein ander Leben nach diesem Erdenleben, worin Gott seine Hand auch hat, läutert, selig macht, bis nach einem Ausspruch des Apostels Gott alles ist in allen. Es kommen alle unsterblichen Geister einmal ans Ziel, die einen bald und auf dem kürzesten Weg, die andern spät, nach furchtbaren Umwegen, Leiden und Aengsten. Es ist ein lebendiger Gott, der einen Plan hat in der Leitung aller Menschen, der ganzen Welt, und der Plan ist auf unser Wohlsein gerichtet, auf aller Menschen Rettung und Seligkeit. Seine diesbezüglichen Gedankengänge schließt der Apostel mit den Worten: O, welch' eine

Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unergründlich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Von ihm, durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit.

Wochenschau.

In den letzten Tagen des August sah es auf den Straßen Basels aus, als ob wir in Zion wären. Mehrere hundert Juden, Delegierte zum zweiten Zionistenkongreß, darunter viele im Kaftan und Rabbinerrock, bewegten sich nach und vom Kasino, wo Plakate und blaue Fahnen mit dem vergoldeten doppelten Dreieck jedermann zu ihren Versammlungen einluden. Schon ein oberflächlicher Blick in eine solche Versammlung war nicht ohne Interesse, denn da sah man Juden aus allen Ländern Europas, aus Amerika und Asien beisammen, die meisten vornehm gekleidet, schwarzes Feierkleid, weiße Kravatte und Cylinder, so daß man hätte meinen können, es gehe zum Ball, alle mit dem Festzeichen im Knopfloch, vergoldetes doppeltes Dreieck auf blauem Bändchen. Es waren da ohne Zweifel viele Millionen beisammen, mehr als am Weltkongreß der christlichen Jünglinge, der vor zwei Monaten im gleichen Saale tagte, aber aus der Physiognomie zu schließen auch sehr viel Geist, Bildung, heiterer Weltverstand und schwermütige Frömmigkeit. Ich mußte immer wieder die Reihe orientalischer Rabbiner ansehen, die in ihren schwarzen Talaren an der roten Wand des Podiums saßen und schweigend auf das Menschengewimmel herabschauten. So mögen sie einst im hohen Rat zu Jerusalem gesessen haben, als ein gewisser Jesus von Nazareth gebunden vor sie geführt wurde . . . .

Eine lebhafte Gesellschaft, die da beisammen ist; man sieht an vielen Gestikulationen, daß sie orientalisches Blut hat. Dr. Herzl aus Wien kann bei seiner Eröffnungsrede kaum ein paar Sätze sprechen, ohne daß ihn Zuruf und Händeklatschen wieder und wieder unterbricht. Vollends Dr. Max Nordau wird bei seiner Rede über die jetzige Lage der Juden durch stürmischen Beifall Schritt für Schritt gehemmt, und nachdem er geschlossen, muß er sich aus Leibeskräften wehren, daß sie ihn, den alten, korpulenten Mann nicht hoch in die Luft heben und an seinen Platz zurücktragen. Aber auch jeder andere Redner wird, wenn er irgend bekannt ist, vor und während und nach seinen Worten riesig beklatscht. So viel Händegeklatsch wie in den drei Kongreßtagen, hat der Musiksaal manchen langen Winter nicht erlebt. Und auch fleißig ist die Gesellschaft, in kompakter Masse sitzt sie viele Stunden nacheinander, gespannt hörend, emsig schreibend, immer wieder klatschend, — am Büffet vor dem Saal ist fast niemand.

Das ist es eben, diese Zionisten haben Grund sich zu versammeln. Was bei so vielen anderen Versammlungen die Hauptsache ist, das Reisen, Rosettentragen, Fahnenschwingen, Banquettieren und Ehrenweintrinken, einem Rede- und Toastfeuerwerk Beifall klatschen und dann festmüde das Rundreisebillet noch völlig abfahren — hier spielt es keine Rolle. Die Zionisten haben das Herz voll Zorn, Hoffnung, Pläne. Es ist ihnen Ernst, sie wollen wirklich für die aus dem europäischen Osten vertriebenen Glaubensgenossen Palästina

kolonisieren; solche, die an Ort und Stelle waren, bewiesen auf Grund eigener Beobachtung, daß Landbau und industrielle Unternehmen dort Aussichten haben; rasch beschloß der Kongreß die Gründung einer jüdischen Bank, für die schon nahezu vier Millionen gezeichnet sind und noch viel mehr zu erwarten sind, wenn einmal Prospekte und Statuten vorliegen. Beispiellos, rief Dr. Bodenheimer, sei dieser Erfolg. Und beispiellos ist in der That auch, daß aus 117 zionistischen Vereinen im Lauf eines Jahres ihrer mehr als 900 geworden sind. Die Sache gilt also ernst. Kein Wunder, daß den Kongreß eine große Begeisterung beseelte. Es fand auch eine Versammlung von Damen statt, die allenthalben zionistische Frauenvereine ins Leben rufen wollen. Ein zionistischer Jünglingsverein in Basel bot dem Kongreß einen riesig besuchten Kommers.

Und doch tönte trotz aller glänzenden Fortschrittsaussichten eine Klage, ja ein Schmerzensschrei durch den Kongreß. Wie überall, sind nämlich die Priester auch hier der Neuerung feindlich: die Rabbiner wollen, mit Ausnahme einer ganz kleinen Minderheit, obwohl sie täglich für Zion beten, doch nicht nach Zion gehen, weil sie den Zionisten in religiöser Hinsicht nicht trauen. Ein offizieller Bericht über das Judentum im Jahr 1897 erwähnte den Kongreß mit keiner Silbe. Und die andere Ursache zum Klagen findet der Kongreß darin, daß sich die Lage der Juden seit einem Jahr eher verschlechterte als verbesserte. Max Nordau aus Paris übernahm es, bei Eröffnung des Kongresses als klagender Prophet aufzutreten, und er that es in einer Rede, die wieder einmal zeigte, was ein wirklicher Redner im Unterschied von einem bloßen Deklamator ist, sie mußte durch die Macht und das Feuer der Ueberzeugung auch Christen hinreißen. Sein Buch über „Die konventionellen Lügen" ist zersetzend, voll Hohn auch über die Bibel, aber in seiner Rede spottete er über die Auchjuden und Bauchjuden, welche sich für Juden halten weil sie Heine lesen. Ihre Höhe erreichte die Rede in dem Nachweis, daß im Dreyfushandel die französischen Juden selber die schmählichste Rolle gespielt, indem sie, mehr Franzosen als Menschen, erklärten: Ob Dreyfus schuldig oder unschuldig — es müsse beim Urteil bleiben! Noch ein paar mal wandten sich die Redner gegen die Sünden ihrer eigenen Leute, so der Rabbiner Markus von Krakau gegen den Eigendünkel der Machthaber im englischen Judenbund, aber das, was den Juden in der ganzen Welt so viel Widerwillen zuzieht, blieb unausgesprochen. Vielleicht wird auf einem späteren Kongreß einmal auch das noch gesagt werden. Es ist das, worüber jeder Gewerbtreibende klagt.

Die Wirkung der beiden Kongresse auf die Juden wird ohne Zweifel die sein, daß sie in ihrem Selbstgefühl bestärkt, je länger je weniger etwas von der Taufe wissen wollen. Unter diesen Umständen ist es ein erfreuliches Zeichen, daß die Christen, positive und freisinnige, den Kongreß dennoch freundlich ansehen. Wie eine Bombe kam mitten hinein die Kunde aus Petersburg, daß der Zar eine Konferenz zur Abrüstung in Militärsachen vorbereite — ein ebenso unerwartetes wie großartiges Ereignis. Jubel bei allem Volk auf Erden, ausgenommen Frankreich. Aber in Paris beginnt das riesige Lügengebäude gegen Dreyfus zu stürzen. „Denn der Herr ist ein Gott, der es merkt". I. Sam. 2, 3. Oberst Henry vom Generalstab hat gestanden, daß er den vom Kriegsminister in der Kammer verlesenen Brief gefälscht!

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15 Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 37. Samstag, 10. September 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Der Kirchenrat von Basel-Stadt an die evangelischen Gemeinden des Kantons.

Liebe Mitchristen!

Der bevorstehende 18. September soll Eidgenössischer Dank=, Buß= und Bettag sein, an welchem wir nicht nur, — wie Christen täglich Ursache haben es zu thun, — im Blick auf unsere persönlichen Anliegen Dank, Buße und Bitte vor Gott bringen, sondern vor allem im Gedanken an unser ganzes Volk und sein Ergehen.

Auf dem Boden unseres Vaterlandes hat sich im verflossenen Jahre kaum etwas zugetragen, das alle Herzen gleichmäßig zu erregen vermochte in Freud oder Leid. Es war vielmehr unserem Volk im Großen und Ganzen ein ruhiges Leben und Arbeiten auf allen Gebieten vergönnt; und wir wollen nicht vergessen, Gott zu danken für seine Bewahrung und Güte, seine Barmherzigkeit und Treue, die eben darin alle Morgen über uns neu war.

Ebensowenig haben wir Ursache, einzelne Verschuldungen aufzuzählen, welche unserem Volke insbesondere eigen wären. Wohl aber möchten wir darauf hinweisen, daß auch unter uns, wie überhaupt in unserer Zeit, eine starke Veräußerlichung des Lebens und damit eine bedenkliche Selbstsucht allgemein zu werden droht: ein Ueberschätzen des irdischen Wohllebens, ein Jagen nach Gewinn und Genuß. Die Aussicht auf äußeren Vorteil entscheidet bei der Wahl des Berufes, und leitet bei der Ausübung desselben. Jedes Volk, jeder Stand, jede Genossenschaft ist auf den eigenen Gewinn aus; selbst das öffentliche Leben wird leicht ein gegenseitiges Markten, ein Geben, um desto mehr zu empfangen. Jeder verlangt zu seinen Gunsten: „Alle für Einen!" will aber nichts wissen von dem: „Einer für Alle!"

Gegen solche für ein Volksleben verhängnisvolle Gesinnung liegt das einzige Heilmittel im Evangelium: darin, daß ein jeglicher gesinnt werde, wie Jesus Christus war, welcher nicht gesehen hat auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist; und daß uns auf's neue ins Gewissen dringe seine ernste Warnung: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?" — und das alte Gebot: „Du sollst keine andern Götter neben mir haben! denn dein Heil stehet allein bei mir!"

Zu einem Tage solcher gesegneten Einkehr bei uns und Rückkehr zu Ihm lasse der allmächtige und gnädige Gott uns allen den bevorstehenden Bettag werden!

Eine Plauderei über das Passionsspiel in Selzach.

II.

Es ist unterdessen 1 Uhr geworden, um seine leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen, wird eine Mittagspause gemacht. Grad nebenan ist für viele Hunderte getischt und nach etwas langem Harren kommt auch ein ganz ordentliches Essen. Die einen sind mit Kaffee und Butter zufrieden, andere mit etwas Suppe und Fleisch, die „Bessern" essen table d'hôte mit Salm und Dessert. Der Wirt spaziert einem Feldherrn gleich durch seinen Saal, überall hin mit seinen Feueraugen spähend, wer etwa zu kurz kommen möchte. Vorn am Tisch sitzen ein paar junge Herren, die mit der Kellnerin schäckern, sie vergißt die übrigen Gäste, bis denn einer mit allem Ernst ihr zuruft: „He, wänn wänd ihr ächt die Suppä bringä". Das wirkt, und bald werden die Tischgenossen gesprächig, alle sind des Lobes voll über das Passionsspiel. Nebenan sitzen Frauen und Fräuleins aus einem benachbarten Kurort, sie hauen in den Anken hinein und verzehren Konfiture zu ihrem Kaffee, als ob sie Hunger leiden müßten in ihrem Bad; ein böses Renomee für den Hotelier. Aber noch böser scheint mir das Gespräch der netten Fräulein, sie hätten gehört, es seien so schöne Menschen, die in Selzach spielen, aber mit ihrer Schönheit sei es nicht so weit her. Au! — daß übrigens für das Passionsspiel in Selzach der letzte Knopf aufgeboten wird, das habe ich gesehen. Kaum sind wir wieder an der frischen Luft, so marschiert unser Wirt mit ein paar Musikanten durchs Dorf und tutet, daß es eine Freude ist, er kann nicht einmal seine Einnahme zählen, nein, noch 2½ Stunden muß er beim Orchester sitzen und blaseu, was die Lunge vermag. Und das ist kein Genuß, es ist heiß im Spielhause, die Ventilation läßt noch zu wünschen übrig.

Etwas vor ½3 Uhr steht alles wieder vor dem Holzbau, niemand pressiert, es finden wohl alle, sie können sich noch genug verbraten lassen. Aber nun heißt's eben doch hinein und bald hat man Hitze und Schwüle und Schweiß vergessen.

Während auf der Bühne selbst, mit Ausnahme des Rezitators, noch nichts geredet worden ist, jetzt wird's lebendig, es wickeln sich dramatische Szenen ab, und noch mehr als am Morgen wird Auge und Ohr beschäftigt. Der Chor singt wieder wunderschön, der Dirigent, Herr Vögeli-Nünlist, versteht die Sache aus dem ff. Natürlich würde es zu weit führen, alles, was gespielt

wurde, hier anzuführen, so beschränke ich mich denn auf weniges. Das Abendmahl ist nach dem bekannten Bilde Leonardo da Vinci's dargestellt, herrlich. Man mag ja über das Abendmahl verschiedener Meinung sein, ich weiß, daß es in den Städten, aber auch in den Landgemeinden leider nicht mehr in großem Ansehen steht, das Mahl ist nicht daran schuld, sondern wir selber, wir sind weit davon entfernt, es miteinander zu nehmen in wirklicher Bruderliebe und wahrem Verzeihen.

Und dieser Christus! Ja man sieht's und spürt's ihm an, das ist ein Mensch, der allem Unrecht trotzt, ein Herz voll Liebe hat er, eine Ruhe in allem Streit und in aller Feindschaft, das ist einer, der Frieden in sich hat, mit Gott durch die Straßen zieht, mit ihm in's Kämmerlein, in Schande, Schmerz und Tod. Und welche Rolle spielen daneben die Priester, die Zeugen, die Krämer, die er aus dem Tempel gejagt. Da wüten sie, da machen sie Ratschläge, so müssen wir reden, nicht anders, dann sind wir unserer Sache sicher, o — ganz so, wie's heute oft vor den Thüren des Gerichtssaales zu- und hergeht, oft auch drinnen selber, und dieser Pilatus, der aus seinem Palast heraustritt, er weiß ganz gut, der Mensch ist unschuldig, aber — ich will's mit euch nicht verderben — nehmt ihn. Was ist Wahrheit, da ist sie, wo der Erfolg ist, wo der Stärkere ist. Solcher Pilatusse laufen heute so viele in der Welt herum, ja, es ist zwar nicht recht, doch es ist immer besser, man halte es mit der Mehrzahl oder mit den Einflußreichen, und sie alle waschen ihre Hände in Unschuld, vom König bis zum Krämer, am Krieg, am Tode vieler Söhne, am teuren Brot, am Hunger der Kinder, nicht meine Schuld; seht ihr zu. Kurz, alle diese Scenen und Bilder, mit ganz wenigen Ausnahmen, sind tief ergreifend, man fühlt mit diesem Nazarener, man zürnt ob diesen Heuchlern. Welch' farbenreiches Gemälde ist nur: Christus trägt das Kreuz. Er zusammengesunken unter der Last, hinter ihm die hohnlachende Rotte, die stolzen Priester und die schadenfrohen Pharisäer, vor ihm die Mutter, die Veronika, die ihm den Schweiß abtrocknet. Auch du, wie mancher von uns geht seinen Kreuzweg, durch schwere Zeiten, wohl dir, wenn deine Mutter vor dir hergeht, ein Weib, eine Frau, wenn sie dir das Tuch auf die brennende Stirne legt und deine zitternde Hand hält. Der Frauen Schuld und Größe liegt in ihrer Liebe oder Lieblosigkeit, sie, die Liebe überhaupt ist und bleibt das bewegende Element im einzelnen Menschen, in der Geschichte, ihr ist's auch vorbehalten, die Wirren unserer Werdezeit zu lösen, an denen das starre Gesetz ohnmächtig sich erweist.

Ich bin am Schlusse! Gehe hin und schaue zu! Wir machen alle mit im Wettrennen des Lebens, jeder sucht dem andern zuvorzukommen, es ist ein Stoßen und Drängen auf der zu schmalen Straße, wer schwach ist, über den tritt der hintere schonungslos. Mancher sitzt am Wege, bleich, schwach, abseits, nur wenige warten, verbinden, helfen, versorgen Kinder, Krüppel, Elende, Hungernde, Dürstende. Die übrigen haben keine Zeit, Geld, Geschäft, das ist der Weckruf am Morgen, Profit, Gewinn, das das Oel, daß die Maschine nicht verrostet, stillsteht. — Und doch — bei denen, die gewühlt im Gelde, die gestoßen und gedrängt haben, kommt's dann und wann wie ein Erwachen aus schwerem Traum, am roten Gold und an den blitzenden Perlen hängt das Glück nicht. Nicht ist im Herzen Friede, nicht Ruh.

Nun, wenn sie kommen, all' die, die im Kampfe stehen um's tägliche Brot, um ihre Existenz, im Kampf um's Glück, und wenn sie hören Klänge aus der Jugendzeit, und wenn sie stille stehen und lauschen einem, der Glück

wollte und brachte, dann hat Selzach ein Werk unserm Volke geschaffen, wenigstens denen, die Gemüt haben, die nicht nur unserer Zeit wünschen, sondern auch schaffen, daß es besser werde.

Evangelium und Moral.*

Das diese Woche in Frauenfeld gefeierte schweizerische Predigerfest erinnert uns an eine Ehrenschuld, welche das „Protestantenblatt“ noch abzutragen hat. Am vorjährigen Predigerfest in Chur hielt nämlich Herr Pfarrer L. Ragaz daselbst ein Referat über „Das Evangelium Jesu Christi und die Moralphilosophie der Gegenwart“, das inzwischen unter dem etwas veränderten Titel „Evangelium und moderne Moral“ als besondere Schrift im Buchhandel erschienen ist. Wenn wir nochmals auf die Arbeit zurückkommen, ja uns dazu verpflichtet fühlen, obwohl in unserm Blatt schon bei Besprechung des letzten Predigerfestes mit gebührender Anerkennung davon Notiz genommen wurde, so geschieht es, weil dieselbe die gegenwärtig so eifrig diskutierte Frage nach dem Verhältnis von Religion und Moral in einer überaus lichtvollen Weise behandelt und sich als tüchtige Führerin durch ein schwieriges Problem ausweist.

Es handelt sich für den Verfasser bei der Bestimmung des Begriffs „Moralphilosophie der Gegenwart“ darum, in der ethischen Gedankenbewegung unserer Zeit diejenigen Tendenzen herauszufinden, mit denen gerade gegenwärtig das Evangelium Jesu Christi und Religion und Kirche überhaupt sich auseinandersetzen müssen.

Als solche erscheinen ihm einerseits die positivistische Geistesrichtung mit ihrem Urtypus Comte, — welche die Ethik einmal ganz und gar zur Wissenschaft, autonom, von aller Metaphysik und Theologie unabhängig machen und rein menschlich begründen will und anderseits Nietzsche, welcher so viel als die vollkommene Aufhebung oder Umkehrung alles dessen bedeutet, was man bisher Moral nannte. Das oberste moralische Ideal der Gegenwart, wie es speziell der Gesellschaft für ethische Kultur vorschwebt, bezeichnet er mit dem Ausdruck: „Die Religion der Humanität“.

Ragaz warnt vor einer übereilten Bekämpfung der ethischen Bewegung der Gegenwart im vermeintlichen Interesse der Theologie und Religion, nennt sie sogar eine „Bundesgenossin“ und „Frühlingsbotschaft“ und freut sich, daß das Interesse von der Durchforschung der Natur wieder zum Menschen zurückkehrt; auch in ihrer Verwertung des Entwicklungsgedankens kann er keine Gefahr für die ideale Ethik und die Heiligkeit der sittlichen Begriffe erblicken. Um so energischer aber markiert er dann seine entgegengesetzte und mehrfach begründete Position mit dem Satze: „Es gibt keine von der Religion unabhängige Moral; alle Versuche einer autonomen Moral beruhen auf Selbsttäuschung“, — woran sich seine weitere Behauptung knüpft: „Es ist unmöglich, eine Ethik wissenschaftlich zu begründen.“

Der Reihe nach durchgeht der Verfasser dann die hauptsächlichsten Einwände, welche die autonome gegen die religiöse Moral erhebt: die Religion

* Evangelium und Moral. Von Leonh. Ragaz, Pfarrer in Chur. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn, 1898.



eigne sich nicht zum Einheitsband für alle Menschen, weil nichts die Menschen so sehr trenne, sie sei fast immer lohnsüchtig, lähme die sittliche Energie, und sei die Urheberin des Gräßlichsten gewesen rc., — um dieselben mit durchschlagenden Gründen zurückzuweisen, oder, soweit sie eine gewisse Berechtigung haben, zu zeigen, daß die Moral um nichts besser daran sei, als die Religion, und dazu das Unzureichende der bloßen Ethik gegenüber den tiefsten Bedürfnissen des Menschen darzuthun.

Zum Schlusse werden auch speziell die modernen Angriffe auf die Morallehre Jesu geprüft und ebenso gründlich widerlegt. Einzig im Evangelium Jesu — das ist des Verfassers innerste Ueberzeugung, — finden die beiden Grundforderungen der Menschennatur, die in ihrer Vereinzelung, bei Comte als Altruismus oder natürliche Sympathie, bei Nietzsche als Egoismus kleinlich und brutal erscheinen, ihre harmonische Verbindung und Erfüllung. Nur gilt es, vielmehr als es bisher geschehen, die männliche Seite am Christentum zu ihrem Rechte kommen zu lassen, und die Kirche muß wieder vielmehr dem Geist und Leben dienen und die Zeit verstehen.

Alle diese Ausführungen sind ebenso lichtvoll als gedankenschwer, so radikal als pietätvoll, so frei als fromm. Wir sagen das, obwohl wir denselben nicht in allen Teilen zustimmen können. Der Raum und Charakter unseres mehr für Laien als für Theologen geschriebenen Blattes gestattet nicht, unseren in einigen Punkten abweichenden Standpunkt darzulegen. Wir können ihn nur kurz andeuten. Einmal möchten wir es doch bezweifeln, ob eine solch durchgängige Abhängigkeit der Moral von der Religion bestehe, wie der Verfasser sie nachweisen möchte, und ob nicht doch bis zu einem gewissen Grade die Autonomie des Sittengesetzes anerkannt werden muß. Jedenfalls aber können wir seiner Behauptung nicht beipflichten, es sei unmöglich eine Ethik wissenschaftlich zu begründen, weil sich kein moralisches Ideal wissenschaftlich feststellen lasse, weil die letzten moralischen Zwecke und Normen vielfach unbeweisbar, die moralischen Ideale der Wissenschaft nicht gegeben seien wie Naturobjekte, und weil alle Moral zuletzt auf Glauben beruhe. Hienach würde sich die Wissenschaft auf die Naturwissenschaft beschränken, ja es gäbe schließlich überhaupt keine Wissenschaft im strengen Sinne, weil, wie schon Aristoteles darthut, jede auf gewissen letzten unbeweisbaren Sätzen und Axiomen beruht. Dieser Weg führt uns wieder zu jener unheilvollen Trennung von Glauben und Wissen, wobei die einheitliche Menschennatur wie ein Apfel in zwei Hälften zerschnitten wird, zu jenem Skepticismus, welcher der Vernunft und dem philosophischen Denken in geistigen Dingen alle Erkenntnisfähigkeit abspricht und der uns schließlich des Kriteriums beraubt, das objektive Ideal von der subjektiven Illusion zu unterscheiden. Wir möchten nun zwar dem Verfasser nicht gerade mit Gretchen zurufen: „Es thut mir lang' schon weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh'!" — aber ein bischen hat es uns doch gewundert, ihn auf diesem Standpunkt zu finden. Uebrigens thut dieser in unsern Augen dem Wert der vorliegenden Schrift keinen Abbruch. Sie sei nicht nur zum Lesen, sondern zum Studieren allen denen warm empfohlen, die sich mit dem hochwichtigen Problem beschäftigen und darin nach Licht und Klarheit suchen; sie werden das finden und reiche Anregung und Erhebung dazu.

Wochenschau.

Am 3. September starb in Basel **Rudolf Falkner**, geboren 1827, von 1855 bis 1873 Grundbuchgeometer, von 1864 bis zu seinem Tode Mitglied des Großen Rates, von 1873 bis 1894 Regierungsrat, während achtzehn Jahren Vorsteher des Bauwesens, im Militär zuletzt Oberst einer Artilleriebrigade, von 1880 bis zu seinem Tode Mitglied des Kirchenvorstandes zu St. Peter und der reformierten Kirchensynode, 1889 der letztern Präsident. Noch vielmehr solcher Ehren könnten aufgezählt werden: in politisch- und kirchlich-freisinnigen Vereinen stand er während mehr als zwanzig Jahren immer mit an der Spitze, viele Jahre war er Vorstand der kirchlich-freisinnigen Gemeindevereine. Aber das allein ist es nicht, warum wir ihn hier nennen und seinen Hinschied schmerzlich empfinden.

Er war einer der verhältnismäßig Wenigen, die aus altem Basler Geschlecht herstammend und in höchsten Aemtern stehend, doch von Anfang an sich offen zur kirchlichen Reformbewegung bekannten. Viele wissen es nicht oder mögen es vergessen haben, und darum sagen wir es: diese Stellungnahme war vor 20 und 30 Jahren noch viel mehr als heute mit schweren Unannehmlichkeiten und Bitternissen verbunden. Man durfte ganz wohl radikal sein auf politischem Boden, das wurde verziehen und machte mit der Zeit sogar populär; hingegen es ernst nehmen auch mit religiösen Fragen, in den kirchlichen Kämpfen sich zur Reform bekennen und sogar fleißig zur Kirche gehen, das wurde von politisch Radikalsten vielfach belächelt und auf konservativer Seite viel weniger verziehen als Indifferenz, ja als Spott und Hohn.

Und darin unterschied sich Oberst und Regierungsrat Rudolf Falkner von sehr vielen, die sonst eines Sinnes mit ihm waren, daß er an die Religion glaubte, notabene nicht bloß als an ein Mittel, das „dumme Volk“ im Zaume zu halten, sondern als ein ewiges Bedürfnis des Menschenherzens; daß er glaubte an den Segen kirchlichen Gemeindelebens und sich mitten in dasselbe hineinstellte; daß er auch an die Pflicht eines jeden glaubte, mitzuhelfen in der Entfernung unverständlicher Dogmen und pfäffischer Engherzigkeit, damit dem Volke die Religion nicht verleide und es nicht immer mehr in eine feindselige Stimmung zu derselben gerate. In diesem guten Glauben half Oberst Rudolf Falkner Mauern zerbrechen und Schutt aus dem Weg räumen, damit die Quellen des religiösen Lebens frisch und rein fließen und jedermann es ermöglicht werde, religiös und politisch einheitlich zu werden, mit Freuden mitzubeten und mitzuarbeiten in der christlichen Gemeinde. Damit war es ihm wie wenigen ernst; wie wenige stand er überall fest und unerschrocken, mit soldatischem Mut und mit herzerquickender Geradheit dafür ein. Es war ihm so tiefer, rechter Ernst mit einer freiheitlichen Gestaltung des religiösen Lebens, daß wir ihn vor freudiger Erregung weinen sahen, als St. Peter seinen ersten freisinnigen Geistlichen wählte.

Der edle Mann bewältigte eine Arbeit von enormem Umfang. Er stand demjenigen Departement vor, das wohl am allermeisten Mühe und Aufregung bringt, das am häufigsten und tiefsten in private Interessen eingreifen muß, und daher seinem Vorsteher mehr als jedes andere Opposition erzeugt und Feinde macht. Sein Amten fiel in die Zeit ungeheuer großen baulichen Aufschwungs der Stadt, die schönsten Schulhäuser in Basel, zwei große Brücken, viele prächtige Anlagen, die Korrektion des Birsig und dutzend andere öffent-

liche Werke wurden unter seinen Auspicien erstellt, und für jedes derselben mußte er hart und schwer kämpfen, im Ratsaal und außerhalb desselben. Nicht immer war der Widerstand, den er fand, sachlich, es galt, wie es wohl zu begreifen ist, öfter auch seiner Person, seiner Haltung in politischen und kirchlichen Fragen. Man sah ihn deshalb in spätern Jahren oft nervös gereizt, er konnte barsch abfertigen, etwa auch zornig auskehren; es beklagten sich viele darüber, nicht immer mit Verständnis alles dessen, was auf ihm lag und über ihn ging. Aber wer bei ihm auf den Kern drang und gerecht sein wollte, wird den Mann immer redlich gefunden haben, von ganzem Herzen hingegeben an das, was er für Ehre und Wohlfahrt seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes halten mußte. So thut es denn auch wohl, in der Presse seiner einstigen Gegner ein wohlerwogenes, verdientes Wort der Anerkennung zu lesen. Mit seiner Familie und mit allen, die ihn näher kannten, geht es uns zu Herzen, daß wir ihm nie mehr begegnen sollen auf Erden. Zum großen Apell gerufen — sagen die Militärs, zu den Vätern versammelt — sagen die Juden, zur ewigen Ruhe eingegangen — sagen die Philosophen. Wir Christen sagen von solchen Kämpfern und Vorkämpfern: sie sind gestorben und leben doch. Es war sehr ergreifend, in der Leichenrede zu hören, daß der Mann, welcher ein so großer Arbeiter, Kämpfer und Dulder gewesen, sich auf dem Todbett für sein Begräbnis das Lied gewählt:

> Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren . . . .
> Er ist dein Licht!
> Seele, vergiß es ja nicht!
> Lob' ihn in Ewigkeit! Amen.

Sonntag den 4. September feierte die römisch-katholische Gemeinde in Basel ihren hundertjährigen Bestand, und die vierzigjährige Wirksamkeit ihres Hauptpfarrers Msgr. B. Jurt unter riesiger Teilnahme und Festbegeisterung. Bezeichnend für die Stimmung war, daß es in einem Festartikel hieß, das Volk von Basel sei am 1. April 1529 (Reformation) vom wahren Glauben der Väter abgefallen!

Für jeden rechtlich fühlenden Menschen ist es eine wahre Seelenerlösung was jetzt in Frankreich geschieht: vor vier Jahren der Jude Dreyfus wegen Landesverrats zur Deportation verurteilt — der Verurteilte beteuerte unablässig seine Unschuld — ein geheimes Dokument sollte seine Schuld bewiesen haben — Versicherungen, das Dokument sei gefälscht — ein Huronengeheul gegen alle, welche die Revision des Prozesses verlangten — Zola wegen dieses Verlangens zu schwerer Strafe verurteilt — alle Freunde der Revision dem Haß des Pöbels preisgegeben — die Sache sei erledigt, begraben. — Am 7. Juli 1898 Verlesung eines Briefes durch den Kriegsminister vor den Deputierten, der die Schuld des Dreyfus bestätigen sollte — fast einstimmiger Beschluß der Kammer, die Rede des Kriegsministers durch öffentlichen Anschlag zur Kenntnis des Landes zu bringen — die Angelegenheit ist erledigt, begraben für immer und ewig — vive l'armée! vive la France! Und jetzt? Am 1. September bekennt Oberst Henry, daß der vor der Kammer verlesene Brief gefälscht sei — am 2. September schneidet der Oberst sich den Hals ab — am 3. September Demission des Kriegsministers und Revision des Prozesses in Aussicht — und nun macht Tag für Tag ein Stein vom Lügengebäude sich los, das Ende wird der Sturz des klerikalen Kriegsgerichts sein — in das jesuitische Lügennest scheint das Licht — die Wahrheit siegt —

Zola, Scheurer, Picquart, Lazare, Stapfer, Leblois und alle, die den Mut der Wahrheit hatten, sind gerächt — Frankreich hat ein zweites moralisches Sedan erlebt — es kann sich rehabilitieren.

Es könnte wohl sein daß das Manifest des Zaren mit diesem Ereignis zusammenhängt; er wußte eben wie die Sachen standen, und wollte den Franzosen mit seinem Manifest sagen: gebt die Hoffnung auf, Elsaß-Lothringen zu gewinnen, ich kann euch nicht dazu helfen, es steht zu schlimm bei euch um Wahrheit und Recht — abrüsten statt auf Krieg sinnen! Ordnung schaffen in euerm Haus statt die Häuser der Nachbarschaft anzünden! Die Lektion ist hart aber verdient. Sie ist eine nicht überhörbare Predigt an alle Welt, bei sich selber Ordnung zu schaffen, die Lüge abzulegen und die Wahrheit zu reden.

Spruch.

Der treuste „Wecker" ist die Pflicht.
Mit jedem neuen Morgenlicht
Ruft er mit ernstem Ton dich auf
Zu deines Tagwerks stillem Lauf.
Kein „Wecker" hilft, wenn dieser fehlt,
Wenn nicht die Pflicht dich ganz beseelt;
Uud hörst du diesen Wecker nicht,
Weckt einst dich Gottes streng Gericht.

O. B.

Kirchliche Personalnachrichten.

Graubünden. Gewählt zum Pfarrer von Thusis Herr Hartmann, zur Zeit Pfarrer in Serneus; zum Pfarrer von Maladers Herr V. D. M. Camenisch.

Bern. Herr Pfarrer Rüfenacht in Bleienbach ist zum Armeninspektor des Kantons Bern ernannt worden. — Resigniert Herr Hermann, seit 38 Jahren Pfarrer in Thunstetten. — Gestorben Herr G. Langhans, gewesener Inselprediger in Bern. — Gewählt zum Pfarrer in Rüeggisberg, der bisherige Vikar, Herr Ernst Guggisberg. — Herr P. Sutermeister, früher Pfarrer in Walzenhausen, tritt in die Redaktion des „Berner Tagblattes" ein.

Zürich. Gestorben Herr Sigmund Fäsi, geb. 1824, früher Pfarrer in Wyla, und Herr Willi Wuhrmann, V. D. M., geb. 1870.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 38. Samstag, 17. September 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Zum eidgenössischen Bettag.

Herbstsonnenglanz verklärt die Auen,
Gesegnet Land, wohin wir schauen,
Begegnen wir des Segens Spur.
Des Friedens Engel schwang die Palme
Und weihte Busch und Baum und Halme
Zu Berg und Thal, in Feld und Flur.

Der Landmann erntete im Frieden;
Wer treu geschafft, dem ward beschieden
Sein tägliches, bescheiden Brot.
Und wo des Unglücks Schlossenschläge
Den Bruder trafen, half allwege
Die Liebe ihm aus seiner Not.

Es klang an vaterländ'schen Festen
Vom Munde unsrer Wägsten, Besten
Das hohe Lied vom Vaterland.
Das Wort in Thaten umzuwandeln
Durch edles, männerkräft'ges Handeln,
Reicht, Schweizer, euch die biebre Hand!

Ein Tellbenkmal in jedem Sohne
Fest auszubaun, um diese Krone
Bet' jeder Vater treugesinnt.
Und opferfreud'ge Winkelriede
Erzieht euch, die nicht nur im Liede
Sich Helden dünken, blöd und blind;

Die frisch und frei allzeit beweisen,
Wie sie das Land in Werken preisen,
Die sie des Volkes Aermsten weihn;
Die Opfer groß sich auferlegen,
Gilt es der andern Heil und Segen,
Des Ganzen glückliches Gedeihn.

So weist des Hauses ärmster Sprosse
Sich aus als wahrer Eidgenosse,
Der wirkt um jenen wahren Ruhm,
Der eine Frucht lebend'ger Liebe:
So schafft im heut'gen Weltgetriebe
Das neue edle Heldentum.

J. Brassel.

Die Mitschuldigen.

Ein armer Mann, der Kaiser Franz Josef von Oesterreich! Sein Bruder Maximilian als Kaiser von Mexiko 1867 erschossen — sein einziger Sohn, der Kronprinz Rudolf, 1889 in einem Abenteuer erschlagen oder durch Selbstmord gefallen — und jetzt seine Frau in Genf auf der Straße von einem Italiener niedergestoßen. Vor einem Jahr, beim großen Bazarbrand in Paris

verbrannte die Schwester der Ermordeten, die Herzogin Alençon; ihre zwei andern Schwestern, die ehemalige Königin von Neapel und die Gräfin Trani, leben in der Verbannung. Ihr Schwager, Graf Trani, endete in Zürich durch Selbstmord. Ebenso 1886 ihr Vetter, König Ludwig von Bayern. Soviel Schweres, Entsetzliches hat wohl kaum je ein Herrscherpaar getroffen. Und die Völker Oesterreich=Ungarns leben im heftigsten Bruderzwist. Kein Dichter hat je ein tragischeres Schicksal erdichtet, als es der arme Mann in Wien erlebt.

„Wie ist es möglich, daß ein Mann eine Frau überfallen kann, die nie einem Menschen etwas zu leid, die nur Gutes gethan!" so rief der Kaiser, als ihm das Entsetzliche mitgeteilt wurde. In der That — wenn es zu begreifen ist, daß ein spanischer Ministerpräsident, ein Präsident der französischen Republik, ein russischer Kaiser, überhaupt politische Persönlichkeiten ermordet werden, so erscheint das Niederstechen einer Frau als pure Bestialität. Und die Kaiserin Elisabeth war nicht bloß eine der schönsten, auch eine der besten Frauen, die je einen Thron zierten. Dem Hofleben ging sie, soviel es erlaubt war, aus dem Weg; ihre Freuden waren geistiger Art, im besonderen die Wohlthätigkeit, und auch diese übte sie in aller Stille. Sie liebte Wissenschaften und Künste, Heinrich Heine ließ sie in ihrem Palast auf Korfu ein Denkmal errichten, ihre schönste Erholung fand sie in der Natur; wo sie auf Reisen ihr Incognito festhalten konnte, freute es sie, sie verließ keinen schönen Fleck Erde ohne den Armen Wohlthaten zufließen zu lassen. Im schönen Körper lebte eine große Seele. Und diese edelste unter den gekrönten Frauen sollte durch eine so ruchlose Hand fallen.

Der Mörder Lucchеni, von Parma gebürtig, abermals ein Italiener, in Paris geboren und aufgewachsen, ist verhaftet. Nun sucht man die Mitschuldigen. Für solche halten wir nicht bloß diejenigen Anarchisten, welche von Zeit zu Zeit, bald da bald dort, die Ermordung der Regierenden und derer, die es werden wollen, beraten. Gottlob, daß der Mörder kein Schweizer ist! so liest man in schweizerischen Blättern, und freilich ist das Verbrechen derart, daß jede Nation froh sein muß, wenn der bestialische Mensch nicht ihr angehört. Aber die Italiener können ihn nicht von sich abschütteln, denn von ihnen stammt er ab; und die Franzosen auch nicht, denn unter ihnen ist er aufgewachsen. Nun wäre es lehrreich zu erfahren, was Luccheni gelesen, was für Reden er gehört, was für Bilder er angeschaut hat. Nicht bloß in Paris, aber in Paris ganz besonders gibt es eine Presse, mit und ohne Illustrationen, die man eine Schule des Verbrechens nennen muß. In Wort und Bild stellt sie unausgesetzt und eindringlich all das scheußliche dar, das in Nacht und Sinnenrausch irgendwo begangen wird. In welcher Sprache und in welchen Farben stellt sie es dar! Man sehe nur die Kiosks in allen größern Städten an! Es kann nicht anders sein: eine so systematisch betriebene Beschmutzung der Seele muß in jungen Leuten, die sonst nichts lesen, hören und sehen, mit der Zeit die Gewöhnung an Blutthaten erzeugen, das Bedürfnis, von immer mehr solchen zu hören, und schließlich die Lust, sie zu begehen. Die Reichen wolle er aus der Welt schaffen! triumphirte und lachte und sang der Mörder, als man ihn zur Haft brachte. Diejenigen, welche ihm einredeten, damit sei der Menschheit geholfen; alle die, welche mit dem Mund oder der Feder oder dem Zeichenstift diesen Wahnwitz im Kopf des Pariser Gamin erzeugen halfen, alle sind mitschuldig an den Verbrechen, die er erzeugt, auch an dieser allerwiderlichster Brutalität, welche die neuere Geschichte verzeichnen muß. Und leider ist es auch hier so: die eigentlichen Missethäter können nicht gefaßt werden, sie bleiben straflos.

Und wieder hört man bei diesem Anlaß das oberflächliche Raisonnieren, man solle die Anarchisten schärfer bewachen, es müsse in unserer Schweiz strengere Polizei geübt werden. Ihr Narren — als ob damit geholfen wäre! In den Ländern, wo die schärfste Polizei spitzelt, dort gerade wachsen die Anarchisten. Das Uebel sitzt tiefer. Es sitzt am grünen Tische der Regierenden, wo man Großmannspolitik treibt, statt der Unwissenheit und dem Aberglauben, diesen Ursachen der Armut und der Unmoralität, zu begegnen — vide Italien. Auf den Redaktionsstuben, in den Salons sitzt es, wo die Zeitungen und Bilder fabriziert werden, an denen sich die Jugend vergiftet. Es sitzt in jeder Versammlung, wo man die sociale Frage mit dem Haß gegen die Reichen, mit ihrer Ermordung verspricht. Diesen Ursachen ist aber mit der Polizei nicht beizukommen, sondern nur durch eine bessere Erziehung des armen Volkes, durch wahre Religion anstatt der falschen. Die Gerichtsverhandlungen, denen der Mörder entgegengeht, werden ohne Zweifel an den Tag bringen, wie er erzogen wurde, was man ihm für christliche Religion ausgab, welche Sorte von Zeitungen er las, und wo er seine Abende, seine Sonntage zubrachte. Dann wird man die wahren Mitschuldigen kennen. Und der größte derselben ist vielleicht der Vater des Mörders, der seinerzeit die Mutter und den unehelichen Knaben verließ. War vielleicht ein vornehmer Herr.

Vom schweizerischen Predigerfest in Frauenfeld.

„Das waren mir selige Tage!“ So sage ich mit jenem alten Liede von den Tagen, die ich letzte Woche am schweizerischen Predigerfest in Frauenfeld verbrachte. In dieser sonnigen Zeit, im schönen Thurgau, unter seinem geistig gesunden, wackern Volke, das neben den „sauren Wochen“ auch die „frohen Feste“ kennt, und diese, wie jüngst seine Centenarfeier bewies, so prächtig zu feiern versteht, da muß auch ein Predigerfest gelingen, so mochten mit mir noch viele reformierte Pfarrer denken, weshalb sie sich denn auch in unerwartet großer Zahl (ca. 200) im freundlichen Städtchen an der Murg einfanden. Und sie hatten sich nicht getäuscht, das Fest ist prächtig gelungen. Wenn so ein Predigerfest nicht anderes bieten würde, als die Gelegenheit, mit ehemaligen Studiengenossen und lieben Freunden wieder zusammen zu treffen, ein Stück des goldenen Jugendtraumes wieder einmal durch die Seele ziehen zu lassen, und „der alten Freundschaft heil'ges Band“ zu erneuern, — deswegen allein schon würde der Besuch sich lohnen. Aber es bietet mehr, und speziell das Frauenfelder Fest bot viel mehr, reiche Belehrung und Anregung, einen vollen Becher Begeisterung. Was das für eine sonnige Stimmung war, die wie auf der Natur draußen, auf aller Herzen lag, pfingstenfroh und zukunftsgläubig! Daß doch mein guter Namensvetter, der verstorbene kleine Toggenburger Dekan hätte dabei sein können, der vor bald 25 Jahren in einer Pastoralgesellschaft, als über die Folgen der neuen Bundesverfassung für die Kirche verhandelt wurde, prophezeite, nun gehe man raschen Schrittes dem Zerfall der Kirche und einer allgemeinen Demoralisation entgegen! Ich bin überzeugt, er hätte seinen pessimistischen Ausspruch feierlich widerrufen und aus allem den Eindruck gewonnen, daß die schweizerische

evangelische Kirche nicht im Zeichen des Niedergangs, sondern im Zeichen des Aufgangs steht.

Diese Ueberzeugung mochte auch mit anderem den Festprediger, Pfarrer Ernst Müller in Langnau (Bern), der für den verhinderten Pfarrer Ris in Worb in den Riß getreten war, veranlaßt haben, für sein gottesdienstliches Weihewort den Text zu wählen 2. Kor. 6, 9: „Als Sterbende und siehe, wir leben!" Leider war es mir nicht möglich, frühzeitig genug am Festorte einzutreffen, um noch dem Gottesdienst beiwohnen zu können, so daß ich kein eigenes Urteil über die Predigt habe. Aus dem aber, was mir von Zuhörern daraus mitgeteilt wurde, konnte ich schließen, daß der Festprediger jedenfalls etwas gesagt hat, und daß ist schon viel. Wenn jeder Prediger es sich zur Pflicht machen würde, in seinen Predigten etwas zu sagen, und wenn bei Verhandlungen und festlichen Anlässen jeweilen nur die reden würden, die wirklich etwas zu sagen haben, so hätten wir der langweiligen Predigten, der ermüdenden Diskussionen und wässerigen Toaste viel weniger oder gar keine mehr. Der Festprediger von Frauenfeld soll aber das, was er sagte, auch noch in origineller, schlichter und überzeugender Weise gesagt haben, und darum erlaubt sich der Berichterstatter, ihm eine gute Note zu geben, ob er ihn gleich nicht selber gehört hat.

Bei der auf den Gottesdienst folgenden freien Vereinigung begrüßte der Senior der thurgauischen Geistlichkeit und Ehrenpräsident des diesjährigen Predigerfestes, der achtzigjährige, aber immer noch geistesfrische und bewegliche Dekan Aepli in Gachnang die Gäste in einer Rede, die namentlich durch die Weitherzigkeit, mit der er die Berechtigung und Notwendigkeit der verschiedenen Richtungen anerkannte und durch den frohen Glauben an die Zukunft der evangelischen Kirche allen Anwesenden wohl that. Wie dankbar wären wir in Basel für solch ein Wort von nicht-reformerischer Seite!

Schon diese erste gemütliche Vereinigung wurde wie die folgenden wesentlich verschönert durch ein aus jüngern thurgauischen Geistlichen gebildetes und auch von einem Geistlichen dirigiertes Doppelquartett, das sich denn auch mit seinen frischen Stimmen und prächtigen Weisen die verdiente Sympathie der Versammlung erwarb. Ein Kollege in meiner Nähe, „der noch die alten Zeiten hat geseh'n", erklärte mir, daß die heutige Geistlichkeit weit mehr gute Sänger, und weit weniger solche aufweise, die gar nicht singen können, als die frühern. Ich freute mich dieses in meinen Augen vielsagenden Zeugnisses, wenn ich auch das Lob nicht auf mich persönlich beziehen durfte, und mir sagen mußte, daß ich in dieser Hinsicht mehr der alten Schule angehöre.

Beizeiten zogen sich die Festteilnehmer zurück in ihre Quartiere, mit Recht, wartete ihrer doch am folgenden Tag ein tüchtiges Stück Arbeit, wenn auch nicht mit körperlicher Anstrengung, doch mit Gehirngymnastik und Denkexercitien.

Dienstag, den 6. September, vormittags 8 Uhr versammelte man sich in dem, zu Ehren der schweizerischen reformierten Prediger beflaggten Rathause zur ersten Sitzung. Diese wurde nach kräftigem Gesang und einem Eingangsgebete von Pfarrer Berger in Frauenfeld eröffnet und geleitet durch den Präsidenten, Dekan Brenner in Müllheim, der alles Volk um eines Hauptes Länge überragt, heute noch aussieht, wie vor einem Vierteljahrhundert, da ich ihn kennen lernte und durch nichts weder am Körper noch am Geist seine 66 Jahre verrät, der denn auch mit jugendlicher Gewandtheit und Schneidigkeit, ohne jegliche Suade seinen Präsidialstab führte. In seiner frei-

gehaltenen Eröffnungsrede zeichnete er nach dem Hinweis auf die Centenarfeier in Weinfelden, die während des Festes noch manchmal erwähnt wurde und in den Herzen unserer Thurgauerfreunde noch spürbar nachzitterte, und nach einigen geschichtlichen Reminiscenzen, mit wenigen markigen Strichen das kirchliche Leben seines Heimatkantons, das sich trotz der vielen unleugbaren Schäden in aufsteigender Linie bewege und auch die erfreuliche Erscheinung aufweise, daß die verschiedenen theologischen Richtungen zum Wohle des Ganzen zusammenarbeiten und sogar seit 5 Jahren gemeinsam ein religiöses Blatt herausgeben, den „Kirchenboten", der in 11000 Exemplaren über den Kanton verbreitet ist und allem Volk eine gesunde geistige Nahrung bietet. Dazu herrsche in Werken der Liebe überall eine rege Thätigkeit. Mit Bedauern spricht der Redner von der auch im Thurgau zutage tretenden, durch einen intoleranten und streitbaren katholischen Klerus verursachten Verschärfung der konfessionellen Gegensätze, welche es nötig mache, das protestantische Bewußtsein wach zu erhalten und bereit zu sein, wenn der Kampf unabwendbar sein sollte.

Es folgte das Referat von Professor Bolliger in Basel über das Thema: „Der Weg zu Gott für unser Geschlecht". Der Referent wandte sich energisch gegen die heute herrschende Strömung in der Theologie, welche die höchste Realität, Gott, bloß dem Glauben zuweisen und diesen an Stelle des Wissens und Erkennens setzen will, um dieser bloßen Glaubenstheologie die Erfahrungstheologie entgegen zu stellen, welche von dem Satze ausgeht, daß der Mensch Gott erfährt, dieser also eine Erfahrungsgröße und als solche erkennbar ist. Bei allem Respekt vor der religiösen Tradition, der wir das beste, freilich auch das schlechteste, verdanken, ist es heute notwendiger als je, auf die eigene Erfahrung zurückzugehen und unmittelbar aus der Quelle zu schöpfen. Die eine Erfahrungsthatsache, die uns zur Gotteserkenntnis führt, heißt: Zusammenhang aller Dinge oder durchgängige Wechselwirkung, welche sich nur erklären läßt aus einer realen Einheit, in der alle Teile verbunden sind, aus einem Wesen, welches jene Wechselwirkung erst möglich macht.

Die Frage, ob das eine Wesen oder das weltschöpferische Prinzip geistiger Natur sei, beantwortet sich von selbst mit Ja, nach der einfachen logischen Schlußfolgerung, daß der Erzeuger des Geistigen selber Geist sein muß. Schließlich ist alles Geist und Leben. Eine „tote Materie" gibt es nicht. Die Welt ist ein Geisterreich, und der Vater dieses Geisterreichs selbst ein lebendiger Gott. Ist dieser Gott die Liebe? Ja; Beweis: das Fünklein Liebe in uns, das ein Ausfluß der größern göttlichen Liebe sein muß. Der Satz „Gott ist die Liebe" bleibt stehen gegenüber aller Einsprache der Wirklichkeit mit ihren Uebeln und Leiden, die für die Menschheit wie für den einzelnen Menschen die Mittel zur Erreichung des höchsten Gutes und Zieles sind. Der Tod, welcher die ganze Entwicklung und Erziehung des Menschengeschlechts und des einzelnen Menschen als zwecklos erscheinen lassen könnte, existiert in Wahrheit gar nicht in der Welt, in der kein Teil vergeht. Gott ist ein Gott der Lebendigen. Die rechte Gotteserkenntnis macht den Glauben nicht überflüssig, im Gegenteil, mit ihr wird er erst möglich als Hingabe an den wirklichen Gott, ohne sie artet er aus in Aberglaube. Der Erkenntnisweg zu Gott erweist sich bei näherer Prüfung auch als der ursprüngliche, schon von den Propheten und von Jesu eingeschlagene und darum christliche Weg zu Gott; in der vorgetragenen Lehre ist nur die Sprache der alt- und neutestamentlichen Empiristen in die Sprache unserer Zeit übersetzt.

Das ist in kurzer und dürftiger Skizzierung der Gedankengang des mehr als zweistündigen Referates, das durch das innerste Ueberzeugtsein von der Sache, die prägnante, oft paradoxe Ausdrucksweise und den kühnen Optimismus auf die Zuhörerschaft erfrischend und begeisternd wirkte, wie ein kastalischer Quell. Allerdings hängte sich an manche Behauptungen des Referenten von selbst ein großes Fragezeichen, und die Art und Weise, wie er alle Welträtsel spielend und restlos auflöste, und allen Glauben in Schauen verwandelte, wie der kühne Optimist über alle Gräben und Abgründe hinwegsetzte, wie er die Hungernden auf Storch nnd Schwalbe hinwies und zur Auswanderung ermunterte, ihren Einwand aber, sie hätten keine Flügel, d. h. keine Mittel, mit dem Rate beantwortete: „Werdet sociale Menschen! Der Bruderbund ist die Erlösung!“ wie er schließlich mit einem Zauberschlag das finstere Totenreich in eine Fata morgana auflöste, solches mußte auch nicht-skeptisch angelegte Naturen zu einem skeptischen Lächeln verleiten.

Die Opposition setzte denn auch im Korreferat und zum Teil in der Diskussion, hier namentlich im Votum von Professor Barth, ziemlich kräftig ein. Der Korreferent, Professor Schultheß-Rechberg in Zürich, der seinen entgegengesetzten Standpunkt in stilistisch und sachlich feiner Weise vertrat, erhebt gegen den Referenten den Vorwurf des einseitigen Intellektualismus und bezeichnet es als eine irrige Meinung, daß man nur an Gott glauben könne, wenn man seiner auf theoretischem Wege gewiß geworden sei. Der realistische Zug der Gegenwart, dem sich die Religion noch weniger entziehen kann als die Kunst, drängt zu einer größern Wertschätzung der Wirklichkeit und des Lebens. Hier lernt der Mensch nach Gott fragen, und zwar sind es da drei allgemeine Erfahrungen, die uns zu Gott führen: 1. unser Konflikt mit der Welt, die wir nur mit Gott und im Hinblick auf gotterfüllte Persönlichkeiten, vor allem Jesus Christus, überwinden können, 2. unser Konflikt mit uns selber, in welchem uns abermals nur Christus die Gewißheit einer uns trotz unserer Sünde umfassenden, ewigen Vaterliebe gibt und 3. unser überweltliches Bedürfnis, das nur durch Christus gestillt wird. Kurz, Christus ist der wahre und einzige Weg zu Gott.

Dem ist entgegen zu halten, daß eben heutzutage bei Tausenden von religiös angelegten Menschen einfach die psychologischen Voraussetzungen fehlen, um den, vom Korreferenten und andern gewiesenen Weg zu Gott einzuschlagen, daß die Zweifelfragen des an den Naturwissenschaften gebildeten und unter den socialen Härten leidenden modernen Menschen in dieser Anweisung keineswegs gelöst sind, und daß es nicht wohl angeht, dem der auch in geistigen und religiösen Dingen nach Erkenntnis strebt, einfach die Thüre vor der Nase zuzuschlagen. Wenn es darum gilt, für unser Geschlecht den Weg zu Gott zu suchen, so scheint uns der Referent trotz einiger Sprünge doch weit eher auf der richtigen Fährte zu sein. Aber Referat, Korreferat und Diskussion haben wohl viele angeregt, sich in die hochwichtige Frage erst recht zu vertiefen.

Es war nahezu 2 Uhr geworden. Die Versammlung hatte tapfer ausgehalten und schloß die Verhandlungen wieder mit Gesang; aber jetzt beanspruchte der realistische Magen sein Recht. Das Mittagsbankett litt am ersten wie am zweiten Tage unter dem Umstande, daß die Tafelnden, in Ermanglung eines großen Saales, auf zwei Lokale verteilt werden mußten. Der Berichterstatter kam in den Vorhof zu sitzen, und kann deshalb nicht mehr melden, als daß hie und da aus den Reihen der Glücklichen ein mehr oder

weniger kräftiges Beifallklatschen zu ihm und seinen Genossen herüberdrang, woraus er den Schluß zog, daß jene herrliche Tischreden zu genießen bekamen.

Der Nachmittag brachte noch einen Spaziergang für „ehrwürdige Herren", böse Zungen sagten, für die „Bequemen" eine Spazierfahrt nach der Karthaus Ittingen, wo es Gelegenheit gab, ein Stück mittelalterlicher Romantik durchzuträumen, und im Refektorium unter protestantischen patres und fratres bei einer Flasche feurigen Karthäusers ein bischen Klosterleben mitzumachen. Mit einem prächtigen Kirchenkonzert und einer gemütlichen Vereinigung auf dem Schützenplatz schloß dieser Tag harmonisch ab.

(Schluß folgt.)

Wochenschau.

Am 14. August war in Genf wieder Pfarrwahl, die Gemeinde Plainpalais sollte zu ihren zwei Pfarrern einen dritten erhalten, und es war schön, es war sogar viel von den Leitern der positiven Richtung, daß sie sagten, weil sie an der Gemeinde schon zwei Pfarrer besitzen, so dürfe der dritte liberal sein. Aber ein Fehler war es, daß die Positiven bestimmen wollten, welcher Liberale gewählt werden solle, denn Herr Veigné, den sie vorschlugen, war vielen Liberalen nicht entschieden genug, und so begingen die Entschiedenen den Handstreich und wählten in letzter Stunde den entschieden liberalen Herrn Rochat. Die Entrüstung auf Seite der Positiven war sehr groß — begreiflich — aber wer eine Konzession machen will, muß sie ganz machen. Die unentschieden Liberalen fallen gar zu gerne um zwar gewöhnlich nach rechts.

In Crefeld war großer deutscher Katholikentag, und die Herren in der Soutane verstehen solche Tage pompös zu gestalten. So war es denn wirklich pompös — riesige Volksmassen, entflammt durch packende Reden über den Vormarsch und Sieg Roms auf allen Flanken. Aber wir horchten umsonst auf einen Nachweis, daß die römische Religion es über die evangelische Religion davontrage — es war durchwegs nur Jubel über die politische Macht und Größe des deutschen Centrums. Und diese Größe besteht doch nur durch die Indifferenz der Nichtkatholiken gegenüber ihrer Kirche und Religion, nur durch die fatale Arbeit der Orthodoxen à la Stöcker, welche die Protestanten selber nach Rom führen und erklären, sie fühlen sich mit diesem näher verwandt als mit den Freisinnigen. Der Verrat am Protestantismus macht die Stärke der Katholiken.

In Frankfurt soll vom 20. bis 22. September die 14. Jahresversammlung des allgemeinen evangelischen-protestantischen Missionsvereins — gegründet von Pfarrer Buß in Glarus — stattfinden. Es ist hocherfreulich, daß sich in diesem Verein zu den Freisinnigen immer mehr auch die Vermittler gesellen, der Vorstand nennt als seine Mitglieder unter andern die Professoren Bassermann—Heidelberg, Harnack—Berlin, Holtzmann—Straßburg, Müller—Oxford, Pfleiderer—Berlin, alles Koryphäen der Wissenschaft, ferner die Pfarrer Rade —Frankfurt, Kirmß—Berlin und viele andere. Glanzvoll. Aber die Erfolge sind in Japan und China immer noch ärmlich wie einst in den Christengemeinden, denn der Verein geht weniger darauf aus, Heiden zu taufen, als

unter ihnen christliche Gedanken zu verbreiten, und was dabei herauskommt läßt sich nicht leicht in Zahlen fassen. Doch ist, was in dieser Beziehung der einzige Dr. Faber in China leistet, im Doppelsinn des Wortes unermeßlich. Und gerade in China will der Verein seine Arbeit frisch aufnehmen; er sucht nach Kiautschau für die dortigen evangelischen Deutschen einen Pfarrer, „wenn-möglich unverheiratet und von kräftiger Körperkonstitution", ferner einen begabten Mittelschullehrer. Junge Männer, welche das Kreuz Christi auf sich nehmen wollen, haben sich zu melden bei Prediger Dr. Arndt in Berlin, C 19, Friedrichsgracht 53.

Der deutsche Kaiser rüstet sich zur Fahrt nach Jerusalem, zur Einweihung der neuen evangelischen Kirche daselbst; weil er einen ganzen Schwarm protestantischer Kirchenmänner mitschleppt, jammert man in Frankreich, es sei darauf abgesehen, es dort als Beschützer aller Christen im Orient zu verdrängen. Möge es jammern. Es will uns nur recht erscheinen, wenn in Palästina, wo bis jetzt russische, römisch-katholische und englische Einflüsse dominiert haben, deutsch-evangelisches Wesen nicht ferner als Aschenbrödel behandelt werden darf. Insofern kann man dem unternehmenden Kaiser nur Glück zur Fahrt wünschen. Aber mit seinen Reden fährt der Mann fort, alle Welt zu verblüffen. Versprach er doch jüngst den Vertretern der Industrie in Westphalen, es solle nächstens dem Reichstag eine Gesetzesvorlage zugehen, welche jeden, der zu einem Arbeiterstreik anreizt, mit Zuchthausstrafe belegt! Es gibt ja freilich leichtsinnige Streiks, aber das Zustandekommen aller verbieten wollen, das hieße doch den Arbeitern die Verbesserung ihrer Lage fast unmöglich machen. Die deutschen Socialisten sehen im Kaiserwort einen Angriff auf eines ihrer Grundrechte und freuen sich zum Voraus über den Zuwachs von Unzufriedenen, die er ihren Reihen zuführen werde.

Im übrigen geht das neue Teilen der Erde rüstig voran. In der Abrechnung mit Spanien wird die amerikanische Union nicht gehindert werden können, Kuba und die Philippinen zu übernehmen. England legt die Hand definitiv auf Egypten, nachdem es in entsetzlich blutiger Schlacht die Derwische geschlagen, das Reich des fanatischen Mahdi vernichtet, und den edeln Gordon gerächt hat. Auch auf der Insel Kreta hat England einen neuen Ausbruch des türkischen Fanatismus blutig unterdrückt, und in China ist die Absetzung des mächtigen Li-Hung-Tschang sein Werk. Nach einem Ausspruch Jesu üben die Mächtigen in dieser Welt Gewalt. Es sieht aus, als sei das Manifest des Zaren zum Abrüsten der Sorge vor drohenden Verwicklungen im großen Styl entsprungen. Kenner behaupten, es werde daraus eher als Frieden der große Krieg erfolgen, vor dem sich alle Welt schon lange fürchtet.

Kirchliche Personalnachrichten.

Bern. Resigniert in Thun Herr Pfarrer Gerwer, geboren 1831. — Gewählt nach Court Herr Perrénod, Pfarrhelfer in Locle.

Genf. Gewählt als dritter Pfarrer in Plainpalais Herr Rochat, bisher Pfarrer in Carouge. — Zum Pfarrer in Genf Herr August Gampert.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 39. Samstag, 24. September 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Ansprache

gehalten am 7. September 1898 bei der Feier zur Grundsteinlegung für die Pauluskirche
von A. Altherr.

Geehrte Bauherren, Vorsteher der Gemeinde und Gemeindegenossen!

Die Feier, zu der wir uns hier unter freiem Himmel versammelt haben, entbehrt alles äußern Schmuckes — weder Kränze, noch Fahnen und Fest~~gelage; in der größten Einfachheit, fast darf ich sagen Formlosigkeit, wollen~~ wir ~~nur einer~~ Freude Ausdruck geben, der Freude darüber, daß in unserer Stadt ~~Basel~~ wieder ein evangelisches Gotteshaus gebaut wird, und daß schon die Fundamente desselben gelegt sind.

Es drängt uns bei diesem Anlaß, Gott zu danken, daß die Stadt Basel trotz aller Veränderungen, die sie in den letzten Jahrzehnten äußerlich und innerlich durchgemacht hat, doch immer noch des Sinnes geblieben ist, zum Gedeihen und Wohlergehen einer Volksgemeinschaft bedürfe es neben der Erzeugung und Mehrung der materiellen Güter, neben guten Schulen zur Ausbildung in Wissenschaften und Künsten auch der Pflege des religiösen und sittlichen Lebens, einer Stätte, an der all die verschiedenen Gedanken und Bestrebungen der Menschen sich sammeln auf Gott hin, von dem, durch den und zu dem alle Dinge sind. Als ein Symbol dieser Thatsache, daß das Volk von Basel sich immer noch zu Gott bekennen, sich vor ihm beugen und demütigen, in ihm stark und froh werden will — als Symbol dieser Thatsache sehen wir den Bau dieses Gotteshauses an.

Wir wollen aber auch den Menschen danken. Allen denen, die seit vielen Jahren im privaten Gespräch den Wunsch nach einer zweiten Kirche in unserer enorm wachsenden Gemeinde aussprachen; allen denen, die in Vereinen und Behörden die Sache förderten und verteidigten, namentlich den Mitgliedern des jetzigen Großen Rates, die fast einstimmig für den Bau eintraten, und dem Volk von Basel, das den Großratsbeschluß ohne Widerrede und Referendum in Kraft treten ließ — allen sagen wir hier Dank. Und wenn dieser Dank an die Adresse verschiedener Leute geht, die in verschiedenen politischen

und kirchlichen Lagern stehen und oft weit auseinanderstreben und hart gegeneinander vorgehen, so sei uns das eine Erinnerung daran: ohne ein Eingehen der verschiedenen Richtungen in unserer Gemeinde wäre der Bau dieser Pauluskirche nicht zustande gekommen.

Es drängt sich uns daher ganz von selber ein Wunsch auf an dieser Stätte. In diesen Grundstein hier, auf welchen die Kanzel zu stehen kommt, werden in eine Kapsel verschlossen eine Anzahl Schriften und Dokumente versenkt, welche die jetzigen politischen, kirchlichen und socialen Zustände in unserer Stadt Basel, die jetzigen Meinungen, geistigen Bestrebungen und Kämpfe charakterisieren. Unter anderem wird in der Kapsel versenkt ein Exemplar aller in unserer Stadt erscheinenden Tageszeitungen und religiösen Blätter, keine Religion, keine Partei ausgeschlossen. Wie lange werden diese Zeugen da im Dunkel dieses Grundsteins eingeschlossen bleiben? Wann wird der Tag erscheinen, wo sie wieder ans Licht kommen? Nach wie viel Jahrhunderten oder Jahrtausenden wird es geschehen? Werden Elementargewalten diese Quadersteine umwerfen oder werden menschliche Hände den Bau niederreißen? Kein Mensch weiß es. Aber eins ist gewiß: niemand von uns, auch keines der Kinder hier wird jenen Tag erleben. Der Name keines einzigen von uns wird dann mehr genannt werden. Und anders wird es dann aussehen in unserer lieben Stadt Basel, im teuren Vaterland, in allen Ländern der Erde. Um andere Dinge als jetzt werden die Menschen dann sich bekümmern, andere Ansichten und Meinungen werden dann einander bekämpfen. Das meiste von dem, was uns jetzt beschäftigt und aufregt, uns zusammentreibt in Parteien, und uns von einander trennt und scheidet, das wird an jenem Tage abgethan, überwunden, vergessen sein. Vielleicht wissen dann die Menschen nicht einmal mehr, was unsere Parteinamen bedeuten; in den Büchern müssen sie nachlesen, in den Archiven müssen sie nachgraben, um es zu verstehen.

Lassen wir diese Gedanken recht auf uns wirken!

Aber eines wird auch an jenem Tage, wo dieser Grundstein wieder abgedeckt wird, gleich sein wie heute. Dann wie jetzt, nur in anderen Formen, wird das Leben der Menschen auf Erden Arbeit, Mühsal und Kampf sein. Dann wie jetzt wird das Los der Menschheit Schwachheit sein und Irrtum, Vergehen und Sterben. Dann wie jetzt wird das Menschenherz aus Unruhe und Zwiespalt, aus Angst und Not, aus Sünde und Tod sich heraussehnen nach Gott, nach Ruhe in Gott, nach Versöhnung und Frieden mit Gott, nach einem ewigen Leben, das nicht mehr Stückwerk ist, sondern ein Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht. Und diese nimmer ruhende Sehnsucht des Menschenherzens wird dann wie jetzt gestillt werden durch das feste prophetische Wort, das wir in der heiligen Schrift haben, durch das Evangelium Jesu Christi als der frohen Botschaft von Gott dem Vater, wir seine Kinder und untereinander Brüder.

Und so ist denn das unser Wunsch, daß von der Kanzel, die auf diesen Grundstein gebaut wird, durch alle Zeiten, solange der Bau steht, dieses Wort von der Gotteskindschaft und der Bruderliebe verkündigt werden möge, zum Segen allen, die es verkünden und die es hören; daß es all den Tausenden und Millionen, welche im Laufe der Zeiten hier ein- und ausgehen, ein Licht sei auf ihrem Wege, ihnen Kraft und Ansporn gebe zu einem Erdenwandel in Gottesfurcht, Gerechtigkeit und Bruderliebe, ihr Trost in der Trübsal, ihre Erlösung aus Schuld und Sünde, und beim Zerfall ihres sterblichen Leibes

ihre Hoffnung ewigen Lebens. Auf einem Stein des jüdischen Tempels in Jerusalem stand das Wort: Kein Unreiner soll diese Stätte betreten! Aber auf dem Grundstein dieses christlichen Gotteshauses stehe geschrieben: Willkommen sei, wer da kommt! Und alles Unreine in seinem Wandel und Herzen — hier nehme es Gott von ihm und heilige ihn! Und alle, die das in diesem Gotteshaus erfahren, werden sich dann seiner freuen, und mit dem Psalmdichter sprechen: Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, wo deine Ehre wohnt!

So möge denn der Bau, der jetzt begonnen ist, glücklich vollendet werden, bis er dasteht als eine neue Zierde unserer lieben Stadt Basel, eine Stätte zu geistiger Stärkung und Heiligung in Wahrheit, Liebe und Friede. Der Schutz und Segen des Allmächtigen sei mit euch, ihr Architekten und Baumeister! mit euch, ihr Arbeiter alle! Er schenke euch Weisheit, Treue, Geduld, Einigkeit und frohes Gelingen!

Vom schweizerischen Predigerfest in Frauenfeld.

II.

Bevor ich auf die Berichterstattung über den zweiten Festtag eintrete, muß ich noch einen Vorwurf gegen die Referenten des ersten Tages erheben, der übrigens nicht nur ihnen, sondern der großen Mehrzahl, ja 95 Prozent der Referenten an den schweizerischen Predigerfesten gilt. Der Vorwurf betrifft die übermäßige Länge der Referate, eine, wie es scheint, unaustilgbare Erbsünde des **Theologengeschlechtes. Vor vier Jahren, in Neuenburg, beschloß die** schweizerische Predigerversammlung, daß künftig dem Hauptreferenten eine Stunde und dem Korreferenten eine halbe Stunde eingeräumt werden soll. Als ich an der nächstfolgenden Versammlung in Herisau über „Theologie und Naturwissenschaft" zu sprechen hatte, drängte ich die weitschichtige Materie mit großer Mühe und unter wiederholten Kürzungen so zusammen, daß der Vortrag sich ziemlich genau in das vorgeschriebene Zeitmaß fügte, — in dem naiven Glauben, daß die Pfarrer sich wie andere Leute an Beschlüsse zu halten hätten. Seither bin ich nun freilich eines anderen belehrt worden und am Frauenfelder Fest ganz besonders, wo die beiden Theologie-Professoren, die uns Pfarrern mit gutem Beispiel vorangehen sollen, die eingeräumte Redefrist um mehr als das Doppelte überschritten. Sie haben ja freilich durch ihre höchst interessanten und geistvollen Referate die Zuhörerschaft bis ans Ende in gespannter Aufmerksamkeit zu erhalten gewußt, und insofern könnte man ihnen ganz wohl Absolution erteilen; allein jener Beschluß, der aus guten Gründen gefaßt wurde, ist eben gültig für alle Referenten, ohne Unterschied, für kurzweilige wie langweilige, und die Theologen sollen zeigen, daß sie Disciplin kennen, und wenn sie diese nicht kennen, so sollen sie's in den Socialistenversammlungen lernen! — Daß sie übrigens in andern Dingen Disciplin haben, bewiesen mir an beiden Tagen ihr pünktliches und vollzähliges Eintreffen zu den Verhandlungen, das genaue Innehalten der kurzen Zwischenpausen, die lautlose Stille während der Referate und Diskussionen und das Ausharren bis zum Schlusse.

In der zweiten Sitzung, Mittwoch den 7. September, die nach dem Eröffnungsgesang Pfarrer Lichtenhahn in Basel durch ein Gebet einleitete, wurde

zunächst das Geschäftliche erledigt, Genf als nächster Festort und Pfarrer Charles Martin als Präsident gewählt. Prof. Kesselring berichtete sodann an Stelle des letzten Sommer verstorbenen, um die Sache der innern Mission viel verdienten, Pfarrer Georg Langhans über die Thätigkeit der vor zwei Jahren gewählten „Kommission für christliche Liebesthätigkeit", die sich bis jetzt auf die Orientierung in den einschlägigen Bestrebungen und Bedürfnissen beschränkt habe und kündete unter anderm das Erscheinen eines Monatsblattes an. „Schon wieder eines!" mag mancher im stillen mit dem Berichterstatter geseufzt haben, der jetzt schon so viele derartige Blättchen zu halten genötigt ist, daß er damit jeden Monat ein Zimmer frisch austapezieren könnte. Periodische Mitteilungen dieser Kommission an die bestehenden kirchlichen Blätter würden sicherlich den Zweck ebenso gut erfüllen, ohne die, gewöhnlich nicht gerade voll gespickte Börse der Geistlichen wieder in Mitleidenschaft zu ziehen. Auf Kesselrings Antrag wurde die Kommission auf zwei weitere Jahre bestätigt und zu periodischer Berichterstattung an die Versammlung eingeladen.

Jetzt trat Pfarrer Probst in Horgen vor die Versammlung, um über das Thema zu sprechen: „Welches sind die Ziele, nach denen die schweizerische evangelische Kirche zu streben hat in Bezug auf Verfassung und Gemeindeleben?" — Der Redner sprach frei, geistreich, in Stil und Vortrag dramatisch, bald witzig und unterhaltend, bald machtvoll und zündend wie ein Volkstribun und darum mit durchschlagendem Erfolg.

Gibt es eine schweizerische reformierte Kirche? fragt er. Nein, wenn wir darunter eine einheitlich organisierte Gemeinschaft verstehen, und doch ja, nämlich als ein ideales Ganzes, das vielleicht dem Urbild näher ist, als man oft glaubt; ja, denn die kantonalen Kirchen haben des Gemeinsamen doch viel: die Geschichte, die hl. Schrift, die Sakramente, zum Teil das Liederbuch, die Gegnerschaft, die Unordnung und Isolierung, allen Segen und Unsegen der Staatskirche in einer Zeit von 300 Jahren. — Die Bundesverfassung von 1874 hat für die Kirche einen neuen Boden geschaffen, auf dem es nun zu bauen gilt. An eine Wiederherstellung des alten Staatskirchentums denkt niemand mehr. Als nächstes Ziel taucht am Horizont der schweizerischen reformierten Kirche auf: die Autonomie der Kirche, gegründet auf die Autonomie der Kirchgemeinden. Die Bahn ist frei und das Bedürfnis da; denn die Uebelstände der bisherigen Einrichtung machen sich immer fühlbarer geltend. Hier kam der Referent auf die Verhältnisse im Kanton Zürich zu sprechen, wobei er die Thatsache, daß dort die aus den Angehörigen aller möglichen Bekenntnisse zusammengesetzte staatliche Oberbehörde in die innern Angelegenheiten der Kirche hinein regieren kann und eben gegenwärtig die kirchlich Interessierten auf die Geduldsprobe stellt, mit schneidendem Sarkasmus und in drastischer Weise illustrierte. Die Situation drängt auf die völlige Befreiung der Kirche aus den alten Banden des Staatskirchentums hin. — Die bei vielen Gliedern auftauchenden Bedenken gegen diese Neuordnung der Dinge, daß man den Halt gegenüber dem Romanismus verlöre, daß wir den Terrorismus der Parteien bekämen, daß das Geld fehle, oder daß der Ausbildung der Theologen ohne die staatlich dotierten theologischen Fakultäten Gefahren erwachsen — sind grundlos. — Wie wird der Uebergang sich gestalten? Die große Mehrzahl der gegenwärtigen Kirchgenossen wird bleiben, ein kleiner Teil wird die Gelegenheit, abschlipfen zu können, ohne Schaden für die Kirche, benützen. Denen aber, die den Moment für günstig erachten, eine Gemeinschaft von Gläubigen

aufzurichten mit einem Bekenntnis, unter Verletzung der Liebe — werden wir nicht umsonst Geduld predigen. Denn von einem Bekenntnis oder etwas ähnlichem darf die Zugehörigkeit zur Kirche nicht abhängig gemacht werden, wohl aber etwa von einer Verpflichtung, dem Evangelium zu dienen. — Um die neue Ordnung in den kantonalen Kirchen vorzubereiten, müssen wir aus den Kirchenverfassungen alles das hinausthun, was die innerkirchlichen Angelegenheiten berührt und im fernern jene Dinge, die bisher der freiwilligen Thätigkeit überlassen wurden, wie die Sache der Mission und des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins, die Krankenpflege, die Temperenzbestrebungen, auch die Organisation der freiwilligen Armenpflege, in den Bereich der Kirche ziehen, — dann empfängt diese neues Leben. Im fernern gilt es, alles anzubahnen, was zu einer engern Verbindnng der kantonalen Kirchen dienen kann. Anfänge hiezu sind da in der schweizerischen Predigergesellschaft und in der evangelischen Konferenz, der jetzt schon gewisse Aufgaben erteilt werden könnten, z. B. die Abfassung einer Ansprache an alle reformierten Kirchgenossen zur würdigen Feier des Reformationssonntags und des Bettages. Im Gemeindeleben ist die zukünftige Gestaltung der Kirche zu unterbauen durch Mitbethätigung der Laien in der Armen- und Krankenpflege und anderen Liebeswerken. Der ursprüngliche Gedanke des allgemeinen Priestertums soll endlich zur Geltung gebracht und die Kirche wieder zu einer arbeitenden Gesellschaft gemacht werden. — Zum Schlusse empfahl der Referent der Versammlung die Annahme einer Erklärung im Sinne seines Hauptgedankens, der Autonomie der Kirche.

Nach der üblichen Pause erhielt der Korreferent, Pfarrer Schuster in Affeltrangen, das Wort, der seine zum Teil abweichenden Ansichten in sehr klarer und sachlicher Weise auseinandersetzte und die schwächern Punkte in der Position des Referenten, welche bei dessen bestechender Rhetorik mancher übersehen haben mochte, mit guten und gewichtigen Gründen angriff. Er erklärte sich mit der Forderung der Autonomie der Kirche einverstanden, auch damit, daß die beiden Werke des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins und der Heidenmission Gemeindesache und damit Sache der Gesamtkirche werden, nicht aber mit der Forderung, daß die heute eines konfessionellen Charakters entbehrenden gemeinnützigen Bestrebungen von der Kirche in Beschlag genommen werden, indem es nicht darauf ankomme, daß ein Werk der christlichen Liebesthätigkeit den kirchlichen Stempel an sich trage. Auch thue man besser, dem christlichen Vereinsleben seine volle Bewegungsfreiheit zu lassen, als dasselbe in den offiziellen Kirchendienst hereinzuziehen. Im weiteren hielt der Korreferent dem Referenten entgegen, daß die zürcherischen Verhältnisse, die jenem vorgeschwebt, noch kein Bild der schweizerischen Verhältnisse geben und daß die kirchenpolitische Freiheit, allerdings mit dem Fortbestand des staatlichen Oberaufsichtsrechtes, in einer Reihe von Kantonen erreicht sei, somit nur zu wünschen bleibe, daß die andern nachkommen, immerhin mit der gebotenen Berücksichtigung der historisch gewordenen Verhältnisse. Man dürfe der weitern Entwicklung ruhig entgegensehen, um so mehr, als das innerkirchliche Leben durch die äußere Organisation nicht wesentlich beeinflußt werde. — Diesen im freien Geiste gehaltenen Ausführungen, denen wir unserseits durchaus zustimmen, hängte der Korreferent sonderbarer Weise noch ein konservatives Schwänzchen an, indem er im Unterschied zum Referenten, der bei der Erörterung der Zugehörigkeit zur Kirche das bindende Bekenntnis abwies und auch von der Verpflichtung auf ein Sakrament oder Symbol nichts sagte,

mit dem Taufobligatorium aufrückte, das weder prinzipiell gerechtfertigt noch durch die bisherige Erfahrung geboten ist.

In der darauf folgenden längern und ziemlich lebhaften Diskussion wurde unter anderm von Pfarrer Güder in Aarwangen darauf hingewiesen, daß sich unsere Kirche in dem gegenwärtigen Uebergangsstadium so übel nicht befinde und daß die eidgenössischen und kantonalen Behörden voraussichtlich in nächster Zeit mit ganz andern, als kirchenpolitischen Fragen beschäftigt sein werden. Pfarrer Dr. Furrer klagte über den Notstand, in dem sich die zürcherische Kirche befinde und der namentlich darin bestehe, daß diese auf die Gestaltung des Religionsunterrichtes in der Primarschule und auf die Ausbildung der Volksschullehrer in diesem Fache keinen Einfluß besitze. Prof. Emery in Lausanne warf der gegenwärtigen Kirche vor, daß sie zu sehr nur Predigtanstalt sei und nannte eine Reihe von Mitteln, durch welche sie sich volkstümlicher machen könnte. Die vom Referenten vorgeschlagene Resolution wurde angenommen, der von Pfarrer Dickenmann in Wigoltingen gestellte Antrag, die evangelische Konferenz einzuladen, jeweilen auf den Reformationssonntag eine Proklamation zu erlassen, abgelehnt.

Die Verhandlungen der 55. Versammlung der schweizer.-reformierten Predigergesellschaft waren beendigt, und nach einem Schlußgesang ging es zum Mittagessen.

War es nun, daß ich mich am Bankett des ersten Tages im Vorhof so wohl befunden hatte, war es die ehrfurchtsvolle Scheu vor den thurgauischen Kirchen- und Staatshäuptern oder war es die Bequemlichkeit, die mir einflüsterte: „Was du nicht gehört hast, darüber brauchst du auch nicht zu berichten", item, ich saß auch am zweiten Festtag wieder im nichtoffiziellen Saal, in welchem kein Toast ausgebracht, aber doch kräftig gesungen wurde. Bei zwangloser Unterhaltung mit lieben ostschweizerischen Freunden von der Rechten und Linken verbrachte ich in konfessionsloser Gemütlichkeit noch köstliche Stunden, bis um vier Uhr für mich und viele andere Festteilnehmer die Stunde der Abfahrt gekommen war.

Von Zürich bis Basel fast allein in einem Coupé sitzend, hatte ich Gelegenheit, die frischen Eindrücke der beiden schönen Tage noch einmal durchzuempfinden und zu verarbeiten und mich dabei dem Wunsche hinzugeben, daß die frische, freie Thurgauerluft auch in Basel wehen und auch hier einmal ein so gutes Einvernehmen zwischen den verschiedenen religiösen Richtungen zustande kommen möchte. Ich muß über diesen Gedanken ein bischen eingeschlummert sein. Wenigstens träumte ich lebhaft, und wie sich im Traume oft die verschiedenen Eindrücke und Erinnerungen zu phantastisch seltsamen Gebilden verweben, so geschah es auch hier. Zunächst sah ich den Referenten des ersten Tages, Professor Bolliger, daherkommen, dem Atlas gleich die Weltkugel auf der Schulter und sie mit kräftigem Schwung hoch in die Lüfte werfen. Dann tauchte plötzlich der Referent des zweiten Tages auf, Pfarrer Probst, in die weiße Kutte eines Karthäusermönchs gekleidet. Der fing jene Kugel mit der Hand auf, nahm sie unter den linken Arm, wo sie sich auf einmal in ein prächtiges Kirchenmodell verwandelte. Damit schritt er die Stufen des Zürcher Rathauses hinan, um es im Kantonsratssaal so wuchtig auf den Tisch zu stellen, daß jenes in seinen Grundmauern erbebte und die dort versammelten Staatshäupter mit Schrecken auseinander fuhren. Zu meiner Verwunderung stand jetzt das Kirchenmodell an Stelle des Großmünsters, immer höher sich türmend und weiter sich dehnend und schließlich die ganze

Stadt überwölbend. Ich aber sah mich plötzlich in das Basler Vereinshaus versetzt, wo unsere Predigergesellschaft in den Wintermonaten ihre Sitzungen hält. Der Ehrenpräsident des Predigerfestes, Dekan Aepli, wiederholte am Präsidialpult, jetzt nicht als Thurgauer-, sondern als Basler-Kirchenmann, seine Begrüßungsrede mit ausdrücklicher Betonung der Gleichberechtigung und Notwendigkeit der verschiedenen Richtungen in der Kirche und zwar unter allgemeinem Zunicken von rechts und von links. Einer — ich glaube, es war der Pfarrer zu St. Martin, erklärte in lebhaften Worten seine Zustimmung und meinte, man sollte auch in Basel endlich einmal aufhören, die Reformer „Ungläubige" zu titulieren und sie als Brüder anerkennen. Jetzt erhob sich der Chefredaktor des „Kirchenfreund", zur Größe von Dekan Brenner heranwachsend und rief: „Was im Thurgau möglich ist, ein gemeinsames Organ der verschiedenen theologischen Richtungen, das werden wir in Basel auch zustande bringen!" Auf seinen Antrag wurde unter allgemeinem Jubel eine Fusion des „Kirchenfreund" und des „Protestantenblattes" beschlossen. Die Geistlichen beider Richtungen, zu denen sich unterdessen auch manche Laien, darunter Vertreter alter Basler Geschlechter gesellt hatten, ordneten sich zu einem Kreis, legten kreuzweis die Hände in einander und sangen: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde, diese schöne Feierstunde — —" — „Basel, alles aussteigen!" rief der Kondukteur. — Rücksichtsloser Mensch! — So umbarmherzig hat mich noch selten jemand aus einem schönen Traum aufgeweckt.

Brosamen.

In Biel erscheint unter dem Titel „Brosamen" ein vom Prediger Schlachter herausgegebenes evangelisches Volksblatt, das gegen die kirchliche Reform schon recht gehässige Artikel gebracht hat. Vor mir liegt die Nummer vom 11. September d. J., in welcher über das vor kurzem in Bern stattgefundene Jahresfest der evangelischen Gesellschaft berichtet wird. An der Spitze des Blattes steht die Rede, welche Herr Inspektor Rappard im Anschluß an Markus 11, 12—14 und 20—26 über „Glauben und Gebet" gehalten hat. Das Eigentümliche dieser Rede ist das, daß sie gar nicht orthodox ist, sondern das Wunder vom Feigenbaum, der auf Jesu Ausspruch verdorrt sei, sowie das Wort vom bergeversetzenden Glauben bildlich auffaßt. Da heißt es: „Petrus sagt zu dem Herrn: ‚Rabbi, siehe der Feigenbaum, den du verflucht hast, ist verdorrt.'" Und die Antwort des Herrn an den Petrus ist das Wort vom Glauben, welcher Berge versetzt. Der aufmerksame Leser frägt sich: Wie hängt diese Antwort mit der Geschichte vom Feigenbaum zusammen? — Es scheint mir, der Zusammenhang sei folgender: Der Feigenbaum, der nur Blätter hatte und keine Feigen, ist das Volk Israel, welches sich immer mehr dem Herrn Jesus entfremdet. Der Herr macht die Wahrnehmung, daß Israel in seiner Majorität ihn verwirft. Der Same Abrahams, durch welchen das Heil des Evangeliums den Völkern übermittelt werden soll, verschließt sich diesem Heil und zieht dadurch den Fluch auf sich, wie der unfruchtbare Feigenbaum.

„Aber wenn Israel den Messias verwirft, wie soll es dann mit dem Evangelium werden? Diese Gedanken bewegen das Herz Jesu! Statt vor dieser großen Schwierigkeit zu zagen, hat er sich innerlich im Glauben gefaßt und spricht: „Habt Glauben an Gott!" Haltet in jeder Lebenslage und be-

sonders auch in der Arbeit für den Herrn fest an der Treue und an der Macht Gottes, der seine Heilsgedanken durchführt, auch wenn Berge von Hindernissen sich dagegen auftürmten. Deshalb fährt der Herr auch fort, zu sagen: „Denn wahrlich ich sage euch: Wer zu jenem Berge spräche, hebe dich und wirf dich ins Meer, und zweifelte nicht iu seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen würde, was er sagt, so wird ihm geschehen, was er sagt." (Vers 23).

„Für jeden wahren Christen, für alle Diener oder Dienerinnen des Herrn, für jeden christlichen Verein, jede Gesellschaft, für jede Anstalt, für alle, welche das Werk des Herrn zu treiben haben auf dieser Erde — werden sich je und je Berge von Schwierigkeiten erheben, wie sie sich für die Männer Gottes des alten Bundes, für den Herrn selbst und seine Apostel erhoben haben. Wer aber den inneren Glaubensblick vom allmächtigen Gott nicht abwendet, wem Gott größer ist als der hindernde Berg, wer nicht zweifelt in seinem Herzen, sondern fest bei Gott bleibt, der spricht zu dem Berg: „Hebe dich und wirf dich ins Meer, damit dem Willen und dem Werk meines Namens Raum gemacht sei."

„So mußte das aufhaltende ungläubige Israel vor 1800 Jahren dnrch die Zerstörung Jerusalems beseitigt und ins Verderben geworfen werden, damit das Evangelium freien Lauf habe zu allen Nationen, wie Paulus (Römer 11, 11) sagt: „Aus ihrem Fall ist den Heiden das Heil widerfahren." Dieses unerschütterliche Festhalten aber in allen Lagen des Lebens an Gottes Treue und Macht hat seine Wurzeln im Gebetsleben, deshalb fährt der Herr fort zu sagen: Darum sage ich euch, alles, was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihr es empfangen werdet, so wird es euch werden (Vers 24.)"

Die schöne Rede des Herrn Inspektor Rappard enthält Brosamen, welche von dem Tische der Reform fielen; denn gerade so reden und beten die Reformer auch. Die „Brosamen" in Biel aber haben kein Recht mehr, über die Reform und ihren Unglauben herzufallen, und derselben die Schuld an Dürre und Trockenheit beizumessen, wie sie es früher einmal gethan haben. Wenn es auf die Rechtgläubigkeit ankäme, so könnte der Himmel auch um jener Rede willen den erquickenden Regen versagen.

Kirchliche Personalnachrichten.

Graubünden. Gewählt nach St. Peter-Molinis Herr Hans Hunger, V. D. M. — Resigniert Herr Pfarrer D. Patzen in Avers, geb. 1858; Herr Pfarrer Möhr in Flerden, der in die Bundesverwaltung übertritt.

Appenzell A.-Rh. Gewählt zum Pfarrer von Wolfhalden Herr Schweizer, V. D. M. in Frauenfeld.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 40. Samstag, 1. Oktober 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. **A. Altherr** in Basel, Pfr. **H. Andres** in Bern, Pfr. **W. Bion** in Zürich,
Pfr. **O. Brändli** in Basel, Pfr. **A. Steiger** in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. **Oecolampad an Luther.**

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt **2 Fr.** für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Im Herbst.

Es ist wieder Herbst geworden. „Nun stimm' ich meine Lieder auf ihren Trauerton." Die Sonne weicht und der warme Wind, und die Nebel kommen und der rauhe Frost. Goldene Mücken, grünschimmernde Käfer und buntfarbige Schmetterlinge haben sich mit müden Flügeln zum Schlafe niedergelegt, die Zugvögel sind ihrer lieben Mutter Sonne, die so vielen Kindern warm geben muß, nachgezogen und bald ist die letzte Rose, die letzte Aster vom Sturmwind zerblättert. Und wem kommt es nicht in diesen Herbsttagen zu Sinn, daß er und die Seinen nur sind wie die Blumen des Feldes. Das Leben des Taglöhners wie des Kaisers hat seinen Herbst, und es gibt keinen Herbst ohne rauhe Stürme, ohne Schauer des Todes.

> Ich sah den Wald sich färben,
> Die Luft war grau und stumm;
> Mir war betrübt zum Sterben,
> Und wußt' es kaum warum.

Es ist wieder Herbst geworden. „Noch stimm' ich meine Lieder stets auf den Freudenton!" Denn der Herbst hat auch seine Schöne und spendet seinen Segen. Der Wald legt noch einmal ein Gewand an, als ob die liebe Sonne all' ihr Sommergold hineingestickt hätte. Die letzten Blumensträuße erquicken uns wie das Zusammensein mit Freunden, die für lange, lange Zeit, vielleicht für immer von uns Abschied nehmen. Und welch' ein Wohlthäter ist der Herbst! Er öffnet seinen Schoß und gibt uns die Früchte, die darinnen reiften. Er bindet die goldenen Garben zusammen, daß es uns im Winter an nahrhaftem Brot nicht fehle. Er schneidet im Weinberg die Trauben und keltert sie zum köstlichen Wein, ein Labsal für die Vernünftigen. Er schüttelt tausend Bäume zu Berg und Thal, füllt uns die Hurden im Keller mit saftigen Birnen und Aepfeln, mit Pflaumen und Pfirsichen. Was wäre der blühende Frühling ohne den früchtereichen Herbst?

Und einen Herbst mit Früchten gibt es auch im Menschenleben. Freilich nicht in jedem. Wie von den Blütenbäumen des Mai tausend und aber=

tausend Blüten herabfallen, so gehen unzählige Menschenblüten dahin im Lenze schon. Wie im Laufe des Sommers vom Wetter getroffen, vom Sturme verweht, von Räuplein zerfressen unzählige Fruchtknoten wieder zu Grunde gehen, so reifen an unserem Lebensbaum nicht alle Früchte, die wir hofften. Wie es draußen in Feld und Wald Blumen und Sträucher gibt, die giftige Früchte tragen, so ernten viele in ihrem Herbst die böse Saat eines thöricht verbrachten Maitags. Aber es gibt auch schöne Menschenherbste. Das sind die Herbste der Menschen, denen das Leben gehalten, was es ihnen versprochen. Das sind die Herbste der bessern Menschen, die, ob auch in allerlei Schwachheit, Gott gehalten, was sie ihm versprochen. Das sind die Herbste der Großväter und Großmütter, die ihr Leben lang Früchte des Geistes gesucht, und auf deren Stirne die heitere Ruhe der Gotteskinder wohnt, aus deren Auge etwas von der Güte und Freundlichkeit Jesu leuchtet und von deren Mund Worte der Weisheit und der Liebe fließen. „Die im Hause des Herrn gepflanzt sind, grünen immerdar."

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Der das beste Korn vom Jahre
Ausstreut für die künft'ge Zeit,
Wie ich Keim' in mir bewahre,
Reifend zur Unsterblichkeit.

Todesurteile.

Das Kantonsgericht Schaffhausen hat am 7. und 8. September zwei Mörder zum Tode verurteilt. Am 27. September war in den Telegrammen der Tagesblätter zu lesen, das Obergericht habe diese Bluturteile einmütig bestätigt. Der Große Rat verfügt über das Begnadigungsrecht, aber die Vertreter der Bauernrepublik am Oberrhein werden sich voraussichtlich an das Wort halten: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch wieder vergossen werden." Die Guillotine wird im Hof der Strafanstalt Schaffhausen zweimal auf schuldige Häupter niederfallen, den Einen zur Genugthuung, den Andern zum Widerwillen, zum Grauen. Wir gehören zu diesen Andern.

Zechinati und Brütsch, so heißen die beiden Unglücklichen, sind beide schwere Verbrecher. Der erste, ein 28jähriger Italiener, hat den Neujahrstag 1898 gefeiert, indem er in Neuhausen seinem ehemaligen Arbeitgeber, der zugleich sein Volksgenosse war, dem Schuhmacher Fogliassi, auf offener Straße ein Messer ins Herz stieß; der Getroffene brach sofort tot zusammen. Der zweite, ein Korbmacher von Ramsen im Kanton Schaffhausen, ist ein sechzigjähriger Mann mit weißen Haaren. In erster Ehe wurden ihm fünf Kinder geboren: sie sind alle gestorben; seine zweite Frau schenkte ihm zwölf Kinder: sieben davon ruhen im Gottesacker. Brütsch lebte in ärmlichen Verhältnissen, aber schlimmer war, daß er sich früh zum Wirtshausläufer ausbildete und aus diesem sich zum Branntweinsäufer entwickelte. Er hatte die Hölle im Haus, die Hölle im Herzen, beides durch eigene Schuld. An Wegweisern zu einem andern bessern Ziel hatte es ihm nicht gefehlt: seine Eltern waren angesehene, brave Leute; in Schule und Konfirmanden-Unterricht hat Gottes Wort an seines Herzens Thüre geklopft; sein alter Vater hatte ihm im eigenhändigen, schon 1877, also vor 21 Jahren abgefaßten Testament warnend zu-

gerufen: „Jakob, ich bitte dich, kehre um, fange ein besseres Leben an .... Dieses ist mein letzter Wunsch. Beherzige ihn und sei besorgt für deine Kinder. Gott gebe es."

Es war umsonst. Brütsch wurde von dem Wasser, das die Franzosen eau de vie nennen, das aber in Wahrheit ein Todeswasser ist, äußerlich und innerlich zu Grunde gerichtet. Am 13. Januar hat er seine Frau, während sie ihm den Rücken kehrend auf dem Ofensitz saß, meuchlings mit der Axt erschlagen. Brütsch bietet ein Bild grauenvoller Verkommenheit dar. Lest Peter Hebels „Karfunkel". Der Vitzli=Putzli geht noch immer um — — —

Uns graut. Aber uns graut auch vor der Arbeit, die nun das Fallbeil thun wird. Muß der Staat, die Volksgemeinschaft in unserem Vaterlande immer noch nach dem alttestamentarischen Grundsatz handeln: Blut um Blut? Gewiß muß sich die Gesellschaft vor wilden Wölfen in Menschengestalt schützen — feste Kerkermauern sind dieser Schutz; gewiß erfordert der Mord Strafe und Sühne — aber ist es nicht auch Strafe und Sühne, wenn der 60jährige Brütsch den Abend seines Lebens in einsamer Zelle vertrauern und den Tod erwarten muß, im Herzen den Wurm, der nicht stirbt? Und ist es nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß dieser Mensch, den der Branntwein roh und stumpfsinnig gemacht hat, im Kerker, wo es keinen Alkohol mehr gibt, in sich geht, seine That bereut, und der göttlichen Gnade noch würdig wird? Und ist es nicht Strafe und Sühne, wenn der 28jährige Zechinati sein junges Leben im Sträflingsgewand vielleicht durch lange Jahrzehnte hinschleppen muß?

In der Stadt Basel ist der letzte Mörder im Jahr 1819 hingerichtet worden. Das Richtschwert hängt neben anderen Zeugen vergangener Tage in unserem historischen Museum. Mit seinen Totschlägern und Mördern ist unser Gemeinwesen mit andern weniger unchristlichen Mitteln fertig geworden. Niemand kann sagen, daß der Boden unserer Stadt im 19. Jahrhundert durch häufige Blutthaten entehrt worden sei. Wir hoffen den Tag zu erleben, da die letzte Guillotine im Schweizerland dem Landesmuseum in Zürich einverleibt wird und da sich kein Schweizer mehr dazu hergibt, um wenige oder viele Silberlinge das Amt eines Henkers auszuüben. Es ist nicht bloß ein trauriges, es ist ein widerliches Amt. Wer kann sich Jesus vorstellen, wie er ein Todesurteil unterschreibt? — —

Wochenschau.

Der Dieb ist ertappt, er wird verfolgt, und durch die Straßen rennend schreit er aus Leibeskräften: Haltet den Dieb! Dieses in unserer Welt sehr häufige Schauspiel bietet sich gegenwärtig an mehreren Orten.

Die Lügen und Verbrechen des französischen Generalstabs kommen nacheinander an den Tag, und nun soll derjenige Mann, der am meisten weiß und noch viel zu sagen hat, mundtot gemacht werden, indem man ihn einer Fälschung beschuldigt — Oberst Piquart, der seit Wochen von einem Gefängnis in das andere geschleppt wird. Möglich, daß die Jesuiten, welche im französischen Heer dominieren, den Mann unterkriegen, um so eher da er Protestant ist, und die klerikale Presse seit Jahren systematisch gegen Juden und Protestanten hetzt — aber den Zusammenbruch des Lügenhauses halten jetzt keine Jesuiten, obwohl sie große Meister sind, mehr auf, denn der

Ministerrat hat die Revision beschlossen. Es können zwar immer noch unerwartete Dinge geschehen, doch darf man jetzt hoffen, daß Recht und Unschuld ans Licht kommen.

Auch Italien macht jetzt das Diebsspiel. Die dortige Presse schämt sich nicht, die Schweiz anzuklagen, sie züchte mit ihrer Asylfreiheit die anarchistischen Verbrechen. Und doch kommen die meisten Messerhelden aus Italien, sind italienische Landeskinder, und wir haben sie nicht gebeten, zu uns zu kommen, sie kommen, weil sie in ihrer Heimat kein Brot finden. Unsere Spitäler logieren die armen Italiener unentgeltlich, unsere Gerichte und Gefängnisse haben ihretwegen die Hände voll Arbeit, und zum Dank dafür läßt sich die italienische Presse frech über unser Vaterland aus. Sie erfüllen von dort drüben unser Haus mit Unrat und dann schreien sie: Seht, was die Schweizer in ihrem Hause für ein Gelichter haben! Das Schweizervolk wird daher mit wenigen Ausnahmen seinem Bundesrat danken, daß er vorderhand 44 Anarchisten ausgewiesen hat, und wir begreifen wahrlich nicht, wie Schweizerbürger gerade zu dieser Stunde den Bundesrat und die politische Polizei mit Kot bewerfen mögen.

Am schlimmsten treiben es auch da wieder die Ultramontanen, die glücklich herausgefunden haben, daß am Mord der Kaiserin von Oesterreich — Calvin schuld sei. Lucheni ist zwar katholisch, katholisch sind seine Eltern, die ihn im Stich ließen, er ist in katholischer Umgebung aufgewachsen, das wenige, was er von der christlichen Religion weiß, ist katholisch, aber weil er den Mord auf Genfer Boden verübt hat, muß Calvin daran schuld sein. Die schlimmsten Attentäter der letzten Jahrzehnte kamen mit wenigen Ausnahmen aus der katholischen Kirche, die daher kommenden Weltverbesserer sind immer die rabiatesten, gefährlichsten, aber von oben an bis unten aus ruft es in der ultramontanen Presse, der Protestantismus trage die Schuld an solchen Verbrechen. Aus Leibeskräften schreit der Dieb durch die Straßen: Haltet den Dieb!

In der Schwabenstadt Ulm waren vom 13.—16. September protestantische Festtage, wie sie kaum schöner gedacht werden können. Die ganze Stadt war im Festgewand, selbst die Tramwagen trugen ein Blumenkleid. Und wem galt das Fest? Dem Verein, der sich den Bau evangelischer Schulen und Kirchen in katholischen Landen, die Stärkung des protestantischen Geistes als Ziel setzt, dem über ganz Deutschland verbreiteten Gustav-Adolf-Verein, mit dem der protestantisch-kirchliche Hilfsverein in der Schweiz Hand in Hand geht. Auf das Fest haben Stadt- und Landbezirk Ulm fast 20,000 Mark zusammengelegt, die Schulkinder von Ulm 1000 Mark. Die großen Liebesgaben, welche bei jedem Fest verteilt werden, erhielten diesmal Essek in Slavonien, Lichtenfels in Bayern und Ossielsk in Posen, drei arme, kleine Gemeinden in der Diaspora. Die Gesamteinnahme des Vereins beträgt jährlich einige hunderttausend Mark. Hier geschieht in aller Stille ein Werk, das mehr wert ist, als all' die Feste, von denen man Tag für Tag die Zeitungen erfüllt sieht. Herr Pfr. Frick aus Zürich, früher Waisenvater daselbst, gab in der „Allg. Schweiz. Zeitg." einen trefflichen Bericht ab, und haben wir bloß zu bedauern, daß derselbe nicht einer viel größern Anzahl von Zeitungen, darunter auch solchen von unserer Farbe, mitgeteilt wurde. Das würde dem protestantisch-kirchlichen Hülfsverein auch solche Kreise zur Teilnahme wecken, die jetzt leider wie tot dafür sind.

Wohin man jetzt sieht, ziehen die katholischen Völker den kürzern, besonders deutlich zu sehen an Spanien, Italien und Frankreich. Das gleiche Frankreich, das vor hundert Jahren in Europa Befehle gab, muß jetzt allenthalben zurückweichen. In Afrika hat England nun den Weg von Cairo bis zum Kap offen. In China sind es England, Rußland und Deutschland, die sich dort festsetzen. Die drei Mächte fangen bereits an, in die häuslichen Angelegenheiten der Chinesen hineinzuregieren. Hat England ihren ersten Staatsmann beseitigt, so hat nun Rußland die Hand im Spiel bei der Absetzung des jungen Kaisers. Am chinesischen Hofe wird fortan kaum etwas wichtiges geschehen, ohne daß die eine oder andere europäische Macht ihre Hand im Spiel hat. Die Herren versicherten zwar bei ihrer Antrittsvisite, ein jeder von ihnen komme nur, um China zu schützen, aber mit der Zeit werden sie ihren Schützling regieren, der aufgehört hat, von der Welt abgeschlossen und unabhängig zu sein. Es frägt sich nur, wie lange es geht, bis die Beschützer aneinander geraten. Das Manifest des Zaren für Abrüstung sieht je länger je mehr aus wie eine Mahnung an die übrigen Mächte, man möge ihn an der Arbeit in China nicht stören. So ist also das Zeichen unserer Tage auf der einen Seite: Luther, Zwingli und Calvin siegreich gegen Rom — Christus im Vormarsch gegen Mohamed, Buddha und Confucius. Wieder einmal zeigt es sich, daß die Religion, die ein Volk hat, nicht Nebensache, sondern geradezu sein Schicksal ist.

Durch einen Kaffee bekehrt.

In einem einsamen Thal wohnte unter andern eine steinalte Frau. Trotz ihrer 90 Jahre wußte sie aber noch sehr gut, was sie wollte. Und sie wollte z. B. auf keinen Fall mit den „nimodischen Pastörs" etwas zu thun haben. Darin hatte sie auch von ihrem Standpunkt aus ganz recht, denn sie war eine Rationalistin vom reinsten Wasser. Als ich sie zum ersten Male besuchte und ansprach, drehte sie sich im Bett — sie lag nämlich immer zu Bett — auf die Seite nach der Wand hin und antwortete kein Wort. So nahm ich mir denn vor, dem Rate ihres Schwiegersohnes zu folgen. Der hatte nämlich gesagt: „Ehrwürdiger Herr Pastor, lassen Sie die alte Hexe auf sich beruhen!" — Trotzdem, als ich einige Monate später, zur Zeit der Heuernte, in ihre Nähe kam, trieb es mich innerlich heftig, die Alte zu besuchen.

Und so ging ich denn. Ich fand sie aufrecht im Bett sitzen. Sie war kirschbraun vor Zorn. Und heute redete sie auch zu mir, aber nur, um alle Wellen ihres Grimmes über ihre Familienglieder auszugießen, die ins Heu gegangen wären, ohne ihr vorher Kaffee zu machen. Ich dachte an meine Mutter und sagte: „Liebste, beste Großmutter, da ist leicht zu helfen: Ich will Ihnen Kaffee machen." Ein fast verächtlicher, höhnischer Blick war die Antwort: „Du und Kaffeemachen!" Aber als Sohn meiner Mutter brachte ich das Kunstwerk doch fertig, obgleich es in dem unordentlichen Haushalt nicht ganz leicht war, die nötigen Materialien zusammenzufinden. Aber endlich präsentierte ich der Alten einen Kaffee, der jedenfalls besser war, als sie ihn gewöhnlich bekam, und dem auch Zucker und Sahne nicht fehlten. Die Alte hatte mit atemloser Spannung meinem Thun zugesehen, — wie ich das Herdfeuer entzündete, wie ich den Kessel mit Wasser füllte und übers Feuer brachte, wie ich Kaffeebohnen suchte, mahlte u. s. w., Milch suchte und abrahmte, bis

endlich alles zum Hochgenuß bereitet war. Wie ich aber nun vor die Alte trat und sagte: „So, Großmütterchen, nun trinken Sie," — da fieng sie bitterlich zu weinen an. Sie vergrub ihren grauen Kopf in den welken Händen und schluchzte immer wieder: „O, wie bin ich schlecht, wie bin ich schlecht!" Ich verstand erst gar nicht, was mein Kaffee mit ihrer ganz neuen Selbsterkenntnis zu thun hatte. Allmählich begriff ich ein wenig davon. Sie küßte mir nämlich die Hände mit einer wahren Leidenschaft und sagte: „Jetzt sehe ich, daß Sie ein Mann Gottes sind! Und Sie haben doch recht, wenn Sie immer predigen, daß wir Menschen verloren sind, wenn wir keinen Heiland haben." In Summa: Der Kaffee hatte ihr Herz gewonnen für die „nimodischen Prediger"; er hatte ihr volles Vertrauen zu seiner Predigt geschafft, gegen die sie sich wahrscheinlich schon lange innerlich gewehrt hatte. (Sie hatte nämlich eine gläubige Tochter, die ihr immer von der Predigt erzählte.) Genug, jetzt war das Eis gebrochen, und diese alte Seele sog mit heiliger Begierde den süßen Trost des Evangeliums in ihr Herz. Da fehlten dann auch nicht die schönen Tugenden Jesu Christi; und als sie etwa ein Jahr nachher starb, betrauerten die ihr Abscheiden, denen sie früher ein Schrecken gewesen war. Diese Bekehrung war echt, obgleich der Kaffee die Hauptrolle dabei zu spielen schien. Leider habe ich sonst nie erlebt, daß ein so alter Mensch sich noch bekehrte. Ich muß aber nochmals bemerken, daß ich nie darauf gekommen wäre, der Alten Kaffee zu machen, wenn mich meine Mutter nicht frühe schon in die dienende Liebe hinein gezogen hätte. — Diese einfältige Geschichte kann aber zum Beweise dienen, daß in dieser und jener Welt die dienende Liebe empfängt, vor allen schönen Reden. Selig die Diakonen! Selig die Diakonissen! (Johannes 13, V. 17.)

(Aus: Neue Christoterpe.)

Lesefrüchte.

Warum bin ich religiös? Ich habe diese Frage niemals erwogen, ohne schließlich stets zu derselben Antwort zu gelangen: ich kann nicht anders; es liegt hier eine geistige Nötigung meines Wesens zu Grunde.

* * *

Trotz der Täuschung, welcher die Menschheit durch die Religionen, die sie angenommen und wieder verlassen hat, ausgesetzt war; trotz der zerstörenden Kritik, welche die Philosophen und Gelehrten an den Mythologieen und Dogmen ausgeübt haben; trotzdem daß die Religion eine entsetzliche Furche von Blut und Feuer in der Geschichte der Menschheit hinterlassen hat, überlebt die Religion wie eine ausdauernde Pflanze alle Kulturzustände und alle Revolutionen. Obwohl tausendmal hart am Boden abgemäht, treibt die alte Wurzel doch unaufhörlich neue Schoße.

* * *

Nicht der fromme Betrug erzeugt die Religion, denn ohne Religion könnte es niemals einen frommen Betrug geben. Wenn ich sagen höre, die Priester haben die Religion gemacht, so begnüge ich mich meinerseits mit der Frage: ja, wer hat denn aber die Priester gemacht? Bedurfte es denn nicht, um das Priestertum zu schaffen und dazu, daß diese Erfindung in dem Volke, welches dieses Priestertum aufnehmen

sollte, allgemeine Teilnahme finde, schon in den Herzen der Menschen eines Gefühls, welches diese Einrichtung mit dem Charakter der Heiligkeit umkleidete? Nicht aus dem Priestertum erklärt sich die Religion, sondern aus der Religion das Priestertum.

* * *

Es gibt Zeiten, wo das leidende, suchende, flehende Ketzertum der Lebensquelle viel näher ist, als eine Rechtgläubigkeit, die in ihrer Starrköpfigkeit unfähig zu sein scheint, die Dogmen, die sie wie einbalsamiert konserviert, zu verstehen. Möchten doch die Religionswächter vor allen Dingen sich bemühen, die Religion kennen zu leruen! Möchten sie doch einmal untersuchen, was sie ist, nämlich der inwendige glückliche Entscheidungskampf, durch welchen das menschliche Leben eine völlige Umbildung erfährt und sich ein Ausweg zum idealen Leben hinauf eröffnet. Die ganze menschliche Entwicklung hat darin ihren Anfang und ihr Ziel. Kunst, Sittlichkeit, ja selbst die Wissenschaft erblassen und siechen hin, wenn diese erhabene Begeisterungskraft ihnen fehlt; die Seele des Religionslosen stirbt hin, als ob ihr der Athem ausginge. Der Mensch ist nicht fertig, er ist im Werden und muß selbst dazu beitragen, um das zu werden, was er sein soll, und hiezu muß er sich aus der Finsternis und den Banden dieser niedern Welt zum Licht und zur Freiheit emporschwingen. Die wahre Menschheit geht in ihm erst mit der Religion auf und findet auch nur durch sie ihren Halt und ihre Vollendung.

(Aus der trefflichen Religionsphilosophie von A. Sabatier, übersetzt von Dr. A. Baur.)

Die Statistik der kirchlichen Handlungen

in der Schweiz im Jahre 1897 ergibt laut der von Herrn Kirchensekretär Fr. Meyer in Zürich verfaßten Zusammenstellung folgendes Resultat:

Auf 1000 ref. Einwohner kommen	Taufen	Konfirmationen	kirchl. Ehen	kirchl. Beerdigungen
Zürich	26,7	18,5	7,8	16,7
Bern	30,5	21,5	7,1	—*)
Glarus	21,4	19,1	6,0	17,1
Freiburg	23,6	17,9	3,3	15,7
Baselstadt	38,8	22,0	12,5	18,4
Baselland	30,9	19,8	5,6	16,2
Schaffhausen	24,3	20,9	7,7	15,5
Appenzell A.-Rh.	26,1	19,4	7,8	16,2
St. Gallen	23,6	19,6	7,8	15,7
Graubünden	22,1	17,7	6,0	19,0
Aargau	26,8	20,2	7,5	17,4
Thurgau	21,3	18,4	7,1	15,9
Waadt	23,5	18,8	6,3	14,5
Neuenburg	21,0	15,3	5,2	—*)
Genf	17,6	15,3	5,2	—*)
Summe	26,5	19,5	7,1	16,3
1896	25,1	19,0	6,6	15,6
Differenz	+ 1,4	+ 0,5	+ 0,5	+ 0,7

*) Hierüber werden keine Register geführt.

Die bekannten Prophezeiungen vom nahen seligen Ende der Mutter Kirche werden durch obige Zahlen nicht gerade gestützt. Im Gegenteil: das Jahr 1897 weist für alle reformierten Landeskirchen der Schweiz eine wenn auch schwache Vermehrung der Taufen, Konfirmationen, kirchlichen Einsegnungen und Beerdigungen auf. Die kirchliche Bevölkerung Basels aber sieht aus der Tabelle, daß Baselstadt noch immer der kirchlichste Kanton der Schweiz ist, obwohl vor 25 Jahren, als die Reform in der alten Bischofsstadt einzog, der Untergang Zions von allen Kanzeln gepredigt wurde. Was für Schlüsse dürfen wohl aus der Regsamkeit des kirchlichen Lebens auf diejenige des religiös-sittlichen Lebens gezogen werden? O. B.

Der Mann im Arbeitskittel.

Den Mann im Arbeitskittel
Verachte du doch nicht!
Die Hand, die schwiel'ge, ehre!
Das sei dir liebe Pflicht!
Wer in der Welt zu schaffen,
Zu nützen stets begehrt, —
Der Arbeitsmann, der brave,
Ist aller Ehren wert!

Dem Mann im Arbeitskittel
Reich' drum die Bruderhand!
Zum Wohl und Glück des „Ganzen“
Sorgt doch ein jeder Stand.
Damit „das Ganze“ wachse,
Und blühe und gedeih' —:
Der Mann im Arbeitskleide
Trägt auch das seine bei!

Der Mann im Arbeitskittel
Hat ein bescheiden Los,
Und oft ist seine Stellung
In dieser Welt nicht groß:
Doch wäre auch die Leistung
Gering und schwach und klein:
Sie hat doch ihren Segen,
Und muß gethan doch sein!

Und unterm Arbeitskittel
Schlägt oft ein edel Herz,
Das teilt der Brüder Freude,
Das fühlt auch fremden Schmerz,
Und dieses Herz des Aermsten
Kann noch das reichste sein!
Ja, groß ist oft der Kleine,
Der Große, — ach, wie klein!

Sei hoch du oder nieder:
Es kommt darauf nicht an!
Gott fragt nur nach dem einen:
„Hast du die Pflicht gethan?“
Es gilt in Gottes Augen
Die Treue nur allein:
„Du Knecht, du frommer treuer,
„O geh zur Freude ein!“

J. Z.

Kirchliche Personalnachrichten.

Neuenburg. Nicht wieder gewählt Herr Alfred Jaques, Pfarrer in Chézard-St. Martin

St. Gallen. Gewählt nach Neßlau Herr Schnyder, der bisherige Vikar. — Nach Lichtensteig Herr W. Kambli, bisher Pfarrer in Leutmerken.

Zürich. Gewählt zum Sekretär der Staatskanzlei Herr Keller, bisher Pfarrer in Fischenthal.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15 Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 41. Samstag, 8. Oktober 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Die vier Klassen der Christenheit.

1. Nicht sehen und nicht glauben.

Was Jesus von dem Glauben an ihn, den Auferstandenen, gesagt hat: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben", gilt auch von unserem Verhältnis zur Religion und dem glaubensvollen Vertrauen zum Vater im Himmel im allgemeinen. Es lassen sich da vier Stufen unterscheiden: 1. Nicht sehen und nicht glauben, 2. sehen und nicht glauben, 3. sehen und glauben und 4. nicht sehen und doch glauben.

Reden wir zunächst von der ersten Klasse, die nicht sieht und auch nicht glaubt. So mächtige Wellen seinerzeit die Verkündigung des Evangeliums schlug und ganze Städte und Dörfer in eine gewaltige religiöse Aufregung versetzte, so gab es doch noch unzählige Volksmassen in der Nähe und Ferne, die von der wunderbaren Wirksamkeit des Propheten von Nazareth nichts sahen und nichts hörten und daher auch zu ihm nicht Stellung nahmen, heidnische Völkerschaften, die vorher und nachher in ihren althergebrachten sinnlichen und abergläubischen Gewohnheiten und Sitten verharrten, von denen also gesagt werden muß: Sie sahen nicht und glaubten nicht. Das ist bis auf die Gegenwart nicht anders geworden. Denn wenn auch das Christentum im Laufe der Zeiten bemerkenswerte Fortschritte zu verzeichnen hat, und die unermüdlichen Kämpfer für das Reich Gottes mit den Pionnieren der Kultur Länder und Meere durchzogen und überall Anhänger der Kreuzesfahne warben, so gibt es doch noch unermeßliche Ländereien, wohin der Sonnenglanz des Evangeliums noch nicht gedrungen ist, wo der alte Götzen- und Greueldienst noch in ungeschwächter Kraft erhalten blieb und dennoch ein absprechendes Urteil ausgeschlossen ist, da es auch hier heißt: Sie sehen nicht und können darum auch nicht glauben, und der Ausspruch des Apostels Paulus in Berücksichtigung gezogen werden muß: „Wie werden sie nun den anrufen, an den sie nicht geglaubt haben? Wie werden sie aber glauben, von dem sie nicht gehört haben? Wie werden sie aber glauben ohne einen Prediger? Denn

der Glaube kommt nur aus dem Hören, das Hören aber durch das Wort Gottes."

Aber unter den Zeitgenossen Jesu gab es auch solche, die zwar sahen und doch nicht sahen, hörten und doch nicht hörten. Gerade so verharren auch unter uns noch viele auf dieser niedrigsten Stufe des Unglaubens. Sie gehen an den untrüglichsten Offenbarungen des Gottesgeistes kalt und teilnahmslos vorüber und versinken in eine traurige Anbetung der Kreatur und in den trostlosen Mammonsdienst. Oder müssen wir nicht leider von einem neuen Heidentum innerhalb des christlichen Gebietes reden, wenn nicht nur der auferstandene Heiland frech geleugnet wird, sondern auch der allmächtige Gott, der ihn aus den Schatten des Todes herausriß, wenn die hl. Schrift verhöhnt wird und nur das Glauben findet, wo das leibliche Auge sieht, das leibliche Ohr hört, die Hand betastet, was gewogen und gemessen werden kann? Da widersetzt sich der menschliche Trotz und Hochmut der Stimme des Gewissens und der Pflicht. Du mußt nicht meinen, heißt es da, du habest einen freien Willen. Deine Handlungen sind nichts als das notwendige Erzeugnis von Blutumlauf und Nervenschwingungen. D'rum gib dir keine Mühe dich selbst zu verläugnen und züchtig, gerecht und gottselig zu leben auf der Welt. Die Tugend ist ein leerer Wahn, die Forderung der Natur ist das einzige Gesetz. Du darfst dir nicht schmeicheln, du habest eine unsterbliche Seele, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen. Das Menschengeschlecht ist nichts als die höchste Gattung von Tieren. Seele, Geist, freier Wille, Himmel, Heiland, Gott ist alles Unsinn, die Welt ein ganz mißlungenes Machwerk, das Leben eine Verkettung von lauter Enttäuschungen und Aergernissen, und die einzige Weisheit, die kurze Spanne des Erdenwallens möglichst auszufüllen mit sinnlichen Genüssen: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen werden wir doch tot sein."

Wohl pocht Gottes Hand auch etwa an diese steinernen Herzen und schreckt sein Donnerwort sie auf aus ihrem Schlafe, aber sie machen es wie die Einwohner von Gerasa, die, als Jesus unter ihnen seine segnende Wirksamkeit entfalten wollte, ihn baten, er möge sich aus ihren Grenzen entfernen, oder wie der stolze römische Statthalter, der von Paulus aufgeschreckt aus seiner Selbstsucht, sich über diese vermeintliche Schwärmerei und Schwachheit hinwegsetzte mit den Worten: „Ich will dich ein andermal hören, wenn ich Zeit habe." Auch über ihnen strahlt die Sonne Gottes, auch für sie bricht jedes Jahr ein lichter Frühling an, aber sie empfinden nichts von allen diesen Liebesgrüßen Gottes. Ihre dumpfen Geschäftslokale, ihre aufgespeicherten Schätze, ihre Kunstgenüsse, ihre weltliche Unterhaltung nehmen all ihr Sinnen und Denken in Anspruch. Auch ihnen läutet der freundliche Glockenruf zur Kirche, sie schließen das Fenster, auch sie schreckt die Totenglocke aus ihrer Erstarrung und mahnt sie, das Ewige zu suchen, sie sehen nicht und glauben nicht. Sie haben nur den Schein, als ob sie lebten, geistig sind sie erstorben.

2. Sehen und nicht glauben.

Ein noch größeres Rätsel ist die zweite Klasse derer, die sehen und doch nicht glauben, die in ihrem Innersten ergriffen sind von der Wahrheit des Evangeliums, zeitweise begeistert für alles Hohe und Erhabene, aber nicht die Kraft finden, auf Grund dieser Erkenntnis ihr Leben entsprechend zu ordnen, die es beim bloßen Herr Herr sagen bewendet sein lassen und darum das Gerichtswort hören müssen: „Weichet von mir, die ihr die Ungerechtigkeit

übet. Ich habe euch nie gekannt.“ Was nützt denn alles religiöse Scheingepränge in Kirche und Haus, was helfen stattliche Kathedralen mit schweren goldenen Ornamenten, mit Opferduft und Chorgesängen, was helfen stundenlange Gebete und Sündenbekenntnisse, was unser Christenname, wenn nicht das Leben eine glaubensvolle Nachfolge des großen Meisters ist? Ob ein Mensch in Sammt und Seide sich kleidet oder in Lumpen einhergeht, Gott sieht nicht auf das Ansehen der Person, sondern auf das Herz und den Wandel. Sorgen wir darum, daß wir nicht bloß den Schein der Frömmigkeit tragen, das Herz aber ferne bleibt, hüten wir uns, daß die Welt nicht an unserer Charakterlosigkeit am meisten Anstoß nimmt und sogar eine gewisse Berechtigung erlangt, geringe zu denken über religiöse Dinge, daß nicht das Strafwort des Paulus an uns sich wiederholt: „Du erkennst seine Liebe und prüfest was recht und unrecht sei in dem Gesetze unterrichtet und vermissest dich, ein Führer zu sein den Blinden, ein Licht derer, die in Finsternis sind, ein Erzieher der Unverständigen, ein Lehrer den Unmündigen, der eine Regel des Wissens und der Wahrheit habe. Du nun, der Andere belehrt, lehrst dich selbst nicht, der du predigst, man solle nicht stehlen, stiehlst, du, der spricht, man solle nicht ehebrechen, brichst die Ehe, du, der die Götzen verabscheut, beraubst die Tempel, du, der sich des Gesetzes rühmt, entehrst Gott durch die Uebertretung des Gesetzes, wie geschrieben steht: Der Name Gottes wird um euretwillen unter den Heiden gelästert.“ Vergessen wir nicht, daß je reiner wir das Bild des Gottes- und Menschensohnes erfaßt haben, umso größere sittliche Forderungen an uns gestellt werden und der Hebräerbrief mit Recht ausgerufen hat: „Wenn jemand das Gesetz des Moses gebrochen hat, so muß er ohne Erbarmen auf die Aussage von zwei oder drei Zeugen hin sterben. Wie viel schlimmerer Strafe, meint ihr, wird der schuldig geachtet werden, der den Sohn Gottes mit Füßen getreten und das Blut des Bundes, durch welches er geheiligt worden, für gemein geachtet und gegen den Geist der Gnade gefrevelt hat?“ (Schluß folgt.)

Religion, Moral und Weltgeschichte.

(Eine Schulbetrachtung von R. Kelterborn).

I.

„Zeitgeist“ ist ein trügerisches Wort; es könnte zur Annahme verleiten, daß jede Woge des Säculums von einem besondern Geiste beseelt sei. So mag es sein, wenn man auch den Materialismus und den Marasmus senilis als einen Geist betrachtet. In diesem Sinne wäre der Stempel der Gegenwart, die vom Kulturhistoriker als fin de siècle betrachtet wird, die Sucht des hastigen Erwerbes und ebenso hastigen Genusses. Wie man aus dem unscheinbaren Lehm, dem Chemiker schon längst kein Geheimnis, das wertvolle Aluminium zu extrahieren versteht, so aus allem und jedem eine Kraft oder einen Stoff, Nutzen und Gewinn; selbst die verachtetsten Abfallstoffe werden nicht verschmäht, wenn es gilt auf chemischem Wege etwas Brauchbares herauszuziehen, sei es eine blendende Farbe, sei es ein Heilmittel. Diese Tendenz einer der Natur abgelauschten Nutzbarmachung liegt im Geist der Zeit, in der Denkesweise der Kinder der Gegenwart, sie ist also ein historisches Moment. Wie die Elektrizität sich in zwei Pole sondert, so das Interesse der

Menschheit, der Menschenseele; steigert sich das Interesse für das Materielle bis zur Kulmination, so muß der Idealismus erlahmen. Der Belege bedarf es nicht. Man sehe sich auf allen Gebieten um. Idealismus läßt sich nicht erzwingen, höchstens erheucheln. Wir müssen geduldig abwarten, bis eine sociale oder politische Bewegung, vielleicht auch ein elementares Ereignis, dem Trachten der Menschen eine andere Richtung gibt.

Aber es gibt ja Momente im Staats- und Familienleben, ja ganz besonders im Leben des einzelnen, der das Denken nicht verlernt hat, wo man sich außerhalb der engen Gefangenschaft unseres Alltagsdaseins und der Alltagsstunden befindet, wo man Umschau hält vorwärts und rückwärts, wo man die Menschen nicht nur nach Stand und Kostüm behandelt, sondern in ihr Inneres zu dringen trachtet; solche Momente, philosophische Lichtpunkte in unserem Dasein, mögen sie für den Augenblick glücklich oder unglücklich machen, optimistisch oder pessimistisch stimmen, solche Momente sind unentbehrlich, wenn wir nicht als armselige Sandkörner den Strom der Zeit hinunter geschwemmt werden wollen.

Die Schuljugend, die sich noch nicht selber den Tisch deckt für den geistigen Bedarf des Lebens, hat unter den zahlreichen Fächern ihres Pensums namentlich eines, das in dieser Hinsicht von seiten des Lehrers den Eltern gegenüber einer Besprechung wert ist: die Geschichte. Wenn Sprachkenntnisse und mathematische Gewandtheit den jungen Menschen, Knaben oder Mädchen, befähigen sollen, einst für sich selbst sorgen zu können, so ist die Geschichte nicht allein ein Fach der Kenntnis, sondern auch der Erkenntnis, Erkenntnis der ganzen Menschheit und Erkenntnis des eigenen Ichs als Individuum und als Staatsglied. Und gerade darum wird die Geschichte von den Vertretern des brutalen Materialismus geringschätzig angesehen, weil sie Dinge lehrt, deren Kenntnis keinen momentanen materiellen Nutzen abwirft. Umso eher bedarf sie auf der pädagogischen Arena einer Befürwortung von humanistischer und philosophischer Seite.

Es kann nie genug betont werden, daß der Knabe und Jüngling nicht nur zum Kommis oder Techniker heranwachsen soll, sondern zum Mann, zum Familienvater und zum Staatsglied in Friedens- und Kriegszeiten, er soll ein Teil des bewußten Volkes, nicht nur ein Atom in der Staatsmaschine sein. Gerade der Grund, den die Volksfeinde und Volksverächter anführen, die Menge sei zu ignorant zum urteilen, gerade dieser Grund spricht dafür, daß man der Ignoranz entgegenschaffen soll. Geschichtskundige kann man nicht aus allen machen, damit ist aber nicht bewiesen, daß man alle in völliger Blindheit und Unwissenheit lassen soll, denn auch die Ignoranten halten sich berufen, mitzureden und mitzuhandeln. Ignoranz und Fanatismus gehen Hand in Hand. Nur Ignoranten in Sachen der Religion konnten Mexiko und Peru im Namen Gottes ausmorden, im Namen der heiligen Jungfrau eine Bartholomäusnacht in Scene setzen; nur Ignoranten in Beziehung auf Naturwissenschaft konnten, wie es noch vor wenigen Jahren in Neapel geschah, die Durchführung sanitarischer Maßregeln als Werke des Teufels auffassen; und das Gegenteil der Ignoranz, die Aufklärung, die Bildung und die daraus entspringende Humanität konnten unsern Dufour in den Stand setzen, den Sonderbundskrieg mit möglichst geringem Blutvergießen abzuschließen und den Hader in Versöhnung umzuwandeln.

Wie oft hört man von sonst nicht geistesbeschränkten Männern den nichtssagenden Ausspruch: Das haben wir in der Schule nicht gehabt! Als

wenn man dem Schulkinde schon alles sagen könnte, was Männer wissen sollten! Freilich liegt der Fehler oft genug am Schulorganismus oder an der Person des Lehrers, namentlich wenn letzterer die Geschichte nur als einen Rosenkranz von Jahreszahlen und nummerierten Fürsten auffaßt, wenn er seine jugendlichen Zuhörer nicht einigermaßen in den Geist der Zeit, sei es des schaffenslustigen Hellas oder des kriegswilden und stürmischen 16. Jahrhunderts einzuführen weiß, und wenn er es nicht versteht, die Jugend merken zu lassen, daß alles, was die Schule bietet, nur ein Lüften des Vorhangs ist, dessen Aufrollen dem Erwachsenen vorbehalten bleibt. Bei uns in Basel steht es nun allerdings besser als vor Jahrzehnten, wo ein großer Teil der Lehrerschaft nicht aus philosophisch gebildeten Männern rekrutiert war und wo man alter Tradition zufolge Jerusalem und seine nächste Umgebung als theatrum mundi betrachtete. Aber auch im Falle, wo die Schule nicht bietet, was ihr zusteht, wird der Eifrige aus eignen Stücken den Mangel zu ersetzen suchen, während sich der Geistesträge hinter die zitierte Phrase verschanzt, jahrzehntelang vom dürftigen Schulsack der Kindheit zehrt und die knabenhaften Anschauungen durch das ganze Leben hindurchschleppt.

Vor Zeiten schrieb man Geschichtsbücher in usum Delphini (zum Gebrauch des Kronprinzen); das wäre nun schön und gut, wenn man den Standpunkt eingenommen, daß der Dauphin ein Kind sei und darum nicht alles zu wissen brauche und nicht alles verstehe. Das war aber nicht das Motiv der prinzlichen Redaktion, sondern man wollte dem zukünftigen Landesvater eben vieles verheimlichen, was er gerade wissen sollte und mußte; ganz in gleicher Weise, wie man die Augen allerhöchster Personen nicht durch den Anblick von Bettlern und Krüppeln verletzen wollte. Diese Jesuitenpädagogik brachte es denn auch fertig, Fürsten zu schaffen, wie sie sie haben und brauchen wollten, Louis XV. und ähnliche. Moses, der große Ethiker, Gesetzgeber und Historiker, schrieb nicht in usum Delphini, er schrieb — anders als später folgende Leviten — von seinem Volk und für sein Volk. Darum wird bis zur heutigen Stunde die mosaische Geschichte bei allen Kulturvölkern als monumentales Werk dastehen, denn sie ist, wenn nicht die Geschichte der Menschheit, so doch gewiß die Geschichte des menschlichen Herzens. Hier finden wir den Einzelnen, die Familie, den Staat, ihr Entstehen, Emporkommen und Vergehen. Dem Kameelhirten am Brunnen in der Wüste und dem altgewordenen, weisheitsstolzen König auf dem Thron, der am Ende alles Irdische als Eitelkeit bezeichnet, steht ein höheres Wesen zur Seite, lenkend, helfend, richtend. Die salomonische Gedankenpracht wird zunichte vor Gottes schlichter Wahrheit. Nicht in usum Delphini sind die alten Bücher geschrieben, sondern in usum populorum.

Es war ein schöner Charakterzug einer preußischen Königin, wenn sie den Geschichtslehrer ihrer Kinder ausdrücklich veranlaßte, nicht nur die französische Revolution gründlich zu behandeln, sondern auch deren Ursachen. Da waren also keine umschriebenen lettres persanes nötig, von Staatskrankheiten zu reden, die den Fürsten nicht verborgen bleiben dürfen!

Doch wir bewegen uns auf republikanischem Boden und wir haben keine Ursache, alles gut und vollendet zu nennen, was wir thun und lassen; auch wir, Volk, Behörde und Lehrerschaft, sind Fehlern unterworfen, die erst dann gründlich beseitigt werden können, wenn sie redlich ins Auge gefaßt werden. Der Lehrer darf in keinem Falle vergessen, daß es Unmündige sind, die er vor sich hat; er darf nicht von dem Grundsatz ausgehen, die noch Unentwickelten

müßten jetzt schon alles wissen und erfahren, weil sie in ihrem späteren Alter doch kein Geschichtsbuch mehr in die Hand nehmen. Das bringt nun nach verschiedenen Seiten Schwierigkeiten mit sich, deren Beseitigung dem Geschicke des Lehrers anheimgestellt ist. Daß man zum Beispiel bei Anlaß der Reformation und Revolution gewisse Sünden und Verbrechen der Geistlichkeit und Adels nicht zur Sprache bringt, versteht sich von selbst; aber wir dürfen doch den Todesmut eines Wiklef, Huß und Luther und die Verzweiflung ganzer Völker nicht als grundlos, als bloße theatralische Schaustücke gelten lassen. Es wird das also auch ein Katholik anerkennen, wenn er nur einigermaßen einsichtig und gerecht ist, daß die Männer und Nationen, die um des guten Rechtes und der Wahrheit willen den Tod gewagt, vor den Augen der Kinder nicht als Phantasie darzustellen sind; ihre Thaten müssen motiviert werden; und werden um des kindlichen Gemütes willen die einen Ursachen verschwiegen, so muß man die andern, Ungerechtigkeit, Herrschsucht und blutgierige Grausamkeit umso schärfer betonen. Der Lucrezia und Virginia der Profangeschichte stellt die heilige Schrift mit frappanter Treffsicherheit eine Parallele an die Seite, welche einen der Propheten zu züchtigenden Worten entflammt, die uns für die Würde und den sittlichen Ernst jener alten Bücher begeistert. Das sind keine ephemeren Hofprediger, denen die Wahrheitsliebe als Majestätsbeleidigung gilt, das sind heroische Erscheinungen, deren Namen der Geschichte und nicht dem Kalender angehören. Solcher kühner Männer bedarf es auch in der Republik wo es nicht sowohl am Mute fehlt, den einzelnen anzugreifen und bloßzustellen, ja sogar ungerechterweise um sein Verdienst zu bringen, wo man sich aber gar zu gern, um gewisse Ziele zu erreichen, in Volksschmeicheleien verliert.

(Schluß folgt.)

Wer hat Recht?

Wenn ich am Samstag den Kirchenzettel der Stadt lese, so wird mir angst und bange. Obenan stehen die Gottesdienste der reformierten Kirche, dort redet ein Orthodoxer, da ein Reformer, und der Kirchgänger schaut sich die Namen der Prediger recht an, damit er ja zum rechten gehe; denn nur bei dem wird der wahre Christus verkündigt, da wird mein Glaube, mein religiöses Gemüt nicht verletzt. Auch für die Altkatholiken, die sich von Rom losgesagt haben, ist gesorgt, da steht ganz genau, wer predigen wird und ob der Kirchenchor oder nur der Kinderchor singt. Untendran steht das Gottesdienstverzeichnis für die Römisch-Katholiken, Frühmesse, Predigt, Messe, Vesper u. s. w. Aber damit ist's noch nicht fertig. Die evangelische Gemeinschaft kommt in dieser Kapelle zusammen, die Methodisten treffen sich im Hammer, die Baptisten im Färbergäßchen, zudem stehen die meisten der religiösen Genossenschaften gar nicht in der Zeitung. Nun, ein Unparteiischer könnte wohl fragen, wer von diesen allen hat recht oder haben alle recht, mancher könnte sich ganz wegwenden, ach was, 's ist offenbar am besten, von allem gar nichts zu wissen. Ist's nicht so, daß gerade die beiden großen Kirchen in immerwährendem Streite liegen, und daß er von hüben und drüben geschürt wird, gerade jetzt etwas stark von drüben. Neue katholische Vereine werden gegründet, in Männerversammlungen, Bergpredigten, Wallfahrten sagt man dem Volke, wenn der Meister käme, dich würde er kenneu, die andern, die nicht zur katholischen Kirche gehören, die müßte er von sich weisen. —

O, wie wohl thut einem da das Wort Christi: „Wer immer ein Wort reden wird wider den Sohn des Menschen, dem wird es vergeben werden, wer aber den heiligen Geist lästert, dem wird nicht vergeben werden." — Auf diesen Geist kommt es an, den Geist des Glaubens. Nicht will ich die Augen verbinden, nicht ein schwarzes Tuch über mein Gesicht werfen im Leid, in bitterer Trübsal, nein ich glaube an ihn, daß er es ist, der mit Leid' und Freud', mit Not und Schmach und Schmerz mich erziehen will, ich glaube an ihn, ich weiß ihn im Regentropfen und im Sonnenstaub, im Zittern der Erde wie im Hangen und Bangen und Jubeln der Brust. Nicht lästern will ich, nein helfen dem Geist der Liebe, der mich lehrt, der immer wieder sich in mir regt, siehe, es sind deine Brüder, des Vaters Kinder und ich will abstellen auf den Geist der Wahrheit, der Wahrheit in Wort und That, im stillen Kämmerlein und im Beruf, im Verkehr mit den Mitmenschen und im eigenen Herzensleben. Wer diesen Geist hat, wer ihn spürt in sich und ihm willig ist, der hat recht.

Darum wollen wir die Kirchthüren aufmachen, weit auf, wir dürfen verschiedener Meinung sein, aber wir wollen wissen, es wölbt sich über unsere Kapellen und Kirchen ein großer Dom, in dem beten wir alle, alle, ohne Ausnahme. Da wollen wir weitherzig sein, es kommt nicht d'rauf an, ob du zwei oder drei Rosenkränze betest, ob du in dieser oder jener Gebet-Versammlung gewesen seiest, sondern ob du erfaßt und erfüllt seiest vom Geiste, daß ihn die Menschen spüren. Das katholische so wenig, wie das reformierte Volk will Kampf, bereits sieht es Männer der That rechts und links, wacker, treu, frei, fromm in ihrer Arbeit für Volk, Land, Schule, in ihrem Beruf sind sie weder reformiert noch katholisch, aber ergriffen vom Geiste Jesu, es sieht Frauen voll Liebe, Aufopferung und Treue, wer will sagen, sie seien so, weil sie dieser oder jener Konfession angehören, weil sie orthodox oder methodistisch oder freisinnig seien, nein, weil sie erfüllt sind vom heiligen Geiste. „Wir sollen nur nicht in den Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittenberg oder Basel, an deine oder eine andere Person, in Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit."

Das Klavier muß gestimmt werden!

„Was sollen wir denn in der Kirche? Wozu soll eigentlich der Gottesdienst nützen?"

„Wozu, meine Tochter?"

„Jawohl, Großvater, wozu?"

Großvater schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Sag' einmal, Kind, ist der Klavierstimmer heute Morgen schon dagewesen? du sagtest mir doch, daß du ihn erwartest".

„Ja, mein Klavier will nämlich nicht mehr stimmen. Karl bat mich gestern Abend, ihm seine Lieblingssonate vorzuspielen, und ich wollte es auch thun aber — es war nicht das alte Stück, gar nicht mehr. Ich habe nicht fertig spielen können, und Karl hat es auch nicht über sich gebracht, bis zum Schlusse zuzuhören."

„Nun sieh', mein Kind, unsere Seele ist gerade wie solch' ein Instrument."

„Unsere Seele? Wie solch' ein Instrument? Großvater, was willst Du damit sagen? Wo soll's hinaus mit diesem Vergleich?"

„Hast Du mich nicht soeben gefragt: „wozu sollen wir in die Kirche?"

„Ja — jawohl!"

„Nun, darauf antworte ich Dir! Ich sage, daß des Menschen Seele einem Musikinstrumente gleicht, dessen Saiten sehr rasch schlaff werden und das dann nicht mehr stimmt. Es ist darum sehr nötig, daß sie von Zeit zu Zeit gestimmt werde."

„Daß sie gestimmt werde?"

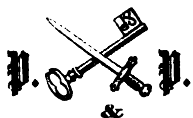
„Ja, mein Kind. Weil wir in der Welt leben, so klingen wir bald wie sie klingt. Alle Saiten: Güte, Glaube, Tapferkeit, Freimütigkeit, Ergebung, sittliches Zartgefühl, alle lassen sie in uns nach. Ohne es selbst zu wissen, sinken und sinken wir stetig . . . . . Aber, wenn dann das Evangelium seine Stimme in unsere Ohren tönen läßt, dann fühlen wir sofort, um wie viel Töne wir gesunken sind. Aber mehr als das Evangelium brauchen wir auch nicht, es stimmt uns gleich wieder richtig. Doch auf wie lange? Nicht für immer, nicht einmal für längere Zeit — leider nicht! Und darum, sag' ich, muß man zur Kirche gehen, denn da ertönt des Evangeliums Stimme, und man muß sogar oft hingehen. Verstehst Du's jetzt, wozu der Gottesdienst da ist, und warum der Apostel gesagt hat: „Haltet euch nicht fern von unseren heiligen Versammlungen?"

„Ja, lieber Großvater!" (Aus dem Französischen von E. Saint-Paul.)

Kirchliche Personalnachrichten.

Zürich. Gestorben Herr Fröhlich-Preiswerk, Pfarrer zu St. Anna, geb. 1832; gestorben Herr alt Pfarrer S. Fäsi, geb. 1824.

Thurgau. Resigniert Herr Dr. Hoffmann, bisher Pfarrer in Stettfurt, infolge seiner Wahl in den schweizerischen Nationalrat; resigniert Herr Dekan Aepli in Hachnang, geb. 1817.



&

131. Versammlung: Dienstag, den 11. Oktober 1898, abends 8 Uhr, in obern Saale der Mägd, St. Johannvorstadt.

Traktanden: 1. Anfang und Ende des Papsttums. Vortrag von Herrn Pfarrer Dick in Lengnau (Bern). 2.. Zur Erinnerung an die Schlacht von Kappel (11. Oktober 1531). Von Herrn Sekundarlehrer Schwarz. 3.. Vereinsgeschäfte.

Zu zahlreichem Besuche ladet ein **Die Kommission.**

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15 Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 42. Samstag, 15. Oktober 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Die vier Klassen der Christenheit.

3. Sehen und glauben.

Aber selig sind, die sehen und glauben, die von Tag zu Tag immer deutlicher erkennen, wie in ihren äußeren Lebenserfahrungen eine göttliche Liebe und Weisheit sich offenbart und stufenweise auch zu einem immer reineren Leben in Gott befähigt werden, die an sich die Wahrheit des Wortes Jesu erfahren: „Wenn Ihr in meiner Lehre bleibet, seid Ihr wahrhaft meine Jünger, und Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird Euch frei machen.“ Sie gleichen den Blüten, die, erwärmt vom milden Sonnenglanze ihre Kelche weit öffnen und sich entfalten zu voller Schönheit und Pracht und eine Zierde bilden im großen Gottesgarten. Sie sehen das Frühlingswunder, das sich alle Jahre neu vollzieht und preisen den Lichtschöpfer, der seinen mächtigen Lebensruf erschallen läßt und stammeln in tiefer Ehrfurcht: „Herr, wie sind deine Werke so viel und groß. Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güter.“ Sie sind nicht blind für die unzähligen Freuden, die dem Heideblümchen im einsamen Felsengeklüfte und dem Schlingröschen am Dorngebüsche ähnlich mitten unter den Entbehrungen und Kummerstunden aufwachsen, und sie finden nicht Worte genug, um zu danken für die unaussprechliche Liebe Gottes, die keines ihrer Geschöpfe vergißt, die über die ganze Welt eine Flut von Lebensfreude und Wohlbehagen ergossen hat und die Seele zu der innigen Lobpreisung begeistert: „Herr, deine Güte reicht so weit der Himmel ist und deine Wahrheit so weit die Wolken gehen. Sie werden gesättigt von den reichen Gütern deines Hauses, und du tränkest sie mit Wonne wie mit einem Strome: denn bei dir ist die Quelle des Lebens und in deinem Licht sehen wir das Licht.“ Sie sehen, wie auch in der Weltgeschichte ein unaufhörlicher Zug nach oben sich kundgibt, die Ungerechtigkeit und Selbstsucht lehnen sich trotzig auf gegen die Gesetze des Ewigen, aber auch die Sünde und Schuld müssen durch wunderbare Fügung zur Förderung des Reiches Gottes dienen, und indem sie wahrnehmen, wie jedes Saatkörnchen

des Guten sich sicher entwickelt und der Ewige den Fleiß des Landmanns segnet, welches Gebiet er immer bearbeiten mag, währt auch fortwährend ihre Arbeitslust, ihre Freude am Guten. Da wird die Wildnis zu einem Paradies und jubelnd singt der Glaube: „Wie lieblich ist es doch zu leben, o Herr, in deiner schönen Welt, wie viel hast du uns nicht gegeben, das tausendfach das Glück enthält. O, du bist freundlich, Jahr um Jahr, voll großer Güte immerdar!

4. Nicht sehen und doch glauben.

Aber nun heißt es auch von hier aus die letzte, steilste Glaubensstufe zu erklimmen: Nicht sehen und doch glauben, die Hoffnungsfreudigkeit auch da zu bewahren, wo alle Lebensblüten verwelkt sind. Gewiß kommen oft Zeiten, wo alles in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist und kein Sternchen den nächtlichen Himmel erhellt. Menschlicher Unverstand und Mißgeschick zerstörten das Werk deiner Hände, an dem du jahrelang gearbeitet hast, das Kind, auf dessen Erziehung du eine unaussprechliche Geduld und Sorgfalt anwandtest, zeigt sich unbelehrbar und unverbesserlich, und die stets neu hervorbrechenden Fehler lassen dich an jedem Erfolg verzweifeln. Du hast eine furchtbar schwere Pflicht zu erfüllen, die über deine Kräfte zu gehen scheint, und mit Moses möchtest du ausrufen: Herr, sende wen du willst, nur mich nicht. Eine unheilbare Krankheit wirft dich auf ein langes Schmerzenslager und macht dir und den Deinen das Leben zur Qual. Alt und gebrechlich wankst du dem Grabe zu. Selig, wer, trotzdem er nicht sieht, doch glaubt. Denn das Vertrauen auf Gott macht ihm das schwerste leicht und hilft ihm siegen über alle Schrecken des Lebens und des Todes. Aber wie sollen wir denn glauben, wenn wir nicht das Endziel sehen? Nun, der Schiffer fährt auch im dichtesten Nebelmeer. Er weiß aus Erfahrung, daß er bei unentwegtem Innehalten einer bestimmten Richtung das Ziel erreicht. Im härtesten Winter, wenn unter Schnee und Eis alles erstorben zu sein scheint, bangen wir doch nicht um das Wiedererwachen der Natur. Sollte denn das, was wir bisher erfahren haben, nicht hinlänglichen Grund bieten, auch auf dunklen Pfaden wohlgemut dahinzuziehen im Vertrauen zum Vater im Himmel. Er half und wird auch weiter helfen! Sicherlich wird das Vertrauen belohnt, der Glaube wird zum Schauen: „Von den Augen fällt die Binde irdischer Befangenheit, von dem Herzen schmilzt die Rinde hartbeklommener Aengstlichkeit. Frei bewegt der Geist die Schwingen, weil die Glaubensflamme brennt, und die Engel Gottes bringen Frieden, den die Welt nicht kennt."

Religion, Moral und Weltgeschichte.

(Eine Schulbetrachtung von R. Kelterborn).

II.

Tyrannisierten Völkern bietet man, wenn es gut geht, panem et circenses und untersagt ihnen dafür den Anteil an der Geschichte, nicht nur das Handeln, sogar das Denken; höchstens dürfen sie bluten. Solche Völker werden auch nicht mit Geschichte, sondern mit Geschichten, mit Anekdoten abgespeist; solche Völker können, Gotteslästerung mit Gottvertrauen verwechselnd, von einem Alliierten im Himmel reden, wenn es sich darum handelt, einen fried-

lichen Nachbar kriegerisch zu überrumpeln und vergewaltigen. Bei uns fällt das außer Betracht, weil das Freidenken und Freireden, sofern nicht Vorurteil und Ignoranz eine Schranke setzen, eher möglich ist; aber wir laufen Gefahr, des Mangels an Vaterlandsliebe bezichtigt zu werden, wenn wir eine Tugend zur Geltung bringen möchten, die als vaterländische Bescheidenheit zu bezeichnen wäre. Das Brüsten mit den Thaten der Voreltern, denen wir in so mancher Hinsicht nicht mehr gleichen, kann zum Unglück führen. Hoher Mut und glühende Vaterlandsliebe, Treue im Unglück und unverzagte Ausdauer in den Tagen schwerer Not sind ganz etwas anderes als patriotische Eitelkeit. Wir dürfen nicht sportsmäßig auf Dinge pochen, die wir nicht selbst gethan haben, wir sollen nicht einmal eitel sein auf das, was wir zu thun im stande sind.

Mit eitler Rede ist hier nichts gethan. Vertrauen auf die Kraft, deren man sich bewußt ist, führt zur Uebung und Mehrung der Kraft. Dann wird sie auch im Augenblick der Not ihre Wirkung thun. Wortgeflunker war unseren besten Männern, man denke nur an Dufour, stets ein Greuel; denn wer der großen That fähig ist, der hat der klingenden Schelle nicht mehr nötig. Zu diesem Gedankenresultat gelangt man umso eher, wenn die unmittelbare Fühlung mit der Knabenwelt uns alltäglich verschrobene Urteile zu hören gibt, als wenn eine einzige Schweizerkompagnie ein ganzes feindliches Armeekorps zu bewältigen verstände. Es ist besser, wenn solchem kindischen Dünkel durch wohlmeinende Aufklärung von Seiten des Lehrers ein Riegel geschoben wird, als wenn dies einmal durch den Schrecken der Thatsache geschieht, die die Jungen belehrt, daß Hochmut vor dem Falle kommt.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Das ist nicht so zu verstehen, daß jeder einzelne auf die Finger bekommt, wie die Kinder in der Schule, wenn er etwas böses verübt hat, sondern es ist eine Bestätigung der wuchtigen biblischen Satzung: die Kinder büßen die Sünden der Väter bis in das dritte und vierte Glied. Also müssen ganze Dynastien und Völker für die Sünden derer büßen, die längst begraben sind. Das ist der gewaltige Ernst der Geschichte. Die Jaquerie muß man gelesen haben, um zu verstehen, wie die Sansculotten und die Revolution sich bilden konnte; die grenzenlose Mißwirtschaft des polnischen Adels muß man kennen, um die furchtbaren Schicksale des Polenvolkes zu begreifen, und in das Jahr 1653 und die nachfolgenden Perioden muß man eingeweiht sein, um einzusehen, wie 1798 das Unheil über uns hereinbrechen mußte. Louis XVI. zahlte seiner Vorgänger Verbrechen mit dem Tode; die ganze Schweiz mußte büßen für das, was man an Fazio, Henzi, Davel und Bodmer gesündigt hatte.

Das sind bittere Worte, doch enthalten sie einen köstlichen Kern, das Bewußtein der Zusammengehörigkeit. Dieses ist die Seele der Geschichte, dieses ist der Kitt, der die Horden in Völker und Staaten umwandelt. Darum gerade hat die Geschichte einen so hohen sittlichen Wert und ihre Besprechung ist in einem der Religion und Sittlichkeit gewidmeten Organe und Leserkreis gewiß wohl am Platze.

De mortuis nihil nisi bene! Das mag im Privatleben am Platze sein; auch da nicht immer. Die Geschichte ist zu ernst, als daß sich ihre Vertreter hinter Sprich- und Schlagwörtern verschanzen dürften. Wo in einem Volke jedem einzelnen das Recht zusteht, durch Ja oder Nein wichtige Fragen der Gegenwart zu beeinflussen, das heißt Anteil am Geschehenden, an der werdenden Geschichte zu nehmen, da ist es auch berechtigt, über die Vergangenheit

soviel wie thunlich aufgeklärt zu werden. Wer sich nicht zum Volke zählt, der hört selbstverständlich auf, zum Volke zu gehören, er kann als Potentat der willenlosen Unterthanenmasse entgegen treten, bis das Schicksal eine andere Wendung eintreten läßt (Karl I. von England), oder er wird eine armselige Null, die mit sich machen lassen muß, was andere für gut finden, andere, die ebenso gut Verbrecher als edle Menschen sein können.

Dem Kinde gegenüber hat die Sage, gehöre sie nun dem eignen oder einem fremden Lande an, einen gewaltigen Wert, und es wäre nie zu verantworten, wollte man diesen Volksschatz aus dem Bereich des Erziehungswesens entfernen. Tellus, Kleobis und Biton, die Entstehungsgeschichte des Urnerwappens, Vrenelis Gärtli, der Frauensand, alle diese Erzählungen werden sicherlich vom Lehrer gerne behandelt, vom Schüler gerne gehört. Die Frage nach dem Grade von Wahrheit verdient hier kaum der Berücksichtigung; die unantastbare ewige Wahrheit beruht darin, daß männliche Tüchtigkeit, treue Kindesliebe hohe Tugenden sind, und daß schwere Frevel gegen die göttlichen Gebote des Himmels Strafe herbeirufen. Das ist das Pragma, das den Kindern tausendmal wirksamer ist als das theoretisch-analytische Zergliedern von Tugend und Laster. Mag man nun die Geschichte Josephs und seiner Brüder für historisch beglaubigt halten oder nicht, sie ist sittlich vom höchsten Wert und wie so viele andere Kapitel des alten Testamentes von hoher poetischer Kraft und Schönheit. Wie armselig ist solchen Goldkörnern gegenüber die Geschichte, wenn sie sich in Stammbäume und heraldische Spitzfindigkeiten verliert! Wie unendlich viel ist geschehen, das nicht mehr Wert hat als das Entstehen und Vergehen einer Meereswelle! Damit mögen sich die Ceremonienmeister der Höfe befassen, Gegenstände für den Volksunterricht sind derartige Dinge nicht.

Von der Gerechtigkeit im höheren Sinne, nicht von der Polizeihandhabung, sagt die Schrift: Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Sei nun unter „Gerechtigkeit" auch „Rechtsein" verstanden, so begleitet diesen Ausdruck doch das Gefühl, daß die Billigkeit, jedem an Hab und Gut und Ehre das seine zu lassen, eine hohe Nationaltugend sei, ein Zeichen der Volksgesundheit. Wie steht es nun hier mit der Jugenderziehung? Nicht allenthalben wie es sollte. Und wir Schweizer, die in so mancher Beziehung vom Ausland abhängen, müssen vorsichtig sein und dürfen nicht blindlings alles gut und recht halten, was schwarz auf weiß gedruckt ist. Und wir Reformierten, die wir so gerne katholischen Jesuitismus verurteilen, müssen uns ja davor hüten, nicht selbst in einen Jesuitismus zu verfallen, der umso gefährlicher wäre, als ihm der kennzeichnende Name abgeht. Nicht große Historiker, wie Ranke, verfallen dem Chauvinismus; umso leichter die Verfertiger kleiner Geschichtshandbücher, die für den Volksunterricht bestimmt sind. Wir kritisieren hier nicht die Lenker der Geschichte, die werden ihre Thaten anderswo zu verantworten haben; wir kritisieren die Weise, wie man dem Volke die Geschichte mundgerecht macht und wie man den glänzenden Erfolg als einen Beweis für Recht und Billigkeit einzuschwärzen sucht. Dahin gehören zum Beispiel zwei Sätze, die sich in allerneuesten Schulbüchern befinden: „Preußen nahm den Schweden das ihm noch fehlende Pommern. — Preußen wußte sich mit großer Gewandtheit die Provinzen anzueignen." Eines Kommentars bedürfen solche Phrasen nicht.

Wie die Sage für die jüngere Schülerwelt ein hoher Schatz ist, so muß auch der Satz betont werden, daß in jener Sphäre der Optimismus seine

Berechtigung hat. Der Pessimismus kommt von selbst. Hier mag das Glückseligkeitsgefühl, einem freien Lande anzugehören, in schrankenlosem Maße Platz greifen; das Bewußtsein, einigermaßen mit Tell und Winkelried verwandt zu sein, mag den Kleinen aus den Augen leuchten; doch späterhin, wenn mehr verstandesgemäß und pragmatisch verfahren wird, mag es dem Jüngling, dem der Schulaustritt nahe steht, nicht vorenthalten bleiben, wie viele von tausend, die militärpflichtig sind, auch als militärtauglich erkannt werden, wie nach den Glanzzeiten früherer Jahrhunderte trübe, lange Perioden des Zerfalles, der Uneinigkeit und des kalten Egoismus gefolgt sind. Die Reaktion im Gemüte des redlichen Schülers wird nicht ausbleiben. Dem Leichtsinnigen und dem Albernen wird all das gleichgültig sein; aber derjenige, den wirkliche Vaterlandsliebe beseelt, der wird mit Kummer und Bitterkeit erfüllt.

Doch nicht verzweifeln! Derartige Wandlungen sind kräftigen Naturen gesund; nur bei krankhaften werden sie in Weltschmerz ausarten. Je mehr der Schüler und der heranwachsende Jüngling mit der Geschichte vertraut wird, desto mehr wird er zur Einsicht gelangen, daß auch in jener hochgepriesenen Zeit der großen Heldenthaten schlechte Menschen genug gelebt haben, und daß in mancher Hinsicht Zustände regierten, denen die unsrigen denn doch noch als besser entgegengestellt werden dürfen; und er wird des ferneren zur Einsicht gelangen, daß auch in den traurigen Zeitläuften die Sonne nur verdunkelt war, nie aber gänzlich erloschen ist. Die Zeiten des Sturmes und Dranges sind es, die große Männer gebären. Ein Coligny, Oranien, Gustav Adolf und Cromwell sind nur in hochbewegter Zeit in ihrer wahren Größe zu erkennen. Der Erkenntnis folgt die Versöhnung auf dem Fuße, sie ist begleitet von der Aufklärung, die neben der Vaterlandsliebe auch die Menschenliebe, den Humanismus im Gefolge hat; sie ist begleitet zugleich von der Erkenntnis, daß auch das unscheinbarste Glied der Menschheit denn doch zum Ganzen gehört, mitleidend, mithandelnd. Nicht nur der Gutsbesitzer hat ein Vaterland, auch der arme Taglöhner. Nicht nur der Bürger des gletscherstrahlenden Schweizerlandes hat Heimatliebe, auch der Bewohner der Düne, der Steppe, der Wildniß. Und nicht nur die Männer sollen wir verehren, die makellos gelebt bis zum Ende (wer denn eigentlich?), sondern auch den Menschen trotz seiner Schwächen und Schattenseiten, wenn er nur etwas gethan oder gelitten hat zum Wohle des Ganzen. So wird der Schüler in höherem Sinne in der sogenannten Geschichte nicht nur die Verkettung zahlloser Ereignisse erkennen, sondern einen gesamten Fluß des menschlichen Daseins, gehe es nun über wilde Katarakten oder durch sanfte Niederungen.

Wochenschau.

Sollen die Frauen bei Pfarrwahlen auch mitstimmen? So etwas wurde bisher bloß von Spaßvögeln aufs Tapet gebracht, aber jetzt haben 15 Gemeinden der freien Kirche im Waadtland das Stimmrecht der Frauen beschlossen, und bei der leidigen Konkurrenz zwischen freier und nationaler Kirche wird dort die letztere starke Unruhe empfinden, dasselbe zu thun.

Dahin haben es die Männer mit ihrer Gleichgültigkeit, die im Welschland, im orthodoxen Welschland, schlimmer sein soll als irgend anderswo, glücklich gebracht, daß man erklärt: wenn doch fast nur noch Frauen zur

Kirche gehen, so lasse man sie auch den Pfarrer wählen! Und warum nicht? Der Apostel Paulus sagt zwar, das Weib soll schweigen in der Gemeinde, aber um das Predigen handelt es sich noch nicht, sondern erst um das Wählen. Doch ist nicht daran zu zweifeln, daß, wenn die Frauen einmal wählen, sie eines Tages auch predigen werden. Und grundsätzlich ist ja nichts dagegen zu sagen. Können sie Medizin studieren und vortreffliche Aerzte werden, dürfen sie als Anwälte fungieren und das Recht vertheidigen oder verdrehen so gut wie die Männer, so ist kein Zweifel, daß sie auch vor einer Versammlung — sofern ihre Stimme reicht — von den höchsten Dingen trefflich und eindringlich sprechen können.

Ich begreife zwar, daß die besten Frauen kein Verlangen nach diesen neuen Dingen empfinden, sie sogar entrüstet ablehnen, aber dennoch wird das Frauen-Stimmrecht in den nächsten hundert Jahren überall zur Diskussion kommen, und wenn die Männer auf der bisherigen Bahn fortfahren, immer neue Rechte begehren und davon keinen Gebrauch machen, so kann es schon noch dahin kommen, daß die Frauen schließlich auch noch Räte, Richter und Regierung wählen müssen. Die neueste Sorte Freisinn will alle möglichen Wahlen direkt vom Volk getroffen haben, jede neue direkte Volkswahl wird als ein Fortschritt verkündet, aber wenn der Wahltag kommt, geht nicht die Hälfte, oft nur ein Fünftel oder Siebtel der souveränen Bürger zur Urne, die übrigen sitzen beim Früh- oder Abendschoppen, sie spazieren oder kegeln und jassen und radeln. Da ist denn das Resultat sehr oft, daß das, was den allerhöchsten Fortschritt bedeuten sollte, ein Machtmittel in der Hand der eifrigen, zielbewußten, unermüdlichen Reaktion wird. Lustig, wie viele Leute das nicht einsehen wollen.

Stimmrecht der Frauen? Wenn die Männer ihre Pflicht thäten, wäre es unnötig. Gar viel wichtiger ist in unseren Augen, daß dem weiblichen Geschlecht der Zugang zu allen Berufsarten geöffnet wird. Bei den Türken wird die Frau verhüllt und eingesperrt, sie ist bloß Lasttier und Spielzeug, zum Vergnügen der Männer geschaffen. Bei uns Christen muß sie das Recht bekommen, alles zu thun, wozu sie sich als befähigt ausweisen kann. Man sagt freilich, die Frau gehöre ins Haus, Gattin und Mutter zu sein sei ihre Bestimmung, aber wie viel tausend und tausend gesunde, wohlgebildete, weiblich fühlende Töchter kommen nun einmal nicht dazu, eine eigene Familie zu gründen! Und wie viel tausend und tausend verbinden sich mit einem Manne, der Frau und Kinder nicht erhalten kann! Da werden alle schönen und guten Worte von des Weibes Bestimmung zu hohlen Phrasen. Die Männer sehen es ungern, daß die überzähligen Töchter in den Schuldienst, den Postdienst, in alle Geschäfte eindringen, sie helfen die Löhne noch mehr drücken, aber schließlich müssen sie doch auch gelebt haben, sie wollen auch etwas wirken und sie können es, und weil sie es können, so dürfen sie es.

Nicht das Stimmrecht scheint uns das dringendste, was für die Frauen zu erstreben ist. Andere Rechte, die ihnen bislang noch entzogen waren, sind für sie viel dringender. Zum Beispiel das Recht einer Witwe, selber Vormund ihrer Kinder zu sein, wenn sie es kann und will. Vor allen Dingen aber müßte das schmähliche Unrecht endlich einmal beseitigt werden, daß Töchter, welche außerehelich niederkommen, die Folgen allein zu tragen haben, während der Mann frei ausgeht und was er verschuldet hat, an andern Orten beliebig oft wiederholen darf. Es ist nicht recht, was Pfarrämter, Gemeindebehörden, Waisenhäuser und Steuerzahler für Arbeit haben und Opfer bringen

müssen, weil zu wenige gesetzliche Handhaben da sind, um pflichtvergessene Männer zu strafen, wie sie es verdienten. Stimmrecht der Frauen? Wird schon einmal kommen, aber vorderhand thäten eher Gesetze not, mit denen die Männer könnten zur Pflicht angehalten werden.

Drei alte Parabeln.

Am Thore eines Gehöfts saß ein bissiger Köter. Da kam ein kräftiger Neufundländer heran und ging, als er das keifende Hündchen gewahrte, ruhig auf die andere Seite der Straße. „Du Feigling“, schrie ihm der Kleine nach, „du fürchtest dich!“ Jener blieb stehen und entgegnete: „Fürchten? Dich? Nein, aber der Starke vermeidet jeden Kampf, wenn er weiß, daß der sichere Sieg ihm keine Ehre bringen kann.“ Dann sprang er davon, der Köter aber sagte befriedigt zu sich: „Er fürchtet mich doch!“

* * *

Ein verwöhnter Windhund hatte eben die Hälfte von seinem reichlichen Fleischmahl verschlungen. Jetzt schnubberte er übersatt unter den fetten Bissen umher, faßte ein Stück und schlenkerte es mit der Schnauze hin und her. Aber mit dem besten Willen konnte er sich nicht mehr zwingen, es zu genießen, ließ es daher in die Schüssel fallen und sagte: „Ich will mich in der Enthaltsamkeit üben, das beweist — Seelengröße.“

* * *

Eine schmutzige Unke saß am Rande des Sumpfes und predigte den Genossen: „Was seid ihr für unreinliche Tiere! Nur im ärgsten Morast fühlt ihr euch wohl, statt euch zu reinigen im klaren Bache. Seht euch den Schwan mit seinem schneeigen Gefieder an. Es ist eine wahre Seelenfreude, ihn zu schauen. Nehmt euch ein Beispiel!“ Da erhob ein Zuhörer seine Stimme: „Ja aber, wenn du die Reinlichkeit so hoch schätzest, warum lebst du gerade so wie wir?“ „Du bist ein Dummkopf“, antwortete die Unke, wenn ich mich mit der eigenen Reinlichkeit befassen sollte, wann fände ich Zeit, über fremden Schmutz zu schimpfen?“

Sprüche.

Des Blöden spottet nie ein feingesinnter Christ:
Was kann der Wurm dafür, daß er kein Adler ist?

* * *

Wer stolz sich selbst gefällt, wird keinem recht gefallen.
Oft strauchelt hin und fällt, wer spricht: ich kann nicht fallen.

* * *

Gefälligkeit gefällt. Thu mir auch den Gefallen,
Mich mit „Gefälligkeit“ nicht täglich anzufallen.

Wer ungefällig ist, gefällt in keinem Fall,
Nicht Mensch, nicht Gott, nicht sich und kommt am End zu Fall.

* * *

Ein Nichtreformer ist . . Je! was, was kann der nicht sein!
Ein Pietist und auch — ein Nietzscheanerlein. (O. B.)

Lesefrucht.

Mir ist alle Wahrheit, die die Wahrheit in mir herausschlägt, Gottes Wort. Apokryphisch und kanonisch? sind die Menschen rasend? Kein Mensch ist, der nicht schon reine Gottesworte geredet, Gottesthaten gethan habe. O wehe, wenn Gottes Wort in die Bibel gekerkert ist! Die Bibel hat viel geistiges — aber hat's die Natur nicht auch? (J. K. Lavater an Goethe.)

Vom Büchertisch.

Margarethe Blarer, eine Lichtgestalt aus dem Zeitalter der Reformation. Von Diethelm Meyer, Pfarrer im Dynhard. Zürich, Fr. Schultheß, 1899. 30 S.

Der holländische Dichter Généstet macht in einem seiner Sprüchlein die Bemerkung, „die schlimmsten Theologen seien diejenigen ohne Bart". Dieser Tadel trifft für Margarethe Blarer, die theologisch gebildete Schwester der Konstanzer Reformatoren Ambrosius und Thomas Blarer, die zugleich die Freundin des Straßburgers Martin Butzer war, in keiner Weise zu. Pfarrer Diethelm Meyer hat uns den Lebensgang dieser bedeutenden Frau in edler Sprache und in anziehender Weise geschildert. Den Schluß des Heftes bildet ein in 28 kunstvollen Strophen abgefaßtes Klagelied des Ambrosius Blarer über den Tod seiner Schwester, die am 15. November 1541 der Pest erlag. Schade, daß der Verfasser uns keine Proben aus den Briefen der Margaretha Blarer, die in Straßburg liegen sollen, mitteilen konnte. Das Bild der edlen Frau hätte dadurch an Anschaulichkeit gewonnen. (O. B.)

Kirchliche Personalnachrichten.

Zürich. Gewählt nach Neumünster-Zürich Herr Lic. theol. Kutter, Pfarrer in Vinelz am Bielersee; gestorben Herr Dr. Moritz Heidenheim, geb. 1824, Privatdozent an der Hochschule und während 20 Jahren Pfarrer der englischen Gemeinde in Zürich.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 43. Samstag, 22. Oktober 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. **A. Altherr** in Basel, Pfr. **H. Andres** in Bern, Pfr. **W. Bion** in Zürich,
Pfr. **O. Brändli** in Basel, Pfr. **A. Steiger** in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt **2 Fr.** für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Legende.

Jahrzehnte und Jahrhunderte entfloh'n
Adam, dem greisen Paradiesverbannten,
Es naheten in Stämmen, ja in Völkern schon
Nachkommen, die ihn Ahn' und Urahn' nannten.

Einst, als die Sonne küßt den Bergesrand,
Gemildert sanft in ihrem Abendglanze,
Da traten Kinder vor ihn, an der Mutter Hand,
Sie traten her mit einem Aehrenkranze:

„Nimm, Vater, hin der Ernte fromme Gabe,
„Die schönsten Aehren sind's vom gold'nen Feld,
„Das Beste ist's von unsrer ganzen Habe,
„Ein Gruß vom Acker, den wir selbst bestellt!"

Da rief der Greis — das Auge ward ihm feucht,
Er hob empor die dargereichten Aehren:
„Der Gruß vom Acker macht den Tod mir leicht,
„In dieser Gabe spür' ich Gottes Lehren!"

„Fluch nannt' er's, als er mich zur Arbeit wies,
„Daß mich der Spruch zur Erde niederdrückte,
„Als aus dem Himmelsgarten er mich stieß
„Und ich mich seufzend hinter'm Pfluge bückte.

„Nun seh' ich hell: Gott ist unendlich gut,
„Verläßt uns nie, wenn wir nicht selbst ihn fliehen,
„Denn auch im Fluch ein Keim zum Segen ruht;
„Es zeigt's der Aehrenkranz, daß Gott mir hat verziehen.

Oel in die Lampen.

(Math. 25, 1—13.)

Die Herbst=Tag= und Nachtgleiche ist vorüber und die langen Abende sind wieder da. Die sorgsame Hausfrau reinigt am Tage die Lampe, füllt sie mit gutem Steinöl, von dem sie immer einen genügenden Vorrat in der am feuersicheren Orte aufbewahrten zinnernen Kanne hat, und wenn die Dämmerung hereinbricht, da setzen sich Mutter und Kinder und etwas später auch der Vater um den erleuchteten Tisch zu stiller Arbeit, zu fröhlich=ernstem Geplauder. Sie sind gar traulich und heimelig die schönsten aller „Familien=abende" und im stillen denken wir: „In Ost und West, daheim das Best'!"

Die langen Winterabende sind aber auch die Zeit, da wir die Lampe unseres innern, geistigen Lebens wieder reichlicher mit Oel speisen. Nur muß dieses Oel gut sein, wenn die Lampe nicht rauchen, nicht übel riechen, nicht explodieren soll. Nicht alles Oel, das uns angeboten wird, ist empfehlens=wert. Schlecht ist das Oel der Tingeltangel, das in den Wirtshäusern kleiner und großer Städte Werktags und Sonntags feilgeboten und selbst von einem Teil der Tagespresse als feines Tafelöl angepriesen wird. Schlecht ist das Oel jener kleinen Zirkel und Gesellschaften, die in irgend einem Hinterstübchen ihre rohe Komik, ihr wüstes Geschwätz und ihren lärmenden Radau loslassen, und das noch mehr Beifall findet als die edelsten Gaben des Geistes. Schlecht ist das Oel, das aus den Feuilletons geringer Zeitungen, aus den Schauer=romanen einer im geheimen schleichenden Kolportage trieft und das oft viel teurer bezahlt wird als die gute Speise guter Bücher. Schlecht ist das Oel, mit dem Geister und Herzen in vielen politischen und kirchlichen und socialen Versammlungen angefüllt werden, sofern es dazu dient, die trüben Flammen des Vorurteils, der Borniertheit, des Aberglaubens, der Leidenschaft, des Hasses, ja der rohen Bestialität am Leben zu erhalten. Es ist nicht zu sagen, wie viel Geister und Herzen und Gewissen durch schlechtes Oel geschädigt, verdorben, zu Grunde gerichtet werden.

Wir wollen an gutes Oel uns halten daheim und draußen. Daheim haben wir unsere Bibel, unser Gesangbuch, die Predigten von Lang oder von Bitzius, irgend ein religiöses Wochenblatt; wir haben die Werke unserer großen Denker und Dichter, deren Schar so groß ist, daß sich jeder seinen Liebling auswählen kann, heiße er nun Dante oder Shakespeare, Schiller oder Göthe, Dickens oder Jeremias Gotthelf, Fritz Reuter oder Peter Rosegger. Und niemand sage, er habe kein Geld sich Bücher zu kaufen: der Verein für Verbreitung guter Schriften straft ihn Lügen; und niemand wende ein, er habe keine Zeit in Büchern zu lesen: so gut jeder Zeit findet, den italienischen Salat zu verspeisen, den uns die Zeitungen jeden Abend servieren, so gut findet er bei gutem Willen jeden Tag ein Viertelstündchen, um mit dem edeln Oel eines guten Buches das Licht seines Herzens aufzufrischen. Da mag dann in Erfüllung gehen, was der Dichter seinen Faust sagen läßt:

Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Da wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen
Und Hoffnung wieder an zu blüh'n:

Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach nach des Lebens Quellen hin.

Und wie daheim, so gibt es auch außer dem Hause viel gutes Oel: die sonntäglichen Gottesdienste und andere religiöse und kirchliche Vereinigungen, die das Licht unseres Glaubens und Liebens zu schöner Glut anfachen; die zahllosen, vielleicht nur zu zahlreichen Vorträge verschiedenen Inhaltes, die unsere Kenntnisse vermehren, unsern Horizont erweitern, unsere Vorurteile beseitigen, unser Interesse für die besten Güter der Menschheit und des Vaterlandes wecken und fördern; die Konzerte in Kirchen und Musiksälen, die mit ihren Melodien und Harmonien über die Disharmonien des Tages uns emportragen auf lichte Höhen, wo die Schönheit und die Freiheit thront; und auch das Theater, wenn auch nicht jeder Schwank und nicht jede Operette es wert sind, daß um ihretwillen der eiserne Vorhang in die Höhe gezogen wird, kann zu edler Geistes-, Herzens- und Charakterbildung ein wesentliches beitragen.

Sehe jeder, wie er's treibe. Gott gebe nur, daß das Oel, das wir diesen Winter in die Lampe unseres Herzens gießen, gutes Oel sei. Und dann: lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen.

Die sittliche Weltordnung und der Krieg.

I.

So weit ich im Besitz der Jahrgänge des „Schweiz. Protest.-Blatt" bin, hat sich dasselbe mit Ausnahme einer überaus ansprechenden Betrachtung von Em. Linder über Jes. 2 und Mich. 4 („Eine alte Weissagung", Jahrg. 1886) sowie eines Resumé aus Zola's „Le débâcle" von A. Altherr („Gegen den Krieg", Jahrg. 1892) noch nie einläßlicher über eine Frage ausgesprochen, die bislang nur in verhältnismäßig kleinen Kreisen angeregt und verfolgt worden, indes die meisten achtlos und gedankenlos, ungläubig zweifelnd oder mit billigem Hohn und Spott daran vorübergingen. Durch das bekannte Zaren-Schreiben vom 26. August dürfte sie auch für diese disputabel, vielleicht auch salonfähig werden. Auf jeden Fall ist die Frage „Krieg oder Frieden", „Waffengewalt oder Schiedsgericht", neue Milliarden für Heere und Flotten oder „Abrüstung" eine sittliche Frage im höchsten Sinne des Worts, eine Frage von furchtbar praktischer Bedeutung, eine Lebensfrage für die Gesellschaft der Gegenwart und Zukunft.

Es sei mir daher gestattet, unter genanntem Titel und dem Charakter eines religiös-kirchlichen Blattes gemäß ein paar Gedanken auszusprechen und damit auf eine Bewegung aufmerksam zu machen, die gerade auch in religiös-freisinnigen, aber sittlich nicht gleichgültigen Kreisen mehr Teilnahme als bisher verdient.

Die Anerkennung einer sittlichen Weltordnung, d. h. einer nicht bloß von Menschen gedachten, sondern wirklich existierenden, realen, von menschlicher Willkür unabhängigen Welt der Ideale, des Schönen und Guten, der Wahrheit und Freiheit, der Gerechtigkeit und Bruderliebe, die Anerkennung einer Teleologie in der Geschichte, von Plan und Zweck derselben, des Fortschrittes der Menschheit, ihres Aufsteigens von primitivsten Anfängen zu immer

höherer und sittlicher Entwicklung und Vollendung, die Thatsache der sittlichen Verpflichtung der Einzelnen und der Völker, nenne man sie nun Gewissen oder kategorischen Imperativ oder göttliche Offenbarung, den Glauben an Gott also als den ewigen einheitlichen Grund alles Natur- und Weltgeschehens, als den obersten Gesetzgeber und Weltenlenker — das alles dürfen wir wohl bei den Lesern voraussetzen, ohne die oft schon besprochenen Gründe für unsere Weltanschauung zu wiederholen.

Da ist nun unsere erste Frage: gehört der Krieg zu dieser sittlichen Weltordnung als notwendiges Glied? religiös gefragt: gibt es für Gott kein anderes Mittel, seine Gedanken durchzuführen, als brutale Menschengewalt? Bekanntlich gibt es nicht nur Fürsten, Generäle, Staatsmänner, auch Theologen, welche den Krieg als wichtigen, festen Bestandteil der göttlichen Weltordnung erklären. Kriege seien immer gewesen, folglich könne es nicht anders sein und werde es immer so bleiben. Mit der nämlichen Begründung erklärte auch neulich ein Berliner Irrenarzt Eulenburg die Friedensbotschaft des russischen Kaisers, die auf sie gesetzten Hoffnungen wie die Friedensbestrebungen überhaupt für „Wahnsinn". Die Leute eines andern belehren, dem Krieg mit allem was ihn begleitet an Rüstungen und Greueln, entgegentreten, ihm den Boden abgraben in der öffentlichen Meinung, heißt dann natürlich gegen Gott und alle bisherige Ordnung kämpfen und folgerichtig ist denn auch vor kurzem in Württemberg ein Geistlicher wegen „Friedenshetzerei" denunziert und gemaßregelt worden.

Und doch, wie manches, was einst „von Gottes- und Rechtswegen" bestand, ist schon verschwunden! Noch im Anfang unseres Jahrhunderts galt an den Küsten Europas, auch der christlichen Völker, das Strandrecht, das Unglück bot berechtigte Beute. Was die Woge ans Land warf, morsche Planken und volle Kisten, gehörte nach „göttlicher und menschlicher Ordnung" dem redlichen Finder, und wehe demjenigen, der es gewagt hätte, daran zu tasten. So wenig war das schreiende Unrecht dieser Barbarei gefühlt, daß Sonntags selbst von der Kanzel um einen „gesegneten" Strand gebetet ward. Die Sklaverei, jene Einrichtung, wonach einzelne Menschen mit Hab und Gut, mit Leib und Leben andern gehörten, die mit ihnen nach Willkür schalten und walten durften, hat auch lange gedauert; Griechenland's Kunst und Wissen, Roms Macht und der Reichtum des amerikanischen Pflanzers beruhte zum guten Teil auf dieser Einrichtung; die Gelehrten schrieben Bücher und die Theologen bewiesen haarscharf aus der Bibel, daß es Sklaverei immer gegeben und geben müsse, und doch glauben wir das letztere längst nicht mehr und wie viel glücklicher ist unser Volk als ein solches von Sklavenbesitzern und Sklavenseelen!

Man weist weiter hin auf den Kampf und das Entsetzen draußen in der Natur, verheerende Stürme, Ueberschwemmungen, Erdbeben: da seht, auch hier nicht Friede, der erst im Grabe ist! Ein schlagender Beweis! Der Mensch, der denkende, fühlende, urteilende, wollende Mensch, auf eine Linie gestellt mit dem Strahl, der ohne Wahl aus den Wolken zuckt. Uebrigens mögen die Verheerungen und Verwüstungen durch höhere Gewalt draußen noch so schrecklich sein — der schrecklichste der Schrecken ist doch der Mensch in seinem Wahn. Jener Kampf fordert nicht so ungezählte Opfer und die Wunden, die er schlägt, vernarben, ja heilen oft bald wieder; der Kampf unter den Menschen aber, wenn er einmal angehoben, fährt fort, fordert Opfer um Opfer: „das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß ge-

bären." Dabei kümmert sich auch der Krieg blutwenig um Recht und Unrecht. Regelmäßig behauptet jede Partei, einen gerechten Krieg zu führen. Regelmäßig rufen beide Parteien Gott um Hilfe und Sieg an. Aber warum denn die Rüstungen, das Exerzieren, die Waffen, die Befestigungen? Nun, weil man's weiß, auch wenn man's nicht sagt: daß nicht das Recht siegt, sondern die überlegene Macht oder die überlegene Einsicht. Uebrigens ist auch, wenn es einmal so weit gekommen, auf keiner Seite mehr das absolute Recht, sondern Recht und Schuld hüben und drüben. Sind dann die Würfel gefallen, so stimmt der Sieger sein Tedeum an, der Geschlagene aber behauptet nicht: ich habe gegen Gott und Weltordnung gekämpft, sondern: die Gewalt war stärker als das Recht. — Der Krieg ist Krieg und nicht ein Gottesurteil.

(Fortsetzung folgt.)

Wochenschau.

Vorsichtig, ungemein ruhig, überlegt und überlegen ist die Ansprache des Zürcher Kirchenrats an die reformierten Kirchgemeinden betreffend die Stellung zur römisch-katholischen Kirche; die Art und Weise, wie sie die römischen Umtriebe, das Verlästern der Reformatoren, das Umtaufen protestantischer Kinder, das rohe Quälen paritätisch verheirateter Ehegatten im Beichtstuhl und bei Krankenbesuchen zurückweist — wird, gerade weil sie sich aller leidenschaftlichen Ausbrüche enthält, bei Freunden und Gegnern sicher Eindruck machen.

Am besten freut uns an der Ansprache, daß sie auch den Protestanten ins Gewissen redet, denn viele nehmen es doch zu leicht, wenn beim Heiraten der andere Ehegatte katholisch ist und meinen, das habe nicht viel zu sagen; und wenn sie ihre Kinder in katholische Pensionen schicken, bloß weil dort die Preise niedriger sind, so zeugt das auch von wenig Charakter; überhaupt muß man sagen, daß die katholischen Zeloten dort die beste Ernte machen, wo sie es mit Protestanten zu thun haben, deren religiöses Leben verkommen und verlottert ist. Die Ansprache hat ganz recht: mit dem Geschwätz über den Aberglauben und das sinnlose Zeug in der katholischen Kirche ist es nichts; fest werden im evangelischen Glauben und alles treu benutzen, was dazu helfen kann, das wäre die beste Schutzwehr, weitaus die Hauptsache.

Ganz dasselbe gilt auch gegenüber den orthodoxen Eiferern innerhalb der protestantischen Kirche. Wenn wir klagen hören über Stadtmissionare und Diakonissinnen, daß dieselben in die Familien hineinregieren und Freisinnige „bekehren" wollen, so müssen wir auch fragen: warum lasset ihr es geschehen? Es haben doch alle Eltern das Recht, zu bestimmen, wo sie ihre Kinder taufen und unterrichten lassen wollen; alle Brautpaare können die Kirche wählen, in der sie den Segen holen wollen, Kranke dürfen sagen, wer sie besuchen und falls sie sterben, ihnen den letzten Segen geben soll. Wenn sie sich beklagen, sie seien gezwungen worden, so müssen wir fragen: warum laßt ihr euch zwingen? Es ist doch in vielen Fällen ihre eigene Schuld, weil sie gleichgültig, unentschieden sind, sich vor Menschen fürchten, statt vor Gott, auch etwa einem Stück Geld zulieb ihre Ueberzeugung, Taufe, Unterricht und Konfirmation verläugnen. Vor Mann und Frau, die deutsch heraus reden und fest zu ihrer Sache stehen, haben auch die Positiven Respekt, sie lassen dann ab mit ihren Versuchungen; hingegen wo sich zeigt, daß gar keine rechte

Ueberzeugung, kein Charakter vorhanden ist, da setzen sie zudringlich ein, bis sie was sie wollten, erreichen. Es sind uns Fälle bekannt, daß sich Eltern gar nicht darum bekümmerten, ob ihre Kinder und wo sie in den Religionsunterricht gehen — hintennach begehrten sie dann auf, sie hätten aber besser gethan, früher zuzusehen und ihre Pflicht zu thun.

Ein Beispiel. In einem Kanton der Ostschweiz war ein vornehmer Herr, der sich in eine katholische Dame aus sogenannten adeligen Kreisen verliebte und ihr zulieb katholisch wurde. Sein Sohn ging ins Kloster, bekam aber genug, entsprang daraus und ließ sich mit einer Protestantin protestantisch trauen. Er wurde alt und krank, ließ sich in ein katholisches Spital bringen. Hier besuchte ihn ein Priester, gab ihm vor, seine Ehe, weil nicht katholisch geschlossen, sei ein Konkubinat, wenn er selig werden wolle, müsse er sich nachträglich katholisch trauen lassen. Und der alte Mann willigte schließlich ein, der sterbende Greis ließ sich noch katholisch trauen. Er ist jetzt tot, Gott hab ihn selig. Aber nicht den Priester klagen wir an, der nach den Vorschriften seiner Kirche handelte, sondern den Mann bedauern wir. Warum geht er in ein katholisches Spital? Warum ist er so schwach, daß er nachgibt? Warum hat er, wenn er doch 40 Jahre protestantisch verheiratet war, nicht den Mut, protestantisch zu sterben? Katholiken, welche diesen Mut nicht haben, erfahren dann eben das Sprüchlein: Wer sich zum Lamm macht, den fressen die Wölfe.

In den Berliner Militär-Lazareten wird die Krankenpflege ausschließlich nur von katholischen Ordensschwestern besorgt. Darüber ist Klage in evangelischen Kreisen, denn in den dortigen Lazareten sind die Mehrzahl der Patienten ohne Zweifel evangelischer Konfession. Aber möglicherweise liegt die Ursache darin, daß man mit den katholischen Schwestern bessere Erfahrungen gemacht hat, als mit den evangelischen Diakonissen. Es ist nämlich eine bedauerliche Thatsache, daß die Anstalten, aus welchen die Diakonissen kommen, großenteils in einem erbärmlich pietistischen Geist geleitet werden. Auch in der Schweiz kommt es vor, daß freisinnige Familien lieber eine katholische Schwester aus Ingenbohl nehmen als eine evangelische Diakonissin, weil die erstere in der Regel nicht so arrogant und borniert ist, daß sie meint die Kranken, oft sogar die Fiebernden und Sterbenden, mit übel gewählten und mißverstandenen Bibelsprüchen „bekehren" zu müssen. Aber schließlich muß man auch da wieder denjenigen, welche bittere Erfahrungen machten, entgegnen: Warum lasset ihr Leute in euer Haus hinein, von denen ihr wissen konntet, daß sie neben der Leibespflege Seelsorge in einem durch und durch pietistischen Sinn treiben müssen? Und warum habt ihr nicht soviel Charakter, daß ihr unverschämte Einmischungen in eure privatesten Angelegenheiten energisch zurück und zur Thüre hinausweist? Die einzige Entschuldigung ist allenfalls die, daß immer noch zu wenig Schwestern aus dem Roten Kreuz vorhanden sind. Darum möchten wir gesunde, aufopfernde Töchter wieder an das Schwesternhaus in Zürich erinnern, wo die Krankenpflege aufs beste gelernt wird und zwar ohne Dressur zur Partei-Propaganda, mit dem ausdrücklichen Verbot einer solchen. Und wenn solche Töchter früher oder später, aus diesen oder jenen Gründen aus dem Anstaltsverband austreten wollen, so haben sie als private Krankenpflegerinnen vollauf zu thun, sicheres Auskommen und Gelegenheit sehr viel Gutes zu wirken.

Neueste Richtungen in der Malerei.

Jeder kunstliebende Laie, der in den letzten Jahren Kunstausstellungen besuchte, hat die gewaltigen Veränderungen wahrgenommen, welche auf dem Gebiet der Malerei sich vollzogen haben. Mancher, der die eigentümlichen Farben, blaue Schafe, violette Rinder, rote Bäume, grüne Gesichter, gelbe Seen sah, hat sich nicht zurechtfinden können, und er war geneigt, diese Richtung als Geschmacksverirrung zu verurteilen.

In der That, nicht nur auf dem Gebiet der Religion und Kirche, der Politik und Gesellschaft, der Wissenschaft und Technik hat sich ein gewaltiger Umschwung vollzogen, sondern auch auf dem der Kunst, speziell der Malerei. Wie und warum sich diese Veränderung gemacht und was dieselbe zu bedeuten hat, das erfahren wir aus einem allerliebsten, von Robert Lanz, Zeichnenlehrer am städtischen Gymnasium in Bern, herausgegebenen Büchlein, betitelt: „Neueste Richtungen in Malerei und Kunstgewerbe.“ Der Verfasser, der im Sommer 1897 in München Malstudien gemacht, behandelt in drei Teilen: 1. Die neue Richtung in der Malerei der Gegenwart, 2. die neue Richtung im modernen Kunstgewerbe, 3. die Abbildung im allgemeinen. Wir wollen uns darauf beschränken, den Lesern aus der vortrefflichen Wegleitung einiges über die neuesten Richtungen in der Malerei mitzuteilen.

Adolf Menzel in Berlin und Arnold Böcklin aus Basel sind die beiden großen Antipoden in der Malerei der Gegenwart. Menzel hält den Pinsel d. h. die korrekte Zeichnung für die erste Bedingung zum Gelingen eines Kunstwerkes und die Farbe bloß als dazu bestimmt, die Zeichnung zu beleben, zu beleuchten und zu modellieren. Böcklin aber sagt: der wichtigste Faktor in der Malerei ist die Farbe, die Zeichnung ist nur dazu da, den Farben die ihnen zukommenden Grenzen zu verleihen, so daß der Zusammenklang der Farbtöne ein dem gesuchten Ideal entsprechendes Gebilde ergibt, das auch in seinen Proportionen richtig wirkt. Zwischen diesen beiden grundverschiedenen Richtungen existiert ein Spielraum, der für die Entwicklung der Malerei ein ebenso günstiger, wie er für den Künstler selber verwirrend sein kann. Aber trotzdem Böcklin die Zeichnung im Vergleich mit den Farbtönen gering wertet, hat er doch durch prachtvoll gezeichnete Einzeldarstellungen auf seinen Bildern sich auch wieder als Meister in der Zeichnung bewiesen.

Das zweite Hauptprinzip der modernen Malerei lautet: Der Stoff tritt hinter die malerische Behandlung zurück. Es kommt dem Maler nicht darauf an, was der Mensch, den er darstellt, beruflich ist oder thut, sondern wie er sich farbig darstellt, wie er in seiner Umgebung durch die Wirkungen der Luft und des Lichts in eine bildmäßige Einheit gebracht wird. Der Maler denkt demnach nicht: der vor mir sitzt oder steht, ist ein König, und mein Bild muß ihn so darstellen, daß man daraus sofort eine königliche Gestalt herausfühlt, vielmehr ist für ihn das rein malerische Problem ausschlaggebend. So hat Franz Stuck in München, ein Vertreter der neuen Richtung, den Prinzregenten Luitpold als einen etwas vorgebeugten Greis mit Gesichtsfarbe und Ausdruck eines echten Münchners dargestellt; Franz Lenbach aber, ein Vertreter der älteren Rembrandt'schen Schule, stellt den Prinzen erhobenen Hauptes und sein majestätisch aussehend dar.

Das dritte Prinzip in der modernen Malerei betrifft die Stoffwahl selber, die eine unbegrenzte ist. Man malt jetzt sogar Beethoven'sche Sonaten, wie man Böcklin'sche Bilder in Musik setzt („Spiel der Wellen“). Ein Maler

Bodenmüller in München hat ein Gemälde geliefert, betitelt: „Phantasie zur Cis-moll- (Mondschein-) Sonate von Beethoven". Das Bild zeigt in breit daherbrausendem Wogenschwall Nymphen und Centauren, darüber blitz-durchzuckte Wetterwolken, aus welchen ein geflügelter Genius herniedersaust. Jede andere Rücksicht tritt so sehr hinter das malerische Empfinden zurück, daß unreife Maler die Wirkungen des Lichts und der Atmosphäre durch allerhand Abnormitäten bis ins Lächerliche steigern und damit die moderne Malerei für viele ungenießbar machen. Die ältere Schule hat denn auch „die neue Kunst" in folgenden Versen persifliert:

„O, es ist sehr schwer zu sagen,
Was denn heute Kunst wohl sei;
Denn man sieht in unsern Tagen
Ja an Künsten mancherlei.
Dieser da ißt fünfzig Knödel,
Der malt eine Wiese rot,
Setzt ein blaues Bauernmädel
Drauf mit einem grünen Brot,
Läßt sodann sechs gelbe Gänse
Um sie sein und schreibt vergnügt:
„Dieses ist die Sonne, wenn sie
Abends über'm Boden liegt."

Und doch ist der modernen Malerei eine große Zukunft beschieden; denn die Stoffwahl ist jetzt eine für sie unbeschränkte; sie erfreut sich eines nie dagewesenen Tummelplatzes. Auch ist das moderne Bild stark mit Naturpoesie durchträufelt und bringt deshalb mehrere Saiten des menschlichen Fühlens und Denkens zugleich ins Mitschwingen.

Das Ziel der neuen Malerei ist das, dekorativ schöne Flächen zu schaffen, bildmäßige, monumentaldekorative Wirkung zu erzielen, sie wird zur Dekoration und damit bereitet sie auf das Kunstgewerbe vor. Dadurch wird die Malerei erst recht die Mutter des Kunstgewerbes und bekommt somit zugleich greifbaren Wert.

Beide Richtungen, die ältere und die neuere Schule, sind in München eine zeitlang grollend auseinander gegangen. In neuester Zeit haben sie sich wieder vereinigt und es ist zu hoffen, daß die Versöhnung der „Alten" und der „Neuen" der Kunst zum Segen gereichen werde, und daß das Unreife in der modernen Malerei dem gesunden Zusammenwirken beider Richtungen weichen müsse.

Kirchliche Personalnachrichten.

Bern. Gewählt zum Pfarrer von Thun Herr Gottfried Rußi, bisher in Kandergrund.
Graubünden. Gewählt zum Pfarrer von Serneus Herr Semadeni, bisher in Poschiavo.

Berichtigung. Im letzten der „Sprüche" der Nummer vom 15. Oktober ist in der ersten Zeile ein überflüssiges „was" stehen geblieben. Der Spruch lautet:
Ein Nichtreformer ist — Je! was kann der nicht sein!
Ein Pietist und auch — ein Nietzscheanerlein.

Freisinniger Münster-Verein.

Familienabend, Sonntag den 23. Oktober abends 7½ Uhr, im Saale zur Fischerruhe (Herr Rothe-Suter) auf der Breite, mit **Vortrag** des Herrn Pfr. Steiger: **Die biblische Schöpfungserzählung.**

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 44. Samstag, 29. Oktober 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:

Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich, Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Darüber weg — Darunter — Mitten durch.

Es gibt Menschen, liebe, gute Menschen, „gutmütig“ pflegt sie die Welt zu nennen, die auf der Oberfläche des Lebens bleiben und gleichsam obenauf schwimmen. Trifft sie eine Sorge, ein Ungemach, so fragen sie wohl: Warum muß gerade ich das leiden? aber ebenso schnell suchen sie den ungewohnten Druck wieder von sich abzuschütteln, sich zu zerstreuen und zu betäuben. Bei einem wirklichen Unglücksfall jammern sie, verzweifeln und geben sich trostlosem Schmerze hin. Aber ebenso begierig ergreifen sie die erste Gelegenheit, die sich ihnen bietet, ihr Leid zu vergessen. Sie sind es „sich selbst, ihrer Gesundheit und den besorgten Ihrigen“ schuldig, sich den Kummer durch gewaltsame Zerstreuungen oder raschen Ortwechsel zu verscheuchen und durch neue und heitere Eindrücke zu verdrängen. Sie ersticken jeden Schmerz, jedes Leid, ehe sie dieselben noch recht kennen gelernt. Solange sie es können, schließen sie daher die Augen davor zu. Krankheit und Tod sind ihnen entsetzliche Dinge, von denen man nur schaudernd im Flüstertone spricht, weil sie nun leider einmal da sind in der Welt, wo sie eigentlich nicht sein sollten, und von denen sie selber nur durch ein fürchterliches Ungefähr, ein schreckliches Mißverständnis getroffen werden können.

Andere wieder, tiefer angelegte Naturen, erfassen den Schmerz voll und ganz und gehen darin unter. Sie lassen die dunklen Wogen über sich zusammenschlagen uud geben sich willenlos dem Strudel hin, der sie in die Tiefe reißt. Mit offenen Augen sehen sie den Abgrund, der sich vor ihnen aufthut, und Schreck und Grausen lähmen sie so sehr, daß sie nichts thun können, als hinabstarren in die dunkle Tiefe, von wo ihnen Verderben droht. Von vornherein geben sie sich für verloren und jeden Stachel, der sie trifft, drücken sie sich selber noch tiefer ins Herz hinein. Hoffnungslos tragen sie ihre Bürden und sinken unter ihrer Last zusammen, ehe sie die Schwere derselben recht geprüft haben. Sie machen keine Anstrengung, ihr trauriges Los zu verbessern, weil es ihnen nicht vergönnt ist, es zu einem vollständig glücklichen zu machen. Sie verzweifeln an sich, an der Menschheit, an Gott

und machen sich Sorgen, nicht nur für jeden kommenden Morgen, sondern schon für Jahre voraus. Ihnen ist die Welt in schweren Zeiten ein Jammerthal, aus der man am Ende durch ein noch tieferes Jammerthal zu einem Jenseits gelangt, das sie auch zum Jammerthale machen würden, wenn sie nur genau wüßten, wie es beschaffen ist.

Die Dritten endlich bleiben weder an der Oberfläche, noch versinken sie auf den Grund, wenn Leid und Trübsal sie erreicht, sondern sie kämpfen sich mitten durch, den Kopf erhoben, den Blick frei, das Herz voll Mut und Hoffnung. Aber freilich, mitten durch — das ist eben das schwerste! Auch sie sehen die gähnenden Abgründe auf allen Seiten, auch ihnen bangt und graut davor. Doch sie lassen sich weder von den Untiefen verschlingen noch über die Gefahr hinwegtäuschen. Mitten in den Kampf der tobenden Elemente hineingeworfen, suchen sie schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Sie kämpfen sich mutig durch Wogen und Wellen hindurch und ist eine Woge zu groß, so lassen sie sie über sich hinwegrauschen und erheben dann ihr Haupt nur umso zuversichtlicher. Vorwärts — durch! — ist ihre Losung. Mag es auch noch so entfernt sein, es gibt doch ein anderes Ufer und dem steuern sie zu. Mag der Arm noch so müde werden, das Herz noch so schwer — vorwärts — durch!

Auch sie schmecken die ganze Bitterkeit der salzigen Flut, ja, sie schauen Not und Tod deutlicher als die, welche von denselben verschlungen werden, denn sie erhalten sich ein offenes Auge und einen empfänglichen Sinn für die fremde wie für die eigene Not. Aber auch die Fähigkeit, Trost und Linderung für eigene wie fremde Schmerzen zu suchen, wissen sie sich zu bewahren. Freundlich schauen die Sterne in dunkler Nacht auf sie hernieder und so oft sie mitten im Kämpfen und Ringen frei aufatmen können, erheben sie den Blick zu den ewigen Fernen, von wo ihnen Kraft und Ruhe kommt.

Und sie sind nicht allein. Unzählige unbekannte Leidensbrüder und -Schwesterm umringen sie und kämpfen, dulden und streiten ihnen zur Seite. Und Gott ist ihnen nahe. Er ergreift eine jede Hand, die sich vertrauensvoll nach ihm ausstreckt und das Herz des redlich Ringenden erfüllt er mit heiligem Frieden und froher Zuversicht. Darum vorwärts — durch — aufwärts!

Die sittliche Weltordnung und der Krieg.

II.

Man begründet endlich — und diese Verteidigung ist allein ernst zu nehmen — den Krieg, seine Berechtigung und Notwendigkeit, mit der Souveränität des Staates als notwendigen Gliedes der sittlichen Weltordnung und unerläßlicher Bedingung der Versittlichung der Menschheit. Die Bedenken von dieser Seite hat mit Ulrici schon Carriere in der ersten Auflage seiner „sittlichen Weltordnung“ (1877) zurückgewiesen, und es ist eine fast unbegreifliche Verkennung des Begriffes „Freiheit“, wenn Pfleiderer* sie in der nämlichen Form wieder aufnimmt. Gewiß ist der Staat als das durch Selbst-

* O. Pfleiderer: „Die Idee des ewigen Friedens“. Rede zur Gedenkfeier des 3. Aug. 1795 in der Aula der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. (Deutsche Rundschau, Oktober 1897.)

bestimmung organisierte Volk souverän und seine Freiheit besteht darin, daß er sich selbst das Gesetz gibt, daß er unabhängig von fremder Gewalt sein Leben nach eigenem Ermessen ordnet und als Herr im eigenen Hause keinen Eingriff in sein Gebiet gestattet. Würden die Staaten einer gemeinsamen Rechtsordnung mit zwingender Gewalt unterworfen, so hörten sie auf Staaten zu sein und würden Unterthanen. Ein Universalstaat legte dann den verschiedenen Völkern die gleichen Satzungen auf, keiner könnte sich mehr nach seiner Eigenart entwickeln, alle Freiheit hätte auf Erden ein Ende und es bliebe für das Menschengeschlecht nur die gemeinsame Fäulnis und Verwesung. Gewiß beruht also die Freiheit eines Staates auf der Möglichkeit, sich selbst zu behaupten, einstweilen demnach auch auf der Kriegstüchtigkeit, auf der allgemeinen Wehrpflicht und Waffenehre. Aber wenn Lasson behauptet, daß ohne Kanonen der Webstuhl bald stille stände oder der daran säße, ein ehrloser Sklave wäre, so geht das offenbar zu weit und wäre schwerlich zu einer Zeit geschrieben, vielleicht zurückgezogen worden, wo eine in Kanonen und Bajonetten starrende, nur auf Wiederherstellung ihrer gekränkten „Waffenehre" und ihres ehemaligen politischen Uebergewichts bedachte Republik in erniedrigendster Weise um die Gunst der russischen Autokraten wirbt und gleichzeitig wirkliches Recht und Ehrgefühl mit Füßen tritt. Wenn er vollends sagt: „jede Nation ist berechtigt, die andere zu hassen, der Krieg ist der natürliche Zustand, weil jeder den eigenen Vorteil sucht", so ist das ein Satz von gefährlicher Tragweite. In direkter Konsequenz führt er zu den Theorien des modernen Anarchismus, der sich nicht umsonst auf die zwischen den Völkern resp. ihren Großen herrschende Moral und deren „Anstandsregeln" beruft, jedenfalls aber zu der einseitigen „Realpolitik", welche, die Ideale leugnend, erklärt: der Staat muß die eigene Macht auf jede Weise vergrößern, die fremde auf jede Weise zu verkleinern suchen; denn wächst die andere Macht, dann wächst die Versuchung, dem Feinde zu schaden, die Schwierigkeit, ihm zu wiederstehen, und dieser Gefahr muß man vorsichtig begegnen." So hat man stets in Frankreich in Bezug auf Deutschland gedacht und ist freilich einmal damit übel angekommen. So denkt man dort immer noch in Bezug auf den Nachbar im Osten, denkt man heute allenthalben in Bezug auf die orientalische, in Bezug auf die verschiedenen asiatischen „Fragen". An solch kluger Selbstsucht ist, wie Carriere treffend ausführt, Rom zugrunde gegangen. Die Römer begnügten sich nicht mit dem staatlich geeinten Italien, sie wollten nach dem Kriege mit Karthago, Macedonien, Kleinasien diese Staaten nicht wieder wachsen lassen, um nicht von neuem in Konflikte mit ihnen zu geraten; um solche Konflikte zu verhüten, zerstörten sie Karthago und Korinth, und bald war Senat und Bürgerschaft nicht mehr fähig, die Provinzen zu regieren, der Sittenverfall, die Militärherrschaft der Cäsaren, z. T. aus fremdem Stamme, war das Ergebnis einer unsittlichen Politik und Rom erlag dem Weltgericht, der Weltgeschichte.

Unseres Erachtens aber verlangt die Souveränität eines Staates, verlangt auch das Gesetz der Selbsterhaltung und Selbstbehauptung durchaus nicht diese einseitige „Realpolitik". Wir sind in dieser Beziehung weder durch Pfleiderer noch neuerdings durch gelegentliche Beweisführungen einer liberalen Presse eines andern belehrt worden. Aus der Souveränität folgt die eventuelle Befugnis eines Volkes zum Krieg, wenn fremde Mächte es angreifen oder seine Selbstgestaltung hindern wollen; jeder Versuch aber, die eigene Macht zu erhalten und zu vergrößern auf Kosten anderer ist selber

wieder ein Eingriff in deren Machtsphäre und eine Beeinträchtigung derselben. Unseres Erachtens zerstört ein gewaltsamer Konflikt der Menschenleben und Güter so viele, daß ihn herbeizuführen ein Verbrechen ist und selbst bei glücklichem Ausgang der Verlust den Gewinn weit übersteigt. Wir sind endlich überzeugt, daß es auch eine andere Art der Selbsterhaltung und Selbstbehauptung gibt, die, weit entfernt, andere zur Gewalt herauszufordern, auch sie zur Kraftentfaltung und Vervollkommnung anspornt und stachelt: die Bewältigung der Natur durch menschliche Arbeit, die auf Bildung und Gesittung gegründete Macht, die auch für die andern kein Schaden und keine Gefahr, sondern Gewinn und Vorteil ist. Selbst ein Staatenbund und eine Oberleitung für gemeinsame Zwecke wäre deshalb denkbar, welche die Kraft der Gesamtheit gegen Widerstrebende anwendet, ohne daß dieser Staatenbund zum Universalstaat würde, ohne daß in dieser freien Vereinigung die Eigenart und Selbstbestimmung der einzelnen aufgehoben würde; jeder bleibt in seiner Sphäre souverän und würde den Bund verlassen, der ihn beeinträchtigte. Die Staaten sind Glieder der Menschheit und darum ist das Wohl des Ganzen auch das wohlverstandene Interesse der Einzelnen. Am wenigsten dürfte man doch auf dem Boden einer christlichen Weltanschauung dagegen einzuwenden haben, wo Volk und Staat die Augen erheben zu dem noch höhern Ideal, dem Reiche Gottes auf Erden. Nun geben wir gerne zu, daß zur Zeit, bei den gegenwärtigen politischen und socialen Strömungen jeder Versuch eines solchen Staatenbundes seine Bedenken hätte: die Befürchtung einer neuen Auflage der Metternich'schen „heiligen Allianz“ wäre nicht ohne Grund.

Jedenfalls aber hört auch zwischen souveränen Staaten darum, weil sie keinen Zwang über sich anerkennen, Recht und Unrecht noch nicht auf, Recht und Unrecht zu sein. Wohl hört die Erzwingbarkeit des Rechts zwischen souveränen Staaten auf, aber nicht das Recht selbst. Das Recht selber ist so wenig an die Erzwingbarkeit und diese vielmehr umgekehrt so sehr an das Recht gebunden, daß es, selbst mit Füßen getreten, seine Kraft und Geltung behält, seine Macht auch thatsächlich ausübt und in stiller, unbemerkbarer Arbeit die Erfolge jeder rechtswidrigen Gewaltthätigkeit untergräbt, bis der darauf gegründete Bau zusammenstürzt.

Es kommt also darauf an, daß ein internationales Recht auf Verträge gegründet wird und daß die Staaten sich verpflichten, solche zu halten, bis sie durch Uebereinkunft aufgehoben und geändert werden, und es bedarf höchstens der einen Maßregel, daß die andern Staaten mit Zuwiderhandelnden allen Verkehr abbrechen. Dementsprechend hat die interparlamentarische Konferenz, die Friedensgesellschaft der Parlamentarier aller Kulturländer, vor drei Jahren in Brüssel als Frucht eingehender Studien und Erwägungen einen Entwurf für einen internationalen Schiedsgerichtshof sanktioniert und mit einem begleitenden Kommentar von Chevalier Descamps* den Regierungen vorgelegt. Dieser Entwurf, der in keiner Weise die Souveränität der Staaten antastet, sieht vor, daß sich zunächst deren zwei oder drei zur Bildung eines permanenten internationalen Schiedsgerichts verbinden, um alle diesem unterbreiteten Streitigkeiten zu entscheiden. Der Beitritt steht jedem andern jeder-

* „Die Organisation eines internationalen Schiedsgerichtes“, von Le Chevalier Descamps. Autorisierte deutsche Uebersetzung von Alfred Hermann Fried. Verlag von August Schupp, München und Leipzig.

zeit frei, die Teilnahme ist also durchaus fakultativ. Die Parteien entscheiden ferner selber, ob der Streitfall vom Schiedsgerichtshof entschieden werden soll, unter Vorbehalt der Pflichten, welche sie schon vorher vertragsgemäß eingegangen sind. Endlich ist die Durchführung der Urteilssprüche der Ehre und Vertragstreue der Staaten überlassen. Man sieht: jeder Zwang, jedes Obligatorium, jede Beschränkung wirklicher Freiheit ausgeschlossen. Einmal gibt es Fälle, wo die streitenden Parteien ohne Berufung auf das Schiedsgericht auf direktem diplomatischen Wege sich verständigen können und sind andere denkbar, wenn auch gewiß immer seltener werdend, deren Charakter, weil es sich um Souveränität und Integrität eines Staates handelt, kein Schiedsgericht zuläßt. Die Unterordnung unter den gefällten Spruch dürfte umso eher zur bloßen Ehrensache gemacht werden, da ein anderer als moralischer Zwang der Natur und den Tendenzen der Einrichtung zuwider, und aber auch in den mehr als hundert bisherigen derartigen Entscheidungen noch nie ein Staat versucht, sich dem Spruch zu entziehen, auch in dieser Beziehung die öffentliche Meinung eine gewaltige Macht und die beste Hüterin des Rechtes ist. Vor allem aber kommt es darauf an, eine bisher nur von Fall zu Fall geschaffene Institution zur stehenden zu machen, sie einzubürgern, bis der Krieg wirklich zu den Ausnahmefällen gehört, im eigentlichen Sinn die ultima ratio ist. Auch die Rechtswissenschaft wird dann die Blicke nicht mehr bloß an der Vergangenheit haften lassen und darüber die Bewegung des Lebens nach der Zukunft hin aus dem Gesichte verlieren. Das Recht ist eine lebendige Ordnung der Menschheit, nicht eine tote außer ihr und schreitet darum mit den Völkern fort. Die aber um die Souveränität der Staaten bangen, dürfen sich beruhigen: erkennt einmal das Rechtsbewußtsein allgemeine Grundsätze für alle Völker an, so wird allerdings deren Befolgung im freien Willen der Einzelstaaten liegen; allein diese opfern ihre Souveränität nicht, wenn sie bei streitigen Rechtsansprüchen sich einem gemeinsamen Schiedsgericht willig unterwerfen, so wenig der Einzelne durch das Staatsgesetz seine Freiheit einbüßt; als die Vernunft des Willens sichert es vielfach dieselbe.

Mag der einseitige Realismus sagen: „die hohen Ideale der Sittlichkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit sind nicht für den Staat da“ — nun, dann ist der Staat für sie da, und das Volk geht zugrunde, das sich von diesem Zweck der Menschheit lossagt. Das ist thatsächlich sittliche Weltordnung.

(Fortsetzung folgt.)

Wochenschau.

Der Redaktor der „Semaine religieuse“ hat einen netten Artikel über den verstorbenen Reformer Felix Pécaut verfaßt. Dieser wurde am 3. Januar 1828 in Salies-de-Béarn geboren; er entstammte einer alten Hugenottenfamilie und wurde im strengsten orthodoxen Glauben erzogen. Aber beim theologischen Examen äußerte er schon Zweifel an den Wundern im Evangelium und weigerte sich, das Apostolikum auf der Kanzel zu lesen. Folglich entsagte er dem Pfarrerberuf und arbeitete 1852—1857 an einer Schule in Paris. Gesundheitshalber zog er sich 1859 nach Béarn zurück und widmete sich der Schriftstellerei. Anno 1870 kam er in die Schweiz, wo er in Chaux-de-Fonds eine unabhängige Gemeinde freier Richtung übernahm, aber nach kurzer Zeit kehrte er krank und entmutigt nach Frankreich zurück. Anno 1879 wurde

Jules Ferry, damals Unterrichtsminister, auf ihn aufmerksam und ernannte ihn zum Generalinspektor der Schulen von Bordeaux und bald darauf zum Direktor eines Lehrerinnen-Seminars. Auch während seiner amtlichen Thätigkeit fuhr er fort mit der Feder zu wirken. Nun ist er im Alter von siebzig Jahren gestorben.

Was glaubte und lehrte der Mann? Im vollständigen Bruch mit der Orthodoxie verwarf er das Wunder; er bestritt auch, daß Jesus ohne Irrtum und absolut sündlos gewesen; auf Gott, auf Gott allein gründete er seine Religion, sein Gebetsleben, seinen Hausgottesdienst, sein unausgesetztes Wirken für eine bessere religiöse Erziehung, für die Reinigung des Protestantismus, für die Wiedergeburt seines ihm unendlich teuren Frankreich, dessen neueste Geschichte ihm unsägliche Sorge bereitete. Eine nationale Erziehung war es, von der er hoffte, sie würde sein Vaterland vom Verderben noch retten können.

Aber wie kommt Felix Pécaut, dieser radikalste protestantische Reformer, dazu, in einem orthodoxen Blatt wegen seiner „durchdringenden Frömmigkeit", seiner „absoluten Aufrichtigkeit", seiner „sittlichen Reinheit" fast mit Begeisterung gelobt, geehrt zu werden? Die Sache hat ihren besonderen Grund. Als er nämlich mit der Orthodoxie brach, erklärte er, sein vom Wunderglauben gereinigter Gottesglaube sei eine neue Religion; zwischen ihr und der Orthodoxie bestehe eine so dicke Scheidewand, daß keine Möglichkeit sei, sich innerhalb einer und derselben Kirche zusammenzufinden. Die neue Religion verlange eine neue Kirche! — Das war es, was die Orthodoxen an Pécaut besonders entzückte: daß er sie in ihrer Kirche allein und unbehelligt lassen wollte!

Es will uns aber scheinen, nur die orthodoxe Erziehung, welche Pécaut erhalten, sei daran schuld, daß er meinte, die liberale Richtung sei eine neue Religion. Erzogen in einer fatalen Ueberschätzung des Dogmas, sah er, als er dieses überwunden hatte, nicht ein, daß bei verschiedenen theologischen Ansichten die Religion als Gefühl und That ganz dieselbe sein kann. Seine Forderung einer neuen Kirche war doktrinär, ein Streich, den ihm eine verkehrte Erziehung gespielt. Er sah nicht ein, daß in der protestantischen Kirche alles in einer Entwicklung begriffen ist, bei der es ganz sanft und allmählich von der schroffsten Orthodoxie in den Radikalismus hinübergeht, wie ihn Pécaut vertrat. Tausend andere Leute sind auch wie Pécaut in orthodoxen Ansichten erzogen und später Reformer geworden, aber diese andern hatten nie das mindeste Gefühl, daß sie eine neue Religion angenommen hätten, sondern nur das dachten sie dabei: wir haben jetzt eine andere theologische Grundlage, auf der wir, was verständlich in der Bibel ist, verstehen, Gott im Geist verehren, ohne Aberglauben beten, mit gutem Gewissen jedes wirkliche Ergebnis menschlichen Forschens annehmen können, ohne Angst, es werfe unsern Glauben um. Wir haben bei den neuen Ansichten sogar das Gefühl, wir seien der Religion der Propheten Israels und ihres Königs Jesus, also einer sehr alten Religion, ganz außerordentlich viel näher gekommen als damals, wo uns jedes Bibelwort ein Gotteswort und Jesus ein Mirakel war. „Wir stiften keinen neuen Bund, ein uralt Bündnis wollen wir erneuern." —

Väterliche Mahnungen.

Der berühmte englische Schriftsteller Ch. Dickens schrieb an seinen jüngsten Sohn:

„Nimm nie einen niedrigen Vorteil über irgend wen in irgend einem Geschäft wahr, und sei nie hart gegen Leute, die in deiner Gewalt sind. Bemühe dich, gegen andere zu handeln, wie du wünschtest, daß sie gegen dich handeln, und sei nicht entmutigt, wenn sie öfters darin es fehlen lassen. Es ist viel besser für dich, daß sie, denn daß du unterließest, der großen Regel zu gehorchen, die unser Erlöser niedergelegt hat.

Ich lege deinen Büchern ein Neues Testament bei aus genau denselben Gründen und mit genau denselben Hoffnungen, die mich veranlaßten, einen leichten Auszug daraus für dich zu machen, als du noch ein kleines Kind warst. Weil es das beste Buch ist, das die Welt je gekannt hat oder kennen wird, und weil es dich die besten Lehren lehrt, durch die ein menschliches Geschöpf, das sich bemüht, wahr und treu zu sein gegen seine Pflicht, überhaupt geleitet werden kann. Als deine Brüder, einer nach dem andern, fortgingen, habe ich jedem solche Worte geschrieben, wie ich sie dir jetzt schreibe, und habe sie alle dringend gebeten, sich führen zu lassen durch dies Buch, alle Deutungen und Erfindungen der Menschen beiseite setzend. Du wirst dich erinnern, daß du zu Hause nie bemüht wurdest mit religiösen Gebräuchen oder bloßen Formalitäten. Ich bin immer ängstlich gewesen, meine Kinder nicht zu ermüden mit solchen Dingen, ehe sie alt genug waren, um sich Meinungen darüber zu bilden. Umso besser wirst du nun verstehen, daß ich jetzt dir aufs feierlichste einpräge die Wahrheit und Schönheit der christlichen Religion, wie sie von Christus selbst stammt, und die Unmöglichkeit, fehlzugehen, wenn du demütig, aber herzlich sie respektierst. Nur eines noch über dies Kapitel. Je mehr es uns ernst ist, es zu empfinden, desto weniger sind wir geneigt, darüber uns zu äußern. Niemals gib die gesunde Uebung auf, dein eigenes privates Gebet zu sprechen, nachts und morgens. Ich habe es selbst nie aufgegeben, und kenne den Trost, den man darin hat."

(Aus dem „Kirchenboten".)

Vom Büchertisch.

Ernst Evers. Blumen am Wege. Broch. 1 Mk. 20 Pf. Gebunden 2 Mk. 2. Auflage. 128 S. Leipzig, Verlag von Ebbecke.

Das Büchlein enthält fünf kurze Erzählungen des Berliner Pastors Ernst Evers. Der Dichter ist ein ausgesprochener Pietist und die von ihm geschilderten Menschenkinder führen etwas mehr Bibelsprüche im Munde, als uns mit dem guten Geschmack und einer keuschen Frömmigkeit verträglich scheint. Aber die Tendenz ist gut, der Stil ist munter und Herr Evers ist kein Kopfhänger, der nur weinen kann: er kann auch lachen und ladet uns ein mitzulachen. Wer sich an einzelnen pietistischen Redewendungen nicht stößt, wird an dem Büchlein seine Freude haben.

D. B.

Sprüche aus dem Leben.

Auch der Verfolgungswahn ist meistens Eitelkeit, sogut wie der Höhenwahn.

* * *

Die sogenannten Flegeljahre sind des Menschen Larvenstadium.

Thätigkeit ist Leben, Unthätige und Thatenlose kriechen dem Tode entgegen.

* * *

Leute, die schon durch ihre Geborenheit berühmt sind, müssen sich doppelt Mühe geben, es durch das Leben zu werden.

* * *

Auch Titelsucht ist Materialismus.

* * *

Besser wissen ist keine Kunst, besser machen ist sehr schwer.

* * *

Worte sind Quadersteine, aus denen sich das dauernde fügen läßt; Wörter sind Sand und Geröll, die der Strom der Vergänglichkeit zum Meere schwemmt.

Allerseelen.

Mit den ersten Flocken leise
Kehrt das Fest der Toten ein,
Eines Liedes fromme Weise
Wird ihm heute mancher weih'n.

Doch die Toten darfst du nimmer
Unter Kreuz und Stein nur seh'n;
Schön verklärt in heil'gem Schimmer
Soll ihr Bild im Herz dir steh'n.

Ewig lodernd darf die Flamme
Heil'ger Liebe nicht verglüh'n,
Bis als Kind aus Gottes Stamme
Du auch wirst zum Vater ziehn!

Kirchliche Personalnachrichten.

Zürich. Resigniert Herr Pfarrer Wachter in Wipkingen, geb. 1835; zum Verweser wurde ernannt Herr Roth von Zürich, der bisherige Vikar; Herr alt Antistes Dr. J. G. Finsler ist nach 54jährigem Kirchendienst von seiner seit 27 Jahren bekleideten Pfarrstelle am Großmünster in Zürich zurückgetreten.

Solothurn. Gewählt zum zweiten Pfarrer der reformierten Gemeinde in Solothurn Herr Adolf Lechner, der bisherige Verweser.

Thurgau. Gewählt nach Sachnang Herr E. Egloff in Gottlieben.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15 Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 45. Samstag, 5. November 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Das Bekenntnis eines französischen Protestanten.

Ich bin religiös, weil ich ein Mensch bin und nichts geringeres sein will, und weil die Menschheit in mir und in meinem Geschlecht in der Religion und durch die Religion ihren Anfang und ihr Ziel hat. Ich bin ein Christ, weil ich in keiner anderen Weise religiös sein kann und weil das Christentum die vollkommene, höchste Religionsform auf Erden ist. Endlich bin ich ein Protestant, nicht aus irgend welchem konfessionellen Eifer, auch nicht wegen meiner Abstammung aus einer Hugenottenfamilie, obwohl ich Gott täglich dafür danke, daß er mich in einer solchen hat geboren werden lassen, sondern weil ich im Protestantismus allein das Erbe Christi einsammeln, d. h. ein Christ sein kann, ohne mein Gewissen unter ein fremdes Sklavenjoch zu beugen, weil ich in der Gemeinschaft und Anbetung eines innerlich lebendigen Gottes, ohne meinem Denken ein Opfer aufzuerlegen, vielmehr mit völliger Hingabe meiner Geisteskräfte und meiner natürlichen Gefühle, mich geistlich stärken und in dieser sittlich-religiösen Hingabe die freie Entfaltung meines ganzen Wesens finden kann.

Das Christentum erscheint mir in dieser neuen Gestalt, nachdem es die altertümlichen Windeln, in denen es zuerst eingewickelt gewesen war, abgelegt hat, immer besser als das, was es ist, nämlich als das geistige, ewige Prinzip, welches Frieden in das Herz giebt und allein in der Welt Harmonie und Einheit zu verwirklichen vermag. Es kennt keinen anderen Gegensatz als das Böse und den Irrtum; alles dient ihm und befestigt es. Das Christentum ist es auch, das mir immer klarer und herrlicher in der heldenhaften Liebe zur Wissenschaft erscheint, die in unserer Zeit so viele Wunder geschaffen und so viele Märtyrer hervorgebracht hat, die des Lobes und der Verehrung nicht weniger würdig sind als die der Kirche; das Christentum ist es, das in den Werken aller Künstler ersten Ranges, in dem Ideal der Schönheit erscheint, das sie bezaubert und unseren Augen edle Thränen entlockt; das Christentum ist es, das ich ehre und segne in den Bemühungen der Männer, welche die

Zukunft der Menschheit tief bekümmert und die in der politischen Leitung ihres Landes oder in den Werken socialer Erziehung Mittel suchen und finden, um die Lage des Volkes zu erleichtern und zu heben. Ich begrüße es in den erlauchten Vertretern aller großen Angelegenheiten der Menschen und in den unbekannten Arbeitern an allen bescheidenen Aufgaben, von der Hausmutter an, welche ihre Kinder die Hände falten und die Kniee vor dem himmlischen Vater beugen lehrt, bis zum Prediger und Missionar, welche in Treue den hungernden Seelen das Brot des Evangeliums austeilen, von der barmherzigen Schwester an, die ihr Leben der Sorge für die Kranken weiht, bis zum Denker, der die Geheimnisse des Herzens und die der Welt durchforscht, um über die Schritte der irrenden Menschheit ein wenig Licht und Freude zu ergießen.

In der Dämmerung, in der wir uns befinden, prophezeit Mancher eine drohende Nacht; ich glaube an den Tag, der mit einem neuen Jahrhundert aufgehen wird. Wo man sonst nichts als Zwietracht, Wirrwarr und Kampf sieht, da sehe ich ein Zusammenwirken von Kräften, die von allen Seiten des Horizonts kommen und sich noch nicht kennen und eben darum sich stoßen, weil sie einander unbekannt sind, die aber doch gerade durch diese Stöße an dem Werk der Erhebung und des allgemeinen Wohles arbeiten, an dem geheimnisvollen Werk, dessen Wesen Christus in seinem Evangelium bezeichnet, und zu dem er uns die Kraft dadurch gegeben hat, daß er uns ein wenig von seiner Bruderliebe in das Herz einhaucht. Seitdem liegt in allen Bestrebungen des Egoismus eine geheime Unruhe, und alle Mißbräuche und Tyranneien tragen ein Merkmal der Verdammung an der Stirn. Die moderne Welt kann sich nicht mehr zur Ruhe setzen und in dem Nebel und in der Knechtschaft wieder einschlafen; sie hat eine Erscheinung erlebt, die sie nicht vergessen kann; sie ist von einer Flamme ergriffen, die sie nicht mehr löschen kann. Was liegt daran, wenn eine Menge derer, welche bisweilen die besten Arbeiter an diesem Werke der Erlösung sind, nicht wissen, woher es kommt und wohin es führt, und sogar lästern gegen Christus, der es mit seinem Geist erfüllt, und gegen Gott, der es mit seiner Kraft erhält! Sicherlich wissen sie nicht, was sie sprechen, sofern wenigstens, als sie nicht wissen, was sie thun; denn in ihrer unbefangenen oder rohen Unwissenheit schmähen sie doch in Wahrheit nur das, was in ihrem Leben und ihnen selbst das Beste ist.

August Sabatier (Religionsphilosophie, übersetzt von Dr. A. Baur).

Die sittliche Weltordnung und der Krieg.

III.

Aber der Krieg hat doch auch sein Gutes, seinen Segen? Diese Zucht und Disziplin, die Pünktlichkeit und Ordnung, an welche die militärische Schulung die junge Mannschaft gewöhnt, diese Proben echter Kameradschaft und Treue, wie sie nur ein gemeinsames Ideal und gemeinsam bestandene Gefahr erzeugt, all diese Männertugenden der Standhaftigkeit und des Heldenmutes, diese wahrhaft religiösen Beispiele der Aufopferung und Selbstverleugnung — wo käme das alles hin? Giebt es nicht sogar heilige Kriege? Die Bibel redet davon und die Geschichte!

Um beim Erstern zu bleiben, kehren wir doch nur einmal die Frage um: Wie, um das Alles zu haben und dieses Gute zu ernten, mußten Heere gehalten und Kriege geführt werden? Man braucht die Frage nur zu stellen, um zu sehen, wie lächerlich sie, wie unwahr jene Behauptung ist. Warum schlägt man denn nicht einfach drauf los? Warum macht man sich des Verbrechens schuldig, durch langes Zuwarten die Welt um so und so viel Beispiele von Kameradschaft und Treue und Hingebnng bis in den Tod zu betrügen? Das Alles sind eben die Phrasen, um die man nie verlegen ist, wo es gilt, eine Blöße zu decken. Mut und Ausdauer und Standhaftigkeit zu erproben, dafür bietet sich auch im Frieden, im alltäglichsten Leben genug Gelegenheit, heute, wie jeder weiß, mehr als je. Und für Selbstverleugnung und Aufopferung? Da ist ja der Riesenabgrund der socialen Not und es fehlt nur das Geschlecht, das selbstverleugnend genug ist, in den Abgrund zu springen, damit er sich schließt. Von dem Elend aber, dem grauenhaften Elend, das der Krieg für Sieger und Besiegte gleichermaßen im Gefolge hat, von all den unverkennbaren sittlichen Uebeln, von dem unlöschbaren Durst nach Rache bei den Einen, von dem Uebermut, der sich bitter rächen muß, bei den Andern, von der Roheit, welche die Zurückgekehrten ihrer ganzen Umgebung, feingebildete Männer ihren eigenen Frauen unkenntlich macht, davon redet man nicht. Jean Paul hat gemeint, „es ist noch unentschieden, ob das Kriegsfeuer bloß ein Fegfeuer ist, das zum Seligwerden, oder eine Hölle, die zum Schlimmerwerden führt." Heute sollte darüber kein Zweifel sein: der Krieg ist den Einsatz von Glück und Wohlergehen, von Gut und Blut nie und nimmer wert!

Was aber die Heiligkeit gewisser Kriege anbelangt, so will ja gewöhnlich jede der kriegführenden Parteien den ihrigen als heilig betrachtet wissen. Da möchten wir denn zuerst, daß man sich für den Krieg nicht zu sehr auf die heilige Schrift berufe. Nicht Gott hat sie geschrieben und behauptet, daß Davids Greuelthaten ein Labsal gewesen seinen Augen. Menschen haben sie geschrieben und leider oft recht fleischliche und fanatische Menschen, die Volkes Stimme, eigene Stimme für Gottes Stimme nahmen. Schon das alte Testament redet nicht selten auch in anderm Ton. Vor allem aber giebt es auch in der Bibel einen Fortschritt vom rohen Geist des Altertums zum Geist der Humanität im Christentum. Wahrer und schöner können die zwei einander nicht gegenüber gestellt werden als bei Parker. (Theodor Parkers Werke, deutsch von Dr. Joh. Ziethen, Band II, pag. 58 ff., Altherr, „Theodor Parker", pag. 211.) Man denke sich all' den Haß, all' die Leidenschaft, die der Krieg entfesselt und darüber Worte wie die „liebet eure Feinde u. s. w.", „alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut auch ihr ihnen!" Man schaue das Panorama vom „Kampf um Bazeilles" an (gegenwärtig in Zürich) oder lese die bezügliche Schilderung in Zolas „La debâcle": Leib gegen Leib, Beteiligte zum Fenster hinausgestürzt, vor kurzem noch harmlose Civilisten von unmenschlicher Wut und Raserei entflammt und darum dem entsetzlichsten Tode preisgegeben, denke sich ganze Regimenter zusammengehauen oder niedergeschossen, über Verwundete und Sterbende wegrasend Huf und Rad und darüber das Wort: „wisset ihr auch, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, Menschen zu verderben, sondern zu erretten!" Zum schönsten in der Bergpredigt gehört das Wort: „wenn du opfern willst und wirst vor dem Altar eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe vor dem Altar und gehe hin, dich zu ver-

söhnen mit dem Bruder und dann erst komme und opfere deine Gabe" — vor den Altären aber liegen zwei feindliche Nationen, bereit, im nächsten Augenblick sich aufeinander zu stürzen und zu erwürgen und um nichts anderes flehend, als daß es gelinge. Man denke sich Jesus und den Krieg zusammen; ist das nicht wie Feuer und Wasser, wie Leben und Tod? Oder man nehme an, (Parker a. a. O. pag. 80) daß der christlichste unter Christi Jüngern, der geliebte Johannes, zum Feldprediger gemacht würde, und eines Morgens, wo die Schlacht erwartet würde, in den Laufgräben, unterm Kugelregen, die Bibel auf eine Kanone stützend, den Säbel an der Seite, den Soldaten das Christentum predigen sollte. Lassen wir ihn zum Morgengottesdienst die Bergpredigt lesen und als Text die schönen, so wahren Worte der Epistel nehmen: „wer nicht lieb hat, der kennt Gott nicht, denn Gott ist die Liebe." Nehmen wir an, daß er diesen seltsamen Zuhörern sagt, daß alle Menschen Brüder sind, daß Gott ihr gemeinsamer Vater ist, daß Christus uns alle liebt und uns zeigt, wie wir ein Liebeleben führen sollen, und dann, wenn er alle diese wilden Herzen durch so gewinnende und wahre Worte gerührt, mag er schließen: „Selig sind die Totschläger! Trachtet zuerst nach dem Ruhme, den die Schlacht bringt; seid wild wie Tiger; schändet das Ebenbild Gottes, nach dem eure Brüder geschaffen sind; seid nicht gleich Christus, sondern wie Kain, der seinen Bruder erschlug. Wenn ihr auf den Feind stoßt, schießt ihn in die Brust, tötet ihn im Namen Christi, schlachtet ihn im Geiste Gottes, gebt ihm kein Quartier, denn wir sollen nicht unser Leben hingeben für die Brüder, bloß der Mörder hat ewiges Leben." Man hat das Faustrecht zwischen einzelnen Personen als unchristlich und unsittlich verurteilt; was ist es denn anders zwischen den Nationen? Der einzelnen Person läßt man in der ganzen Christenheit von allen Kanzeln predigen: rächt euch nicht selbst, vergeltet nicht Böses mit Bösem, die Liebe sucht nicht das Ihrige, sie eifert nicht und duldet alles; und von dem Allem soll nun das Gegenteil wahr und — heilig sein, wenn Volk dem Volk gegenübersteht? Das Christentum ist wahrhaftig nicht eine Versicherungsanstalt, als welche es allerdings viele zu betrachten scheinen, nicht bloß ein Tempel des Trostes; es will eine Versicherungsanstalt sein für Seele und Gemüt, für Geist und Willen, ein Führer zur Menschlichkeit. Ein unentbehrliches Uebel mag der Krieg heute unter Umständen sein. Aber dann ist das eher ein Beweis, daß das Christentum unter den Menschen und die Civilisation in unserem Geschlechte zum guten Teil noch eine leere Heuchelei ist. Die elenden und unsittlichen Zustände, in denen wir leben, machen es eben oft zur Pflicht, etwas zu thun, was an sich ein Unrecht ist. So ist es mit dem Eid: wenn ich nach der bestehenden Ordnung anderswie ein Unrecht nicht verhindern kann als durch einen Eid, so muß ich ihn leisten; daß es aber so und nicht anders ist, das ist und bleibt ein Uebel. So ist es mit der Notwehr: wenn ich meinen Bruder in den Händen von Mördern und Banditen sähe und wollte ihm nicht helfen, damit ich nicht einen Todschlag begehe, so würde ich damit nicht beweisen, daß ich ein Christ, wohl aber, daß ich ein Tropf sei. Wenn unsere Freiheit und unsere Neutralität gefährdet wäre, dann wäre es an der Zeit, daß wir uns auf die Wache stellen, um unser Land zu beschirmen; und wenn die Ruhestörer von draußen einmal wirklich an die Thüre klopften, dann wäre es Pflicht, sie mit aller Macht hinwegzutreiben, damit wir ihnen nicht Hab und Gut, Weib und Kind preisgeben. Es ist ein elender Zustand, daß es so kommen kann, aber wir würden damit, daß wir uns die Ungerechtigkeit über

den Kopf wachsen lassen, am wenigsten ändern. Wir würden einen solchen Krieg, um uns unserer selbst zu erwehren, mitmachen, aber auch mit dem quälenden Bewußtsein des Unrechts, weil nur die Wahl zwischen zwei unrechten Sachen: entweder zu den Waffen zu greifen oder als ein Tropf an des Volkes Sache untreu zu werden. Will man den Christen diesen quälenden entsetzlichen Zwiespalt ersparen, dann trage man Sorge, daß Friede werde, dann schaffe man, daß Zustände beseitigt werden, die möglicherweise früher oder später den Krieg gebären! Nie, aber auch gar nie, ist ein Krieg heilig; nur die Zustände sind unheilig, die ihn bedingen. Alle Civilisation unserer Tage, die feinstdurchdachten christlichen Bekenntnisse, Katechismen, Dogmatiken, Kirchenordnungen decken die sittliche Schmach des Krieges nicht zu. So lange unsere Kultur noch den Krieg anerkennt und mit ihren Millionenheeren und technischen Hülfsmitteln um so entsetzlicher und grausamer gestaltet, unterscheidet sie sich noch wenig von der Barbarei der Wilden. So lange das Evangelium den Krieg nicht austilgt aus der Christenheit, ist seine Macht noch gelähmt. So lange die Kirchen mit ihren Priestern noch selber den Krieg schüren, wird sie mit all' ihrem Bekenntniskram und ihrer Rechtgläubigkeit noch lange keine christliche Kirche. Wir stehen erst in den Vorhöfen des Heiligtums und wenn wir alle Wunder des alten und neuen Testaments annähmen; es ist freilich leichter, das Opfer der Verstandes zu bringen, auf eigenes Denken zu verzichten, als das Opfer des harten Herzens und des starren Willens.

(Schluß folgt.)

Wochenschau.

Die Deutschen sind ein wunderbares Volk: im Denken und Disputieren so kühn, daß sie fast an den Thron Gottes stoßen, aber in der Praxis auf Erden überaus zahm, unbedingt monarchisch, von rührender Loyalität. Ihrem jetzigen Kaiser legen sie alles zum Guten aus; wenn er die gewagtesten Reden hält, glauben sie, er habe es „nicht so gesagt“ oder es anders gemeint, und was er thut, finden sie meistens vortrefflich und will ihnen einmal eine That nicht gefallen, so ahnen sie darin erst recht irgend eine verborgene Weisheit. Es hätte sie im Grunde als Christen doch empören müssen, daß Kaiser Wilhelm während der Christenmorde in Armenien den Sultan seiner wärmsten Freundschaft versicherte und daß er jetzt die blutige Hand des großen Mörders drückt und sich vor der ganzen Welt Arm in Arm mit ihm zeigt. Aber Empörung? Keine Spur davon. Der Kaiser konnte nicht anders, er mußte persönliche Gefühle aus Gründen der Politik unterdrücken, denn es steht eine Teilung des türkischen Reiches bevor, bei der für das deutsche Reich etwas ordentliches abfallen kann. Also ist der Kaiser gerade darin groß, daß er nur für die Größe Deutschlands sorgt. So denkt und schreibt Naumann und noch gescheidtere Deutsche als er sagen einem geheimnisvoll ins Ohr: Respekt vor unserem Kaiser!

In der That wünschen wir auch, daß er lebendig von der Palästinafahrt heimkommt, denn der Friede in Europa hat an ihm eine Bürgschaft, soweit ein Mensch sie leisten kann. Er ist jetzt in Jerusalem und hat die evangelische Kirche eingeweiht, was viel sagen will für alle Evangelischen und besonders für die Deutschen. Die Rede, die er dabei gehalten, ist weitaus das beste,

was wir je von ihm gehört, ein wahrhaft frommes und dabei festes Bekenntnis zur reinen Lehre des Evangeliums und zur evangelischen Kirche, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen. „Gott verleihe, daß von hier aus reiche Segensströme zurückfließen in die gesamte Christenheit, daß auf dem Throne wie in der Hütte, in der Heimat wie in der Fremde — Gottvertrauen, Nächstenliebe, Geduld in Leiden und christlicher Arbeit des deutschen Volkes edelster Zug bleibe, daß der Geist des Friedens die evangelische Kirche mehr und mehr durchdringe und heilige!" Mit dem zweiten Vers des Lutherliedes schloß die nach Form und Sinn wirklich große Rede, an der sich die Protestanten auf der ganzen Erde freuen dürfen. Und daß auch die Katholischen zufrieden sein können, versicherte er sie in Haiffa seines kaiserlichen Schutzes, wo immer sie daheim und im Orient desselben bedürfen. Ja er schenkte ein Grundstück, in welchem nach der Legende die Mutter Jesu begraben ist, das der Sultan ihm überließ, dem katholischen Deutschen Verein vom heiligen Lande und meldete dies sofort per Depesche dem Papst und verschiedenen hohen Stellen in Deutschland. In keinem Augenblick seines Lebens erschien uns der Mann so überlegt und seiner hohen Mission so gewachsen wie in den letzten Tagen. Welch eine große, unausgesetzte Hingebung für seines Volkes Größe und Wohlfahrt! Möge ihn Gott erhalten und wie er ihn vor den Mörderhänden in Egypten bewahrt hat, heil zurückkehren lassen unter sein Volk!

In Paris ist jetzt die Angelegenheit Dreyfus in richterliche Hände gekommen. Der Kassationshof hat das Urteil gefällt, daß eine Revision eintreten kann. Die Verbrecher im französischen Generalstab wehren sich wie Verzweifelnde; es wären keine Jesuiten, wenn sie vor dem Gedanken an einen Staatsstreich zurückschreckten, sie haben ihn geplant und versucht, aber helfen wird es ihnen doch nicht: der eiserne Käfig auf der Teufelsinsel thut sich auf, Dreyfus kehrt heim und eine der schlimmsten Geschichten dieses Jahrhunderts nimmt schließlich ein Ende; die Scheurer, Zola, Leblois, Piquart, Labori, Lazare (Juden oder Protestanten) können sich freuen. Das folgende Gespräch vom Jahr 1896 scheint verbürgt:

General Gonse: „Was macht das Ihnen aus, daß dieser Jude (Dreyfus) auf der Teufelsinsel ist?"

Piquart: „Aber wenn er unschuldig ist?"

General Gonse: „Wie? Sie wollen auf den Prozeß zurückkommen? Das wäre eine schreckliche Geschichte; die Generäle Mercier und Saussier sind darin verwickelt."

Piquart: „Herr General, Dreyfus ist unschuldig, das muß genügen, um darauf zurückzukommen; und dann wissen Sie auch, daß seine Familie arbeitet, daß sie überall den wahren Schuldigen sucht, und wenn sie ihn findet — wie stehen wir da?"

General Gonse: „Wenn Sie nichts sagen, so erfährt Niemand etwas."

Piquart: „Herr General, was Sie da sagen, ist abscheulich; ich weiß nicht was ich thun werde, aber jedenfalls werde ich dieses Geheimnis nicht mit ins Grab nehmen!" —

Und wie die Klerikalen in Frankreich unheimlich sind, so sind sie es auch anderwärts. Die Klerikalen, oder was dasselbe ist: die Christlich-Socialen oder Antisemiten katholischer Farbe, die Sippe Drumond in Paris und die Sippe Lueger in Wien sind überall dasselbe Volk: um die Macht zu bekommen, lügen sie und schwören Meineide, was das Zeug hält, der Zweck heiligt ihnen

das Mittel und der Zweck ist so abscheulich wie es die Mittel sind. In Wien, wo vom wissenschaftlichen Institut aus die Beulenpest sich zu verbreiten drohte, haben die dortigen Christlich-Socialen oder Antisemiten sich nicht gescheut, an den drohenden Heimsuchungen den Juden schuld zu geben, welche absichtlich das Pestgift eingeschleppt haben sollten. Das zeichnet sie.

Ueberhaupt scheinen die Klerikalen in Oesterreich, da sie in den höchsten Kreisen Rückhalt haben, recht aggressiv zu werden. In Ischl wurde ein protestantischer Musiker (Tourist) verhaftet, weil er vor einem katholischen Geistlichen, der mit dem Sakrament zu einem Kranken ging, den Hut nicht abgenommen. Ein anderer Tourist, Deutscher, wurde wegen Religionsstörung verklagt, weil er vor einer Frohnleichnamsprozession den Hut nicht abgenommen. Es ist also geraten, wie es auch anständig ist, den Hut abzunehmen, aber es scheint nicht einmal zu genügen, wenigstens schreibt der Universitätsprofessor A. Penk an die N. Fr. P. folgendes:

„Geehrte Redaktion! Ich beehre mich von folgendem Vorfalle Kenntnis zu geben: Ich saß am heutigen Morgen wie gewöhnlich mit den anderen Sommerfrischlern auf dem Trottoir des Gasthauses „Zu den drei Grafen" hier in Kirchbichl (Tirol, Bezirk Kufstein) und nahm mein Frühstück ein, als sich eine Prozession nahte. Ich legte meinen Hut ab, veranlaßte meinen Sohn, das Gleiche zu thun, und unterbrach das Frühstück, als sich die Geistlichen unter dem Baldachin nahten. Im Vorübergehen trat der eine derselben, dem Aussehen nach ein recht jugendlicher, auf meinen Tisch zu und sagte zu mir: „Seien Sie doch anständig und stehen Sie wenigstens auf!" und als ich eine verneinende Kopfbewegung machte, fuhr er fort: „Man wird sich Ihren Namen merken."

Ich bringe diesen Vorfall zur Kenntnis, weil ich durch denselben in meinen religiösen Ueberzeugungen auf das Empfindlichste verletzt worden bin. Das Aufstehen und Verneigen vor der Monstranz hat seit der Reformation stets als ein Zeichen der Unterwerfung unter die katholische Kirche gegolten, das auf offener Straße abzugeben für uns Protestanten unzulässig ist. Von einem Geistlichen in vollem Ornate dazu angehalten zu werden, bedeutet eine eklatante Verletzung der uns zugesicherten konfessionellen Gleichberechtigung, und geschieht dies überdies während einer gottesdienstlichen Handlung in beleidigender Form, so ist es eine Störung derselben.

Ich bemerke, daß die anderen Sommerfrischler — gleichfalls Protestanten — während der Affäre genau die gleiche Haltung wie ich beobachteten, vom Geistlichen aber nicht zur Rede gesetzt wurden und mit mir das Gefühl der Entrüstung über den Vorfall teilen."

Der Kirchenrat von Basel-Stadt
an die
Evangelischen Kirchgemeinden des Kantons.

Liebe Mitchristen!

Die Kollekte, welche zum ersten Male voriges Jahr am Schweizerischen Reformationssonntag zu Gunsten eines protestantischen Kirchenbaues in katholischer Landesgegend der Schweiz ist veranstaltet worden, hat nicht nur in

den meisten evangelischen Kantonen freudigen Anklang gefunden, sondern auch in vielen Gemeinden und Gemeindlein unserer unter Katholiken zerstreuten Glaubensgenossen, sogar im Auslande, so daß gegen 26,000 Fr. als Ertrag dieser allgemeinen Schweizerischen „Reformations-Kollekte“ an den Bau einer evangelischen Kirche in Bellinzona konnten gespendet werden, welche, so Gott will, im nächsten Frühjahr wird dürfen eingeweiht werden.

Es ist zu hoffen, daß diese Kollekte eine allgemein-schweizerische, unserem evangelischen Volke liebe, ständige Uebung werde. Der Kirchenrat von Basel-stadt will seinerseits gerne dazu helfen, und ersucht euch, liebe Mitchristen, deshalb wieder am bevorstehenden ersten Sonntag im November durch freundliche Handreichung zum Bau einer evangelischen Kirche beizutragen. Und zwar soll, nach dem einstimmigen Beschluß aller protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine der Schweiz, diesmal eine unserer ältesten Diasporagemeinden diese Gabe erhalten, nämlich Bremgarten im Aargau. Dort entstand vor ungefähr 50 Jahren in dem einst reformierten, nach dem Kappelerkrieg wieder katholisch gewordenen Städtchen, durch Einwanderung neuerdings eine protestantische Gemeinde, welche heute etwa 800 Seelen zählt. Durch die Unterstützung der Hilfsvereine kam sie nach und nach zu eigenem Pfarrer, eigenem Pfarrhaus, einem geeigneten Platz für eine Kirche, und einem bescheidenen Baufonds, wozu einzelne Kirchgenossen in opferfreudiger Weise beisteuerten. Es ist wohl an der Zeit, dieser Gemeinde endlich zu einem ihrem Bedürfnis entsprechenden Gotteshause zu verhelfen.

Unsere Gaben hiefür sollen also nächsten Sonntag vor und nach den Predigtgottesdiensten morgens und abends in besonderen Kistlein an den Kirchthüren eingesammelt werden. Und so gebe denn ein Jeglicher nach seiner Willkür, nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb!

Das Nachtgebet des kleinen Paul.

Der zweieinhalbjährige Paul fürchtet die Nacht. Er will sie nicht sehen. Wenn es abends im Zimmer dunkel wird, dann deckt er seine Augen mit beiden Händen zu, und als er diesen Sommer im Eisenbahnwagen durch ein Tunnel fuhr, hat er es ebenso gemacht.

Nun soll der kleine Christ, wie er entkleidet im Nachthemdchen im Bette sitzt, ein Nachtgebetlein lernen. Die Mutter spricht ihm vor: „Walt' Gott, geb' Gott uns allen eine gute Nacht!“ „Nei, nit Natt!“ protestiert der Kleine, „Natt is bös, will i bätte: Muetter!“ Und nun betet der kleine Paul jeden Abend: „Walt' Gott, geb' Gott uns allen eine gute Mutter!“

Kirchliche Personalnachrichten.

Schweiz. Die theologische Konkordatsbehörde hat am 17. und 18. Oktober folgende Kandidaten nach abgelegter Prüfung für wahlfähig erklärt: Samuel Flury von Conters, in Basel, Robert Gnehm von Bäretsweil, Gottfried Keller von Schaffhausen, Edwin Kläui von Töß, Karl Wartmann von Bauma.

Bern. Gewählt nach Bleienbach Herr Pfarrer Jent, bisher in Langnau.

Graubünden. Nicht wiedergewählt in Sent Herr Pfarrer Peer. — Gewählt zum Reiseagenten des Abstinentenvereins Rätia in Chur Herr Pfarrer Burkhard Gantenbein in Tschirtschen.

Thurgau. Gewählt zum Dekan des Kirchenkapitels Frauenfeld Herr Christinger, Pfarrer in Hüttlingen.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 46. Samstag, 12. November 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Baum und Mensch.

Was sperrst du dich und wehrst du dich?
Dein Laub, es muß doch fallen.
Laß es dem Wind. Er spielt damit,
Wie mit den Blättern allen.

Und stehst du kahl und öde da,
Das mach' dir keine Sorgen;
Du trägst ja schon ein neues Laub
In Knospen wohl geborgen.

Und manche zarte Blume schläft
In warmer sich'rer Hülle.
Kehrt dann der Frühling uns zurück,
So grünt's und blüht's in Fülle.

Auch du, mein Herz, was dein einst war,
Laß fahren dahin, laß fahren!
Ruh' aus in kalter Winterzeit,
Die Zukunft dir zu wahren.

Emil Rothenbach.

Die Einweihung der Zürcherischen Heilstätte für Lungenkranke am 30. Okt. 1898.

Nicht ein Fest im gewöhnlichen Sinn war es, welches ein Teil des zürcherischen Volkes letzten Sonntag feierte, sondern es handelte sich darum, in einfach würdiger Weise eine Stätte zu weihen, welche durch Gemeinsinn und Bruderliebe errichtet worden war, um möglichst Vielen und namentlich den unbemittelten Klassen die Möglichkeit zu verschaffen, Heilung von einer verderblichen Krankheit zu finden. Man wollte den Segen Gottes auf diese Stätte herabflehen und sich zu dem Entschluß begeistern, dieselbe zum Wohl des gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechtes zu erhalten und weiter zu entwickeln. Man kam zusammen, um sich zu freuen, daß es dem unter dem Zürcherischen Volke lebendigen und kräftigen Geiste der Menschenliebe abermals gelungen war, ein Haus der Hülfe zu gründen, in welchem, so Gott will, im Laufe der Zeiten tausende von armen, gedrückten Familien und Herzen neue Lebenskraft und Lebenshoffnung gewinnen werden: Man wollte dieser Freude einen gemeinsamen festlichen Ausdruck geben und dadurch diesen

Geist der Menschenliebe aufs neue stärken und beleben. — Die Feier zerfiel in drei Teile. Der erste war in die Heilstätte selbst verlegt worden. Dieselbe liegt in einer Höhe von 900 Meter am Haltigberg, eine kleine Stunde oberhalb des 620 Meter hoch gelegenen stattlichen Dorfes Wald, von dem aus eine gute fahrbare Straße zu ihr hinführt. Der Ort war von dem Initiativkomitee, welches die Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zürich gewählt hatte, nach langer und sorgfältiger Untersuchung und Prüfung, die sich auf die Höhenlage, die klimatischen Verhältnisse (Sonnenscheindauer, Temperatur, Windrichtung), Wasserversorgung, Bodenbeschaffenheit u. s. w. bezogen, als der beste unter einer Reihe von andern, welche ebenfalls in Betracht kamen, einmütig gewählt worden. Ein ungefähr 34 Jucharten umfassendes Gut, bestehend aus Wies, Wald und Waid, ganz nach Süden gelegen und gegen Ost und Nord geschützt, wurde käuflich erworben und auf demselben das Sanatorium erbaut, dessen Kosten mit Mobiliar sich auf ungefähr 550000 Fr. belaufen werden. An freiwilligen Beiträgen und Geschenken von Seiten vieler gemeinnütziger Privaten, des Staats und der Gemeinden ist bis zur Stunde nahezu eine halbe Million Franken eingegangen und den Rest hofft man in Bälde auf demselben Wege auch noch zu bekommen. Die Anstalt besteht aus drei durch gedeckte Gänge miteinander verbundenen, solid und in gefälligem Stil erbauten Häusern, von denen das mittlere als Verwaltungsgebäude dient, die Wohnungen des ärztlichen Direktors und des Verwalters, sowie die Speise- und Gesellschaftslokale und die Küche enthält, die beiden andern je für Aufnahme der männlichen und weiblichen Lungenkranken bestimmt sind. Vor allen drei Gebäuden sind Liegehallen angebracht, in welchen sich die Patienten den größten Teil des Tages zu jeder Jahreszeit aufhalten können. Die Krankenpflege wird von Schwestern vom roten Kreuz besorgt. Das Terrain, auf dem die Heilstätte erbaut, ist terrassenförmig gestaltet und stellt einen prächtigen Naturpark dar. Die mehrfachen Etagen, die äußerst günstige Verteilung an Wiesen und Wald, die wechselnde Zusammensetzung des letztern aus Nadelhölzern und Laubholz, gestalten sich in dem Sinne sehr günstig, daß zu allen Tageszeiten und ebenso in den verschiedenen Jahreszeiten Sonne und Schatten abwechselnd in reichem oder geringerem Maße vorhanden sind, so daß die Kranken im Winter ebenso reiche Auswahl von warmen, sonnigen Plätzen haben, wie im Sommer an kühlem Waldesschatten. Und was ebenfalls als wichtig hervorgehoben werden darf: ganz analog gestalten sich die Windströmungsverhältnisse. Plätze mit vollständiger Windstille, Plätze mit leicht bewegter Luft, auch solche mit rascherer Windströmung, die ja in der Sonnenhitze so angenehm ist, sind hier zu finden. Mit Leichtigkeit lassen sich absolut geschützte, herrlich isolierte warme Stellen auch im Winter aufsuchen, so daß es auch an natürlichen Plätzen für Liegestätten nicht fehlt. Lange Spaziergänge sind schon erstellt und werden noch erstellt werden, welche für die Lungenkranken wie geschaffen sind. An der einen Seite nach Norden bietet die Berglehne Windschutz, auf der andern Seite liegt das offene Thal, von woher reichlich Sonne einfällt; abwechselnd bald durch Wald, bald durch Wiesen führend und so staubfrei als möglich, sind diese Spaziergänge ein geradezu ideales Respiratorium oder Inhalatorium, wie es besser nicht in Weißenburg, Fideris und in Churwalden etc. von der Natur geboten wird. Die Zürcherische Heilstätte für Lungenkranke liegt entschieden über der Nebelschicht, die im Winter oft so lange das Plateau zwischen Jura und den Alpen bis zur Höhe von 7—800

Meter bedeckt. Die Aussicht von derselben ist prächtig, ja großartig, und wird sicherlich auf Geist und Gemüt der Kranken einen erhebenden, wohlthätigen Einfluß ausüben. Weit unten im Thale erblickt man die industriellen Anlagen, dann den Spiegel des Obersees bis hinunter nach Wädensweil, und gegenüber die Glarner, Schwyzer und Zürcher Berge, unter denen in weitem Kranze die schneebedeckten Gebirgsriesen hervorschauen, die wir von Kindheit auf so gut kennen, so oft in allen Beleuchtungen und Lebenslagen betrachtet haben und dabei so oft im Herzen mit Freude und froher Zuversicht aussagten: Sie sind dein Vaterland! — Ein so eingehend als möglich durchgeführter Vergleich mit Davos, dieser klassischen und weltberühmten Heilstätte für Lungenkranke, überzeugte uns, daß wir durch Verlegen unserer Anstalt in das Hochgebirge unsern Kranken im Zürcherischen Sanatorium kaum einen größern Vorteil für ihre Heilung dargeboten haben würden, wohl aber würden wir infolge der dort viel größeren Kosten für Landerwerb, Bau und Betrieb des Hauses, uns in der Notwendigkeit befinden, die Wohlthat, die wir anstreben, einer geringeren Zahl von Patienten bieten zu können, als wir es nun im Stande sind, da die Anstalt, welche für 100 Patienten berechnet ist, innerhalb des Kantons Zürich liegt und betrieben wird, wodurch auch der Besuch der Kranken von Seiten ihrer Angehörigen eher möglich ist.

Sonntag den 30. Oktober versammelten sich die speziell eingeladenen Ehrengäste mittags 11 Uhr in Wald, um dann zu Fuß oder Wagen die Haltigberghöhe zu gewinnen. Oben angelangt und um eine Ecke biegend sahen die Gäste da plötzlich das stattliche, mit eidgenössischen und zürcherischen Fahnen und Waldesgrün geschmückte Gebäude, und weil das vorher etwas regnerische Wetter sich aufzuheitern begann, auch bald den lieblichen See mit seinen reichen Ufern und die sonnenbestrahlten Berge vor sich. Ein Ausruf der Bewunderung entstieg manchen Lippen. Vor dem Eingang zum Verwaltungsgebäude, wo sich eine ansehnliche Schar von Festteilnehmern versammelt, übergab der Präsident der Baukommission, Kantonsrat Baur von Zürich, nach einer herzlichen Ansprache, in welcher er die Geschichte der Entstehung der Anstalt schilderte, den Gründern und Erbauern derselben, sowie allen, welche sich um sie Verdienste erworben hatten, warmen Dank aussprach, die Schlüssel dem Präsidenten der Aufsichts- und Direktionskommission Pfarrer Bion, welcher diesem Danke auch denjenigen an den vielverdienten Präsidenten der Baukommission beifügte und den Wunsch aussprach, daß die übergebenen Schlüssel allen Kranken, welche die Heilstätte beziehen, die Thore zu einem neuen Leben der Gesundheit, der Kraft und Hoffnung erschließen und noch recht viele Herzen und Hände zu opferwilliger Unterstützung derselben, deren sie sehr bedürftig sei, öffnen mögen. Beide Redner empfahlen das von christlicher Nächstenliebe gegründete Haus dem Gott der Liebe, der diejenigen, welche es leiten und in seinem Dienste stehen, erleuchten und stärken möge! Nachdem die Gäste die Anstalt und deren Einrichtung mit großer Befriedigung besichtigt hatten, wurde sie dem Publikum geöffnet, das in großen Scharen herbeigeströmt war und einstimmig seine Freude über das in allen Teilen so gelungene Werk aussprach. Hierauf kehrte man nach Wald zurück, von wo immer noch ganze Züge von Teilnehmenden und Neugierigen den Berg hinaufpilgerten, um die mit lebhafter Sympathie begrüßte Heilstätte zu besichtigen. Halb drei Uhr lud das machtvolle Geläute zum zweiten und Hauptteil der Feier in das geräumige Gotteshaus ein, welches dicht angefüllt wurde. Dem erhebenden Gemeindegesang folgte ein kurzes würdiges Gebet eines der beiden

Ortsgeistlichen und hierauf bestieg Pfarrer Bion die Kanzel und sprach folgende Worte:

„Es geht eine immer wachsende Bewegung durch alle die Kreise, welche sich die Beseitigung oder doch Linderung der großen Uebel, unter denen das jetzige Menschengeschlecht leidet, zu einer wichtigen Lebensaufgabe gemacht haben. Zu diesen Uebeln gehört auch die Lungenschwindsucht. Dieselbe vernichtet alljährlich, laut den eidgenössischen Sterblichkeitstabellen, in unserm Vaterlande über 6000 und im Kanton Zürich allein an 800 Menschenleben, was 10 Prozent der jährlichen Todesfälle ausmacht. Ihr erliegen gerade noch einmal so viele Personen, als an allen andern ansteckenden Krankheiten, gegen welche der Bund und die Kantone Schutzmaßregeln ergriffen haben, zusammen und zwar die Meisten in der Blüte und Kraft ihres Lebens. Doch ist es nicht der frühzeitige Tod allein, welcher diese Krankheit zu einer wahrhaft furchtbaren macht, sondern diesem Tode gehen meist Jahre des Siechtums und der Leiden voraus, ein langer hoffnungsloser Kampf zwischen Leben und Tod, der auch für die Angehörigen und Umgebung der Kranken etwas sehr Ergreifendes und Schmerzliches an sich hat. Zu allem dem werden nicht nur die Kranken, welche oft die Ernährer und Stützen ihrer Familien sind, in ihrer Arbeit und ihrem Berufe behindert, sondern mit ihnen auch ihre Familien. Ihre Pflege nimmt deren Zeit und Kraft in hohem Maße in Anspruch. Es wird oft das Letzte geopfert, um Hülfe und Rettung zu suchen und endlich muß die Unterstützung von wohlthätigen Privaten oder der Armenpflege in Anspruch genommen werden. So ist diese Krankheit in volkswirtschaftlicher Beziehung ein eigentliches Krebsübel, das große Summen von Kraft und Zeit verzehrt. Ein zürcherischer Arzt hat auf Grund möglichst genauer Berechnungen den materiellen Schaden, welchen die Verheerungen der Lungenschwindsucht dem Kanton Zürich alljährlich zufügen, auf über 10 Millionen Franken veranschlagt. Schon lange ist in ärztlichen Kreisen die Gefährlichkeit und Verderblichkeit der Tuberkulose, deren Folge die Lungenschwindsucht ist, erkannt und gegen sie gekämpft werden. Allein im großen Ganzen waren dies doch nur vereinzelte Bestrebungen und dieselben beschränkten sich vorzugsweise auf die besitzenden Klassen. Einer allgemeinen und energischen Bekämpfung der Lungenschwindsucht stand bis jetzt eine Ansicht, welche fast zu einem Glaubensatz geworden ist, im Wege: „die Lungenschwindsucht ist eine unheilbare Krankheit. Alle Anstrengungen, sie zu heilen oder auch nur einzuschränken, sind vergeblich." Diese Ansicht ist nun von der neuern medizinischen Wissenschaft als unrichtig erkannt und nachgewiesen worden, und die Folge dieser Erkenntnis ist eben die große, immer weiter sich verbreitende Bewegung, von der ich vorhin sprach und welche dahin zielt, besondere Heilstätten für Lungenkranke zu errichten. Solche Heilstätten entstanden und entstehen in neuerer Zeit in verschiedenen Ländern Europas, ganz besonders in Deutschland, und auch in Amerika. Die Erfolge derselben sind, soweit dies in der immerhin noch kurzen Zeit ihres Bestandes konstatiert werden kann, sehr erfreulicher Art. Ein kleiner Prozentsatz der von der Krankheit Ergriffenen, welche früher für unrettbar verloren galten, kann bei rechtzeitigem und rationellem Eingreifen geheilt, oder es kann doch die Krankheit gemildert und in ihrer Entwicklung gehemmt werden. Auch die Schweiz, welche ja auf dem Gebiete rettender Menschenliebe nicht hintansteht, ist von dieser Bewegung ergriffen worden. Bereits haben die Kantone Bern, Basel und Glarus Heilstätten für Lungenkranke (Bern auf Heiligenschwendi ob dem Thunersee, Basel

in Davos und Glarus auf Braunwald) eröffnet. Zürich folgt heute nach und Geldsammlungen zu gleichem Zwecke haben mit neuem Erfolg in den Kantonen Graubünden, St. Gallen, Thurgau, Aargau, Solothurn, Neuenburg, Waadt und Genf begonnen und werden fortgesetzt, so daß wir hoffen, in wenigen Jahren etwa zehn Heilstätten für Lungenkranke in unserm Vaterlande zu besitzen. (Schluß folgt.)

Aus dem Kanton Bern.

Auf den 15. November nächsthin tritt die eben neugewählte evangelisch-reformierte Kirchensynode des Kantons Bern zu ihrer ordentlichen Jahressitzung zusammen. Die Wahlen haben sich in aller Stille, ohne Aufregung und darum auch ohne starke Beteiligung der Wählerschaft vollzogen. Immerhin bedeutet das Ergebnis derselben, soweit wir es heute übersehen können, eine kleine Verschiebung nach links. In der Stadt Bern bleibt der bisherige Besitzstand: die Reform zählt 7, die Rechte 5, die Mitte 3 Mitglieder. Auf dem Lande kam es an einzelnen Orten zu kleinen Scharmützeln, aus denen die Reform siegreich hervorgegangen ist. Fatal ist der Umstand, daß die Synode wegen mangelnden Interesses von Seiten der Laien und nur zu großer Bereitwilligkeit der Pfarrer, in die Lücke zu treten, mehr und mehr zu einer Geistlichkeitssynode wird, eine Erscheinung, die übrigens auch auf dem Gebiet der Schule zu Tage tritt, wo die Synodalen immer mehr den Lehrerkreisen entnommen werden. So begreiflich diese Erscheinung in ruhigen Zeiten ist, so wenig entspricht sie dort wie hier einer gesunden Entwicklung der betreffenden Institutionen. Nur zu leicht wird die Schule mit der Lehrerschaft und die Kirche mit der Geistlichkeit identifiziert.

Gleichzeitig mit den Synodalwahlen wurden in der Stadt Bern nach vorausgegangener Verständigung der verschiedenen Richtungen die Kirchgemeindewahlen vollzogen. Der verdiente Präsident des Kirchgemeinderates der Heiliggeistgemeinde, Herr Gymnasiallehrer Hegg, welcher eine Wiederwahl ablehnte, wurde durch Herrn Schuldirektor Balsiger ersetzt; ebenso Herr Kommandant Gugger, Kirchgemeindspräsident der Lorraine, durch Herrn Professor Steck; der Kirchgemeinderat dieser Gemeinde zählt 7 Freisinnige, 5 Positive und 1 Wilden. Am Münster wurde Herr Gefängnisdirektor Schaffroth neu in den Kirchgemeinderat gewählt.

Die Verhandlungen der Kirchensynode werden am 15. November eingeleitet durch eine Predigt von Pfarrer Ryser. Von den Traktanden erwähnen wir die Wahlen des Büreaus und des Synodalrats, sowie eines Mitgliedes der theologischen Prüfungskommission; ferner den Geschäftsbericht des Synodalrats pro 1897/98, sowie die Anträge des letzteren betreffend Revision der Liturgie, Förderung des Kirchengesangs und Herausgabe eines französischen Kirchengesangbuchs. Laut Geschäftsbericht ist man in Bern über den Kaiserbesuch in Jerusalem nicht so begeistert wie anderwärts. Der Bericht motiviert die Ablehnung der auch an Bern ergangenen Einladung zur großen Kaiserwallfahrt mit den Worten: „Die Haltung der Schweiz in der Armenierfrage, die bedeutenden Summen, die jetzt noch für die Waisen der unglücklichen Opfer des mohammedanischen Fanatismus dahinfließen, sind jedenfalls die richtigeren Mittel, das Band zwischen den Christen des Orients und uns enger zu knüpfen, als ein Aufmarsch schweizerischer Kirchenräte im Gefolge des deutschen Kaisers.“

Zum Schlusse der vierjährigen Amtsdauer der abgetretenen Kirchensynode ist ebenfalls ein interessanter Bericht über den religiösen, kirchlichen und sittlichen Zustand der evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Bern erschienen, namens des Synonalrats erstattet durch Pfarrer Meyrat in Renan. Das auf Grund von 194 pfarramtlichen Berichterstattungen entstandene Buch giebt ein äußerst lehrreiches Sittenbild und zeigt, daß im Berner Volk trotz allen zum Teil recht argen Gebrechen, die im Geiste eines Jeremias Gotthelf gegeißelt werden, ein reiches religiöses und kirchliches Leben pulsiert. Besonders interessant sind die Antworten, welche auf die Frage: „Machen sich die Bestrebungen, welche eine Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse bezwecken, in ihrer Gemeinde ebenfalls bemerkbar, und wie äußern sie sich?" eingelaufen sind. Etwa dreißig Berichterstatter beantworteten diese Frage nicht, vierundachtzig sagen, sie hätten in ihren Gemeinden keine oder höchstens schwache Spuren bemerkt. Einer darunter bedauert es und meint, etwas mehr socialer Sauerteig wäre im gewerblichen Leben sehr wünschenswert. Ein anderer sagt: „Der Pfarrer ist der größte Socialdemokrat, den die Gemeinde hat." Dreiundvierzig Berichte weisen auf mehr oder weniger deutliche Anzeichen einer vorbereitenden Thätigkeit hin, welche sich in Hinsicht auf eine sociale Umbildung in den Köpfen vollzieht. Einer derselben sagt: „Die Socialdemokratie hat ca. zehn Vertreter, alles faule Schlingel oder Mägde, welche jedermann zur Last sind." Etwa vierzig Berichte reden vom Bestehen einer mehr oder weniger stark organisierten Arbeiterpartei: „Ihr hauptsächlichster Herd ist Bern. Die „Tagwacht" giebt die Theorie, das Volkshaus mit seinen Vergnügungen und Biergelagen, von Vätern und Müttern bis tief in die Nacht besucht, setzt sie in Praxis über. Auch die Jugend wird nur zu früh in diesen socialistischen Kultus eingeweiht, wo unter anderem gesungen wird: „Der Heiland ist noch nicht geboren, der unsern Kindern Freiheit bringt." Ein Bericht, der aus einer dem Hauptort benachbarten Ortschaft stammt, sagt: Die hiesige Arbeiterschaft ist auch zum Gefühl ihrer kommenden Freiheit erwacht, ich gönne ihnen dieselbe von Herzen, werden doch durch diese sociale Bewegung glücklicherweise nicht alle ihre Ziele erreicht werden, aber doch auch einige berechtigte. Freilich zeitigen diese socialen Bestrebungen jetzt zunächst auch einige oder manche betrübende Früchte: ein nur noch äußerliches und gespanntes, sogar feindliches Verhältnis zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, Hochmut und ungerechte Forderungen der Arbeiterwelt in einzelnen Fällen, systematische Verleumdungen in gewissen Preßorganen gegenüber einzelnen Arbeitgebern, Undank gegen Gott und Menschen, Verhetzung schon der Kinderwelt gegen das Kapital und damit leider auch gegen sogenannte Kapitalisten, Respektlosigkeit gegenüber jeder Autorität außer der socialdemokratischen Parole und deren Urheber. Und wie leicht begreiflich ist, bringt die ganze Bewegung einen mächtigen Zug, zu suchen nur, „was drunten ist", und, „was droben ist", zu verachten. Mit ihrer Gleichgültigkeit gegen die Religion und ihrem geheimen oder öffentlichen Kirchenhaß schaden sie aber dem Guten in ihren Bestrebungen sowie ihrer Sache bei ernst religiösen Bürgern." Aus der gleichen Gegend schreibt man: „Der hiesige Socialismus ist zum Glück durchaus nicht religionsfeindlich." Wirklich zeigt sich fast durchweg ein gewisser Frontwechsel, selbst in Bern: „Die Feindschaft dieser Kreise gegen Religion und Kirche ist in der Abnahme begriffen." Biel sagt: „Die socialistischen Bestrebungen äußern sich weniger in gegenseitiger Verhetzung und leidenschaftlicher Bekämpfung der Besitzenden als vielmehr in ruhiger, bescheidener Socialreform. Eine religionsfeindliche

Tendenz zeigt sich in keiner Weise; und St. Immer: „Wenn man auch nicht behaupten kann, daß sich unter den verschiedenen Gesellschaftsklassen eine vollständige Annäherung vollzogen habe, so hat sich doch die Leidenschaftlichkeit gelegt und herrscht in unserer Bevölkerung ein friedlicherer und wohlwollenderer Geist als früher. Die gemachten Erfahrungen haben viele Vorurteile zerstreut und manchem die Augen geöffnet."

Wir schließen diese Mitteilungen mit folgenden zutreffenden Worten eines Korrespondenten: „Bei aller Kritik, die gegenüber der socialdemokratischen Doktrin berechtigt ist, muß doch zugegeben werden, daß es an Wahrheitskörnern bei dieser neuen Lehre nicht fehlt. Wenn nur die bürgerlichen Parteien diese mit Energie heraussuchen und ins staatliche und gesellschaftliche Leben einführen würden! Dann wird sich um so besser eine gut erwogene, praktische, mit Erfolgen gekrönte Socialreform anbahnen lassen, die fern ist von allem turbulenten Revolutionsgeist, welche den Haß der verschiedenen Klassen tilgt und die getrennten Brüder einigt. Für eine solche Socialreform fehlt auch auf dem Lande das Verständnis nicht, ebenso ist die Einsicht vorhanden, daß das weiter führen wird als der Umsturz. In diesem Sinne wird sich auch der Geistliche an der Lösung der socialen Frage beteiligen müssen, und er wird damit nicht nur der Kirche, sondern, was noch wichtiger ist, der Religion gute Dienste leisten."

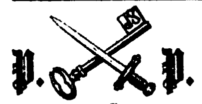
Wochenschau.

Die Türken sind die einzigen Gentlemen des Orients! soll Fürst Bismarck gesagt haben. Und weil er es sagte, kann man es zustimmend in vielen deutschen Zeitungen lesen. Es zu wiederholen lohnt sich um so mehr, da man damit auch seinen Kaiser in seiner Sultans-Freundschaft rechtfertigt. Glückliches Zusammentreffen für alle loyalen Deutschen, in diesem Punkt gut kaiserlich, und zugleich gut Bismarckisch sein zu dürfen. Das Türkenlob blüht daher jetzt unter den Deutschen und ein Herr Doktor Barth gab seinem Buch den netten Titel: Türke, wehr Dich! Was er an den Armeniern that und noch thut, sei pure, notwendige Abwehr. Als Naumann jüngst mit in Konstantinopel war und im dortigen deutschen Handwerkerverein über das Massenmorden unter den Armeniern sprach, stand ein Töpfermeister auf und erklärte: er halte die Nächstenliebe für das höchste Gebot, aber nach seinen Beobachtungen, die er seit Jahrzehnten in Konstantinopel und in Kleinasien gemacht, müßte er sagen, die Türken seien in Notwehr; ihre Gutmütigkeit, Nachlässigkeit und Noblesse werde von den Armeniern schändlich ausgenutzt, diese seien im ganzen Orient die schlimmsten Betrüger und Wucherer, in moralischer Beziehung seien sie für Konstantinopel eine Pest; es geschehe ihnen recht. Und ganz Freisinnige fügen noch bei, die Missionäre der Engländer und andere Mucker haben die Armenier mit Bibeln und Traktaten aufgestachelt, zu Rebellen gegen die türkische Obrigkeit gemacht und diese habe ihnen die richtige Antwort gegeben. Auch ganz neutrale Kaufleute, die im Orient leben, bestätigen das; der Jude im Orient sei schlimm, der Grieche noch viel schlimmer, aber am allerschlimmsten der Armenier. Wir hörten von einem solchen Kaufmann folgende Legende erzählen: Der Teufel habe sich anerboten, ein Scheusal zu machen, vor dem Gott ausspucken werde. Er machte zuerst einen Juden, den Gott noch ziemlich erträglich fand. Der griechische Christ war schlimmer,

doch noch nicht zum Ausspucken. Erst als der armenische Christ entstand, wandte sich der liebe Gott ab und erklärte, der sei allerdings nicht mehr zum Aushalten.

Somit wären wir die letzten Jahre mit unsern Sympathien und Sammlungen für die Armenier irre gegangen, von den Pietisten hineingeleimt? Das nun doch nicht. Denn es mag vom Durchschnitt der Armenier noch so verdient sein, was ihnen böses nachgeredet wird — die Massakres gingen über alle, auch die Unschuldigsten und ihre Kinder. Zudem sammelte man im Abendland nicht, weil man die Armenier für gute Christen hielt, sondern weil sie um des christlichen Namens willen in den Tod getrieben wurden, denn übles Volk giebt es in allen Konfessionen im Morgen- und Abendland. Und das besonders mußte die Weiterblickenden empören, daß die großen Herren auf den Thronen, die über die Türken herfielen, um Konstantinopel zu erobern und die wegen ein paar getöteter Missionare eine Kriegsflotte nach China schickten, wo etwas zu holen war, dem Schlachten der Armenier ruhig zusahen, obschon sie es mit einer Handbewegung hätten aufhalten können, weil eben in Anatolien nichts zu holen war. Darum war der Hülferuf für die Armenier doch recht, ein richtiges Gefühl, wie es das sogenannte „dumme Volk" fast immer hat.

Ein Mann, der besonders eifrig für die Sache der Armenier wie überhaupt für jede Sache, die den christlichen Namen trug, war, ist vor einigen Wochen auf der Fahrt nach Palästina, wo er die Kaisertage miterleben wollte, auf dem Schiff zwischen Marseille und Alexandrien im besten Alter plötzlich gestorben und statt ins irdische ins himmlische Jerusalem gekommen, Herr Paul Kober-Gobat aus Basel. Er war ein sehr praktischer, betriebsamer Mann und persönlich durchaus nicht so eng wie die meisten „christlichen" Schriften, die er von seiner Buchhandlung im Fälkli aus vertrieb. Ich stand einmal mit ihm im strömenden Regen am Fuß des Gurnigel und wir wollten beide gern nach Thun auf den Zug. War aber im ganzen Dorf nur ein einziges Wägelein zu bekommen, also setzten sich der Pietist und der Reformer zusammen hinein. Unterwegs beklagte sich Herr Kober über die Socialisten; er sagte, sie werden uns alle noch über den Haufen werfen, darum verlasse er Basel nie für mehrere Tage, ohne sich darauf einzurichten, daß bei seiner Heimkehr in Basel vielleicht die Revolution sei. Ich sagte ihm, daß ich deswegen nie die mindeste Angst verspüre, und das komme daher, daß ich erstens weniger Geld und zweitens mehr Glauben habe als er! — Ich danke es ihm jetzt noch, daß er es nicht übel nahm, denn als wir in das Städtchen Thun einfuhren, waren die zwei Insassen des Wägeleins in einer so fröhlichen Stimmung, daß niemand gedacht hätte, der eine gehöre nach pietistischer Dogmatik in den Himmel und der andere in die Hölle. Möge er nun im Himmel sein, in den nach meiner Dogmatik alle kommen, die eines guten Willens sind.



132. Versammlung: Dienstag, den 15. November 1898, abends 8 Uhr, in obern Saale der Mägd, St. Johannvorstadt.

Traktanden: 1. Herr Lehrer Groß: Kirche und Schule in alter und neuer Zeit. 2. Herr Pfarrer Böhringer: Die böse Sieben. 3. Herr Redaktor Amstein: Ein Religionsprozeß in jüngster Zeit. 4. Mitteilungen.

Zu zahlreichem Besuche ladet ein **Die Kommission.**

Berichtigung. In der letzten Nummer pag. 356 Zeile 19 von unten ist statt Versicherungsanstalt zu lesen: „Bildungsanstalt".

Zur Notiz. Der Schluß des Artikels „Die sittliche Weltordnung und der Krieg" folgt in nächster Nummer.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 47. Samstag, 19. November 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Beim Tod eines Kindes.

Wenn ich betet' über meinem Kinde:
Herr, erhalte du sie mir!
Eine Stimme sprach in mir gelinde;
Wenn es gut ist ihr und mir.

Anders fügst du's nun mit meinem Kinde,
Herr, als ich es bat von dir;
Doch die Stimme spricht in mir gelinde,
Daß es gut sei mir und ihr.

Daß es gut der Mutter und dem Kinde
Sei, getrennt zu werden hier,
Fass' ich nicht; die Stimme spricht gelinde,
Daß es gut ist, Herr, vor dir.

Fr. Rückert.

Die Einweihung der Zürcherischen Heilstätte für Lungenkranke am 30. Okt. 1898.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Wenn die durch hervorragende Vertreter der ärztlichen Wissenschaft erweckte und sich immer mehr verbreitende Ueberzeugung, daß der Kampf gegen die Lungenschwindsucht kein erfolg- und aussichtsloser ist, die segensreiche Wirkung gehabt hat, daß dadurch ein neuer und größerer Eifer zur Bekämpfung derselben angefacht worden ist, so ist diese Ueberzeugung auch noch nach einer andern Richtung hin ein großer, heilbringender Fortschritt. Es geht wie eine prophetische Verheißung durch die Herzen von Hunderttausenden armer Lungenkranker und ihrer Angehörigen: Wir sind doch nicht rettungslos verloren! Unsere Väter und Mütter, unsere Männer und Frauen, unsere Kinder und Geschwister sind nicht rettungslos verloren. Wir, sie können wieder genesen und einander erhalten bleiben! Diese Hoffnung lindert das schwere Los der armen Kranken und wirft einen Strahl des Lichts und der Freude in die betrübten Herzen; denn das schlimmste

Los ist hoffnungslos. Die prophetische Verheißung, welche die Wissenschaft uns giebt, zu verwirklichen, ist eine hohe Aufgabe und heilige Pflicht aller Menschen- und Vaterlandsfreunde und auch die treibende Kraft gewesen, welche die Gründung der Heilstätten für Lungenkranke veranlaßte. Wir wissen gar wohl, daß diese Heilstätten die Tuberkulose nicht aus der Welt schaffen, aber sie bilden einen kräftigen und erfolgreichen Anfang zur Bekämpfung derselben. Sie werden Tausende von leiblichem Verderben uud geistigen Qualen erretten und noch viel mehr Tausende davor bewahren, indem sie dieselben zu einer richtigen, vernünftigen und den Gesetzen der Gesundheit angemessenen Lebensführung anleiten und sie lehren, sich und andere vor der schrecklichen Krankheit zu bewahren und an ihrer Genesung selbst fortzuarbeiten.

Ich führe Sie, geehrte Versammlung, im Geiste hin an die Kranken- und Sterbelager unserer Lungenschwindsüchtigen. Wenige sind wohl unter uns, die nicht schon an solchen gestanden; denn der Weheruf der Klage über diese furchtbare Krankheit ertönt in fast allen Familien unseres Vaterlandes. Da stehen vor uns die Tausende mit ihrem abgemagerten Antlitz, auf welches die hektische Röte den trügerischen Schein der Gesundheit ergossen hat. Aus ihren großen, fieberglänzenden Augen tritt uns ein tief ergreifendes Gemisch von Hoffnung und Verzweiflung entgegen. In langsamer Qual löst sich das Sterbliche vom Unsterblichen. Um sie herum kämpfen ihre Angehörigen, ihre Gatten, Eltern, Kinder und Geschwister den Kampf hoffnungslos und unter tausend Schmerzen mit. Sprechen nicht dieses Elend, dieser Jammer mächtig an unser Herz?! Sollen wir nicht alle Kräfte aufbieten, um einem Uebel zu wehren, das die Quelle von so viel Unglück und Leid ist?! Gewiß! denn alle Uebel in der Welt sind nicht da, um fortzubestehen, sondern um unsere Einsicht, Liebe und Thatkraft herauszufordern, sie zu bekämpfen und zu überwinden. Denen, welche etwa egoistisch denken und sagen möchten: „Man kann nicht überall helfen, wir haben genug für uns selbst zu sorgen", bringen wir in Erinnerung, daß, wenn nicht die Liebe zu den Mitmenschen, so doch die Liebe zu sich selbst und die Pflicht der Selbsterhaltung sie antreiben sollten, sich an unserm Werke zu beteiligen und einer Krankheit entgegenzutreten, die ansteckend sein kann, so daß Keiner vor ihr sicher ist. Unsere Reichen und Besitzenden zumal mögen bedenken, daß je mehr sie den berechtigten Ansprüchen der Armen und Elenden liebevoll entgegenkommen, sie desto weniger sich vor unberechtigten Forderungen schützen müssen. Die Starken sollen die Lasten der Schwachen tragen helfen.

So empfehlen wir denn bei dieser Feier die erste Zürcherische Heilstätte für Lungenkranke aufs wärmste den Behörden und dem Volke unseres Kantons. Sie bedarf noch andauernder und kräftiger Unterstützung, damit sie ihre Aufgabe erfüllen kann. Wir empfehlen sie dem Wohlwollen und Schutze der Vorgesetzten und Bewohner der Gemeinde Wald, welche für dieselbe schon so erhebliche und verdankenswerte Opfer gebracht haben. Wir empfehlen sie vor allem dem Schutz und Segen Gottes, der da alles wirket in allem. Mit dem Lied: „Mit dem Herrn fang' alles an" haben wir unsere Feier begonnen, mit dem Liede: „Nun danket alle Gott" werden wir sie schließen. Ja, Gott wollen wir danken, daß er so viel Einsicht, Liebe und Kraft in Geist und Gemüt gelegt hat, um ein solches Werk der Menschenliebe und öffentlichen Wohlfahrt zu gründen und für dasselbe so viele Herzen und Hände öffnete. Gott wollen wir bitten, daß er durch dieselben Kräfte, welche dieses Werk

ins Leben riefen, dasselbe auch erhalten und gedeihen lassen möge zum Segen unsers Volkes und Vaterlandes.

Auf sonniger, aussichtsreicher Höhe steht unsere Heilstätte und schaut hinab auf ein Landgebiet, das durch den Fleiß, die Thatkraft und Menschenliebe aus giftigen Sümpfen zu fruchtbaren Gefilden umgewandelt wurde und schaut empor zu den herrlichen Bergen unseres Vaterlandes, den Zeugen der Macht und Majestät Gottes. Möge dieser Blick abwärts und aufwärts den armen Kranken allezeit die Erinnerung und den Trost ins Herz legen, daß sie unter einer gesitteten und hilfreichen Bevölkerung leben und ob ihnen ein Gott waltet, der helfen kann. Und wir selbst, die wir jetzt oder in Zukunft berufen sind, dieses Werk zu leiten und zu pflegen, wollen, wenn wir je in unserer Arbeit verzagen oder ermatten sollten, uns in das stärkende Bewußtsein versenken, daß wir Glieder einer für alles Gute thätigen, großen Volksgemeinschaft sind und unsere Augen erheben zu den Bergen, von denen uns die rechte Hilfe kommt!" — Nach dieser Rede sang der kräftige und wohlgeschulte Männerchor Wald das ewig schöne Lied: „O mein Heimatland" und Professor Dr. O. Wyß, ein um die Gründung und Organisation des Lungensanatoriums hochverdienter Mann, trat auf die Kanzel. In anziehender und lehrreicher Weise schilderte er die ersten Bestrebungen zur Heilung der Lungentuberkulose im Gebirge und sprach dann von der doppelten Aufgabe der neuen Heilstätten: Brustkranke zu heilen und die Ansteckungsgefahr zu vermindern. Er schloß mit herzlichem Dank gegen die Behörden und Privaten, welche das Werk ermöglichten und mit dem Wunsche, daß unter Gottes Beistand dasselbe dem ganzen Lande Segen bringen möge. Gewaltig erbrauste alsdann das von sämtlichen Gesangvereinen der Gemeinde vorgetragene Lied: „Du liebe, freie Schweiz" und der herrliche Choral: „Nun danket alle Gott", schloß die erhebende Feier.

Unter Glockengeläute löste sich die sichtlich bewegte Versammlung auf und aus aller Augen leuchtete die Freude über das so edel eingeweihte Werk der Menschenliebe und der Gemeinnützigkeit, welches der Gemeinde Wald zur Zierde und dem ganzen Kanton zum Segen dienen wird.

Der dritte Teil der Feier bestand in einem Bankett im Gasthof zum Schwert, welches einen würdigen Schluß derselben bildete. Mit zahlreichen, trefflichen, bald ernsten, bald humoristischen Toasten wechselten Musikvorträge des Orchesters Harmonia und Lieder des Männerchors und des gemischten Chors Wald ab. Es sprachen im Namen der Bevölkerung von Wald der Gemeindepräsident Schenkel, im Namen der Regierung Sanitätsdirektor Ernst und die anwesenden Vertreter der gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons und der Bezirke in deren Auftrage. Von den Vorständen der Schwesterheilstätten Bern, Basel und Glarus waren herzliche Glückwünsche eingegangen. Man trennte sich um 7 Uhr abends mit dem dankbar-frohen Gefühle, einen schönen Tag gefeiert und ein Segen verheißendes Werk eingeweiht zu haben.

Die sittliche Weltordnung und der Krieg.

IV (Schluß, siehe Nr. 45).

Mit dem Gesagten ist die Frage, ob der Krieg überhaupt Gottes- oder Menschenwerk sei, beantwortet. Sie hat aber auch ihre besondere praktische

Bedeutung. Man sagt bekanntlich immer: Kriege kommen nicht auf einmal, sie liegen meist lange schon in der Luft, auch der letztjährige im Orient, auch der spanisch-amerikanische; das volle Pulverfaß muß explodieren, sobald der zündende Funke hineinfällt. Aber ganz abgesehen davon, daß man z. B. den erstern in ganz anderer Weise erwartet, muß doch Jemand sein, der absichtlich oder unabsichtlich die Lunte in das bereite Pulver wirft. Beim spanisch-amerikanischen Krieg hat man sich viel Mühe gegeben, ihn zu verhindern. Beim andern aber sah man lange den Stein ins Rollen kommen; die einen haben gestoßen, ganz offenkundig oder im Geheimen und Verborgenen; andere haben nicht zurückgehalten, nicht beschwichtigt, nicht gethan, wozu sich noch reichlich Gelegenheit geboten, was sie merkwürdigerweise heute thun „müssen", aber rechtzeitig eingeleitet, das Blutvergießen überflüssig gemacht, der Weltgeschichte ein dunkles Blatt und der Christenheit die Schmach der Demütigung eines ihrer Glieder durch den Halbmond erspart hätte. Dabei hat sich wieder einmal deutlich gezeigt, daß die gerade bei uns so häufige Behauptung einfach nicht wahr ist: die Großen, Fürsten und Könige, Minister und Staatsmänner seien es, die den Krieg wollen, die Völker selber seien so friedebedürftig, so lammfromm. Das Bedürfnis ist allerdings deutlich; nur entdeckt man's mitunter zu spät. Wahrhaftig, wenn die Fürsten noch so sehr den Krieg wünschten, sie müßten das Schwert in die Scheide stecken, wenn die Völker nicht Heerfolge leisteten. (Uebrigens hätten diese jetzt, nachdem das Wort vom Frieden vom mächtigsten Kaiserthron herab gesprochen worden, Gelegenheit, den Mann bei seinem Worte zu behaften, dafür zu sorgen, daß es Wahrheit werde und zu beweisen, daß ihre behauptete Friedensliebe ihnen heiliger Ernst ist.) Aber wenn einmal die Volksleidenschaften aufgehetzt und aufgewühlt sind, wenn der Ruf „Krieg", „das Volk will ihn", schauerlich durch die Gassen heult, wer will das wilde Roß noch bändigen? Da, in den Völkern selber, in ihrem Neid und ihrer Eifersucht, im nationalen Stolz und Hochmut und Eitelkeit, in all' den Aeußerungen nationaler Eigenliebe, die den Zündstoff häufen, ist die Ursache des Krieges zu suchen. Wem es also Ernst ist um den Frieden, der arbeite an der öffentlichen Meinung! Man wecke das Volksgewissen! Man schaffe, daß all' den verbrecherischen Gelüsten, die zum Kriege führen, ein Damm entgegengesetzt werde! Aus den kleinen Vereinen sollten ganze Völker werden, die den Frieden wollen. Der orientalische Krieg wenigstens wäre nicht möglich gewesen, wenn im Westen unseres Erdteils der allgemeine Volkswille und ein entrüstetes Gewissen sich zwischen die streitenden Parteien gelegt hätte, wenn nicht gerade diese Länder durch ihre Taktlosigkeit in der Armenier- und Kreta-Frage sich zu Mitschuldigen des spätern Blutvergießens gemacht hätten.

* * *

Sind wir aber soweit gegangen, den Krieg als aller sittlichen Weltordnung zuwider zu erklären, dann kehrt sich die Frage gegen uns: wie ist er denn überhaupt möglich? Die Frage liegt überaus nahe und vermutlich giebt es gerade unter denen, welchen das Elend des Krieges zu Herzen geht, solche, die deshalb an Gott und seiner Weltordnung fast irre werden möchten. Wenn vollends im Kriege nicht das Recht und die „gute Sache" siegt, sondern die Gewalt, wie ist es dann mit der sittlichen Weltordnung?

Mit bekannten Gleichnissen zu reden: als der verlorene Sohn vom Vater sich losriß und dieser ihm den Willen ließ, wohl wissend, was geschehen werde, da dachte sich der Sohn den Vater als einen guten Mann,

mit dem man umgehen könne wie man wolle, bei dem man bleiben, den man aber auch verlassen könne; als er dann draußen war, arm und bloß, in Schmach und Schande, von den einstigen Freunden im Stiche gelassen, da machte er nicht dem Vater im Stillen Vorwürfe wegen seiner Lieblosigkeit, seiner Ungerechtigkeit und Thorheit: warum hat er mich nicht mit Gewalt zurückgehalten? Dazu war der Sohn zu wahrhaft geblieben. Aber ein tiefes Gefühl für die Liebe des Vaters erwachte in ihm, und als er dann, seiner Thorheit inne geworden und reuig zurückkehrend, wieder Aufnahme gefunden, da pries er des Vaters Liebe, Geduld und Weitherzigkeit, die ihm Freiheit gelassen und trotz dem Mißbrauch derselben ihn nicht verstoßen; jetzt liebt auch er den Vater und will dessen Willen thun in voller Hingebung an denselben; er hat erfahren, daß die Freiheit nur besteht im rechten Gebrauch derselben und die Liebe da am größten ist, wo sie verzeiht und vergiebt und wieder aufnimmt. M. a. W. der Krieg gehörte einer Zeit an, wo die Menschheit auf ihre Pflichten und Aufgaben sich noch nicht besser verstand und darum auch das Elend und den Jammer der selbstgewählten Freiheit mitertragen mußte, um endlich inne zu werden, daß Freiheit für Einzelne und Völker nur besteht in der freiwilligen und freudigen Unterordnung unter das Gebot der sittlichen Pflicht, der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Liebe. Als Josephs Brüder sich vor ihm fürchteten, erwiderte er: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen“ — er hätte ruhig hinzufügen können: „nicht ohne meine Schuld“ — „aber Gott hat es gut gemacht.“ Und wenn wir die Geschichte betrachten, dürfen wir nicht bei dem „Heute“ stehen bleiben, das aus dem „Gestern“ geworden und aus dem das „Morgen“ wieder emporsteigt. Wir müssen sie im Großen und Ganzen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenfassen. Dann sehen wir die Größe einer Weltordnung, die dem Menschen Freiheit läßt, die aber in all' die Fäden, welche die Menschen ziehen, ihre Gedanken ewigen Rechts nnd der Liebe mit hineinwebt. Jede Schuld rächt sich auf Erden. Wenn heute der Türke da ist — auch das wäre nicht möglich gewesen ohne die Schuld von Christen, die gar keine Christen waren; und wenn das türkische Regiment im Lauf der Jahrhunderte nicht anders geworden, mag das noch so sehr an ihrer Religion, an ihrem Koran liegen — es liegt noch vielmehr an den christlichen Nationen, die bloß auf die Beute lauern, welche in ihren Besitz fallen soll, statt die Stadt auf dem Berge zu sein, die nicht verborgen bleibt. So müssen wir's auch dahingestellt sein lassen, ob die Mächte, welche das Blutvergießen in Armenien nicht gehindert, der geknechteten Bevölkerung Kretas das Recht der Selbstbestimmung versagten, ihren Lohn nicht auch noch bekommen. Aber das ist sicher: auch aus dem, was Menschen böse gemacht, läßt die ewige Ordnung aller Dinge wieder Segen blühen, wenn sie ehrlich genug sind, ihre Schuld einzugestehen, die erhaltenen Lehren zu beherzigen, das Böse gut zu machen, wie die alte Eidgenossenschaft vor hundert Jahren in Trümmer gesunken, aus denen ein neuer Schweizerbund emporgestiegen ist.

So gestehen wir denn, daß der Krieg nur sein muß, so lange die Menschen selber ihn wollen, daß aber die sittliche Weltordnung selber bleibt, durch keinen Napoleon sich aus dem Geleise bringen und stürzen läßt, über aller Thorheit und Roheit und Leidenschaft der Menschen zur Tagesordnung schreitet und neues Leben blühen läßt aus den Ruinen. Die Schrift drückt es aus mit dem schönen Wort: „Berge mögen weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von euch weichen und der Bund meines Friedens

soll nicht hinfallen, spricht der Herr, der Erbarmer.“ Dann aber sollten wir uns nicht fürchten, zu den ewigen Gedanken des Rechts, der Liebe und des Friedens zu stehen, ob sie auch noch wenig Glauben und Anerkennung finden; sollten uns nicht fürchten zu bekennen: wenn Europa den festen Willen hätte, keinen Krieg mehr zu dulden, so könnte auch keiner mehr ausbrechen; sollten uns nicht fürchten, diesen Mut zum Guten an den Tag zu legen, auch wenn wir einstweilen allein stehen sollten in unsern Kreisen und unser Volk im Rat der Nationen. Und erst dann, aber auch dann erst, wenn trotz des erklärten und völkerrechtlich fixierten Willens zum Frieden dennoch das Schwert sich wieder erhebt, mögen wir sagen: es muß so sein, Gott hat es also gewollt!

Dennoch treu!

Wie so mancher wohl bin auch ich von Hause fortgegangen, mißmutig, enttäuscht, statt einer Anerkennung für mühsame Arbeit kam Spott und Hohn, kleinliche Angriffe, wieder ein paar Nadelstiche mehr und sie schmerzen alle. Nun ist's genug, nun wirfst du dein Amt weg, so verleidet's einem, nirgends sieht's so trostlos aus wie auf dem Felde der Religion. Da zu rufen, zu schaffen, ohne irgend ein Besserwerden zu erkennen, das ist hart, lieber willst du anderswie dein Brot verdienen. Solcherlei Gedanken waren's, die das Herz beschwerten. — Weit hinten im Thal liegt idyllisch die Herberge, saftige Wiesen färben das Bild, hoch, trotzig ragt hinter dem Hause die kahle Fluh, so trotzig bin auch ich geworden, so starr und kalt will das Gemüt auch werden, wie dort keine Blume mehr wächst, wie das Wasser schnell abläuft, so will's im Herzen nicht mehr grünen und blühen. Doch da ist Hilfe. Der alte Doktor ist dahinten zur Kur, ein gar gemütlicher Schwätzer und ein, wie man so sagt, jovialer Mann. Wir sitzen im Freien, ich erkundige mich nach seiner Gesundheit, und er erzählt vom Zipperlein, vom Herzklopfen und von seinen schwachen Augen. Er habe den Staar, aber erst im Winter wolle er sich operieren lassen, jetzt sei die Sache noch nicht reif. Aber er freue sich doch noch seiner alten Tage, erst am Sonntag sei der Sohn gekommen mit seiner Frau und ihren Verwandten, da sei's lustig gewesen, hoch hergegangen, natürlich hätte er „wixen“ müssen, aber er habe es mit Freuden gethan. Und wie's so alte Leute haben, sie erzählen das ihnen nächstliegende immer gern wieder, und so fängt er denn von neuem von seinen Augen zu reden an. Sei eine dumme Sache, übrigens liege das Uebel in der Familie, seine Schwester habe den Staar auch in beiden Augen und sehe fast gar nichts mehr. Ja, frage ich, warum läßt sie sich denn nicht operieren? Ich meinte, es sei vielleicht zu spät oder sie sei etwa schon zu alt, aber nichts von alledem, sehen Sie, sagte er, und er rieb den Daumen und Zeigefinger miteinander, es fehlt an den Moneten. Den Moneten? ein jovialer alter Herr, der's hat und von den Zinsen lebt. Schnell bin ich aufgebrochen, es hat mich nicht länger gelitten, ich Feigling wagte nicht etwas zu sagen, später hab' ich's dann gethan, so es fehlt an den Moneten! Nein, an denen fehlt's nicht, aber an der Herzwärme, an der Bruderliebe, an dem, was eben den Menschen zum Menschen macht. Eine Schwester, und dazu noch eine blinde! Still und traurig bin ich heimgegangen und doch anders. Was sind Widerwärtigkeiten, was Enttäuschungen, da heißt's, den Leuten den Staar zu stechen, die blind sind, die ängstlich tasten, ob sie ja auch ihre sieben Sachen bei einander

haben, da gilt's, den Menschen die Augen zu öffnen, daß sie Bruder und Schwester wieder sehen. Gut, daß der Feind sein Unkraut säet, da will ich pflügen und säen guten Samen, der Arbeiter sind noch wenige und die Ernte ist groß.

Die Falschheit, die Gemeinheit schwingt die Fahne und hinterher zieht ein Zug von Menschen mit ehrlichen Gesichtern, so oft hörte ich sie kommen durch die Straßen, soll ich mich ihnen nicht anschließen, es ginge viel gemütlicher zu im Leben. Zu hinterst in der Menschheitsapotheke steht an einem kleinen Topf: Religion, äußerlich und mit Vorsicht zu gebrauchen. Man braucht die Salbe wenig, wenn alle andern Mittel versucht worden sind und nicht geholfen haben, dann probiert man noch das letzte, aber vorher nimmt man den Inhalt der großen Flaschen zu Hilfe, an denen steht: unsolid, Schein, e bissele Treu, Uebervorteilung, Falschheit, o mit denen kommt man weit! Ja, lieber Gott, wo ist da dein Reich mitten unter uns? Ist's nicht ein Kampf gegen Riesengewalten, und sobald wollen die Kräfte erlahmen! Dies Mal sind's die Christen, die über einen Juden rufen: kreuziget, kreuziget, gebt uns den Barrabas frei. Und doch immer wieder neue Hoffnung, ein Morgenleuchten besserer Zeit! Einst hat Nörwi die Menschen in Schlaf gewiegt, mit der Dornenrute einen jeden berührt an der Stirne, und einer nach dem andern hat die Augen geschlossen zum Schlaf, dem Mahner des Todes. Aber nun geht eine andere Göttin durch Städte und Dörfer, in den Salon des Senators, in die Studierstube des Schriftstellers, in die armselige Kammer des Arbeiters, und sie senkt nicht in Schlaf, sie berührt das Herz, daß es erzittert, sie hat auch eine Dornenrute, doch sie will Leben, nicht Tod, sie will Wahrheit, und wer ihr gehorcht, der wandelt auf Dornenweg. Und einer nach dem andern erwacht, er beschaut sein Ehrenzeichen, von Menschen ihm gegeben, und er sucht eine andere Ehre, Ehre vor Gott oder wie sie ihn heißen mögen, wir heißen ihn Gott. — Was soll ich da traurig sein, soll ich nicht jauchzen, noch ist sein Reich mitten unter uns und guter Same geht auf, da ein Sämlein, dort eines, der Feind hat nicht alles ausgerottet, und die wenigen bringen wieder dreißig- und sechzigfältige Frucht.

Wochenschau.

Nun ist wieder ein Schritt gethan, das Schweizervolk enger zusammenzuschließen, denn es hat am letzten Sonntag den 13. Nov. mit ca. 262,000 gegen 98,000 Stimmen den Auftrag erteilt, ein einheitliches Civil- und Strafrecht für die Schweiz zu schaffen. Der böse Zustand, daß von Kanton zu Kanton in Civil- und Strafprozessen anders geurteilt wurde, hört auf. Wir hegen dabei die Hoffnung, daß auch ein besseres Recht geschaffen werde als das bisherige war, besonders in dem Sinn, daß die Frau mehr zu ihrem Recht kommt, daß leichtsinnige Väter gefaßt werden können und eine gründliche Reform des Strafvollzugs, des Gefängniswesens Platz greift. Der verstorbene A. Bitzius hätte sich gefreut, diesen Tag zu erleben.

Wohl thut einem auch das, daß das Gros der verschiedenen Parteien — abgesehen von den Katholiken — hier zusammenstand. Sogar der „Christliche Volksbote" gab den üblichen Widerstand auf. Nur klagt er, daß der Fortschritt wieder ein Stück kantonaler Souveränität koste und droht mit Verwerfung des künftigen Gesetzes, falls dasselbe die Todesstrafe nicht enthalten und „das Leben des Mörders höher schätzen sollte als das seiner Opfer". Dieses Hängen an

der Todesstrafe könnten wir an rohen Materialisten sehr wohl begreifen, aber an Christen dünkt es uns ärgerlich. Diese Christen stecken noch im Alten Testament, sie klammern sich an das Wort: „Wer Blut vergießt, deß Blut soll auch vergossen werden" — als ob es hinter dem Alten nicht ein Neues Testament gäbe, kein Evangelium, keinen Christus. Das beständige Anrufen der Todesstrafe ließe sich am Ende noch verstehen, wenn Thatsachen beweisen würden, daß sie vom Morde abschrecke. Aber gerade diese Thatsachen fehlen ja. Der „Volksbote" darf nur in die Länder hineinsehen, wo noch blutig gerichtet wird — die Statistik weist dort am meisten Blutthaten auf. Und wenn es ihm zu weit ist nach Italien, wo freilich auch Klima, Temperament und sociale Mißstände zu Verbrechen disponieren, so darf er nur nach demjenigen Kanton schauen, in welchem seine Buchstaben- und Bluttheologie noch am meisten floriert, gerade dort werden die meisten und scheußlichsten Mordthaten verübt, obschon dort der Scharfrichter durch Volksabstimmung wieder eingeführt wurde. Die Todesstrafe abschaffen heißt nicht das Leben des Mörders „höher schätzen" als das seiner Opfer, sondern es bedeutet, daß ein christliches Volk erklärt: Wenn ein Mörder mordet, so will ich das, was ich ihm als Missethat anrechne, nicht selber begehen.

Wie hätte sich der berühmteste Mörder der Gegenwart, Luccheni, gefreut, wenn er aufs Schaffot geführt worden wäre! Da hätte der eitle Mensch noch einmal vor Tausenden beweisen können, daß er sich aus dem Köpfen nichts mache und seine Richter verachte. Er hätte sicher vom Schaffot herabgerufen: Es lebe die Anarchie! Es lebe jeder, der gleich mir, König oder Königin umbringt! Das kann er nun nicht. Diesen Festtag, auf den er sich ohne Zweifel gefreut hat, erlebt er nicht. Die schweren eisernen Thore schließen sich hinter ihm. Das Licht des Himmels wird er selten mehr sehen. Und lebenslänglich — welch ein entsetzliches Wort für einen jungen Mann! Wenn etwas abschrecken kann und muß — so ist es doch gewiß das. Christen dürfen aber noch etwas anderes hoffen. Der Mörder wird arbeiten müssen. Man wird ihn auch besuchen. Er wird Mitleid, Güte, herzliches Erbarmen erfahren. Kein Mensch weiß zum Voraus, wie das auf ihn wirken kann. Es kann ihn zur Einsicht bringen, was er gethan hat. Es kann sogar Reue und Besserung in ihm erzeugen. Und in diesem Fall wird es heißen: Es ist mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als . . . Ihr Freunde und Verteidiger der Todesstrafe, lest dieses Wort! Aber sucht es nicht im Alten Testament! Es steht im Neuen. Das ist die Sühne, die ein christliches Volk suchen muß: ich stehe höher oben als du; ich strafe dich, aber meine Strafe möchte dich retten! Es schrieb ein österreichisches Blatt: „Nur Unwürdige können diese Sühne nicht würdig finden."

Kirchlich-freisinniger Verein St. Theodor.

Familienabend Sonntag den 20. November 7½ Uhr im Café Spitz.

1. Vortrag von Herrn Pfarrer Sturzenegger in Heiden: **Das Heimweh.**
2. Zolas neuestes Werk **„Paris"**, Herr Pfarrer Rothenberger. 3. Unterhaltendes.

Zu zahlreichem Besuche ladet ein **Die Kommission.**

Freisinniger Münster-Verein.

Familienabend Sonntag den 20. November, abends 7½ Uhr, in der Gundoldingerhalle, mit Vortrag des Herrn Pfr. Birenstihl: **Ueber religiöse Erziehung.** — Es ladet freundlichst ein **Die Kommission.**

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 48. Samstag, 26. November 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Eine Adventsgabe.

Das Christusbild der kirchlichen Glaubenslehre ist für die freigesinnte Gemeinde Jesu abgethan. Der übernatürliche Gottmensch ist ihrem Denken fremd, läßt ihr Herz kalt und vermag weder ihren Glauben zu wecken noch ihre Liebe zu entflammen.

Seit siebzig Jahren mühen sich die Männer der theologischen Wissenschaft um das geschichtliche Lebens- und Charakterbild Jesu von Nazareth. Sie thun diese Arbeit im Dienste des christlichen Volkes, damit dieses wieder lerne mit ungeteilter Begeisterung aufzuschauen zu dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Auch von Basel ist soeben eine „Geschichte Jesu" ausgegangen. Herr Dr. P. W. Schmidt, Professor der Theologie an der hiesigen Hochschule, erzählt sie uns auf 175 Seiten und zwar so, daß auch der gebildete Laie sie lesen und verstehen kann. Auf die Frage: „Was dünket euch von Christo", die doch für jeden lebendigen Christen eine brennende Frage ist, wird uns diejenige Antwort zuteil, welche die neutestamentliche Forschung heute zu geben im Stande ist. Wir behalten uns vor auf dieses Werk, das wir als wertvolle Weihnachtsgabe freundlich willkommen heißen, zurückzukommen. Damit aber unsere Leser einen Einblick in den Geist und in den Ton dieser neuesten Geschichte Jesu erlangen, teilen wir ihnen zur Probe einige Abschnitte derselben mit.

Treibende Gedanken Jesu.

Und Gott sprach zu Jesus von Nazara: Ich, dein Vater, du und deine Brüder meine Söhne. Und Jesus antwortete und sprach: Ich dein Sohn, und so viel meiner Brüder deine Söhne werden, so weit wird im Lande deines Reiches Bezirk sein.

Die Geschichte Jesu. Erzählt von Dr. P. W. Schmidt, ord. Professor der Theologie an der Universität Basel. Verlag von J. C. B. Mohr 1899. Broschiert 3 Mk., geb. 4 Mk.

Da war in Jesu Stellung zu Gott das Sohnesverhältnis begründet, kraft dessen er sich wie kein anderer zur Offenbarung des wahren göttlichen Wesens berufen wußte.

Da war zugleich im geheimen Bereich der Frömmigkeit Jesu für alle entdeckt, was einzelne Propheten und Psalmisten geahnt, was die griechische Welt in einzelnen ihrer Heroen angeschaut: das menschenfreie menschliche Ich, die Würde der gottgegebenen menschlichen Persönlichkeit.

Da schaute Jesus endlich in der gottinnigen, Gott allein verantwortlichen Persönlichkeit die einzige Voraussetzung auf Erden für die Verwirklichung der göttlichen Vatergedanken, für das Kommen des Gottesreichs. Die himmlische Quellkraft dieses Reichs aber ist ihm die allbarmherzige, weitaufgeschlossene, nimmermüde Liebe, aus Gott dem Vater in seine Söhne alle und aus ihren Herzen in das Erdenelend einströmend, es in Seligkeit zu verwandeln. Alle einzelnen mit gleichem religiösem Anrecht und gleicher sittlicher Verpflichtung — auf diesem Boden kann Kraft aus der Höhe die Gemeinschaft seliger Menschen im Lande Gottes erstehen lassen. Jetzt soll sie erstehen. Er, Jesus von Nazara, ist verordnet, seinem Volk diese Kunde zu bringen und deren Vollziehung.

1. Ausrüstung Jesu.

Ein tiefes Schweigen ruht über den äußeren und inneren Vorgängen, die das Jugendleben Jesu ausgefüllt. Als etwa dreißigjähriger Mann verläßt er Mutter und Geschwister und sein Zimmermannshandwerk, um als Rabbi hinauszuziehen, ein freiwilliger Wanderlehrer nach der Sitte der Zeit. Da ist alles, was er zu verkündigen hat, der Sache nach fertig in seinem Geiste; wie es geworden, weiß von den Menschen er allein. Und was im Laufe seines kurzen öffentlichen Wirkens hinzukommt zu seinem ersten Programm, das betrifft neue Mittel Gottes für den Sieg seiner Sache, neue Bilder für hoffnungssichere Anschauung dieses endlichen Sieges: die treibenden Gedanken Jesu von der Beseligung seines Volkes und von den irdischen Bedingungen dafür bleiben die gleichen bis in den Tod.

Eines ist vor allem anderen sicher: Jesus hat alle Kraft und alles Sinnen seines Geistes auf den kleinsten, unscheinbarsten Punkt gesammelt, auf das verborgene Lebensverhältnis zu seinem Gott.

Die Bilderwelt Jesu.

Sein Auge ist lebhaft und scharf und die Bilderwelt seiner Seele umfaßt das ganze bunte Treiben der Menschenwelt um ihn her. Von dem, was für groß gilt unter den Menschen, hat er manches gesehen und gehört; das Kleinleben freilich ist ihm vertrauter. „Trauern und Weinen, Lachen und Hüpfen, Reichtum und Armut, Hunger und Durst, Gesundheit und Krankheit, Kinderspiel und Politik, Sammeln und Zerstreuen, Abreise von Haus, Herberge und Heimkehr, Hochzeit und Totentrauer, der Luxusbau des Lebenden und das Grabmal des Toten", der Säemann und der Schnitter auf dem Felde, der Winzer in den Reben, die müßigen Arbeiter auf den Märkten, der suchende Hirt auf dem Felde, der perlenhandelnde Kaufmann auf der See und wieder daheim die Sorge des Weibes um Weizenmehl und Sauerteig oder um eine verlorene Drachme, die Klage der Witwe vor dem mürrischen Amtmann, die irdische Speise und ihr Vergehen, das geistige Verhältnis von Lehrer und Schüler; hier Königsglanz und Herrschsucht der Machthaber, dort Kindesunschuld und Dienerfleiß — all' diese Bilder beleben seine Rede und machen

sie anschaulich auch für Kinder an Geist. Aber dem straff gesammelten Sinn Jesu werden sie zu Sinnbildern von religiösen und sittlichen Werten und Mängeln, zu Analogien religiöser und sittlicher Vorgänge.

Naturempfinden.

Wie das Menschenleben, so ist ihm auch die äußere Natur mit ihrer Anmut wie mit ihrem Schrecken nichts als Anschauungsstoff religiöser Gedanken. Jedes ästhetische Naturempfinden und Naturschwelgen, jedes Festhalten wonnigen oder schaurigen Naturgefühls scheint ihm so fern zu liegen als dem römischen Kriegsherrn, der seinen gallischen Krieg beschreibt und von den Majestäten der Alpenwelt, durch welche hindurch sein Zug führt, nur als Heerführer redet. Oft beschrieben ist die entzückende, Hermon, Tabor und Karmel, die Warte des Weltmeers, umfassende Rundsicht von der mäßigen Höhe des Bergrückens aus, an den das, in einer Mulde freundlich gelegene Nazara sich nach Westen hin anlehnt: Jesus hat das jahrzehntelang schauen können und spricht nie davon. Der Dichter von Hiob 37 und mancher Psalmensänger haben dem Natursinn als solchem anders gehuldigt. Aus Sonnenglanz und Vogelflug und Blumenpracht schaut Jesus das gleiche heraus, wie aus der Flutwelle, die ein menschliches Heimwesen vernichtet: das große, tiefe Auge der fürsorgenden oder strafenden Allmacht.

Wochenschau.

Etwas aus dem Nachbarhaus, drin die „Positiven" wohnen; nichts Böses, eher etwas Gutes; nicht viel, aber doch etwas. Zum bessern Verständnis muß vorausgeschickt werden: die Positiven sind eine bunte Gesellschaft, ganz und halb Buchstabengläubige, halb und ganz Kritische wandeln dort miteinander; die einen glauben redlich an alle Wunder des alten und neuen Testaments, andere, wählerisch, nur an die Wunder im neuen Testament; die Dritten machen auch da noch einen Unterschied, lehnen viele Wunder Jesu ab und nehmen bloß etwa zwei an. Ja, einige tragen auch an diesen zweien noch schwer, im Grunde glauben sie wie die Reformer. Und all' diese bunte Gesellschaft hält fest zusammen, gegen die — Reformer. Die strenggläubigen Positiven wären schon oft über die wenigergläubigen Positiven gern hergefallen, weil diese in der „Kritik" es oft so arg treiben wie die Reformer, sogar noch ärger, aber dann verzeihen sie ihnen wieder alles beim Gedanken, daß sie doch auch positiv sind und Gott Lob und Dank keine Reformer.

Und nun geschieht im Nachbarhaus der Positiven etwas. Die Kritischeren unter ihnen, auch etwa Ritschlianer genannt, bilden ein Göttingerkränzchen und in diesem hielt am 10. Oktober Herr Lic. P. Wernle von Basel einen Vortrag, worin er laut „Kirchenblatt" darthat, daß einige Schüler Ritschls wie Kaftan, Hermann und Häring nur an das Vergängliche bei Ritschl anknüpfen und nach rechts führen. Herr Professor Marti von Bern hatte seine besondere Freude an der klaren Darstellung „der verhängnisvollen Bewegung nach rechts." Hingegen Herr Pfarrer Hauri in St. Gallen bedauerte, daß Herr Wernle nicht einige Zeit in der Praxis gestanden habe, er würde dann begreifen, daß man „aus christlicher Nächstenliebe dazu veranlaßt werden könne . . . . sich der alten christologischen Formeln zu bedienen, selbst wenn

man wüßte, daß sie nur unzulängliche Umhüllungen der ewigen Wahrheit seien; man brauche eben einmal gewisse Stichworte" . . . .

Herr Hauri schickte dem „Kirchenblatt" sofort eine lebhafte Berichtigung und beteuerte, die sogenannten Hüllen seien ihm „heilsgeschichtliche Begriffe"; er nannte als Beispiele den Messiasbegriff und die Lehre von den letzten Dingen (Auferstehung und Wiederkunft Jesu); was Herr Wernle für eine Rückwärtsbewegung halte, sei Bereicherung und Vertiefung, die er „mit voller Freudigkeit mitgemacht habe."

Darauf wurde Herr Lic. P. Wernle im „Kirchenblatt" noch etwas deutlicher und erkärte: „der wunde Punkt ist vor allem unsere Stellung zum Apostolikum. Nachdem man sich des Glaubens an die wunderbare Geburt, an Höllen- und Himmelfahrt und wohl auch an die Parusie (Wiederkunft Jesu) entledigt hat, bekennt man diese Sätze doch als wertvolle Hüllen für ewige Wahrheiten. Das Schlimmste dabei ist, die kirchenpolitische Folge, daß man dadurch in den Stand gesetzt ist, mit der Orthodoxie gegen die Reform zu gehen. Ich nenne dies darum das Schlimmste, weil es am angenehmsten und vorteilhaftesten ist . . . . Wenn wir bei uns selbst klar geworden sind, dann fort mit der Menschenfurcht und mit den Hüllen! Auf keinem Lesen des Apostolikums, wo der Lesende bloß redet und nicht bekennt, kann irgend ein Segen ruhen. Man soll sich erinnern, daß das Wort Hülle mit Lüge eine große Verwandtschaft hat, und soll sich fragen, wie groß die Erbauung noch sein wird, sobald die Gemeinde weiß, daß es dem Pfarrer Hülle ist . . . . Nachdem Pfarrer Hauri sich überzeugt hat, daß er den urchristlichen Messiasglauben und die urchristliche Eschatologie (Glauben an Auferstehung, Himmelfahrt und Wiederkunft) wirklich hat, darf ihm niemand verwehren, das von Herzen zu bekennen . . . . Ich bezweifle freilich, daß Pfarrer Hauri sich jemals klar gemacht hat, was jene Begriffe für das Urchristentum gewesen sind" . . . .

So Herr P. Wernle. Nun erinnere man sich: Vor 20, 30 und 40 Jahren war das Apostolikum für die Reformer „der wunde Punkt." Weil sie es nicht mehr „bekennen" konnten, wollten sie es auch nicht mehr „lesen" und „reden". Darüber ging der Kampf los gegen die Reformer. Deshalb wollte man sie als Ungläubige zur Kirche hinaustreiben, denn mit dem Apostolikum stürze die Kirche zusammen; es sei der Hort und Schild, das Heiligtum und die starke Wehr der evangelischen Kirche. Einige Vermittler waren zum Glück anderer Ansicht und verhinderten das Hinaustreiben. Aber sie wollten das ehrwürdige Apostolikum doch weiter brauchen, nur mit anderer Einleitung, nicht mehr bekennen, sondern bloß vernehmen. Gegen diese Diplomatie kämpften die Reformer, der selige Franz Hörler in Basel und andere nannten sie eine Lüge. Das bedenkend, finden wir es nun doch etwas wert, daß Herr P. Wernle auf Seite der Positiven den „wunden Punkt" bloßlegt.

Aber deshalb werden die Positiven das Lesen des Apostolikums doch nicht angeben. Sie könnten es zwar ohne Gefährde. Es hat früher einmal etwas gekostet, Mut, Kampf, Leiden, Verfolgung; man riskierte Sturm und schweren Schaden. Jetzt kostet es nichts mehr. Denn hunderte von Pfarrern lesen das Apostolikum nicht mehr, zum Teil in blühenden Gemeinden. Das kirchliche Leben hat auf allen Seiten nicht verloren, sondern gewonnen. Das herrlichste dabei ist: man hat ein gutes, wenigstens ein besseres Gewissen als früher. Aber die Positiven werden dennoch beim Apostolikum bleiben, und wir glauben Herr Wernle habe für viele, nicht für alle, den wahren Grund an-

gedeutet: weil man dadurch in den Stand gesetzt ist, „mit der Orthodoxie gegen die Reform zu gehen." Kirchenpolitische Folge, „darum am schlimmsten, weil es am angenehmsten und vorteilhaftesten ist". Wahrlich der Engel in Baden, wo das Göttingerkränzchen versammelt war, ist ein ahnungsvoller Engel.

Ist Herr Lic. P. Wernle deshalb ein Reformer? Keine Spur. Man weiß ja, wie wenig er so etwas ist und sein will. Er sagt es auch damit, daß er in gleicher Nummer des „Kirchenblatt" unsern verstorbenen Prof. Biedermann in der schlimmsten Weise angreift. Darüber das nächste Mal ein Wort.

Erwiderung an Herrn Dr. Barth in Leipzig.

Wir erhalten von einem Armenier in Basel folgende Zuschrift:

„Vor zehn Tagen haben wir das Unglück gehabt, in dem Schweizerischen Protestantenblatt, unter der Wochenschau, die traurigen Beschreibungen gegen uns, die Armenier, zu lesen, es hat alle Armenierherzen schwer verwundet, besonders jene in der Schweiz niedergelassenen, meine Landsleute.

Der hochgeehrte Herr Pfarrer Altherr hat schon das Nötige geantwortet, und gänzlich dementiert, was Sie meinten. Deshalb will ich nicht weiter dafür schreiben, als die Ehre und das Recht meiner verfolgten Nation zu verteidigen.

Welch' furchtbar traurige Ereignisse! Heute ist die ganze Welt mit dem Einsamen, Gefangenen auf der Teufelsinsel von Mitleid und Erbarmen erfüllt und mit Recht, wir teilen diese Gefühle ebenfalls; aber was ist dieser einzige Jude im Vergleich zu dem niedergetretenen Volk der Armenier? das einverstanden war, zu Tausenden freiwillig, um seines Glaubens willen, Marter und Tod zu erdulden (denn der Uebertritt zum Islam hätte das Unglück sofort verhütet). Wenn Sie sich davon überzeugen wollen, so gehen Sie nach Armenien, da werden Sie hunderttausende unschuldige Frauen und Kinder finden, welche schutzlos, verwahrlost, Hunger und Kälte preisgegeben sind, dies alles ist um Gottes Willen und Christentreue geschehen, es ist aber traurig, daß diese Unschuldigen, statt von ihren europäischen Glaubensbrüdern unterstützt und getröstet zu werden, von denselben sogar manchmal verachtet und gehaßt werden.

Nun Herr Dr. veranlassen Sie mich, die Vermutung auszusprechen, daß persönliche Gründe Sie zu dieser Aeußerung veranlassen, deshalb raten wir Ihnen, diese Ihre Beschreibung direkt nach Konstantinopel zu dem größten Mörder zu senden, Ihnen versichernd, daß Ihre Freundschaft mit dem Mörder mit gestohlenem Gut der Armenier belohnt werden wird.

Herr Dr., legen Sie die Hand auf Ihr Herz und sprechen Sie, ob Sie hunderttausende arme, wehrlose Witwen und Waisen den Greueln der Türken überliefern könnten, ohne sich Gewissensbisse zu machen." M. Mozian.

Aus der bernischen Kirchensynode.

Die am 15. November in Bern stattgefundene Sitzung der evangelisch-reformierten Kirchensynode wurde eingeleitet durch eine gehaltvolle Predigt von

Pfarrer Ryser über Hebr. 13, 8: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit", in welcher der Redner zeigte, daß Christus unser Erlöser sei aus Not, Sünde und Tod in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Verhandlungen nahmen den ganzen Tag in Anspruch und dauerten bis abends 6¼ Uhr. In das Büreau wurden gewählt: Oberst Tschiemer (r) als Präsident, Konrektor Joß (p) als erster und Pfarrer Ris (m) als zweiter Vicepräsident, Pfarrer Güder in Wylen (p) als deutscher und Fabrikant Türler (r) als französischer Sekretär, und Hämmerli, Waisenvater (r) und Häusler, Lehrer (m?), als Stimmenzähler. Die Linke, wohl die stärkste Partei, hatte als deutschen Sekretär Pfarrer Billeter (r) portiert, die Mitte hat indessen, alter Uebung folgend, der Rechten zum Siege verholfen. Die bisherigen Mitglieder des Synodalrates, Pfarrer Zimmermann (r), Professor Steck (r), Inspektor Gylam (r), Pfarrer Ammann (m), Notar Howald (m), Pfarrer Ris (m), Pfarrer Ochsenbein (p), Professor Barth (p), Pfarrer Meyrat (p), wurden bestätigt und als Präsident rückte der bisherige Vicepräsident Pfarrer Ochsenbein vor. In die theologische Prüfungskommission wurde an die Stelle des verstorbenen Pfarrer Georg Langhans Pfarrer Joß (m) gewählt. Die vielen Traktanden und neu hinzugekommenen Motionen fanden unter der tüchtigen Leitung des Herrn Oberst Tschiemer eine prompte Erledigung. Der Geschäftsbericht des Synodalrates pro 1897/98 gab zu keinen Bemerkungen Anlaß und die Diskussion über den die letzten vier Jahre umfassenden Bericht über das religiöse, kirchliche und sittliche Leben, der wohl interessant und mit Humor gewürzt ist, aber wegen einigen in demselben enthaltenen Auslassungen gegen die Lehrerschaft und die freisinnige Richtung angefochten werden wollte, wurde, weil bisher nicht üblich und wegen vorgerückter Zeit, von der Synode abgelehnt. Auf Anregung von Professor Steck soll die Frage geprüft werden, ob die kirchliche Statistik in unserm Kanton nicht auch auf die kirchlichen Beerdigungen auszudehnen sei. Eine zuverlässige Statistik wird aber in der Stadt Bern, wo bei Beerdigungen alle möglichen Leute amtieren, wohl ein Ding der Unmöglichkeit sein. Auf Schwierigkeiten dürfte ebenfalls stoßen die von Konrektor Joß begründete und von den Sekundarlehrern Jordi und Rüefli unterstützte Motion auf Erhöhung der Pfarrbesoldungen durch den Staat. Wird der Antrag von den Staatsbehörden gutgeheißen, so dürfte er immerhin der eben geplanten Aufbesserung der Beamtenbesoldungen förderlich sein. Und es muß eigentlich jedermann überzeugt sein, daß eine Erhöhung nach beiden Seiten zu einer würdigen Lebenshaltung unerläßlich nötig ist. Die von den Jurassiern vorbereitete Herausgabe eines französischen Kirchengesangbuches fand Zustimmung; die Frage betreffend Erstelluag eines Liederbuches für Kirchenchöre soll weiter geprüft und die „Sammlung von Betrachtungen und Leichengebeten im Hause Verstorbener" von 1887 revidiert und den heutigen Verhältnissen angepaßt werden. Dagegen wurde die Einsetzung einer ständigen Liturgiekommission abgelehnt und der Synodalrat beauftragt, sobald eine neue Auflage der Liturgie nötig werden oder schon vorher das Bedürfnis sich herausstellen sollte, über Abänderungen zu beraten und bezügliche Anträge der Synode vorzulegen. Die letzte Bettagskollekte hat die schöne Summe von 11,782 Fr. abgeworfen, und das Kirchenvermögen beträgt in Kapitalien 82,220 Fr. Die Verhandlungen der neuen, 161 Mitglieder zählenden Synode haben einen freundlichen Verlauf genommen und werden der bernischen Kirche zum Segen gereichen.

Herbstgefühl.

's ist Herbst. In ernstem Sinnen
Schreit ich durch Feld und Wald;
Oed' ist's und stumm da drinnen,
Das Vöglein flog von hinnen,
Der Sommer starb — wie bald!

Die Blätter rieseln, fallen.
Im Herz tönt mir ein Laut:
Kurz blüht der Lenz uns allen,
Kurz währt des Menschen Wallen
Und was er plant und baut.

Ja, es steht aufgeschrieben
Auf jedes Laub das Wort
Vom Sterben und Zerstieben
Der Guten, die wir lieben,
Der Herzen treu'ster Hort! —

Doch hör' ich süßes Klingen
Hoch durch die Wipfel geh'n,
Wie frommer Engel Singen
Zum Trost ins Herz mir bringen:
Es ist das Lied vom Wiederseh'n!

Kindermund.

Peter öffnete die Hausthüre und blieb auf der Staffel stehen, prüfend zum Himmel empor blickend. Es war frisch und klar. Eben verglommen die letzten bleichen Sterne und dämmernde Helle kam über das Gebirge herauf.

„Heute fahre ich zu Acker", sagte Peter zu sich selber, dann ging er zum Stalle hin, ein Liedlein pfeifend.

Die Frau, die eben in der Küche Reisig zusammenbrockelte, um den Kaffee zu kochen, dachte befriedigt: „Heute ist „er" gut aufgelegt."

Und es war so. Peter war guter Laune, was nicht jeden Tag vorkam.

Als der Kaffee gegessen war — im Dorfe wird der Kaffee „gegessen", nicht „getrunken" — kam Peters Brudersohn, der kleine Fritz, in die Stube und sagte: „Vetter Peter, gelt, Ihr nehmt mich mit?"

„Na, ja, komm'!"

Pflug und Egge standen bereit. Bald war angespannt.

„Hüh!"

Fritz trottelte hinter her. Am Hofthor hält Peter und fragt über die Achsel blickend: „Fritz, hab' ich noch etwas vergessen?"

Fritz bedenkt sich eine Weile, dann ruft er: „Ja, Vetter, Ihr habt noch nicht geflucht."

Peter schaut den Fritz verdutzt an. Aber er sagt nichts darauf. Er weiß nichts, was er darauf sagen könnte.

Während er neben dem Wagen herschritt, klang in ihm fortwährend das Wort: „Vetter, Ihr habt noch nicht geflucht."

Manche Predigt hatte er gehört gegen das Fluchen und hatte es doch nicht gelassen. Aber das Kinderwort drang ihm tief in die Seele ein. Und so oft später ein Fluch sich über die Lippen drängen wollte, hörte er den Fritz sagen: „Vetter, Ihr habt noch nicht geflucht."

Der dem Schreiber die Geschichte erzählt hat, fügte hinzu: „Peter hat sein Lebtag nicht mehr geflucht."

Also können die Kinder den Erwachsenen predigen.

Vom Büchertisch.

Die Jubiläumsfeier des Herrn Pfarrer Walter Bion in Zürich am 8. Mai 1898. Mit dem Bildnis des Jubilars. Bern, Hällersche Buchdruckerei, 1898. 67 S. 2 Fr.

Am 8. Mai d. J. hat unser Freund und Mitredaktor, Herr Pfarrer Walter Bion, das 25jährige Jubiläum seiner reichgesegneten Thätigkeit in der Stadt Zürich gefeiert. Die vorliegende schön ausgestattete Erinnerungsschrift enthält die treffliche Festpredigt des Jubilars und im Anschluß daran die beim Festmahle gehaltenen fünfzehn Reden, einige Gedichte und ein kurzes Festspiel des Zürcher Schriftstellers Herrn W. Niedermann. Alle die Reden der Vertreter staatlicher und kirchlicher Behörden, der Kollegen, Freunde und Gesinnungsgenossen des Gefeierten legen lautes Zeugnis davon ab, welch' guten Klang der Name Bion im Schweizerlande hat. Wer das Buch kauft, thut überdies ein gutes Werk, da der Reinertrag den Ferienkolonien zu gute kommen soll und er gelangt in den Besitz eines trefflichen Bildnisses des Mannes, der als Vater der Ferienkolonien, der Lungensanatorien, des Schwesternhauses zum roten Kreuz und anderer humaner Anstalten seinen Namen in unzählige dankbare Herzen eingegraben hat.

O. B.

Kirchliche Personalnachrichten.

Luzern. Resigniert aus Gesundheitsrücksichten Herr David Altherr, Pfarrer der reformierten Gemeinde in Luzern, geb. 1831.

Thurgau. Gewählt nach Leutmerken Herr Friedrich Keller, V.D.M. von Weinfelden, zur Zeit Institutslehrer in St. Gallen; nach Stettfurt Herr Schuster, bisher Pfarrer in Affeltrangen.

Graubünden. Gewählt nach Flerden-Urmein-Tschappina Herr cand. theol. Camenisch.

Aargau. Herr Müri, Pfarrer in Schinznach, feierte am 31. Oktober sein 50jähriges Amtsjubiläum.

Briefkasten. J. W. in B. Bei allem Dank für Ihre Zuschrift, bleibe ich doch dabei, daß es anständig sei, den Hut abzuziehen. Der katholische Priester und das ihn begleitende Volk mag es ja möglicherweise als Reverenz vor ihrem Sakrament deuten, aber wahrscheinlicher ist doch wohl, daß sie denken: das ist ein Protestant, der, ohne zu glauben was wir glauben, uns nicht ärgern will! — Man zieht ja den Hut vor sehr viel mindern Dingen und Leuten auch ab. Meine Konfirmanden lernen jedes Jahr:

Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde,
Womit ein armes Herz emporringt von der Erde.

A.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15 Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 49. Samstag, 3. Dezember 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Herr, ich warte auf dein Heil.

Weihnachten naht herbei. Bald leuchten die Sterne des heiligen Abends empor und mit ihnen ihr irdisches Spiegelbild, der funkelnde Lichterbaum. Bald singt es und klingt es wieder aus himmlischen Räumen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“ und wie jubelndes Echo tönt es aus irdischen Thalen: „Welt war verloren, Christ war geboren, freue dich, freue dich, o Christenheit!“

Da rüsten wir uns denn dieses Fest recht zu begehen. Und wenn wir es recht begehen wollen, müssen wir unsern inwendigen Menschen, unser Herz zurüsten. „Gieb' mir, Gott, ein weihnachtlich Herz!“ das ist jetzt unser Adventsgebet.

Ein weihnachtlich Herz ist ein Herz, das die Sehnsucht kennt. Aber nicht die Sehnsucht nach irgend einem irdischen Gut, sondern die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden aus Gott.

Du bist beschwert von Mühen und Sorgen und weißt es, daß du diese Sorgen nicht los wirst, daß sie mit dir kommen und nicht von dir lassen, so lange du auf dieser Erdenstraße pilgerst. Andere Weggenossen gehen von dir und sterben, die Sorgen sterben nicht. Du aber sehnst dich nach einer Kraft aus der Höhe, nach einem Wunderbalsam für dein Inneres, damit du mitten in deinen Sorgen ein frohes Herz und ein frohes Angesicht habest und zu deinen Quälgeistern sagen kannst: ihr lieben Sorgen! Herr, ich warte auf dein Heil!

Du bist beschwert von Leiden und Schmerzen, krank, deiner Liebsten beraubt, verlassen, verraten von Menschen und du weißt es, daß deine Krankheit unheilbar ist, daß deine Toten nicht wiederkehren, daß die Untreue derer, denen du einst vertrautest, sich nie, gar nie mehr in Treue wandeln wird. Du aber schaust nach einem Helfer aus, der dir die Hand unters Kreuz legt, damit es dich nicht allzusehr drückt, der sich neben dein Krankenbett setzt und Vertrauens-, Lob- und Danklieder mit dir betet und dich stark macht,

treu zu bleiben, auch wenn alle andern untreu werden. Du möchtest zu den Leiden, die du nicht los wirst, sagen können: auch ihr dient mir zum Segen! Herr, ich warte auf dein Heil!

Du bist beschwert von eigener Schwachheit und Sünde, machst dich selber so oft unglücklich und elend. Ein Geistesmensch möchtest du sein und lässest dich vom Fleische regieren; sanftmütig, freundlich, friedfertig, geduldig möchtest du sein und immer wieder schwillt dir die Zornader auf der Stirn, und ist mürrisch deine Zunge und rechthaberisch dein Sinn und es bricht bei der leisesten Berührung dein Geduldsfaden, möchtest ein neuer Mensch werden und weißt nicht wie anstellen. Da kommt über dich göttliche Traurigkeit, ein Hunger und Durst nach Gerechtigkeit. Da schaust du nach oben und sprichst: vergieb! vergieb! und schaust noch einmal nach oben und rufst: Herr hilf! Herr, nimm mich mir und gieb mich dir! Ich warte auf dein Heil! So ist dein inwendiger Mensch recht gerüstet.

Conrad Ferdinand Meyer †.

Der Winzer Tod hat am vergangenen Montag in Kilchberg am Zürichsee eine Edeltraube eingeheimst: Conrad Ferdinand Meyer, der größte unter den lebenden Dichtern unseres Vaterlandes, ist nicht mehr.

Es geziemt sich, daß auch unser Blatt eine Blume der Dankbarkeit niederlegt auf das frische Grab des Verewigten. Denn ob er auch fern von den kirchlichen und religiösen Kämpfen des Tages in vornehmer olympischer Ruhe auf seinem von Blumen umwundenen, auf den schönen blauen See hinauslugenden Musensitz thronte, durch seine Dichtungen in gebundener Rede wie in Prosa weht religiöser, gut protestantischer Geist.

„Die religiösen Fragen haben mir viel zu schaffen gegeben!“ so äußerte er sich einst zu Gottfried Keller. „Huttens letzte Tage“ und eine reiche Perlenschnur seiner formvollendeten Gedichte legen davon ein beredtes Zeugnis ab. Aber sein Schifflein landete nicht wie dasjenige anderer weniger tiefer Geister an den öden Gestaden des religiösen Nihilismus oder einer oberflächlichen Negation:

„Die Rechte streckt' empor ich oft
In Harmesnächten,
Und fühlt' gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten.

Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.“

Ueber das Kreuz Jesu, das so vielen unter den Modernen in tiefster Seele zuwider ist, so daß sie sich davor „bekreuzen“, legt er seinem Hutten das Wort in den Mund:

„An hellen Tagen liebt in Hof und Saal
Ich nicht das Bild des Schmerzes und der Qual;
Doch Qual und Schmerz ist auch ein irdisch Teil,
Das wußte Christ und schuf am Kreuz das Heil.

Je länger ich's betrachte, wird die Last
Mir abgenommen um die Hälfte fast,
Denn statt des einen leiden unser zwei:
Mein dorngekrönter Bruder steht mir bei."

Auch die große Frage, die an jedem Grabe sich erhebt: was nun? hat des Dichters Seele gewälzt. Welche Wandlungen er dabei durchgemacht, zeigt uns eine Vergleichung der früheren mit den späteren Auflagen seines „Huttens letzte Tage". Von der positiven Bejahung der persönlichen Fortdauer nach dem Tode gelangte er nicht etwa zu einem unfrommen „Nein!" aber zu jener frommen Resignation, welche mit Lessing den morgenden Tag getrost Gott überläßt. Im „Nachtgespräch" (Huttens letzte Tage 49 Stück) läßt er seinen Helden das schöne Wort sprechen:

„Erst dien' ich aus auf Erden meine Zeit
Und bin ich dann zumal nicht dienstbefreit,
Verteilt man auf den Sternen neues Lehn,
So denk' ich wieder meinen Mann zu steh'n.

Und ein guter Protestant war unser Dichter, natürlich nicht im eng konfessionellen Sinn. Luther und Zwingli atmeten in seiner Brust. Erzählungen, wie „Das Amulett" und „Leiden eines Knaben", Dichtungen, wie „Hutten", das „Lutherlied", „Hussens Kerker", „Der Landgraf", „Der Rappe des Komtur", „Die Füße im Feuer", dieses vielleicht eines der gewaltigsten Erzeugnisse deutscher Litteratur, konnte nur ein freier protestantischer Geist hervorbringen. Es ist wie ein Extrakt aus dem „Martin Luther" Heinrich Langs, wenn Meyer das Wesen des großen deutschen Reformators im Hutten also schildert:

„Er trug in seiner Brust den Kampf verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.
Er brach in Todesnot den Klosterbann —
Das Große thut, nur wer nicht anders kann!
Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch
Und fest umklammert er sein Bibelbuch.
In seiner Seele kämpft, was wird und war,
Ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar.
Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet —
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht!

Nun hat der 73jährige, der den Völkern deutscher Zunge nur Vollendetes geschenkt hat, selber vollendet. Von den Höhen Kilchbergs aber, wo sie ihn am 1. Dezember ins Grab gelegt haben, glänzt in die Lande ein großes stilles Leuchten. Auf lange hinaus! — —

Wochenschau.

Wie wir gesehen haben, möchte Herr Lic. P. Wernle das Apostolikum von allen denjenigen, welche einzelne Sätze desselben nicht mehr für wahr halten können, außer Gebrauch gesetzt wissen. Er warnt davor, sich damit zu

trösten, daß jene Sätze doch wenigstens Hüllen ewiger Wahrheiten seien, und ruft aus: wenn wir bei uns selbst klar geworden sind, dann fort mit der Menschenfurcht und mit den Hüllen!

Wir fanden das zutreffend und wahr. Aber statt anzuerkennen oder doch mit einem Wort anzudeuten, daß die Reformer seit 30 Jahren nach seinem weisen Rat handeln, bringt es Herr Wernle im Gegenteil fertig, im gleichen Artikel die Reform anzugreifen und zwar mit folgenden Worten: „Nichts hat seiner Zeit die Reformrichtung in den Augen vieler ehrlicher Menschen so diskreditiert wie ihr Spiel mit Worten in dieser Frage ... statt eine Vorstellung rundweg aufzugeben, sie durch Vergeistigung in Dampf aufzulösen, aus ihrer Hülle eine Wahrheit herauszuheben, die vielleicht ihr Gegenteil ist — dies Vorgehen verdient jederzeit, wo es auftritt, den Namen Schwindel und nichts besseres; daß es durch Biedermanns Dogmatik sanktioniert wurde, ist das bedauerlichste an diesem ehrwürdigen Werk." Somit hätte Biedermann einen Schwindel sanktioniert und das Werk, in welchem er etwas so abscheuliches that, nennt Herr Wernle ehrwürdig! Ehrwürdig ein Werk, das einen Schwindel sanktioniert? Wir glauben, Herr Wernle habe sich da in der Eile verschrieben, etwas, das uns auch schon passierte, wir verdammen ihn deswegen nicht.

Aber worin soll der Schwindel bestehen, den Biedermann sanktioniert hat? Wir meinten bisher, Biedermann habe wie kein anderer Dogmatiker mit ganzer Treue die Bibel-Kirchenlehre objektiv dargestellt, auch habe er wie kein anderer Dogmatiker ganz offen klargelegt, wo das moderne Denken jene Lehre nicht mehr annehmen kann. Wir erinnern uns, daß seine Wahrhaftigkeit auch von positiver Seite laut anerkannt wurde, daß Reformer, die ihm in der Lehre von den letzten Dingen nicht folgen können, ihm das Zeugnis gaben, er sei völlig aufrichtig. Und von diesem Mann, der sich nicht mehr verteidigen kann, wagt Herr Wernle zu schreiben, er habe einen Schwindel sanktioniert?

Herr Wernle meint den dritten Teil der Dogmatik, wo Biedermann allerdings zwischen Hülle und Kern der biblischen und kirchlichen Lehre unterscheidet, aus der Hülle den Kern herausschält, damit keine religiöse und sittliche Wahrheit einer biblischen und kirchlichen Lehre verloren gehe. Er mag da und dort etwas vergeistigt haben, was besser aufgegeben würde, aber im Ganzen und Großen hatte Biedermann doch wohl recht; er wollte die Pfarrer vor dem absprechenden Negieren bewahren; es trieb ihn der Gerechtigkeitssinn und die Pietät gegenüber der Bibel- und Kirchenlehre; seine Absicht war, die Geistesschätze nachzuweisen, die trotz allem in biblischen Erzählungen und alten dogmatischen Auffassungen liegen. Wenn wir nicht sehr irren, wurde ihm gerade das auch auf positiver Seite zum Verdienst angerechnet. Es hat uns überaus verblüfft, daß Herr Wernle das als Schwindel taxiert.

Uns dünkt, Jesus habe es mit dem alten Testament nicht wesentlich anders gehalten. Wenn er sagt, er wolle das Gesetz nicht auflösen, sondern erfüllen und dann als Hauptsumme des Gesetzes die Liebe zu Gott und dem Nächsten festhält, so hat er doch auch aus ihrer Hülle eine Wahrheit herausgehoben. Wenn er im Dekalog nicht bloß die Thatsünde verworfen sieht, sondern auch die Lust und Begierde, die dazu führt, so hat er doch auch vergeistigt und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser des Dekalog nicht an das dachte, was Jesus daraus gemacht. Und wenn Jesus sich den Messias nannte, aber in einem ganz andern und unendlich viel höhern Sinn,

als ihn die Juden hatten, so hob er auch da wieder aus ihrer Hülle eine Wahrheit heraus. Herr Wernle wird ihn deshalb keines Schwindels beschuldigen.

Und kann denn irgend einer von uns die schönsten biblischen Erzählungen noch brauchen, wenn er nicht die darin dargestellte Wahrheit sondert von den Vorstellungen, in welche jene gehüllt ist? Die Erzählung vom Sündenfall enthält Vorstellungen, die kein Reformer und manch ein Positiver nicht mehr teilen kann. Und doch sind wir alle überzeugt, daß jene Erzählung in ganz unvergleichlich treffender Weise das Wesen, die Entstehung und Folgen der Sünde veranschaulicht; aber wir müssen aus der Hülle den Kern nehmen, vergeistigen, und sehr wahrscheinlich hat der Verfasser selber es nicht anders gemeint. Des A. Bitzius Predigten schlagen auch darum überall ein, weil er so gewissenhaft aus den seltsamsten Geschichten, z. B. Bileam, ihren tiefern Sinn, ihre ewige Wahrheit heraushebt. Sobald man das mit dem offenen Geständnis thut, daß man die Geschichte nicht buchstäblich nimmt, ist es doch wahrhaftig kein Schwindel, sondern Verstand und Treue; nur wenn wir den Leser und Zuhörer im Unklaren darüber lassen, verdient die Sache einen andern Namen, sogar den Namen Schwindel, falls man sich des schlimmsten Wortes bedienen mag.

Aus Bern.

In auswärtigen Zeitungen wird behauptet, wir hätten in Bern eine große Typhus-Epidemie. Das ist Uebertreibung. Im ganzen giebt es in der Stadt 64 bei der Polizei angemeldete Fälle, sodaß man bei einer Bevölkerungszahl von 60,000 von einer eigentlichen Epidemie nicht reden kann. In den letzten Tagen sind übrigens keine neuen Fälle hinzugekommen. Das Fieber ist im allgemeinen leicht aufgetreten und die Zahl der Todesfälle eine ganz minime. In meinem Pfarrbezirk (3—4000 Einwohner) ist ein einziger Typhusfall, der sich auf dem Wege der Besserung befindet. Ueber die Krankheitsursache ist unter den Aerzten bereits ein Streit ausgebrochen. Die Vertreter der Bacillentheorie geben dem Wasser schuld und, nach dem örtlichen Auftreten — Bern hat über hundert verschiedene Wasserleitungen — der Fälle zu schließen, wohl mit Recht. Die Gegner reden von Einschleppung, von Verunreinigung der Luft durch Aufwühlung des Bodens durch das städtische Bauamt und so fort. Freunde des Alkohols sind glücklich im Genusse ihres Schutzmittels, das sie sich mit vermehrtem Eifer zuführen, die Gegner trinken mit konstanter Bosheit Wasser in erhöhter Quantität. Jedem Narren gefällt seine Kappe am besten. Hoffentlich bringt der heutige Schneefall unserer Stadt wieder ganz normale Gesundheitsverhältnisse.

Heute Abend hält der Privatdocent Dr. W. Förster aus Zürich im Auftrag der Gesellschaft für ethische Kultur in der Aula des hiesigen städtischen Gymnasiums einen Vortrag über die Frage: „Ist die kirchliche Sittenlehre und die kirchliche Erziehung den Kulturaufgaben der Gegenwart gewachsen?" Es ist klar, daß der Redner diese Frage verneinen wird. Das ginge ja nicht anders. Wird die ethische Gesellschaft diesen Aufgaben gewachsen sein? In der in Aussicht genommenen freien Diskussion haben die Gegner der Kirche Gelegenheit, ihr Wissen um kirchliche Dinge auf den Leuchter zu stellen. Wie tief wird wohl die Finsternis sein! Noch immer gilt das Wort des Propheten:

„Auf, werde Licht; denn es kommt dein Licht und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir. Völker kommen zu deinem Lichte und Könige zu dem Glanze, der dir aufgegangen."

Letzten Sonntag tagte in der Münsterkapelle die Gesamtkirchgemeinde der Stadt Bern zur Passation der Kirchenguts- und der Armengüterrechnung. Auf Antrag des Herrn Professor Dr. R. Steck wurden die Kirchenbehörden eingeladen, die Frage über finanzielle Maßnahmen zu prüfen, welche die Anhandnahme der Kirchenbauten im Länggaßquartiere, im Mattenhof-, Sulgenbach- und Weißenbühlquartiere und auf dem Kirchenfeld ermöglichen würden. Ferner wurde der Antrag des Herrn Stadtschreiber Dr. Bandelier betreffend Renovation im Inneren der französischen Kirche zum Beschluß erhoben. Die einen wollen die Kirche beseitigen, die andern bauen neue Kirchen. Sonderbare Welt!

Nächsten Sonntag den 4. Dezember wird Pfarrer Altherr uns im Reformverein zur Johanneskirche mit einem Vortrag über „die christliche und die mohammedanische Bibel" erfreuen.

Vom Büchertisch.

Wir empfehlen auch dieses Jahr wieder die kleinen, hübsch illustrierten Heftchen: Freundliche Stimmen an Kinderherzen. Preis pro Heft 10 Cts. Verlag von Orell-Füßli, Zürich.

Stimmen des freien Christentums aus der Schweiz. Drittes Bändchen: Sociales. Zürich, August Frick. Enthält Aufsätze von Bion, Bitzius, Kambli sen., Feitknecht, Täschler, Tester, Schönholzer, Z. Wirt, Aufsätze, die aus unsern freisinnigen Blättern zusammengestellt sind. Brauchen nicht empfohlen zu werden. Auch zwei Artikel von Pfarrer Paul Pflüger in Zürich. Alles zum Prüfen und Beherzigen. Eine prächtige Weihnachtsgabe für alle, die sich vergewissern wollen, wie Reformer die sociale Frage behandeln. Preis gebunden bloß 1 Fr. Kauft es!

Stabsarzt und Feldprediger, eine Erinnerung aus dem Kriege. Leipzig, Fr. Jansa. Mk. 2. 50. Ausgesucht feine Schilderung eines skeptischen Arztes, der in unkirchlicher Form eine wahrhaft fromme Seele war. Wie er bekennt, seine eigene geliebte Frau mißhandelt zu haben, ist ein Kabinettstück von wahrem, edlen Humor.

Kirchliches Jahrbuch der Schweiz, herausgegeben von Pfarrer H. Rettig, Bern, W. Kaiser, sei besonders den Pfarrhäusern aller Richtnngen empfohlen.

Jean Jaurés. Les preuves. Affaire Dreyfus. Paris. Durch jede Buchhandlung zu beziehen. 291 Seiten. Eine aktenmäßige Darstellung der jesuitischen Spitzbüberei im französischen Generalstab.

Eugen Sutermeister, Neue Lieder eines Taubstummen. Bern, im Selbstverlag des Verfassers. Bevorwortet von Pfarrer P. Sutermeister, vordem in Walzenhausen. Preis Fr. 1. 50. Enthält Lieder von wahrhafter Schönheit. Und als Stimmen aus der Seele eines Taubstummen sind sie alle rührend.

Van Koetsveld, eine Konfirmationsgabe: Herr, wohin sollen wir gehen? Aus dem Holländischen übersetzt von Ernst Müller. Leipzig, Fr. Jansa. Schön gebunden 2 Mk. Aehnlich wie die „Vaterworte", die wir den Konfirmanden schenken. Nur strenger biblisch, höher gehalten, feiner und teurer.

Van Koetsveld, Religiöse Vorträge, aus dem Holländischen übersetzt. Leipzig, Fr. Jansa. Schön gebunden Mk. 1.50. Streng biblisch und doch frei, fein und tief.

Stephan Born. Erinnerungen eines Achtundvierzigers. Mit dem Bildnis des Verfassers. Leipzig, G. H. Meyer. 295 Seiten. Der verstorbene, unersetzliche Redaktor der Basler Nachrichten erzählt, wie er einst zu einem Revolutionär wurde und was er als Flüchtling in der Schweiz erlebte. Eine Erzählung von unnachahmlicher Feinheit. Das Lächeln eines Edeln und Weisen über sich und den Weltlauf.

Ruth, sechs biblische Betrachtungen von A. v. Salis, Pfarrer am Münster. L. Reich, Basel. Jeder Prediger kann viel daraus lernen. Nicht wissenschaftliche Erklärung, sondern tief erbauliche Anwendung des Bibelworts.

Dr. L. Sonderegger in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen. Herausgegeben von Dr. Elias Haffter. Frauenfeld, J. Huber. Schön gebunden 7 Fr. Wer den berühmten St. Galler Arzt persönlich kannte und seine „Vorposten“ gelesen hat, der wird mit Jubel zu diesem Buch greifen. Die Selbstbiographie ist ein Juwel, geistreich, tiefsinnig, fromm und schalkhaft wie selten eine. In den Briefen sind eine Fülle Goldkörner für Aerzte, Pfarrer, Lehrer, Politiker — Hiebe hageldicht, aber in Liebe erteilt, von einem seltenen Menschen, der viel Faust und gelegentlich auch ein wenig Mephistopheles war. Wenn wir nicht irren, wird dieses Buch seine Leser massenhaft finden und jeden ein wenig bessern, indem es ihn hoch ergötzt.

G. Schönholzer. Kirchlicher Unterricht für Kinder vom 9. bis 12. Jahr. Zürich. Allen, welche eine Sonntagsschule leiten, zum Gebrauch empfohlen.

Innocenz III., sechs Bücher von den Geheimnissen der Messe, übersetzt von W. Römer und herausgegeben von Dr. W. Joos, Nationalrat. Schaffhausen, C. Schoch. Sisyphus-Arbeit für solche, die Zeit dafür haben. A.

Bitte für Zug.

Die Stadt Zug, in welcher bis vor wenigen Jahrzehnten der Protestantismus nur durch wenige, zumeist vorübergehend anwesende Personen vertreten war, hat heute eine protestantische Bevölkerung, welche so ziemlich dem zehnten Teil der gesamten Einwohnerzahl gleichkommen wird.

Das Hauptkontingent der protestantischen Bevölkerung stellen die in den industriellen Etablissements der Stadt beschäftigten Arbeiter, wozu seit der Eröffnung der beiden neuen Bahnlinien auch eine bedeutende Zahl von Bahnangestellten gekommen ist. Dann aber haben sich außerdem seit einer Reihe von Jahren Privatleute hier angesiedelt, welche von der reizenden Lage der Stadt und ihrer herrlichen Umgebung angezogen, dieselbe als bleibende Wohnstätte erkoren haben.

Die erfreuliche Entwicklung dieses unseres Kantonshauptortes bedingt natürlich auch eine stete Vermehrung der Bevölkerung durch Zuzug von auswärts, bei welcher das protestantische Element ganz erheblich in Betracht kommt. Das schon längst gefühlte Bedürfnis der nähern Vereinigung der hiesigen Protestanten, welche bis jetzt von Baar aus pastoriert wurden, ist demzufolge zur dringenden Notwendigkeit geworden. So ist man denn auch im Schoße des Protestantenvereins der Stadt Zug zum Entschlusse gekommen,

die nötigen Schritte einzuleiten zur Ermöglichung des Baues einer protestantischen Kirche in hiesiger Stadt.

Die Protestanten in Zug sind zwar freudig zu großen Opfern bereit, sehen sich aber immerhin in der Lage, um brüderliche Mithilfe an ihre besser gestellten Glaubensgenossen in den reformierten Kantonen gelangen zu müssen, sollen sie ein den Verhältnissen angemessenes würdiges Gotteshaus erhalten.

In der Erwartung, unser Unternehmen werde allerorts geneigte Zustimmung und thatkräftige Unterstützung finden, zeichnet

Hochachtungsvoll

Der Protestantenverein Zug.

NB. Liebesgaben für obbenannten Zweck werden mit herzlichem Dank entgegengenommen und beliebe man solche einzusenden an: Herrn Oberrichter Schwyzer, Präsident des Protestantenvereins Zug, oder an das Protest. Pfarramt Baar.

Kirchliche Personalnachrichten.

Waadt. Herr Gottlieb Linder von Basel, früher in Riehen, jetzt Pfarrer der deutschen Gemeinde in Lausanne, ist von der Universität Jena zum Ehrendoktor der Theologie ernannt worden.

Bern. Gestorben Herr Emil Dänzer, Pfarrer in Ligerz, geb. 1849.

Berichtigung. Im Leitartikel der letzten Nummer Zeile 9 von unten muß es natürlich heißen: „das wir als wertvolle Weihnachtsgabe freudig willkommen heißen."

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15 Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 50. Samstag, 10. Dezember 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. **A. Altherr** in Basel, Pfr. **H. Andres** in Bern, Pfr. **W. Bion** in Zürich,
Pfr. **O. Brändli** in Basel, Pfr. **A. Steiger** in Basel.

Wir sollen nur nicht in den Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. **Oecolampad an Luther.**

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt **2 Fr.** für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Friede auf Erden.

Da die Hirten ihre Herde
Ließen und des Engels Worte
Trugen durch die niedre Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternenraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:
„Friede, Friede! auf der Erde!“

Seit die Engel so geraten,
O wie viele blut'ge Thaten
Hat der Streit auf wildem Pferde,
Der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Geister zagend,
Dringlich flehend, leis verklagend:
„Friede, Friede . . . auf der Erde!“

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit.
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblüh'n mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
„Friede, Friede auf der Erde.“

C. F. Meyer.

Arbeit für das Reich Gottes.

Die Adventszeit weckt in unsern Herzen die Hoffnung auf kommende bessere Tage der Menschheit.

Wer diese Hoffnung gab verloren
Und böslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren,
Denn lebend liegt er schon im Grab.

Die Christenheit hat diese Hoffnung von Israel geerbt. In trüben Zeiten des religiösen und politischen Niederganges haben die Propheten die Zeit des Menschensohnes verkündet, da nicht mehr tierische Roheit und wilde Grausamkeit auf der Erde wüten, sondern Wahrheit und Gerechtigkeit, Treue und Liebe mit Königskrone und Fürstenstab geschmückt sind. Gott selbst wird regieren im Reiche Gottes.

Auch wir beten in der Adventszeit mit besonderer Innigkeit: „Es komme dein Reich!“ Und das Gebet macht uns tüchtig, an dieses Reich nicht bloß fröhlich zu glauben und es vorahnend zu schauen, sondern zugleich für dasselbe zu arbeiten. Reichsgottesarbeit! Worin besteht sie? Der Missionar treibt sie, der an den Küsten Afrikas, Indiens, Chinas und Japans das Evangelium verkündet und mit ihm jeder, der solche Thätigkeit auf irgend eine Weise unterstützt. Der barmherzige Samariter treibt sie, der sein Scherflein beiträgt, damit die armenischen Waisen, die durch unerhörte Greuel ihrer Eltern beraubt wurden, nicht vor Hunger und Blöße am Leib und nicht wegen mangelnder Erziehung an ihrem inwendigen Menschen verderben. Die Mitglieder des Gustav Adolf-Vereins und der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine treiben sie, indem sie dafür sorgen, daß es den evangelischen Christen, die in der Zerstreuung wohnen, am wahren Lebensbrot nicht fehle. Die Freunde der innern Mission treiben sie, sofern es ihnen nicht bloß darum zu thun ist, ihre Parteizwecke zu fördern, sondern arme Menschenseelen aus leiblicher und geistiger Armut zu erretten.

Nur diese? In der Adventszeit kommt mir immer zu Sinne, wie Jesus eines Tages ein Kind in die Mitte der Jünger gestellt und ihnen gesagt hat: „Wer ein solches Kind aufnimmt, der nimmt mich auf.“ Wer den Kindern lebt, der Kinder sich annimmt, Kinder zu frommen und guten Menschen erzieht, der arbeitet auch für das Reich Gottes. Und zwar thut er diejenige Arbeit, die für das Kommen des Reiches Gottes die nächstliegende und die notwendigste ist. Die vor allem und dann erst die andere!

Von Rosegger stammt das Wort: Vor Gott müssen wir uns beugen, weil er so groß ist, und vor dem Kinde, weil es so klein ist. So wollen wir uns denn in dieser Weihnachtszeit wieder herniederlassen zu unsern Kindern und uns von ihren leuchtenden Augen und klopfenden Herzen sagen lassen, was wir ihnen schuldig sind. Wir thun ja viel für unsere Kinder, wenn auch freilich nicht immer auf die rechte Weise. Wir Väter und Mütter, wir Kinder- und Jugendfreunde müssen nicht bloß gütig, wir müssen auch verständig sein. Kinder erziehen heißt nicht Gänse hüten! Wir thun viel, aber noch lange nicht genug. Namentlich noch nicht genug für arme, verlassene, verschupfte Kinder, für jene beklagenswerten, die nach dem Volksmund keinen Vater, nur eine Mutter und oft was für eine! haben. Wir freuen uns der vielen Weihnachtsbäume und Weihnachtsgaben, die in diesen Wochen für viel tausend arme Kinder zu Stadt und Land zugerüstet werden. Wer solchen Kindern auch nur für eine Stunde Freude macht, der schaut mit ihnen ein Stücklein vom Himmel des Reiches Gottes. Aber eine noch bessere Weihnachtsgabe wird es sein, wenn alle die Kirchenvorsteher und Armenpfleger und Gemeinderäte christlicher Gemeinden, die am Geburtsfest des Kindes von Bethlehem in den Chorstühlen sitzen und das Abendmahl nehmen, ein wenig darüber nachdenken, ob ihre verwaisten und verwahrlosten Kinder bloß billig verkostgeldet oder auch wirklich gut versorgt sind.

Wir Pfarrer stehen das Jahr durch an vielen Kindersärgen, und an manchen dürfen wir Gott mit gutem Gewissen danken, daß er das arme Würmlein, das nicht lebensfähig war, erlöst hat. Aber an manchem andern Särglein blutet in der Stille unser Herz, weil wir bestimmt wissen: mangelnde Einsicht, menschlicher Unverstand, träge Gleichgültigkeit und das Fehlen der Liebe haben das Kindlein in ein frühes Grab gelegt. Laßt uns den Kindern leben, auf daß auch sie leben! Dem Christkind sind wir es schuldig.

Wochenschau.

Am 1. Dezember 1898 wurde in Basel eine alkoholfreie Speisewirtschaft eröffnet und zwar im ehemaligen Hotel Bellevue bei der alten Rheinbrücke; die Liegenschaft gehört dem Staat. Dort kann jetzt für mäßigen Preis Milch, Kaffee, Thee, Schokolade, auch ein kräftiges Mittag- und Abendessen genossen werden; ein Glas warmen Thees kostet bloß 5 Cts. Da können nun alle die Leute einkehren, Männer und Frauen, die außer dem Hause etwas zu sich nehmen wollen oder müssen, alle die, denen die Alkohole nicht zuträglich sind und die doch ein Bedürfnis nach Gesellschaft haben; aber auch wer sich nur wärmen oder die Zeitungen lesen und in den dort aufgelegten Büchern blättern will, der hat ebenfalls Zutritt, ohne etwas genießen zu müssen. Wir halten dafür, daß die Männer und Frauen, welche dieses Institut geschaffen haben, Dank verdienen, und auch diejenigen, welche den Alkohol ohne Schaden, mit Vergnügen genießen, müssen sich diesem Dank, sofern sie einen Begriff von wahrer Freiheit haben, anschließen können. Am meisten werden die Armenpfleger, Aerzte, Lehrer, Pfarrer und Menschenfreunde sich freuen, die wissen, was für Verwüstungen das unmäßige Trinken in zahllosen Familien an Leibern und Seelen anrichtet. Und wie in Zürich die alkoholfreien Restaurants, deren es dort schon mehrere giebt, sich eines enormen Zuspruchs erfreuen, so wird es auch in Basel geschehen, wenn das Werk nicht in die Hand einseitiger Fanatiker gerät.

* * *

In Basel haben die liberal-konservative und die freisinnig-demokratische Partei, jene am 29. November mit einem Nachtessen à 50 Cts. und diese am 1. Dezember ohne Nachtessen, den 50jährigen Bestand des schweizerischen Bundesstaates in der Burgvogteihalle gefeiert. Wenn man bedenkt, daß die Bundesverfassung von 1848 durch die damaligen Freisinnigen nach schweren, sogar blutigen Kämpfen erobert werden mußte, so will es schon etwas heißen, daß es heute auch Konservative giebt, die ihr das Lob erteilen, sie habe eine „Periode des Gedeihens und Friedens" eröffnet. Das ist am 29. November von Seite mehrerer Redner geschehen. Es heißt in der Bibel: „Wenn Jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden." Freilich währt es etwa gar lang, oft hundert oder tausend Jahre, aber schließlich kommt es doch.

Bei der freisinnigen Feier schilderte Dr. P. Scherrer, was in der Schweiz seit 50 Jahren an Fortschritten errungen wurde; Bundesrat Brenner nannte den Mittelweg zwischen einer Politik des Stillstands und der Abenteuer als den Weg, auf dem alles Gute geschaffen wurde, aber das markanteste Wort sprach alt Bundesrat Oberst Emil Frey, indem er, in Anbetracht, daß heutzu-

tage fast jedermann liberal heißen will, eine Definition des Wortes gab: „Nicht liberal sind diejenigen, welche zwar die Freiheit lieben, aber sie nur für sich selber wollen; wirklich liberal sind dagegen die, welche Freiheit, Gewalt und Kultur auch den andern gönnen! Und weil heute noch viele in der Unfreiheit und Unkultur leben, so muß die Aufgabe der wirklich Liberalen sein: Befreiung aller aus Unfreiheit, Unkultur, Unwissenheit und Not!" So erinnerte er daran, daß das Schwere und Schwerste noch nicht gethan ist.

Die Turner mit ihren Leistungen an Reck und Barren, ganz besonders mit ihren lebenden Bildern, welche einzelne große Scenen aus der Schweizergeschichte darstellten, sowie die herrlichen patriotischen Lieder zweier Gesangvereine erinnerten einem daran, daß an dem großartigen Gedeihen unserer Schweiz seit 50 Jahren nicht bloß Politiker und Juristen ihr Verdienst haben, sondern vor allem die Volksschule, welche neben anderm auch singen und turnen lehrt. Es giebt Dinge, die, wie groß auch, doch nicht gewogen und gemessen werden können, Imponderabilien. Zu diesen rechnen wir die Hebung der Volkskraft und Volksschule durch Turnen und Singen. Besonders was ein patriotischer Männergesang an Naturempfindung, an Liebe zur Heimat, an Begeisterung für die ewigen Güter und den ewigen Gott wecken kann, das hat an der Wohlfahrt unseres Volkes wohl unendlich viel größeren Anteil, als der gewöhnliche Philister ahnt. Und wenn man noch weiter hinabsteigen wollte zu den Wurzeln, so müßte man sagen: das allerbeste thaten und thun die einfachen Männer und Frauen aus dem Volk, die als Väter und Mütter ihre Kinder Gott fürchten, das Gute thun und ihre Heimat lieben lehren.

Pfarrer Emil Dänzer †.

Am 10. November abhin ist in Ligerz am Bielersee Pfarrer Emil Dänzer an einem schweren Lungenleiden gestorben. Gebürtig aus Adelboden im Oberland und am 12. Februar 1849 geboren, besuchte er die ehemalige Kantonsschule, dann die Hochschule in Bern und bestand nach tüchtigen Studien im Frühling 1873 das theologische Staatsexamen. Zunächst pastorierte er vierzehn Jahre lang die Gemeinde Lyß, dann zwei Jahre die Gemeinde Pieterlen und seit dem Frühling 1890 wirkte er in Ligerz. Dänzer war ein klarer Kopf und solider Denker; dazu besaß er große musikalische Begabung, die ihn zur Leitung von Gesangvereinen, sowie zur Förderung des Gesangwesens überhaupt in hohem Maße befähigte. Auf der Kanzel bewies er sich als begeisterten, feurigen Redner für die Sache des Reiches Gottes auf Erden und unter der Kanzel erfaßte er seine Aufgabe hauptsächlich von ihrer ethischen Seite. Der Heimgegangene hatte einen harten Lebenskampf zu kämpfen, und schwere Schicksalsschläge, die ihn wiederholt getroffen, haben seinem von Natur frohmütigen Wesen einen etwas herben Zug beigemischt. Seiner Familie war er ein treu besorgter Gatte und Vater, seiner Gemeinde ein zuverlässiger Hirte, seinen Freunden ein offener, gerader Freund. Für die Sache des freien Christentums hat er ruhig und bescheiden, aber mit warmem Herzen gewirkt. An ihm ist in Erfüllung gegangen das Wort: „Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein", und nachdem er in langer Krankheit ausgerungen, könnte man auf seinen Grabstein die Worte schreiben: „Durch Kampf zum Frieden."

Aus Bern.

Herr Dr. Förster aus Zürich, welcher in der von uns erwähnten Versammlung über die Frage: „Ist die kirchliche Erziehung und der kirchliche Unterricht den Kulturaufgaben der Gegenwart gewachsen?" sprach, hat eine wenig zahlreiche Zuhörerschaft gefunden. Wie wir vorausgesagt, hat er die Frage verneint. Ihm schwebte das Zerrbild einer Kirche vor, von der er irgendwo gelesen und gehört, und von dieser unrichtigen Voraussetzung ausgehend, hat er seine Positionen aufgestellt. Die Diskussion, in welche die Herren Professoren Lüdemann und Thürlings und Regierungsrat von Steiger gegen und Professor Vetter für den Redner eintraten, hat diese Unrichtigkeiten gründlich aufgedeckt und namentlich übte Herr Professor Lüdemann an den Behauptungen des Referenten eine vernichtende Kritik. Er warf den Rednern Unkenntnis der heutigen protestantischen Kirche und Sentimentalität in der Beurteilung der socialen Gegensätze vor. Moral und Religion seien untrennbare Dinge, seitdem sie sich in der Reformation wiedergefunden hätten; die socialistische Ethik sei nur verschleierter Egoismus, dem die Idee der Verpflichtung entgegenzuhalten sei. Die menschenähnlichen Vorstellungen von Gott seien von der wissenschaftlichen Theologie längst aufgegeben und wenigstens bei uns in der Schweiz brauche heute niemand zu heucheln, der es nicht wolle. Natürlich hatte der Referent das letzte Wort, der seine gefährdete Sache mit einigen Sophismen zu retten suchte. Bezeichnend ist bei dieser ethischen Bewegung die geflissentliche Werbung um die Lehrerschaft.

Eine viel zahlreichere und auch viel dankbarere Zuhörerschaft hat letzten Sonntag unser Freund Altherr mit seinem Vortrag über „die christliche und die mohammedanische Bibel" gefunden. Zunächst wies der Redner auf die veränderte Situation zwischen Christen und Mohammedanern hin, so daß heute die christlichen Mächte, mit Ausnahme Deutschlands, der Schrecken des Islam sind. Damit ist viel anerkennendes Urteil über die Mohammedaner und ihren Propheten, namentlich von Seiten Carlyles, zum Teil auch Gibbons, verbunden.

Der Koran ist unter blutigen Fehden, im Macht- und Siegesrausch entstanden und sein Inhalt deshalb empfunden, erlebt. Die schriftstellerische Form des Koran ist die Predigt, während die Bibel wundervoll erzählt. Der Inhalt weist auf die Bibel zurück, er ist reichlich aus ihr entlehnt, aber er strotzt von Unrichtigkeiten. Er anerkennt die Bibel als vorangegangene Offenbarung; dennoch werden Juden und Christen wegen ihrer Abgötterei verdammt. Der Glaube an Gott ohne den Glauben an Mohammed gilt nämlich nichts. Seinen Ausspruch, der letzte Prophet zu sein, sah Mohammed bestätigt in seinen unerhörten Erfolgen und Siegen. Das Kriegsgebot wider die Ungläubigen und die Art und Weise, wie die Kämpfenden belohnt werden, ist das Schlimmste im Koran, die Erklärung aller Christenmorde. Im persönlichen Wandel überrascht an Mohammed auch in seinen späteren Jahren als Imperator seine große Einfachheit; hingegen wurde es mit ihm hinsichtlich der Frauen je länger je schlimmer. Es wurde ihm von Gott geoffenbart, was er wünschte, während die Bibel auch mit dem Größten scharf ins Gericht geht. Das Urteil Gottes in der Geschichte lautet: Die recht verstandene Bibel ist ein besserer Leitstern als der Koran. Im Kreuz der Sieg: Daher wollen wir alle türkische Musik in der christlichen Kirche abstellen.

Der vorzügliche Vortrag wurde aufs wärmste verdankt. Ihm folgten musikalische und Gesangsvorträge in reicher Abwechslung; auch wurde noch manches Wort

in Ernst und Humor gesprochen, so daß man mit dem Bewußtsein, einen sehr genußreichen Abend erlebt zu haben, auseinanderging.

Samstag den 10. Dezember begeht der Männergesangverein Zofingen die Feier seines 20jährigen Bestehens. Wir rufen dem strebsamen Verein, der mit seinen Liedern so oft die Gottesdienste verschönert und mit seinem prächtig gesungenen: „O mein Heimatland, o mein Vaterland“ am eidgenössischen Bettag die Zuhörer erbaut hat, ein herzliches „Glückauf!“ zu. Möge der Verein noch manches Dezennium im Dienste der edlen Gesangskunst stehen und recht viele Herzen mit seinen Weisen erfreuen.

Friede auf Erden.

Die Weihnachtsbescherungen im Hause des Bankiers Römer waren geradezu berühmt geworden durch ihren Luxus und ihre Pracht. Schöne, und zum Teil recht wertvolle Geschenke erwarteten die zahlreichen Gäste, die jedes Jahr eingeladen wurden. Das ganze Haus, vom Flur bis in die Empfangsalons, war mit elektrisch-erleuchteten Tannenbäumen dekoriert. Ein wahres Lichtmeer! Keinem der vielen Freunde des Bankiers wäre es eingefallen, die Einladung auszuschlagen; gehörte es doch zum guten Tone, bei Römers Bescherung gewesen zu sein. Den Damen war die Gelegenheit geboten, ihre elegantesten Toiletten zu zeigen, und die Herren wußten, daß in diesem vorzüglichen Hause ihnen Küche und Keller das allerfeinste bieten würden. Niemand hätte auch durch eine Absage die Geneigtheit des gewaltigen Bankiers verscherzen wollen, der jedem stets ein verschwiegener Freund, dem einen ein Kapital mit hohem Zinsfuß anlegte, dem anderen in Börsenangelegenheiten guten Rat erteilte und manchem schon aus momentaner Geldverlegenheit geholfen hatte.

Eine einzige abschlägige Antwort bekam er aber doch jedes Jahr und zwar von einer alten Cousine, in der Familie Tante Lotte genannt. „Fällt mir garnicht ein, meinen schönen Christabend für euren Festtrubel herzugeben“, pflegte sie zu sagen, „denn, wenn auch euer Orchester die schönsten Weihnachtslieder spielt und euer ganzes Haus nach Tannen duftet — ein rechter, heiliger Abend ist es darum doch nicht.“ Man nötigte sie auch nicht besonders, denn das alte, häßliche, hinkende Fräulein, in dem unmodernen Kleide und der altmodischen Haube, war nichts weniger als dekorativ in den brillanten Sälen. Auch den geschmeidigen Gesellschaftston konnte sie nicht recht treffen, ihre Meinung aber in recht aufrichtiger Weise sagen, das verstand Tante Lotte aus dem ff. Man fand sie nicht allein seltsam, sondern recht undankbar; hatte sie doch das freundliche Anerbieten des Bankiers, ihr kleines Vermögen zu verwalten, rundweg abgeschlagen. Auf die Bemerkung Römers, er könne ihr ja durch Spekulation ihr Kapital verdoppeln, hatte sie trocken geantwortet: „Ich habe genug für meinen Bedarf; gewinne ich, so verliert ein anderer, und dieser Gedanke wäre mir unbequem.“

Seit dieser Zeit war das Verhältnis zwischen Römer und Tante Lotte ziemlich kühl, zumal sie sich auch erlaubt hatte, seine Erziehungsmethode an seiner einzigen, sehr verwöhnten Tochter Lili zu kritisieren. Das vielumworbene und vielbeneidete Mädchen war manchmal launig, etwas hochmütig und anspruchsvoll geworden; überall war ihr Wille Gebot, zumal zu Hause, wo sie, die kaum Zwanzigjährige, der kränklichen, herzleidenden Mutter das Kommando abgenommen hatte.

Es war wieder Dezember geworden und die jährliche Einladung war abermals bei allen Freunden und Bekannten eingetroffen. Man erfuhr, daß Lili die ganze Anordnung des Festes übernommen habe; man traf sie beim Einkauf wertvoller Geschenke,

und alle freuten sich auf den glänzenden Abend. Tante Lotte war unwohl und hatte auch dieses Jahr die einzige abschlägige Antwort gegeben.

Es war am Morgen des 22. Dezember. Die Mutter und Lili saßen beim Frühstück und erwarteten die Tapezierer, die den großen Salon dekorieren sollten. Da hörten sie plötzlich ein heftiges Klingeln. Die Thüre wurde aufgerissen. Der Hausdiener stürzte herein, todesbleich, am ganzen Leibe zitternd.

„Ach Gott", stammelte er, „welch' ein Unglück! Ach, gnädige Frau! Es ist fürchterlich!"

Die beiden Damen waren aufgesprungen.

— „Was giebt's? Was ist Euch?"

— „Der Herr! Ach, der Herr!"

— „Um Gotteswillen, so sprich doch", riefen sie geängstigt.

— „Ich fand ihn tot, erschossen, als ich eben das Bureau aufschließen wollte."

Lili stieß einen gellenden Schrei aus; die Frau nur einen Seufzer. Sie fing an zu wanken, und ehe eines der beiden sie hätte stützen können, brach sie zusammen. Ein Herzschlag hatte sie getroffen. Der barmherzige Tod hatte sie von aller Qual erlöst. Das arme Kind war wie wahnsinnig und wollte nicht an das Unglück, besonders nicht an Selbstmord glauben. Erst, als man ihr einen Brief des Vaters übergab, mußte sie sich überzeugen.

(Schluß folgt.)

Ein Centrumssang.

Es sind 500 Mark für ein Centrumslied ausgeschrieben worden. Die „Jugend" veröffentlicht nun folgenden Sang:

Ergo oremus!

Hier sind wir versammelt zu lieblichem Sumpf —
Drum Brüderchen: ergo oremus!
Der Maßkrug geht um und das Centrum ist Trumpf,
Beherziget: ergo oremus!
Das heißt noch ein altes, ein tüchtiges Wort,
Es gilt uns als Freibrief an jeglichem Ort,
Und hilft auch dem Dümmsten mit Sicherheit fort,
Das herrliche: ergo oremus!

Im Lehrfach, sowie im Beamtenverband —
Ihr Redlichen: ergo oremus!
Ein Frommer kommt weiter auch ohne Verstand —
Drum doppeltes: ergo oremus!
Und ob auch der Teufel die Loge beschützt,
Der Ultramontane wird mehr unterstützt,
Weil immer der Schwarze dem Schwärzlichen nützt,
Drum Brüderchen: ergo oremus!

Was sollen wir sagen am Tage der Wahl?
Ich dächte nur: ergo oremus!
Wir wählen den Bebel und nicht liberal,
Drum immer aufs neue: oremus!

Denn ob auch der Rote den Glauben verpönt
Und ob er auch Kirche und Pfarrer verhöhnt —
Es ist sein Kulturhaß, was uns ihn versöhnt,
Drum wählt ihn und singet: oremus!

Und lenken wir einst nach dem Jenseits die Fahrt,
Ihr Seligen: ergo oremus!
Dann ist uns das molligste Plätzchen gewahrt
Zum ewigen: ergo oremus!
Wir sitzen behaglich beim himmlischen Schmaus
Und lachen die Ketzer im Bratfeuer aus,
Und wer uns nicht zusagt, den ekeln wir raus
Zum Himmel und singen: oremus!

Trotzdem sich kaum ein besseres Centrumslied finden läßt, dürfte die „Jugend" die 500 Mark doch schwerlich erhalten.

Lesefrucht.

Im goldenen Zeitalter wog man nicht alles auf der Goldwage ab.

* * *

Dem beschränkten Kopf ist der Zeitgeist ein Gefangenwärter, der ihn in die Zelle der Gegenwart einschließt; dem klaren Verstand und gesunden Herzen ist er ein Wegweiser, wo man verweilend steht und vor- und rückwärts schaut.

Kirchliche Personalnachrichten.

Waadt. Herr Dr. G. Linder, Pfarrer in Lausanne, berichtet uns, daß er sich den Titel Doktors der Theologie nicht honoris causa, sondern rite erworben habe.

Zürich. Gestorben Herr Peter Mohr, Pfarrer in Greifensee, geb. 1827. — Gewählt an die St. Annakapelle in Zürich Herr Näf, Pfarrer in Wytikon.

Bern. Resigniert Herr Theophil Glinz, bisher Pfarrer in Nos, geb. 1841.

Solothurn. Herr Hans Iselin von Basel, Pfarrer in Balsthal, ist zum Pfarrer der reformierten schweizerischen Gemeinde in Florenz gewählt worden.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 51. Samstag, 17. Dezember 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. **A. Altherr** in Basel, Pfr. **H. Andres** in Bern, Pfr. **W. Bion** in Zürich,
Pfr. **O. Brändli** in Basel, Pfr. **A. Steiger** in Basel.

Wir sollen nur nicht in den Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. **Oecolampad an Luther.**

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Preis halbjährlich franko zugesandt **2 Fr.** für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland. Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Das Kind der neuen Zeit.

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen, tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel sel'ges Kind,
Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen, ewig lichten Flammen
Längst verstiebte Funken hier zusammen.

Ueberall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Ew'gen Frieden uns zu stiften,
Taucht er in die Lebensflut;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Lasse seine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von seinem ew'gen Glücke
Sollst du dich ergriffen sehn.
Alle Herzen, Geister und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Novalis.

Charakter und Redeweise Jesu.*

Er selbst, Jesus von Nazara, löst durch seine persönliche Art auch das letzte Stück vom Geheimnis seiner Erfolge: der Enthusiast mit der nüchternen Erkenntnis der Wirklichkeit um ihn her; der Mann der zugreifenden Initiative und zugleich der zähen Beharrlichkeit; der Held, welcher wagt, und zugleich das Kindesgemüt, dem nichts Menschliches fremd ist. Durchglüht von idealer Freudigkeit des Nothelfers, ein Helfer, der erstaunlicherweise nichts als helfen will, durchleuchtet zugleich von klarer Einsicht in die Ursachen der Not, erhält er und sein ganzes Wesen vor allem jenen tiefäugigen Ernst herzenswarmen und zugleich verständigen Wohlwollens, der das natürliche Mißtrauen der Schwachen leicht überwindet, die Gemüter sich siegreich erschließt und dauernd an sich fesselt. Das erfahren besonders die Scharen armen, vernachlässigten

* Die Geschichte Jesu. Erzählt von Dr. P. W. Schmidt.

Volks, für die sein Herz in Leidenschaft glüht und die bald ihre ständige Vertretung in seinem Gefolge haben; darunter auch die, welche namentlich Sünder und Sünderinnen heißen und hier statt kalter Verachtung ein Verständnis finden, das aufrichtet und zum Lichte führt. — Dazu kommt der durchbohrende Blick des Menschenkenners, der die Gedanken seiner Umgebung, auch der feindseligen, oft ohne Wort errät; der Simons Schwäche kennt, aber auch was ihn zum Petrus machen kann; der sich nur in einem seiner Jünger geirrt und auch dessen Verrat zuvor durchschaut. Dazu, bei aller Lebhaftigkeit des nach außen gerichteten Blicks, die feste innere Geschlossenheit des im Frieden mit Gott geeinten Mannes — eine Sabbathstille, die nur selten Zornesrede oder ein Thränenwort unterbricht, einmal ein Jubelruf. Dazu endlich die Weihe, welche das Bewußtsein der großen Gotteszeit giebt, und die elementare Kraft, die aus der Gewißheit hervorbringt: Gottes Sohn und sein Bote bin ich.

Deshalb ist auch die Redeweise wie die eines Mannes, der Vollmacht hat, und nicht wie die der Schriftgelehrten. Ueber den ganzen mühseligen Gesetzesapparat hinweg, den jene hin- und herwälzen, wendet er sich zunächst ohne Polemik an die natürlichen Instinkte der Frömmigkeit, an das, was vor Mose war als ungeschriebenes „Gesetz Gottes" im Menschenherzen. Knüpft so sein Lehren an das Alte, Hergebrachte und damit an das Verständnis aller an, so weiß er doch, daß er dem Herkommen, wo es dem Gesetze Gottes zuwider ist, auch entgegentreten darf und soll. Und doch macht seine Lehrweise ihre Autorität nicht geltend, um das eigene Denken seiner Hörer niederzuwerfen, sondern um es anzuregen und wo nötig, mit grellen Lichtern der Rede aufzustacheln. Ein ungelehrter Meister der seelsorgerlichen Fragestellung, ein Künstler der allen verständlichen Gleichnisrede, weiß er durch seine Belehrungen, wie durch seine Fragen das heilshungrige Volk der armen Gottesfreunde in Galiläa zu bannen. Sein kraftvolles Denken, das jedes zufällige Vorkommnis schnell und leicht in das Licht seiner religiösen und sittlichen Ideen rückt, findet sicher für das Größeste und Inhaltvollste die schlichteste Form. Und sie hängen an seinen Lippen, die hin und wieder auch ein heiliger Humor umspielt, öfter der Ernst jener überlegenen Paradoxien, welche Arme selig, Hohes niedrig, Kleinstes groß, Letztes erstes nennen und dafür Zustimmung erzwingen. Das bricht auch den Stumpfsinn; da werden Schlafende wach, und Wache erliegen gerne dieser liebevollen Geistesübermacht.

Am Grab eines Selbstmörders.

Wir stehen heute wieder am Grabe eines unserer Brüder. Und wenn wir an jedem Grabe ergriffen sind, an diesem sind wir erschüttert. Wir alle; ihr aber besonders, die ihr dem Toten im Leben nahe gestanden, die ihr ihn gekannt habt mit seinem Licht und seinem Schatten, seinen Vorzügen und Gebrechen, seinen Freuden und Leiden, seinen Kämpfen und Siegen und Niederlagen. Ihr ahntet ja wohl zu Zeiten, was einmal kommen könnte und eure Seele war in Aengsten; aber nun es gekommen, da ist es euch, als ob ein harter Hammerschlag euch getroffen hätte. Mußte es also sein? Freund, Bruder, warum hast du uns das gethan?

Und auf eure Seele legt sich noch eine andere Last. Ihr denkt an das Urteil einer lieblosen und erbarmungslosen Welt, die nun an dieses Grab stehen und nur den Stab brechen, nur richten und verdammen wird. Da ist

euch als Christen ein Trost gegeben: Ihr kennt einen, der einst mit einem Herzen voll Liebe und Erbarmen über die Erde gewandelt ist und das Wort gesprochen hat: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!“

Wir wollen das Wort nicht mißverstehen, nicht Anlaß daraus nehmen zur Leichtfertigkeit. Wir wollen kein Atom hinwegthun von dem hohen, heiligen, sittlichen Ernst des Evangeliums. Unrecht ist Unrecht, Sünde ist Sünde, und wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. Gerade das trübe Ende dieses Manneslebens lehrt uns in Demut uns beugen vor den Ordnungen des heiligen und gerechten Gottes. Es bleibt wahr: vor Gott ist keine Flucht als nur zu ihm! O, daß doch der Tote zu rechter Zeit zu ihm, dem Gott der Gnade, sich geflüchtet hätte! So sei uns denn sein Ausgang eine ernste Warnung und Mahnung, daß wir die unreinen Gluten, es sind vielleicht erst Fünklein noch, die in unserm Herzen lodern oder glimmen, dämpfen und löschen, damit wir nicht auch ins Gericht fallen.

Das aber ist die Wahrheit unseres Heilandswortes: Wir stehen alle in schwerem Kampfe und sind von Versuchungen umstellt. Keiner rühme sich des Sieges, bevor sein Abend gekommen ist, denn er weiß nicht, wie es mit ihm noch werden kann. Leichter ist dem einen der Kampf gemacht — nicht aus eigenem Verdienst, schwerer dem andern — nicht aus eigener Schuld. Und wenn auch sittlicher Ernst, Selbstbeherrschung und gewissenhafte Treue selbst in den schwierigsten Kämpfen den Sieg davon tragen, wer will kurzweg nur verdammen, wenn einem Bruder, einer Schwester diese Treue und Gewissenhaftigkeit fehlen? Gott allein weiß alle Dinge! Er weiß, was für ein Gemächte wir sind! Lasset uns lieber beten: Gott sei uns gnädig nach deiner großen Barmherzigkeit! Herr, stärke du uns, hilf du uns, behüte du unsere Seelen, daß wir siegen im heißen Streit!

Am Grabe aber des gefallenen Bruders lasset uns aufpflanzen das Kreuz, das Symbol göttlichen und menschlichen Erbarmens:

Werft keinen Stein auf jene, die gefallen;
Der Mensch ist schwach, Versuchung über allen;
Vielleicht hat nichts euch mit der Welt entzweiet,
Vielleicht das Glück nur euch vom Fall befreiet,
Nur keinen Stein!

Ihr seht die That — doch auch des Thäters Schmerzen?
Habt ihr gelesen auch in seinem Herzen?
Er fiel — allein, er hat wohl auch gestritten;
Er hat gefehlt, doch hat er auch gelitten —
Nur keinen Stein!

Der Stein, den ihr geschleudert auf die Sünder,
Der fällt auf euch vielleicht, auf eure Kinder —
Man fragt euch einst an eines Thrones Stufen:
Wer hat zu andrer Richter euch berufen?
Nur keinen Stein!

Wochenschau.

Ein trauriges Schauspiel vor der Weihnachtsfeier haben wir in Basel erlebt: den eine ganze Woche dauernden Prozeß gegen Wüst und Konsorten, bei dem sich gezeigt hat, wie groß die Leichtgläubigkeit des Publikums gegen

verlockende Prospekte ist und wie weitverbreitet die Neigung, durch Börsenspiel mühelos sich zu bereichern. Nicht bloß ungebildete Leute von weit hinten her in den Dörfern, sondern auch akademisch Geschulte aller Fakultäten, darunter auch Gott weiß wie viele Pfarrer, von denen zwei den Mut hatten, sich öffentlich nennen zu lassen, sind auf den Leim gegangen. Den letztern empfehlen wir als Weihnachtstext: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln, welche die Motten und der Rost fressen!

Es war einmal ein ernster, tiefreligiöser, streng christlicher Mann, der das Weihnachtsfest eine große Heuchelei und Lüge nannte. Zu diesem furchtbaren Urteil über das schönste der Feste kam er durch die Beobachtung, wie so wenig das festliche Treiben übereinstimmt mit dem, was sonst in der Welt gäng und gäb ist. Einen Tag im Jahr gütig sein, schenken, Freude machen, den armen Jesus in der Krippe lobpreisen und alle übrigen Tage des Jahres? hart sein, nehmen, wo etwas zu nehmen ist, den Schwachen unterdrücken und ausbeuten, dem Gelde nachjagen als dem einzigen und höchsten Gut. Wegen dieses Widerspruches nannte er das Fest die größte Lüge im Jahr.

Hatte der Mann recht?

Es ist ja wahr, daß das tägliche Leben im Ganzen ein betrübendes Bild zeigt, das Jagen nach irdischem Gut, ein gegenseitiges Uebervorteilen, unter schönen Prospekten ein hundertfältiges Bestreben, die Dummen dranzukriegen und auszubeuten. Wer das am besten versteht, ohne sich gegen das Strafgesetz zu verfehlen, der heißt der Gescheidteste, er wird in dem Maß, wie sein Erfolg groß ist, bewundert, beneidet. Der Erfolg ist der Gott dieser Welt. Vor dem Teufel niederfallen und anbeten, das hat entweder gar keinen Sinn oder es heißt eben: den mit schlechten Mitteln, durch Lug und Trug und Heuchelei erzielten Erfolg anbeten. Es ist wahr, daß das vorkommt. Die Welt will betrogen sein, folglich betrüge man sie. Es ist einfach wahr, daß viele so denken. Und wenn so Gesinnte Weihnachten feiern, Bescherungen veranlassen, fromme Lieder singen, vielleicht gar schöne Reden halten von der ewigen Liebe, so ist das einfach entsetzlich. Kein Schaffot ist ein so trauriges Stück Holz wie die Bank, von der aus solch eine gemeine Seele in „heiliger" Begeisterung das gerade Gegenteil von dem sagt, was sie täglich sinnt und thut. Dante hat für eine solche Seele den heißesten Ort der Hölle in seiner Divina Comedia.

Aber der Mann mit seinem harten Urteil über die Weihnacht, daß sie eine große Lüge sei, ist dennoch im Unrecht. Um einzelner willen, die eine gute Sache mißbrauchen, darf man diese nicht selber verwerfen. Thäte man das — worüber denn könnte man sich noch freuen? Mißbraucht wird ja alles. Die meisten, welche Weihnachten feiern, erscheinen dabei nicht total anders als sie sonst sind, sondern nur etwas besser, als das was sie im Grund ihres Herzens das ganze Jahr hindurch gern sein möchten: gütig, teilnehmend, liebevoll, freigebig. Wir möchten gern immer so sein wie an Weihnachten, dankbar für Gottes unendliche Güte und aus diesem Dankgefühl heraus gut gegenüber den Mitmenschen, auch über die schlechten Subjekte nicht bloß erbost, sondern ihnen wünschend, daß sie noch einmal gut werden. So ist uns Weihnachten ein Stern, der uns den rechten Weg und ein besseres Leben verheißend ankündigt.

So gehen wir denn dem Fest wieder mit Freuden entgegen und wenn uns dünkt, es stehe mit den menschlichen Angelegenheiten genau so wie es im Evangelium heißt: Kein Raum in der Herberge für die Eltern Jesu — der Neugeborene den Schriftgelehrten unbekannt — dem König Herodes ein

Schrecken — nur den armen Hirten wirklich lieb — aber unter Gottes Schutz und Segen; wenn uns vorkommen will, in mancher Beziehung stehen wir am Ende von 1900 Jahren noch ungefähr so wie damals, als Johannes schrieb: das Licht scheint in die Finsternis — so freuen wir uns doch, daß das Licht scheint und hoffen, es habe die Kraft, was dunkel ist zu erhellen und was kalt ist zu erwärmen.

Und diejenigen, die das schöne Fest in übler Lage, in Not und Krankheit, in Herzeleid aller Art, schwer belastet mit dem Unrecht, das in dieser Welt ist, und hart mitgenommen unter den Folgen ihrer eigenen Sünde antrifft, den Armen und Unterdrückten, den Kranken und Gefangenen, denen, über die alle Schrecken des Schicksals ergehen — auch ihnen möge das Fest etwas bringen: den Heiland, der die Sünder annimmt, den Vater im Himmel, der vergiebt. Kein Mensch auf Erden kann schönere Weihnachten feiern als der verlorene Sohn, der an diesem Fest umkehrt in sein Vaterhaus. Heller kann es vom Weihnachtslicht in keinem Hause werden als in der Hütte des Dursli, dessen Bekehrung Jeremias Gotthelf schildert. Wie dort der liederliche Vater am heiligen Morgen aus der Kneipe heimkommt und unter seinen frierenden und hungernden Kindern zum Bewußtsein kommt, wie er übel gethan und es dann mit ihm kehrt und das Licht in die Finsternis hineinscheint, alles in der elenden Hütte wieder gut wird und froh — das ist ein Bild, wie es wohl noch nie ein Dichter so großartig gemalt hat: Welt war verloren — Christ wird geboren — freue dich, o Christenheit!

Friede auf Erden.

(Schluß.)

„Meine Lieben", hatte er geschrieben, „ich kann es nicht ertragen, daß ihr durch mich bettelarm seid. Das Unglück hat mich in jüngster Zeit verfolgt. Ich habe meine letzte Hoffnung auf eine zu gewagte Spekulation gestützt. Auch sie ist fehlgeschlagen. Ich schnlde zwar niemand nichts; aber kein Pfennig ist mehr mein eigen. Mein Kredit ist verloren und meine Kraft ist gebrochen. Verzeiht. — Ich habe euch sehr geliebt."

Römer.

— — Zwei Tage später standen zwei große Särge im großen Saal, der sonst an diesem Tage so prächtig ausgestattet war. Viel Trostesworte wurden zu der armen Lili gesprochen; sie hatte sie aber kaum gehört. Ihre Augen blieben trocken, ein herber, harter Zug hatte sich um ihren sonst so frischen Mund gelegt. Der Pfarrer hatte seine ergreifende Rede beendigt. Der Zug setzte sich in Bewegung und alle folgten. Niemand blieb zurück. Jedes hatte manches zu Hause zu besorgen: es war ja Christabend.

Lili war allein, ganz allein. Weiße Blüten und Cypressenzweige, von den Särgen abgestreift, lagen auf dem Teppich. Sie kauerte am Kamin nieder. Eine schreckliche Kälte erstarrte ihre Glieder. Mit stierem Blick schaute sie in die verglimmende Glut. Sie gedachte, wie oft sie das Lied gesungen: „Verlassen, verlassen, verlassen bin i", und hatte doch nicht gewußt, was es sei, verlassen zu sein. Jetzt wußte sie es. Es wurde dämmerig, ihr graute. Was soll nun aus ihr werden? Ach, wäre sie doch auch tot!

Plötzlich fuhr sie empor, erschreckt durch einen polternden Schritt. Es war Tante Lotte, sich mühsam auf ihren Stock stützend.

„Hab' ich mir's doch gedacht, daß sie dich alle im Stich gelassen, arme Kleine. Es hat mir keine Ruhe gelassen. Ich komm' dich holen. Kind, hier darfst du nicht bleiben."

War das dieselbe Tante Lotte, die sie bisher gekannt, die jetzt so freundlich und so sanft zu ihr sprach? Ach wie wohl that ihr deren Teilnahme! — „Schnell, hol' Hut und Pelz. Ein Wagen hält vor der Thür und mich verlangt nach meinem warmen Stübchen."

Ach wie gern folgte sie der Tante, zu welcher sie sonst so selten und so ungern gegangen! Nur nicht allein sein, allein mit den quälenden Gedanken.

Bald waren sie in der kleinen Behausung der Tante angekommen. Als sie eintraten, sahen sie einen noch jungen Mann, der das alte Fräulein erwartete. Sein gebeugtes Haupt erhob sich langsam. Tiefer Gram hatte sich in seine Züge eingegraben. Seine Augen blickten todestraurig, das Fräulein trat auf ihn zu, ihm beide Hände hinstreckend.

— „Ach Ihr seid's, Matthis. Also frei? Das ist recht, daß Ihr gleich zu mir kommt."

— „Ich wollte nicht nach Hause, ehe ich Ihnen gedankt für alles, was Sie während meiner Gefangenschaft an Marie und an dem Kinde gethan. Was wären sie, während Mariens Krankheit, ohne Ihre Hilfe geworden?"

— „Ach was! Werde ich doch das brave Weib nicht im Stiche lassen."

— „Das durch mich und meinen Jähzorn elend geworden. Es ist wahr, der Unglückliche hatte mich arg gereizt, aber ich, ich habe ihn erschlagen. Ach Fräulein, nie in meinem ganzen Leben findet mein Herz wieder Frieden."

— „Matthis, es ist Weihnachtsabend. Da ist einer gekommen, der hat Frieden gebracht. Und die Engel haben es schon damals verkündigt: Friede auf Erden! Viele haben ihn seit jener Nacht gefunden. Geht nur getrost nach Haus; er sagt auch zu Euch: Friede sei mit dir."

Gar verzagt blickte der Mann das alte Fräulein an.

— „Und was soll jetzt aus uns werden? Wer wird dem Totschläger Arbeit geben? Und wie schäme ich mich heim zu gehen unter all' die Bekannten, denen gewiß vor mir graut."

— „Auch dafür ist gesorgt. Seid doch nicht so kleinmütig. Vom 1. Januar an findet Ihr Arbeit und guten Lohn in der Gießerei von Eisenberg. Marie ist seit ein paar Tagen Pförtnerin daselbst. Ihr bekommt eine hübsche Dienstwohnung; der kleine Schreier wird prächtig in der guten Landschaft gedeihen, und dort kennt Euch niemand."

— „Ist es möglich? Ist es wahr? Aber der Herr, wenn er erfährt, wer ich bin, kündigt mir die Arbeit."

— „So seid doch ein Mann, Matthis, und nicht ein ängstlicher Knabe. Der Herr ist hochherzig und weiß alles. Geht jetzt. Marie wartet; sie will das Christbäumchen erst anzünden, wann Ihr daheim seid. Es werde Euch zum Friedensbaum."

Der Mann konnte vor Rührung kaum sprechen.

— „Gott vergelt's!" stammelte er, „durch Sie, Fräulein, finde ich vielleicht meines Herzens Frieden wieder."

— „Nicht durch mich, Matthis; — durch das liebe Christkindlein", antwortete das Fräulein.

Und er ging. Lili hatte, während der Mann sprach, momentan ihr eigen Leid vergessen. Wie verklärt kam ihr die alte Tante vor. Und das war die Stube, die ihr früher so niedrig und klein vorkam? Wie gemütlich war sie doch mit den altmodischen, messingbeschlagenen Möbeln, den blühenden Christrosen und den schlafenden Kanarienvögeln!

— „So! jetzt, Kleine, leg' ab; und nun zu Tisch. Ich wette, du hast die ganze Zeit über nichts genossen."

— „Ach, wie gut du bist, Tante. Sag', darf ich morgen wieder kommen?"

— „Wiederkommen? Wo denkst du hin, Kind? da bleiben wirst du, gleich diesen Abend. Das Christkindlein hat mir ein liebes Töchterlein geschenkt; das lasse ich nimmer fort. Wenn du satt bist, bring' ich dich in dein Zimmerchen. Du legst dich zu Bett, und hoffentlich wirst du diese Nacht etwas ruhen."

Das hinkende, alte Fräulein half dem jungen Mädchen sich auskleiden und bettete es wie ein kleines Kind.

— „So, jetzt wollen wir noch beten."

— „Ach, Tante, ich kann nicht zu Gott beten. Was habe ich ihm nur gethan, daß er mich so hart straft? Warum mir das große Unglück?"

— „Tausende und Abertausende haben vor dir schon so gefragt. Und ihnen ward nicht sogleich Antwort. Siehe, Kind, zwanzig Jahre reines, volles Glück hast du genossen. Hast du da auch gefragt: warum mir das Glück, wo doch so viele elend sind? Freilich, es ist schwer sich zu ergeben. Keiner hat es sogleich gekonnt. Und selbst Christus am Kreuz hat gefragt: Warum, o Gottt, hast du mich verlassen? Weine, mein Kind, aber klage nicht, und suche den Frieden mit Gott. Siehe! dem armen Matthis fehlt der Frieden im eigenen Herzen und ich selbst mußte dereinst einen harten Kampf bestehen, um Frieden mit den Menschen zu finden. Doch, das erzähle ich dir morgen. Jetzt suche zu schlafen. Gute Nacht, mein Herzenstöchterchen."

Es währte nicht lange, so hörte Tante Lotte die regelmäßigen Atemzüge des schlummernden Mädchens.

— „Tante", fragte am andern Tag Lili, „du bist auch unglücklich gewesen? Davon habe ich nie etwas gehört."

— „Ja, Kind, mein Schmerz war anderer Art. Mein Leben war ein Leidensgang von Schritt zu Schritt. Ein häßliches, kränkliches Kind war ich, von meiner schönen, eitlen Mutter betrachtet wie eine Schande, die man verbergen muß. Und das fühlte ich. Der Vater war ein vielbeschäftigter Kaufmann, der weder Zeit noch Lust hatte, sich mit dem blöden, verschüchterten Kinde abzugeben. Anders war es mit meinem reizenden, munteren Schwesterchen, das jeden anlachte, das jedermann gern hatte, und das auch ich leidenschaftlich liebte. Als ich vierzehn Jahre alt war, bekamen wir beide das Scharlachfieber. Unser Liebling starb, und ich hörte, wie eines Tages die Mutter in ihrem namenlosen Schmerz jammernd zum Vater sagte: „Mein schönes, gesundes Kind, warum mußte gerade es sterben?" — Das war der schrecklichste Schmerz in meinem ganzen Leben, Lili. Mein Zustand verschlimmerte sich und in einem unbewachten Augenblick, vom Fieber getrieben, verließ ich das Bett, stürzte aber vor Schwäche, brach die Hüfte und ward ein Krüppel fürs Leben. Nun begann für mich eine schwere Zeit. Körperlich und moralisch leidend führte ich ein elendes Dasein. Ich liebte leidenschaftlich die Musik, durfte mich ihr aber nicht hingeben, es mache mich nervös. Mein Hang zum Studium wurde ins Lächerliche gezogen und unterdrückt, ich würde sonst ganz überspannt werden. Ich war gegen jedermann mißtrauisch geworden, besonders gegen die Mutter. War sie freundlich zu mir, sah ich es an als Heuchelei. War sie streng, zeihte ich sie der Lieblosigkeit. Ich wurde immer verschlossener, menschenscheu, ja menschenfeindlich und war grenzenlos unglücklich. Niemand liebte mich, und doch war ich so liebebedürftig; wagte es aber Niemand zu zeigen, aus Angst zurückgestoßen zu werden. So waren einige Jahre vergangen, da starb plötzlich der Vater und es fand sich, daß unser Vermögen viel geringer war, als die Mutter geglaubt hatte. Sie litt furchtbar unter diesem doppelten Verlust, kränkelte, und nach Jahresfrist war ich abermals verwaist. Jetzt erst erkannte ich, daß auch ich, durch mein trotziges, verschlossenes Wesen an der Mutter gesündigt hatte und litt schwer unter diesem Gefühl. — Ich

wohnte allein mit unserer alten Magd und weiß nicht, was aus mir geworden wäre ohne unsern alten, treuen Pfarrer Werner. Dieser hatte längst meine Herzenseinsamkeit geahnt, wußte auch, daß er mein wundes Herz gar behutsam angreifen müsse. Und das that er auch. Er besuchte mich oft, brachte mir Lektüre, suchte mich für philanthropische Werke zu interessieren und wollte mich auch in seinen Familienkreis ziehen. An meinem Eigensinn scheiterte sein guter Wille. Das Bewußtsein meiner Häßlichkeit war so groß, daß ich mich scheute unter die Leute zu gehen. Es war der Tag vor Weihnachten, da kam der gute Mann zu mir voller Eifer: „Fräulein Lotte", sprach er, „ich bin in der größten Verlegenheit, und Sie müssen mir helfen. Sie wissen, daß ich mich viel mit der Blödenanstalt beschäftige. Unseren armen Kranken soll diesen Abend ihre Weihnachtsbescherung werden. Die Hauseltern haben alle Hände voll zu thun, und denken Sie, diese Nacht wurde unsere tüchtigste Wärterin krank, und die lieben Kleinen sind ohne Aufsicht. Da habe ich gedacht, Sie helfen uns aus der Not." — „Ach das kann ich nicht, wüßte auch gar nicht, wie ich dies angreifen sollte." — „Kommen Sie nur, mir zu lieb, das wird sich schon finden." — Und denk, Lili, es hat sich gefunden. Als ich mitten unter all' den armen, enterbten, häßlichen Kindern stand, die einen mit zu großem, die anderen mit zu kleinem Kopf, da kam ein Gefühl grenzenlosen Mitleids über mich. Ich beugte mich zu einem der häßlichsten, und plötzlich schlang es seinen unbeholfenen Arm um mich und küßte mich. Ein anderes schmiegte sich an mein Kleid; ein drittes griff nach meiner Hand. Da wurde mir so weich ums Herz und ich fing an bitterlich zu weinen. Es waren erlösende Thränen. Als am Abend der Christbaum leuchtete, die armen Blöden, mit tierischen Lauten, ihr Entzücken ausdrückten, und Vater Werner gar ergreifend von der Liebe Gottes sprach, der uns so viel geschenkt angesichts dieser Aermsten, und daß wir ihm unsere Dankbarkeit nur dadurch erweisen könnten, daß wir in Frieden und Liebe für die anderen und mit ihnen leben, — da war es mir wie eine Offenbarung, und ich fühlte, daß auch ich noch Frieden mit den Menschen finden könnte. Sieh', Kind, das war mein Weihnachtssegen. Fasse auch du Mut. Jetzt darfst du nicht mehr rückwärts, sondern mußt vorwärts und aufwärts schauen."

— — Jahre sind vergangen. Tante Lotte ruht längst draußen auf dem stillen Friedhof. Sie hat Lili nicht nur ihr kleines Vermögen, sondern auch alle ihre Kranken und Armen und Betrübten vermacht. Und Lili hat die Erbschaft mit Mut und Selbstverleugnung übernommen. In dankbarer Liebe gedenkt sie der alten Tante, die ihr zuerst an jenem für sie so verhängnisvollen Weihnachtsabend den Lobgesang der Engel erklärt hatte: „Friede auf Erden". (Kirchenbote für E. u. L.)

Briefkasten. K. in B. Nein, wir können Ihnen den Gefallen nicht thun und Herrn Pfarrer W. Ecklin wegen seiner am Grab des Selbstmörders gehaltenen Rede „hernehmen". Denn der Redner hat offenbar nur seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß Selbstmörder verdammt werden müssen, und da er es glaubt, so darf ihn niemand hindern, es auch zu sagen. Hingegen war niemand gezwungen, gerade Herrn Ecklin, dessen Ansichten wohl bekannt sind, für die Beerdigung heranzuziehen, während links und rechts andere Pfarrer sind, von denen man weiß, daß sie über den Selbstmord milder urteilen und am Grabe niemand verdammen. Wie man sich bettet, so liegt man. A. F. B. Ihr Gedicht ist hübsch und sinnig, eignet sich aber weniger für unser Blatt.

Berichtigung. Stimmen des freien Christentums kosten gebd. **1 Fr. 50**, nicht 1 Fr. — In letzter Nummer, Seite 396, muß es statt Volksschule heißen Volksseele.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 52. Samstag, 24. Dezember 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. A. Altherr in Basel, Pfr. H. Andres in Bern, Pfr. W. Bion in Zürich,
Pfr. O. Brändli in Basel, Pfr. A. Steiger in Basel.

Wir sollen nur nicht in den Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. Oecolampad an Luther.

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt 2 Fr. für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Weihnachtslied.

Kommet zu sehen,
Was ist geschehen!
Eilet zu schauen
Alle das Kind!
Jegliches Grauen
Vor ihm zerrinnt.

Arm dort für alle
Liegt es im Stalle,
Alles hienieden
Bringt's euch zurück,
Himmlischen Frieden,
Reichtum und Glück.

Eilt, es zu grüßen,
Sinkt ihm zu Füßen,
Bringet das Beste
Jeder ihm her!
Keiner am Feste,
Keiner komm' leer!

Fr. Oser.

Arm und doch reich.

(Luk. II, 1—20).

Eine liebliche Blüte mitten im kalten Winter ist das Weihnachtsfest; eine liebliche Blüte in der Dämmernacht der Familienstube der Weihnachtsbaum; liebliche Blüten in Hütten und Palästen, in Kapellen und Kirchen die Weihnachtslieder; liebliche Blüten allüberall, wo sie zu finden sind, die in gebender und empfangender Liebe frohen Menschenherzen, die jungen und die alten! Und des Weihnachtstages lieblichste, köstlichste, wertvollste Blüte, allen Menschen einen neuen Frühling verheißend, das ist das Weihnachtskind!

An die Wiege des Weihnachtskindes, das ja doch der Mittelpunkt, die Hauptperson des Weihnachtstages bleibt und bleiben muß, führt uns auch die

altvertraute Weihnachtserzählung. Ihre Ueberschrift lautet in der Regel: die Geburt Jesu. Sie könnte auch lauten: „Arm und doch reich!" Und wenn wir uns das ganze Leben des Weihnachtskindes vergegenwärtigen, vom ersten Atemzug in der Krippe zu Bethlehem bis zum letzten Todesseufzer am Kreuz auf Golgatha, so wird die Ueberschrift dieses ganzen Lebens und in höherm Sinne noch wiederum lauten: „Arm und doch reich!"

I.

Arm und doch reich war das Christkind schon in der Stunde seiner Geburt.

Wie rührend, wie ergreifend ist doch die äußere Armut, von welcher das Christkind in seiner ersten Lebensstunde umgeben ist. Ein Stall oder eine Felsenhöhle, die den Hirten und Herden bei Sturm und Unwetter als Zuflucht diente, ist sein erstes Obdach. Eine Krippe, aus der sonst des Menschen friedsame Haustiere ihren Hunger stillen, ist sein erstes hartes Bettlein. Ein Paar armselige Windeln sind die einzige Aussteuer, welche der arme Zimmermann von Nazareth und sein armes Weib, die junge, glückliche Mutter, für ihren erstgebornen Sohn bereit haben. „Welch' ein armes Kind!" sagt die Welt und schlägt die Hände zusammen ob der Krippe und all' ihrer Armutei.

Und doch, welch' ein reiches Kind! Es hat ja in Wahrheit alles, was das neugeborene Kind bedarf und ohne was selbst das reichste Fürstenkind, das in kostbare Leinwand gewickelt in goldener Wiege im Palaste liegt, ein armes beklagenswertes Geschöpf ist. An der Krippe des Christkindes wacht menschliche und göttliche Liebe. Es hat fromme Eltern: mit dem stillen seligen Jubel dankbarer Gemüter staunen sie nieder auf das kleine und doch so große Wunder der Schöpfung, das lächelnd auf ihren Armen ruht; drücken immer wieder ans Vaterherz und die Mutterbrust das liebe holde Menschenwesen, das ihnen nicht bloß die holde Frucht ihrer irdischen Gattenliebe, sondern zugleich ein lebendiges Zeugnis der Liebe ihres Gottes ist. „Ehre sei Gott in der Höhe!" das singt und klingt auch von ihren Lippen. Es hat hoffende Eltern. Die erste süße Hoffnung ihres Herzens ist mit der Geburt ihres ersten Sohnes erfüllt. Nun regt sich neue schönere Hoffnung noch. Nun regt sich die Hoffnung, daß dieser Sohn ihnen und ihrem Hause ein Freudenquell, ein Segenbringer, eine Ehrenkrone sein werde. Und wenn auch die einfachen Leute keine Ahnung davon haben, welch' ein Kleinod, was für einen Schatz, welch' unermeßliches Gut der Menschheit sie auf ihrem Schoße halten, so haben sie sich doch vielleicht in leichtverzeihlichem Elternstolz in der Hoffnung gewiegt, daß der Gott, der einen Joseph erhöht, einen Moses aus der Todesnot des Schilfkästleins zum Propheten berufen, einem David statt des Hirtenstabes ein Königsszepter verliehen, auch ihr Kindlein zu großen Dingen berufen könne. „Was wird aus diesem Kindlein werden?" die Frage bewegte in Sorge und Hoffnung auch ihr Herz. Es hat einträchtige, liebevolle Eltern. Sie haben fortan nur noch einen Wunsch: ihren Sohn glücklich zu sehen; nur noch einen Willen: ihren Erstgebornen glücklich zu machen; nur noch eine Lebensaufgabe: als Stellvertreter Gottes auf Erden über dem Kindlein zu wachen, mehr als über dem Apfel ihres Auges, es zu erziehen in der Zucht und Ermahnung zum Herrn, auf daß es einst eingereiht werde der Schar der Gerechten. O solch ein Kindlein, an dessen Wiege fromme, hoffende, einträchtige, liebevolle Eltern treue Wache halten, das ist ein reiches Kind. Da scheinen auch in die dunkle Felsenkammer hinein Gottes hellste

Sterne! Da wird auch die rauhe Krippe von himmlischem Lichterglanz umgoldet! Da lagern alle guten Engel Gottes um das Kind, denn welche gute Engel giebt es, wenn sie nicht Vatertreue und Mutterliebe heißen? Vater und Mutter und Kind in seliger Eintracht von der Liebe umwunden, die da ist das Band der Vollkommenheit, so haben's nach unserer schönen Erzählung einst die Hirten von Bethlehem getroffen; Vater und Mutter und Kind, dieses Bild der heiligen Familie ist seither von der Hand gottbegnadeter Maler immer wieder dargestellt worden und die Ueberschrift, die man über alle diese Bilder des schönsten Familienfriedens setzen könnte, sie lautet: „Arm und doch reich!"

Arm und doch reich! Wie steht es damit in unsern engen oder weiten, in unsern ärmlich möblierten oder mit allem Komfort ausgestatteten Familienstuben? Sind wir wie die heilige Familie äußerlich arm, aber dafür reich am inwendigen Menschen, reich in Gott? oder tritt zu der äußern Armut noch die Armut der Seele, der Mangel an Glauben und Treue und Liebe, so daß wir doppelt arm und elend sind? Leben wir anders als die heilige Familie in äußerlich guten, sogar glänzenden Verhältnissen und hat uns Gottes Gnade dazu erst noch reiches inneres Leben, reiche Schätze des Herzens geschenkt oder sind bei allem Reichtum die Herzen arm und hohl und leer und Treue und Liebe, Friede und selige Eintracht von unserer Schwelle gewichen?

Eins ist sicher: Wir alle stehen wieder unter dem holden Bann des Weihnachtsfestes, sind gefangen vom süßen Zauber des Weihnachtsbaumes. Wir alle haben wieder einmal erkannt, welch' große Gottesgabe es ist, eine eigene Familienstube zu haben, einem wohlgeordneten Familienkreis anzugehören. Wir alle sehen es ein, welches Labsal, welche Erquickung des Herzens es doch ist, daheim zu sein bei den Seinigen und einander gegenseitig wohlzuthun mit warmem Blick, mit freundlichem Angesicht, mit herzlichem Wort, mit kleinen Aufmerksamkeiten und Gaben. Und wie ich hoffe, haben recht viele aus uns auch das erfahren, wie wenig es doch im Grunde für unverdorbene Menschen braucht, um einander froh und reich zu machen und wie ein einziges Tröpflein Liebe Wunder zu wirken und erstorbene Herzen neu zu beleben vermag. Auch geschämt haben wir uns wohl ein wenig, daß wir an den Schätzen des häuslichen Glückes das Jahr über so oft blind und gleichgültig vorübergegangen, daß wir dieselben mißachtet, ja vielleicht gar mit Füßen getreten haben; geschämt, daß wir es daheim oft so langweilig fanden und unser Glück, unsere Erholung, unsere Freude außerhalb des Hauses in lauten, rauschenden, lärmenden, kostspieligen und was noch schlimmer ist, entnervenden Vergnügen und Zerstreuungen suchten; geschämt, daß wir uns mit den Lieben daheim so wenig abgegeben, vor allem so wenig hineingeschaut haben in das Auge, in das Herz unserer Kinder oder wenn wir uns einmal mit ihnen abgaben, daß wir es thaten keifend und scheltend, zürnend und polternd, nicht mit sanftem Säuseln, sondern immer wie gestrenge Strafrichter unter dem Donner des Sinai. Ach wie oft haben uns Stunden des reinsten häuslichen Glückes gewinkt: wir haben sie versäumt und verträumt, wir haben sie uns selber verdorben und verbittert. Und sage doch niemand, daß dieses häusliche Glück abhängig sei von äußerer Wohlhabenheit, so daß es ohne solche nicht bestehen könne. Wir sind wahrlich nicht blind für die Thatsache, daß durch die Mitschuld unserer krankhaften socialen Zustände das Familienleben des arbeitenden Volkes da und dort in der Auflösung begriffen, da und dort zerrüttet ist, jedenfalls weit, gar

weit hinter dem christlichen Familienideal zurücksteht. Ich bringe herzliche Sympathie jedem Arbeiter entgegen, der im Blick auf Weib und Kind, aus Sehnsucht nach einem geordneten, heimeligen, behaglichen Familienleben seine äußere Lage mit gerechten Mitteln zu verbessern sucht. Aber die sociale Not ist nicht der einzige Wurm, der am Baume unseres Familienlebens nagt. Es giebt aufgelöste, zerrüttete Ehen, Familiennot und Familienelend nicht bloß bei den gedrückten Volksklassen; das alles kommt auch vor im Bürgerhause des Mittelstandes, in den Prunkgemächern der verwöhnten Kinder des Glückes, die wir oft beneiden, und nicht zuletzt da, wo die Gewaltigen der Erde thronen. Und es giebt rechtes, erfreuliches, herzerquickendes Familienleben nicht bloß im hablichen Mittelstande, sondern auch auf den Höhen des Glückes und auch in den Niederungen. Und was beweist das alles? Daß auch in die Familienstube das Reich Gottes nicht kommt mit äußerlichen Geberden, sondern daß schließlich alles ankommt auf die Gesinnung, auf das Herz, auf die Summe der vorhandenen Treue und Liebe. Fehlt dir und deinem Hause diese Treue und Liebe, dann seid ihr arm, auch wenn ihr im Golde schwimmen könntet; habet ihr Liebe und Treue und sind Vater und Mutter und Kind verbunden durch das Band des Friedens, dann seid ihr reich, ob ihr auch täglich arbeiten und beten müßt ums tägliche Brot! Arm und doch reich! Das lernt an der Krippe zu Bethlehem!

II.

Arm und doch reich, das war das Christkind während seines ganzen Lebens bis zum Tod.

In niederer Hütte zu Nazareth ist es zum Knaben und Jüngling emporgewachsen; der hat die Axt des Zimmermanns geführt, um sich seine bescheidene tägliche Mahlzeit zu verdienen und das kinderreiche Haus mit ernähren zu helfen. Von seinem Gott aus dem stillen Frieden des Elternhauses zum öffentlichen Prophetenamt berufen, erregt er Staunen, Bewunderung durch die Gewalt seiner Predigt und viele folgen ihm nach — aber er bleibt arm. Er lehrt das Volk, er heilt die Kranken, er wird von vielen gesucht, bewundert, gefeiert; man preist die Holdseligkeit seiner Worte und durch das ganze Land geht das Gerücht: es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden und Gott hat sich gnädig zu seinem Volke geneigt. Doch bleibt er arm. Schätze auf Erden hat er nicht gesammelt, die Ehren der Welt blieben ihm versagt, seine Hausgenossen verkennen ihn, vor seinem Volk und seinen Obern muß er fliehen; er muß klagen über sein Nazareth, „daß der Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande!" daß die Füchse ihre Gruben, die Vögel ihre Nester haben, aber des Menschen Sohn nicht hat, wo er sein Haupt hinlege. Zuletzt haben sie ihm ein Kreuz gezimmert und an diesem Kreuz haben sie alle zimmern helfen, Juden und Heiden, weltliche und geistliche Gewalten, Fromme und Unfromme, Gerechte und Ungerechte, Kayaphas und Pilatus, Petrus und Judas — eine Krippe seine Wiege und sein Sterbebett das Kreuz. Und unter dem Kreuze werfen rohe Kriegsknechte das Los um seine einzige Hinterlassenschaft, um seinen Rock.

Und doch wie reich ist dieser arme Nazarener! Silber und Gold hatte er nicht und Silber und Gold wollte und will er der Welt nicht geben. Aber er hatte ein Herz reich in Gott und weil Gott die Liebe ist, ein Herz reich in Liebe, und dieses Herz voll Gottesliebe und Bruderliebe hat er der Welt gegeben. Sein Herz frohlockte in beglückter Gewißheit: Gott ist mein Vater

und ich bin sein geliebter Sohn! Seine Seele jubelte: der himmlische Vater hat mich zuerst geliebt, drum will ich ihn wieder lieben. Ich will ihn lieben mit dem kindlichen Vertrauen, daß er mich nähren und kleiden, mich schützen und schirmen, in Sonnenschein und Sturm des Lebens mit mir sein und auch im Tode sein Kind nicht verlassen wird. Ich will ihn lieben mit dem freien, freudigen Gehorsam des Kindes, dem es Speise, das heißt Freude, Labsal, Erquickung ist, den Willen des Vaters zu thun, das zwar auch zagt und zittert, wenn Dornenkrone und Kreuz ihm drohen, das aber doch spricht: „Nicht was ich will, sondern was du willst!" mit einem Gehorsam also bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuze! Ich will ihn lieben, indem ich seine Kinder alle auf Erden, meine Brüder liebe wie mich selbst; indem ich ihnen einen Weg der Erlösung zeige aus den Fesseln der Weltsorge, des Weltleides und der Sünden, indem ich sie alle an der Hand nehme und mein Leben dafür einsetze, mein Herzblut dafür hingebe, daß sie aus Söhnen des Staubes Söhne Gottes, meine mir in Gottesliebe und Bruderliebe verbundenen Brüder werden. Licht von oben strahlte nicht bloß um die Krippe von Bethlehem, Licht von oben umleuchtete alle Zeit das Haupt Jesu Christi! Engelsgesänge ertönten nicht bloß an seiner armseligen Wiege, sondern auf seinem ganzen Erdenlaufe war er umgeben von einem Chor unsichtbarer Geister, die da sangen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!

Und wie reich hat dieser arme Nazarener uns alle gemacht. Was wir an religiösen und sittlichen Kräften, an Kräften des Glaubens und der Liebe unser eigen nennen, das hat seinen letzten Quell im Herzen Jesu. Unser Gottvertrauen nährt sich an dem seinen; unsere Pflichttreue schöpft ihre beste Kraft aus der seinen; unser Leidensmut wird immer wieder neu an dem seinigen; unsere Bruderliebe entzündet sich immer wieder an dem unsterblichen Feuer der seinigen und sein Geist ist es, der uns nicht müde werden läßt Gutes zu thun; unsere ganze Sittlichkeit hat keinen bessern Jungbrunnen als Jesu und sein Evangelium. Nehmet der Welt den Anblick des Lebens Jesu, beraubet sie, wenn ihr könnt des Reichtums, den er ihr geschenkt, reißet ihr das Herz Jesu Christi, das nun in ihr pulsiert, wieder aus der Brust, und die Welt wird trotz aller Fortschritte der Kultur und der äußern Bildung arm und elend sein. Es hat sie keiner so reich gemacht, wie der arme und doch reiche Nazarener!

Es thut unserer Seele wohl, gerade in den gegenwärtigen Zeitläuften an der Krippe des armen und doch reichen Christkindes zu stehen. Unsere Zeit denkt materialistisch. Sie erwartet alles Heil von äußern Umgestaltungen, von äußern Reformen, von neuen Gesetzen und Verfassungen, von einer neuen Gesellschaftsordnung. Sie schreit nach Geld und wieder nach Geld, sie seufzt nach Genuß und wieder nach Genuß, ob derselbe nun ein roher oder ein feiner sei. Sie preist, ja vergöttert fast denjenigen, der von der Jagd nach dem Reichtum mit Beute reich beladen heimkehrt, und fragt nicht lange darnach, wo und wie er sie geholt. Sie preist, ja vergöttert fast denjenigen, der es versteht, Geld unter die Leute zu bringen, alle Tage herrlich und in Freuden zu leben und keinen schäumenden Becher, den das Leben bietet, an sich vorübergehen zu lassen, und fragt nicht darnach, ob dabei Treu und Gewissen, Leib und Seele schließlich zu Grunde gehen. Dann rollt es bisweilen dumpf unter der Erde, es erdbebnet, es kracht allenthalben, Rufe der Verzweiflung tönen durch die Nacht, der wilde Tanz um das goldene Kalb ist

vorbei, der Sturm hat die Lichter ausgelöscht. Und dann kommt die Ernüchterung! Und dann kommt die Selbstbesinnung! Und dann kommt die Erkenntnis! Welche Erkenntnis? Die Erkenntnis, daß Geld und Genuß gar trügliche Dinge sind und daß sie unserer Seele den Frieden nicht bloß nicht geben, sondern ihn eben so oft rauben. Die Erkenntnis, daß es noch andere, bessere, unverlierbare Güter, Güter des Herzens und des Geistes giebt, die dem Herzen erst den rechten Halt und dem Leben die rechte Weihe geben; die Erkenntnis, daß die wirklich bewunderswerten, vorbildlichen Menschen nicht die Geld- und Genußmenschen, sondern die Geistesmenschen sind, die Menschen, die große gute Gedanken im Herzen tragen und mit diesen Gedanken die Welt bereicherten, das Leben der Menschheit veredelten und aus dem Staube emporhoben. Dann aber erkennt sie auch wieder, daß es unter diesen Geistesmenschen keinen größern, keinen bessern, keinen reinern giebt als Jesum von Nazareth. Dann setzen sie sich wieder nieder zu den Füßen des Meisters und sprechen zu ihm: Herr, du bist reich! o gieb mir deines Reichtums ein golden Tröpflein nur, auf daß auch ich reich werde an Liebe.

Am Weihnachtsfeste erkennen wir es wieder aufs neue, daß unser größter irdischer Reichtum unsere Kinder, unsere Zukunft und die Zukunft der Gemeinde, sind. Wohlan denn! behüten wir sie durch unsere Erziehung vor jener materialistischen Gesinnung, welche als einzige Götter das Geld, den Genuß, den Erfolg anbetet. Erziehen wir sie vielmehr zu Idealisten nach dem Herzen Jesu, die es nicht vor allem aus gut haben wollen in der Welt, sondern als höchstes Lebensziel vor Augen haben, gute Menschen zu werden. Dann braucht uns um ihre Zukunft, welche Kämpfe und welche Versuchungen auch ihrer warten, nicht bange zu sein. Dann werden sie dastehen in der Welt mit einem festen Herzen voll Gottesliebe und voll Bruderliebe und die Welt mit ihrer Sorge, ihrem Leid, ihrer Sünde überwinden. Sie vermögen alles durch den, der sie mächtig macht, Christus, und die Reichen wie die Armen unter ihnen werden reich sein in Gott!

Drum sinke nur vor seinem Glanz
In tiefste Demut ein
Und laß dein Herz erleuchten ganz
Von solchem Freudenschein.

Hier ist das Ziel, hier ist der Ort,
Wo man zum Leben geht,
Hier ist des Paradieses Pfort',
Die wieder offen steht.

Hier fallen alle Sorgen hin,
Zur Lust wird jede Pein,
Es wird erfreuet Herz und Sinn,
Denn Gott ist wieder dein.

Wochenschau.

Graf Hoensbroech gehörte früher dem Orden der Jesuiten an und trat am 13. Januar 1893 in die evangelische Kirche über, er verheiratete sich bald nachher mit einer sehr reichen Dame und wirkte seither als Redaktor zweier angesehener Zeitschriften und auch als Vortragsredner des evangelischen Bundes gegen die Ultramontanen. Großer Jubel auf evangelischer Seite über diesen hohen Konvertiten und auf katholischer Seite tiefe Verblüffung über den Abgefallenen. Aber Jubel und Trauer kamen zu früh, denn seit einigen Wochen

spielt eine mysteriöse Geschichte, deren Held eben jener Graf ist, der bereits freiwillig seine Redaktion niedergelegt und sich vorderhand in die Stille begeben hat.

Was ist denn geschehen? Cherchez la femme?

Ganz klar läßt sich in der Sache noch nicht sehen, aber folgendes ist sicher. Ein Heiratsvermittler hat den Grafen in seine Netze bekommen und leicht ist zu erraten, wer hinter ihm steckt. Derselbe brachte nämlich vor Wochen ein Heiratsinserat in die ultramontane Presse, das den Grafen betrifft. In jenem Inserat suchte am 9. Sept. 1894 ein Herr vom höchsten Adel die Bekanntschaft einer Dame, die in religiösen Dingen ohne Vorurteil wäre und mindestens 1 Million Mark hätte. Der evangelisch gewordene Graf konnte das Inserat nicht verleugnen, er hat auch die Dame gefunden und ist seit einigen Jahren mit ihr verheiratet. Jetzt denke man sich den Jubel auf ultramontaner, und die peinliche Verlegenheit auf evangelischer Seite!

Aber was hat den Heiratsvermittler bewogen, den Skandal zu veröffentlichen?

Das ist nun eben die Frage. Zunächst hat es den Anschein, der Heiratsvermittler habe es bloß aus Rache dafür gethan, daß ihm der Graf für seine Dienste nicht genug Geld zahlte. Der Graf gab ihm, nachdem Verlobung und Hochzeit vorüber waren, 12,000 Mark und ließ sich vom Heiratsvermittler schriftlich bezeugen, daß derselbe nun keine rechtlichen Ansprüche mehr habe. Trotzdem kam der Agent wieder und wieder, bis der Graf lieber den öffentlichen Skandal riskierte als noch mehr bezahlen wollte. Da ging der Tanz los.

Nun wird der verständige Leser schon etwas merken. Es kommt nun alles darauf an, ob der Graf vor vier Jahren den Heiratsvermittler aufgesucht oder ob dieser den Grafen aufgesucht hat. Kann das erstere bewiesen werden, so hat der Graf es zu büßen, daß er auf eine sonderbare Art zu einer reichen Frau kommen wollte und dabei in die Hand eines Elenden fiel. Kann aber nachgewiesen werden, daß der Agent den evangelisch gewordenen Grafen aufgesucht hat, dann liegt der Verdacht furchtbar nahe, daß der Agent im Auftrag von Hintermännern gehandelt, die den abgefallenen Jesuiten moralisch umbringen, jedenfalls für die Agitation im evangelischen Bund unmöglich machen wollten, und wer jene Hintermänner sind, kann jeder Leser erraten. Graf Hoensbroech behauptet jetzt, er sei auf das Heiratsinserat bloß eingegangen, weil er dahinter eine jesuitische Intrigue vermutet, die er zu entlarven gehofft; als ihm das nicht zu gelingen schien, habe er den gegebenen Auftrag zurückgenommen.

Der arme Graf! Er hat durch seinen Uebertritt zur evangelischen Kirche die jesuitische Welt sich verfeindet; das war von ihm eine mutige That, die ihm auf evangelischer Seite natürlich hohes Lob, ja stürmische Begeisterung eingetragen. Aber als er mit dem Agenten so oder anders anband, wurde er schuldig; er that es nicht als evangelischer Christ, sondern als Zögling der Jesuiten, in der Hoffnung, listiger zu sein als sein Lehrer. Darin täuschte er sich und das hat ihn gestürzt. Er glaubte kein Jesuit mehr zu sein, nachdem er den Orden verlassen, aber das war ihm geblieben von der jesuitischen Zucht, daß er meinte, man könne zu einem erlaubten Ziele — das ist ja die Heirat — auf bedenklichen Wegen gelangen und das legte ihn in den Staub. Es ist eine Tragödie aus seinem Schicksal geworden. Wir erkennen des Mannes Schuld und empfinden doch tiefes Mitleid mit ihm. Wir müssen die römische Presse jauchzen lassen in Götterlust, aber eine Schmach und Schande für die

nicht römische deutsche Presse ist es, daß sie teils aus Haß gegen die Religion überhaupt, teils aus politischer Gegnerschaft zum freisinnigen Grafen in das Gelächter über die gefallene Größe mit einstimmt. Unter den deutschen Protestanten ist ganz erbärmlich wenig Gefühl der Zusammengehörigkeit gegenüber dem altbösen Feind. Sie sind ein Acker, auf den jener Feind sein Unkraut gesät hat.

Es geht für uns aus der Geschichte hervor, daß wir auch bei ganz guten Endabsichten uns vor unerlaubten Mitteln und schlechten Subjekten, die dazu raten, in Acht nehmen sollten.

Vom Büchertisch.

Wir haben unsere Leser auf „die Geschichte Jesu", erzählt von Professor Dr. P. W. Schmidt in Basel, bereits aufmerksam gemacht (vergl. Nr. 48 dieses Blattes) und hoffen, sie sei seither von recht vielen gekauft und gelesen worden.

Es wurde in neuerer Zeit auch von theologisch freisinniger Seite wiederholt der Rat gegeben, es möchte auf eine zusammenfassende Darstellung des Lebens Jesu verzichtet werden, ein Rat, der bei der Beschaffenheit der vorhandenen Quellen zu verstehen ist. Auch P. W. Schmidt erzählt uns nicht das ganze Leben Jesu, weil es sich eben gar nicht erzählen läßt, sondern die Geschichte des einen großen Jahres seiner öffentlichen Wirksamkeit, das für die Menschheit ein Jahr des Heils sondergleichen werden sollte. Die politischen, socialen und religiösen Verhältnisse, die der Prophet von Nazareth (Nazara, wie man seit Keim sagt) vorgefunden hat, sind in ausführlicher und gründlicher Weise dargestellt, ohne daß der Leser durch gelehrte Ausführungen gestört wird. Auf diesem Untergrund erhebt sich klar, groß und einzigartig die Gestalt Jesu, und in knapper Erzählung, jeder Satz fast ein Kapitel an Gehalt und ein Zeugnis tiefgründiger und gewissenhafter Gelehrtenarbeit, führt uns Schmidt vom Jordan nach Kapernaum und von da nach Jerusalem-Golgatha. Als wir das Buch ausgelesen hatten, sagten wir vor uns hin: So kann es gewesen sein und nahmen uns vor, die 175 Seiten recht oft zu Rate zu ziehen. Ueber die Auffassung Schmidts im einzelnen, zumal in den umstrittenen Punkten, kann erst geurteilt werden, wenn der in Aussicht gestellte gelehrte Anhang gedruckt vorliegt.

Das fatale Almosen. Eine Erzählung von A. Altherr, Verfasser des Beckenfriedli.

Diese neue litterarische Gabe des Hauptpfarrers von St. Leonhard in Basel, die zuerst im Feuilleton der „Neuen Zürcherzeitung" zu lesen war, ist nun vom Verein für Verbreitung guter Schriften, Sektion Bern, herausgegeben worden und in allen Ablagen desselben zu 15 Cts. zu kaufen. Alles in dieser Erzählung ist aus dem Leben gegriffen, so einfach, so natürlich und doch so interessant, wie man es nur wünschen kann. Große und kleine, reiche und arme Leute können daraus sehr viel lernen. Ganz besonders empfiehlt es sich zur Verteilung an die reifere Jugend bei den zahllosen privaten und öffentlichen Weihnachtsbescherungen. O. B.

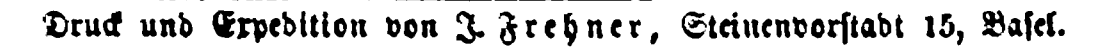
Kirchliche Personalnachrichten.

Baselstadt. Gestorben Herr Emanuel Balmer-Riehm, zweiter Pfarrer am Diakonissenhaus in Riehen, geb. 1853.

Zürich. Gewählt nach Neftenbach der bisherige Vikar Herr Hans Bodmer von Zürich.

Bern. Gewählt nach Langnau Herr Brügger-Wieland, z. Z. in Erlenbach. — Gewählt nach Vinelz Herr Rudolf Schuhmacher, V.D.M. von Bern, der bisherige Verweser.

St. Gallen. Herr Pestalozzi, Pfarrer in St. Gallen, hat einen Ruf ans Großmünster in Zürich abgelehnt.



Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.

Einundzwanzigster Jahrgang. № 53. Samstag, 31. Dezember 1898.

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber:
Pfr. **A. Altherr** in Basel, Pfr. **H. Andres** in Bern, Pfr. **W. Bion** in Zürich,
Pfr. **O. Brändli** in Basel, Pfr. **A. Steiger** in Basel.

Wir sollen nur nicht in den Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittemberg oder Basel, an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. **Oecolampad an Luther.**

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes.
Preis halbjährlich franko zugesandt **2 Fr.** für die Schweiz, nebst Postzuschlag für das Ausland.
Arme können das Blatt auf der Expedition, Steinenvorstadt 15, abholen.

Zur Jahreswende.

Ein Jahr ist hin! Magst du's verstehen!
Dir predigt jede Jahreszeit,
Was ist und kommt, das muß vergehen;
Drum mach' auch dich zum Geh'n bereit.

Das ganze Leben ist ein Scheiden
Vom ersten bis zum letzten Traum;
Was man geliebt, das muß man meiden,
Was man besitzt, ist Wellenschaum.

Dein ist nur dieses Augenblickes
Bemess'ne Frist. Auch sie entflieht,
Und sieh', verklungen ist des Glückes,
Verklungen auch des Schmerzes Lied.

Wo ist die Wiege, die umfangen
Der Liebreiz treuer Menschenbrust?
Wo sind die Sternlein hingegangen
Am Himmel deiner Kinderlust?

Wo sind des Lebensfrühlings Rosen
In ihrer duftumhauchten Pracht?
Wohin des Jugendlenzes Kosen
Vom Strahl der Liebe angefacht?

Wo sind der Hoffnung gold'ne Sterne,
Nach denen du als Mann geschaut,
Die, ob in traumverlor'ner Ferne,
Doch Frieden in dein Herz getaut?

Dahin! Es fällt nach kurzem Traume
Die letzte Blume, herbstbereift,
Das letzte Blatt am leeren Strauche
Hat bald der Winter abgestreift.

So muß es gehen! Und der Weise,
Zum Scheiden allezeit bereit,
Geht lächelnd seine Lebensreise;
Ihn schreckt nicht die Vergänglichkeit.

Denn, was aus seines Geistes Quelle
Er in der Menschen Herz gestreut,
Das fließt als eine ew'ge Welle
Hinaus in die Unendlichkeit.

Und vorwärts fährt er ohne Rasten
— Ob's letzte Fähnlein er gehißt —
Zufrieden, wenn von tausend Masten
Ihm einer noch geblieben ist.

Johannes Brassel.

Was die Glocken läuten.

(Zum Altjahrabend.)

Die Glocken im hohen Turm haben nur eine Stimme, sie haben keine Seele. Sie wissen nicht, was sie läuten, sie singen und sagen, was und wie sie müssen. Sie sind die gehorsamen Diener des Meisters, der sie goß, des Siegrists, der sie mit dem Seil in Bewegung setzt, daß der Schwengel in regelmäßigem Wechsel an die metallenen Wände schlägt.

Aber der Mensch, der die Glocken gerne hört, denkt sich, sie seien mit einer lebendigen Seele begabt, die fühlen, denken und Worte voll Sinn und Geist sprechen kann. Sie sind ihm wie der Pfarrer auf der Kanzel, wie die Orgel auf der Empore, wie der himmelanstrebende Turm, darin sie hausen, Verkündiger göttlicher Wahrheiten.

Wenn Zeit und Stimmung nicht fehlen, lausche ich gern der Predigt der Glocken. Und ob ich auch von der Musik und ihren Feinheiten blutwenig verstehe, so höre ich es doch ganz deutlich, wenn am Werkeltage die helle Morgenglocke ruft: „mit dem Herrn fang alles an!" die ernste Abendglocke mahnt: „nun danket alle Gott!" und wie am Sonn- und Feiertag es vielstimmig durch alle Fenster in mein Inneres dringt: „Tag über alle Tage, Geschenk aus Gottes Hand!" Und die Glocken predigen sich nicht sobald aus, sie haben ein reiches Innenleben und an jedem Tag wissen sie ihrem Text eine neue Seite abzugewinnen. Bald klingt es Dur, bald Moll, bald zum Tode betrübt und dann wieder himmelhoch jauchzend.

Die Glocken des Altjahrabends haben immer besonders viel zu sagen. Das Gelärm auf den Straßen und Plätzen von all' den Leuten, für die die ehernen Prediger der Luft unbeseelt sind, hat mich noch nie gestört. Ich lausche und höre. Und weil ich schon oft gelauscht und oft gehört habe, weiß ich zum voraus, was mir die hohen Freunde diese Mitternacht für eine Sylvesterpredigt halten werden.

Sie werden rufen: „denk o Mensch an deinen Tod!" Wo sind sie, die andern, die uns vor dreihundertfünfundsechzig Tagen die Hand gedrückt und fröhliche Hoffnung im Herzen die Schwelle des neuen Jahres überschritten haben? In der evangelischen Gemeinde, in der ich wirke, sind ihrer einhundertundachtzig zur ewigen Ruhe gegangen, in der ganzen Stadt Basel werden's etwa zehnmal soviel gewesen sein und auf dem ganzen Erdenrund — ach Gott, wie viele! Es hat einmal einer die ungefähre Rechnung gemacht, daß jeden Tag 127,032 Menschen in die Ewigkeit gehen; 5293 jede Stunde, 88 jede Minute. Es können etwas mehr, es können etwas weniger sein, was thut es? Diese Zahlen reden eine erschütternde Sprache. Und der Tod ist ein Gleichmacher, gegen den alle andern Gleichmacher armselige Stümper sind. Von jeder Rasse, jedem Glauben (der Unglaube ist nämlich auch ein Glaube), jedem Volk, jedem Stand, jedem Alter fordert er unerbittlich seine Steuern, die wir nur widerstrebend, unter heißen Thränen bezahlen. Und der Tod hielt wie immer viele Wege. Dem einen ward das Scheiden herbe, sanft ging ein anderer aus der Welt. Die einen veratmeten auf dem Krankenbett, von ihren Liebsten umgeben, die andern einsam und verlassen auf fremder Straße. Die einen verschlang das Wasser, die andern das Feuer und die giftigen Gase drinnen im Bergwerk. Die einen brachen vom Hammerschlage des Todes getroffen im Freudensaale oder auf sonnigen Bergspitzen zusammen und die

andern traf der Schwertschlag oder der Feuerball des Krieges mitten ins Herz. Die einen erlagen einem ungesunden Ueberfluß und die andern dem gierigsten aller Wölfe, dem Hunger. Dem einen stieß ein böser Bruder den Dolch in die ahnungslose Brust und die andern warfen freiwillig ein Leben von sich, dessen Last weiter zu tragen sie keine Kraft mehr in sich fühlten. Der eine starb auf dem Schaffot, ein Auswurf der menschlichen Gesellschaft, der andere auf den Höhen des Ruhms, die Stirne umkränzt mit langdauerndem Lorbeer! Wo sind sie, die andern? Sie gingen und kehren nimmer wieder. Du aber lebst heute noch. Wie wird es in wieder dreihundertfünfundsechzig Tagen sein? Hörst du die Glocken? Sie rufen: denk o Mensch an deinen Tod!

Was werden die Glocken weiter rufen? Sie werden rufen: „Lobe den Herrn, meine Seele!" Denn nicht der Tod nur und seine Boten schritten dies Jahr über das Land, sondern auch das Leben und die Freude und die Liebe. Die Sonne schien und der Tau stieg empor und der Regen rieselte nieder: da wuchs in der Ebene das Brot und am Hügel der Wein und in grünen Aesten geborgen die köstlichsten Früchte. Viel tausend Wiegen wurden gezimmert und darinnen leuchteten Kinderaugen und lächelten Kinderlippen. Der Geist Gottes schwebte über den Wiegen, da wuchsen der Kinder viele und wurden stark im Geist und nahmen zu an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Viel tausend Myrtenkränze wurden um bräutliche Stirnen gewunden und die Herzen klopften in süßer seliger Freude. Die Liebe übernahm die Wacht in dem neuen Hause: da gedieh es und wuchs und ward alle Tage reicher an holdem Frieden. Vielleicht ward dir ein Kindlein geschenkt, vielleicht ward dir der goldene Ring an den Finger gesteckt: Hörst du die Glocke? sie ruft: „Lobe den Herrn meine Seele!"

Und sie ruft dasselbe noch einmal. Du willst seufzen, daß dir das Jahr so viel schweres auferlegt? Lobe den Herrn, der dir Kraft gab es zu tragen. Du willst klagen, daß dir das Jahr manch' liebes Herz geraubt? Lobe den Herrn, der es dir so lange zu reichem Segen gelassen, der dich heute noch segnet durch deine Toten. Du willst verzagen, weil du dieses Jahr geirrt und gefehlt? Lobe den Herrn, der dem reuigen Kind seine Sünde vergiebt und heilet alle seine Gebrechen! Du willst noch einmal jammern, weil du durch das Feuer der Trübsal hindurch mußtest? Lobe den Herrn, der neben das Leid die Liebe gesellt und den Einzelnen wie die Völker durch dunkle Nacht zu immer hellerm Lichte führen will.

Was läuten die Glocken? Sie läuten noch viel, lauschet nur und höret! sie haben allen dasselbe und doch jedem wieder etwas besonderes zu sagen.

Ludwig Burckhardt, ein Orientreisender.

I.

Auf dem mohammedanischen Friedhof in Kairo liegt unter einem schwerfälligen Denkmal ein Mann begraben, der von christlichen Eltern in Basel stammte, aber zum Zweck wissenschaftlicher Forschungen in Afrika und Arabien sich für einen Mohammedaner ausgab und sich auch nach mohammedanischem Ritus begraben ließ — Ludwig Burckhardt, der berühmte Reisende. Als er am 15. Oktober 1817 in Kairo sein Ende kommen fühlte, ließ er den eng-

lischen Generalkonsul, Herrn Salt, zu sich rufen und diktierte demselben seinen letzten Willen. Nachdem er verordnet, wem sein Geld, seine männlichen und weiblichen Sklaven, seine sämtlichen Bücher und Manuskripte zufallen sollten, diktierte er noch: „Grüßen Sie meine Freunde herzlichst von mir — lassen Sie meine Mutter von meinem Tode benachrichtigen und ihr sagen, daß meine letzten Gedanken ihr gehört haben — die Türken werden sich meines Leichnams bemächtigen, überlassen Sie ihnen denselben ruhig." — Dann drückte der Sterbende Herrn Salt die Hand und bat ihn zu gehen, und starb dann ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, erst 33 Jahre alt, in der wissenschaftlichen Welt berühmt als Scheikh Ibrahim.

Es hat auf den ersten Blick etwas Widerwärtiges, einen getauften Christen als Mohammedaner leben und sterben zu sehen, aber wer sich näher mit seinem Charakter und Lebenswandel beschäftigt, kommt zur Einsicht, daß der Mann im übrigen sich als einen ganz edeln Menschen erwiesen hat. Hier zuvörderst nur eines: als sein Vater starb und 250,000 Fr. Vermögen hinterließ, das zu fünf gleichen Teilen unter die Witwe und die vier Kinder geteilt werden sollte, leistete Ludwig Burckhardt sofort auf seinen Anteil Verzicht zu Gunsten der Mutter, „denn", sagte er, „wenn ich auf meinen Reisen umkommen sollte, so wird das Geld schon da sein, wo es alsdann doch hinkommen müßte; und wenn ich glücklich nach England zurückkehre, so werden meine Auftraggeber mir gewiß die Mittel zu meinem fernern Fortkommen verschaffen." Also geldgierig war der Mann nicht und das ist schon ein sicheres Zeichen, daß er kein gemeiner Charakter war.

Ludwig Burckhardt war das achte Kind des Obersten Rudolf Burckhardt zum Kirschgarten von Basel. Da der Vater bei der Belagerung der Festung Hüningen durch die Oesterreicher von den Franzosen des Verrats an die Oesterreicher beschuldigt, vor ein Kriegsgericht gestellt, aber nach erwiesener Unschuld entlassen worden war, wuchs sein Sohn Ludwig im Haß gegen die französische Obrigkeit heran. Er wurde von seiner Mutter, Sara Rohner, am 25. November 1784 in Lausanne geboren. In Basel und in Neuenburg unterrichtet, ging er mit 16 Jahren auf die Universität Leipzig und später nach Göttingen. Im Jahr 1805 kehrte er von hier nach Basel zurück, wo sich ihm als vornehmen und gelehrten Mann eine glänzende diplomatische Laufbahn eröffnete, die er aber aus Widerwillen gegen die Franzosen ablehnte, um nach England zu gehen. In London und Cambridge studierte er das Arabische, Chemie, Medizin und Astronomie bis zum Jahr 1809; zugleich härtete er sich durch große Fußreisen, die er barfuß in der Sonnenhitze machte, ab, schlief auf der bloßen Erde und lebte von Pflanzen und Wasser, um sich zum Orientreisenden tüchtig zu machen und trat dann in den Dienst der African assoziation.

In orientalischer Kleidung und auch in der Lebensweise ganz den Orientalen sich anpassend, machte Ludwig Burckhardt seine Reisen, für die ihm nur eins fehlte: die Gabe zu zeichnen, und das Photographieren war damals noch nicht erfunden. So muß man sich mit seinen Reiseberichten zufrieden geben, die denn auch durch ihre schlichte, von allem Bombast freie Form und den außerordentlichen Reichtum von Beobachtetem den gediegenen Menschen verraten. Vor allem ist der Erzähler frei von ekliger Sensationsucht; wo es sich um haarsträubende Unsitte und Brutalität handelt, führt er schonend daran vorbei, so daß man es wohl versteht, aber sich nicht zu ärgern braucht. Eine Verschneidung z. B. erzählt er lateinisch, sonst sind alle seine Berichte englisch

geschrieben und von der Afrikanischen Gesellschaft in London herausgegeben. Die Hauptwerke sind Travels in Arabia. London 1829. 2 Bände. Arabic Proverbs. London 1875. Notes on the Bedouins and Wahabys. London 1831. 2 Bände. Reiseberichte aus Nubien und dem Innern Afrikas. Aus dem Englischen übersetzt. Weimar 1820. Ein Band mit drei Karten und einem Porträt.

Der Umfang der Burckhardt'schen Reisen ist nach heutigen Begriffen nicht sehr bedeutend, da ihm vor 90 Jahren eine Menge der heutigen Verkehrsmittel und Sicherheiten noch nicht zur Verfügung standen; bedenkt man aber, daß er ohne Dampfschiffe und Eisenbahnen, immer zu Fuß oder per Esel und Kameel, unter halbwilden Völkern und in einer höchst aufgeregten Zeit reiste, dazu größtenteils auf Pfaden, die vor ihm selten oder nie ein Europäer betreten hatte, so fühlt man das Wagnis, das wenigstens so kühn war als in unseren Tagen die Fahrt in Nacht und Eis von Fridjof Nansen, obwohl von diesem, dem Zeitalter entsprechend, unendlich mehr Aufhebens gemacht wird. Folgendes ist die Reiselinie: Mittelländisches Meer—Aleppo, Palmyra, Damaskus—Palästina (ohne Jerusalem), arabische Wüste—Egypten — den Nil hinauf durch Nubien bis Shendy — über das Rote Meer nach Mekka und Tayf — Medina und zurück nach Kairo. Reisezeit bloß 6 Jahre.

Aber was hat der Mann nicht alles beobachtet und niedergeschrieben! Welche Strapazen und Entsagungen hat der vornehm gewöhnte Basler Aristokrat ohne mit einer Wimper zu zucken ertragen! Wie hundertfach ging er der Lebensgefahr entgegen, er wußte es und sprach nicht davon, als ob es sich von selber verstünde. Und dabei suchte er weder Geld, noch Eroberung, noch Sinnenlust. Nur wollte er sehen wie es an den Stätten war, wohin vor ihm selten ein gebildeter Europäer hingekommen, wollte der Gesellschaft, die ihn aussandte, dienen, dem Handel die Wege öffnen, die Wissenschaft fördern. Die Engländer dürfen sich freuen, denn ohne seine Dienste hätten Spätere nicht ihre großen Erfolge gehabt, wäre England heute kaum Herr und Meister am Nil. Als der Pascha in Tayf zum Reisenden sagte, es scheine ihm eine Thorheit, so zu reisen, da antwortete ihm dieser sehr bezeichnend: „Die Schicksale der Menschen sind vorherbestimmt, wir gehorchen unserer Bestimmung, ich empfinde ein großes Vergnügen, unbekannte Länder zu erforschen und verschiedene Volksrassen kennen zu lernen; der Beschwerden, die es mir bringt, achte ich wenig."

Wir werden uns darauf beschränken, aus seinen Reiseberichten das herauszuheben, was sich für unser Blatt und seinen Leserkreis schickt, Sitten und Gebräuche der Menschen in Syrien, Egypten, Nubien und Arabien, im besondern was ein Licht wirft auf den Unterschied zwischen Abendland und Morgenland, zwischen gut und schlecht christlicher Art einerseits und gut und schlecht mohammedanischer Art anderseits. Zum voraus mag bemerkt sein: Burckhardt ist auch darin ein ganzer Aristokrat, daß er sich vor allen subjektiven Auslassungen über religiöse Ansichten und Gebräuche hütet; als ein wahrer Mensch nimmt er sie treu auf und stellt er sie einfach dar, wobei wir fühlen, daß es seine Religion ist, alles Gute zu schätzen. Auf seinem Grabmonument stehen in arabischer Sprache die Worte aus dem Koran: „Gott ist der einzige Gott! Es giebt keinen andern Gott als ihn, den Lebendigen, den Unveränderlichen: weder Schlummer noch Schlaf kommt über ihn. Alles im Himmel und auf Erden ist sein. Er weiß was vor ihnen und was hinter ihnen ist, das Sichtbare und Unsichtbare. Die Menschen erlangen von dem,

was er weiß, nur das, was er ihnen hat geben wollen. Sein Thron erstreckt sich über die Himmel und die Erde und ohne Mühe wacht er über alles. Er ist sehr hoch. Er ist groß."

Diese Inschrift hätte Burckhardt freilich aus der Bibel auch haben können, aber da er auf mohammedanischer Erde starb, entnahm er sie dem Koran, als ob er den Christen hätte sagen wollen: freut euch, daß eure Wahrheit auch unter fremden Völkern anerkannt ist. Daß er sich genötigt sah, zur Sicherung seines Lebens, wenigstens äußerlich sich als Mohammedaner zu geben, eine Folge der fanatischen Koran-Religion, mußte ihm der deutlichste Beweis sein, daß im Koran ein Gift steckt, ein Gift inmitten vieles Guten, aber er gab wegen seines wissenschaftlichen Zweckes den äußern Umständen nach, weil er sich gesagt haben wird: Paris vaut bien une messe. (Forts. folgt.)

Wochenschau.

Am Schluß des Jahres drängt es uns, für das Wohlwollen der Leser zu danken, die das, was wir alle unter viel Arbeit, nur so zwischenhinein und im eiligen Vorbeigehen schreiben müssen, freundlich aufnehmen. Unser Blatt hatte bei seinem Entstehen sehr wenig Chancen für ein längeres Leben, und nun hat es trotz seiner entschiedenen Haltung und trotz vieler Feinde, offener und versteckter, doch 20 Jahre hinter sich und erfreut sich eines Leserkreises, der sich hält und die letzten Jahre auch wieder gewachsen ist. Das kommt daher, daß die Sache, für die das Blatt einsteht, notwendig ist: ein frankes Bekennen freier Anschauungen in Sachen der Religion und was damit zusammenhängt.

In Paris hat eine vornehme katholische Dame, die seit neun Jahren an einen jüdischen Schriftsteller bürgerlich verheiratet ist, den Glauben ihres Gatten angenommen und sich in der Synagoge mit ihm einsegnen lassen. Die religiöse Feier wurde vom Großrabbiner, in Anwesenheit zahlreicher Dichter und Schriftsteller vollzogen am 22. Dezember 1898. Das ist nun schon eine Seltenheit, daß eine Christin von Christus auf Moses zurückgeht und ein christliches Blatt sollte das nach Ansicht vieler wohl tadeln? Aber wir wüßten nicht wie das anzufangen wäre. Wer einmal den Standpunkt einnimmt, es soll in religiösen Dingen Freiheit walten, der muß nicht bloß das Christwerden, sondern auch das Jüdischwerden für erlaubt halten. Zudem hat man gegenwärtig so manche schlimme Sorte Christentum vor Augen, daß der Wunsch, nichts mit ihm zu thun zu haben, sehr leicht entstehen kann. Man denke was von klerikaler, antisemitischer Seite heute in Algier, Paris, Wien und überall an Skandalen und Verbrechen verübt wird. Christen, welche an die gemeinsten Leidenschaften im Menschen appellieren, lügen, stehlen, plündern, Unschuldige verurteilen, Schuldige laufen lassen, die das alles im Namen ihrer katholischen Religion thun, solche Christen sind von der Religion Jesu unendlich viel weiter entfernt als die Juden, welche sich an Moses und die Propheten halten. Vor die Wahl gestellt zwischen einem rohgesinnten, gewissenlosen, fanatischen Antisemitismus und einem Judentum, das die Propheten liest, würden wir keinen Augenblick schwanken. Das letztere steht Jesus ganz außerordentlich viel näher und es wäre eine wohlverdiente Strafe, wenn hunderte und tausende von Christen, die das einsehen, zur Synagoge über-

treten würden. Aber es gäbe für solche Christen einen noch bessern Weg: wenn sie zu den Protestanten stehen wollten, die sich bemühen, vom orthodoxen Kirchentum zur wahren und ewigen Religion Jesu zu kommen, in dessen Person alles Große und Gute der israelitischen Propheten Mensch und Leben geworden ist. Madame Kahn wird in der Synagoge noch oft daran denken, daß sie etwas besseres hätte thun können. Wahrscheinlich ist sie in der katholischen Kirche innerlich nie recht zu Christus gekommen. Wäre sie es, so hätte sie ihn sicher nicht verlassen; war sie es, so wird sie auch ferner innerlich bei ihm bleiben.

Zum Schluß der diesjährigen Wochenschau bitten wir die Leser an das zu denken, was wir in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch am Himmel gesehen haben — die totale Mondfinsternis. Was wir Weltereignisse nennen und das Jahr hindurch in tausenden von Zeitungen als wichtig, sehr wichtig, epochemachend verkünden, das spielt sich alles auf jenem Kügelchen ab, dessen Schatten du dort durch den Mond gehen sahest zwischen zehn und zwei Uhr. Die großen Volksabstimmungen in der Schweiz, Bismarcks Tod, der Dreyfushandel, die Palästinareise des deutschen Kaisers, die Eroberung des Nils durch die Engländer, die Siege der russischen Diplomatie in China, die Ermordung der Kaiserin Elisabeth, die Niederlagen der Spanier und was sonst zu Wasser und Land an Aktion und Reaktion vor sich ging und uns von ungeheurer Wichtigkeit schien — denke dir — das hatte alles Platz auf jenem Kügelchen, dessen runden Schatten du andächtig durch den guten Mond gehen sahest. Und jener Kügelchen schweben in der Luft so viele, daß du sie in Millionen Jahren nicht fertig zählen könntest, wenn du sie alle sähest. Und sehr groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß auf Milliarden von Kügelchen und Kugeln es ähnlich geht, wie auf dem, das wir ein paar Jährchen bewohnen. Große Wahrscheinlichkeit, daß die Bewohner jener andern Kugeln ähnliche Freuden und Schmerzen haben wie wir und daß sie, was bei ihnen vorgeht, auch für ungeheure Weltereignisse halten. Dies bedenkend, kommen uns die großen Dinge doch recht klein vor. Dagegen groß, unsagbar groß, wird bei diesem Gedanken uns Gott, der die Milliarden geschaffen hat und wie ein Hirt die Schafe regiert, ohne daß ihm eines fehlet. Alles ist klein. Jeder, selbst ein Kaiser, ist unendlich klein. Gelobt aber und angebetet sei Gott, im alten Jahr wie im neuen, das kommt.

Neujahrsspruch.

Nun denn, es sei begonnen!
Der Erden, Monden, Sonnen
Zeigt Weg und Ziele an:
Er wird auch mich begleiten,
Wird sicher stets mich leiten
Auf meiner Lebensbahn!

Und was er mir ersehen,
Sein Wille soll geschehen!
Und ewig lebt aufs neue,
Des alten Gottes Treue!
Drum leg' in seine Hände
Ich Anfang, Fortgang, Ende!

J. Z.

Totaliter aliter.

Einst kritisierte Ritschl, der bekannte Göttinger Professor der Theologie, in kleinerem Studentenkreise ein Werk seines Kollegen Schöberlein, das über „Die Geheimnisse des Glaubens“ handelte, durch folgende Anekdote: Einst hatten zwei Einsiedler, die ihre Gedanken oft auf das ewige Leben richteten und sich oft ausmalten, wie es beschaffen sein würde, verabredet, der erste, der stürbe, solle dem Ueberlebenden im Traume erscheinen und ihm vom ewigen Leben erzählen. So geschah es. Im Traume fragt der Ueberlebende seinen ihm vorangegangenen Freund: „Taliter qualiter? Ist es so, wie wir gedacht?“ „Totaliter aliter!“ antwortete der Verstorbene.

Vom Büchertisch.

Der Berner Verein für Verbreitung guter Schriften hat außer dem „Fatalen Almosen“ von A. Altherr, noch eine besondere Weihnachtsgabe für die Jugend erscheinen lassen: „Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann“, von W. O. von Horn. Verkaufspreis 15 Rappen.

Ebenso reicht die Sektion Basel desselben Vereins den Kindern um 10 Rappen ein Büchlein dar, betitelt: „Der Weihnachtsabend“, von Christoph v. Schmid. Und weil wir den Namen dieses noch immer viel empfohlenen und vielgelesenen Schriftstellers nennen, können wir es nicht unterlassen beizufügen, wie der verstorbene Dr. Sonderegger über ihn urteilt: „Auch Christoph Schmids Geschichten bewegten mich sehr; als Mann konnte ich den Robinson mit Genuß wieder lesen, nicht aber Christoph Schmid. Er predigt zu viel, ist unanständig unterthänig, und seine Gestalten sind nur schneeweiß oder brandschwarz. Aber Kinder stört das nicht, sie ziehen schematische Figuren dem Naturgetreuen weit vor. Das wiederholt sich leider auch beim erwachsenen Volke, das mit Vorliebe Schundromane verschlingt, die von den hohen Vorzügen Christoph Schmids keinen einzigen, dessen Fehler aber in hundertfältigem Maße besitzen. Man giebt sich darüber zu wenig Rechenschaft und verliert deshalb bei gemeinnützigen Unternehmungen sehr oft den erhofften bildenden Einfluß.“ Einverstanden. O. B.

Kirchliche Personalnachrichten.

Zürich. Die theologische Fakultät Zürich hat zu Ehrendoktoren der Theologie ernannt Herrn Dekan Gottfried Heer in Betschwanden (Glarus), als ersten Urheber der Glarner Familienbibel und insbesondere als Bearbeiter der Glarner Kirchengeschichte, Herrn Dr. phil. Max Krenkel in Dresden als hervorragenden Forscher, besonders auf dem Gebiete des Neuen Testaments und als thatkräftigen Verteidiger evangelischer Freiheit, Herrn Pastor und Kirchenrat Dr. phil. Carl Manchot in Hamburg wegen seiner Verdienste um die theologische Wissenschaft, wie um die evangelische Kirche, und Herrn Kirchenrat und Konkordatspräsidenten Johann Kaspar Scheller in Kilchberg bei Zürich, in Anerkennung seiner mühevollen Arbeit zur Erschließung des Briefwechsels der Reformatoren im Zürcher Staatsarchiv für die kirchengeschichtliche Forschung.

Deutsches Reich. Gestorben in Potsdam Herr M. v. Egidy, Oberstlieutenant a. D., der bekannte Vorkämpfer des „Einigen Christentums“, geb. 1846.

Druck und Expedition von J. Frehner, Steinenvorstadt 15, Basel.



